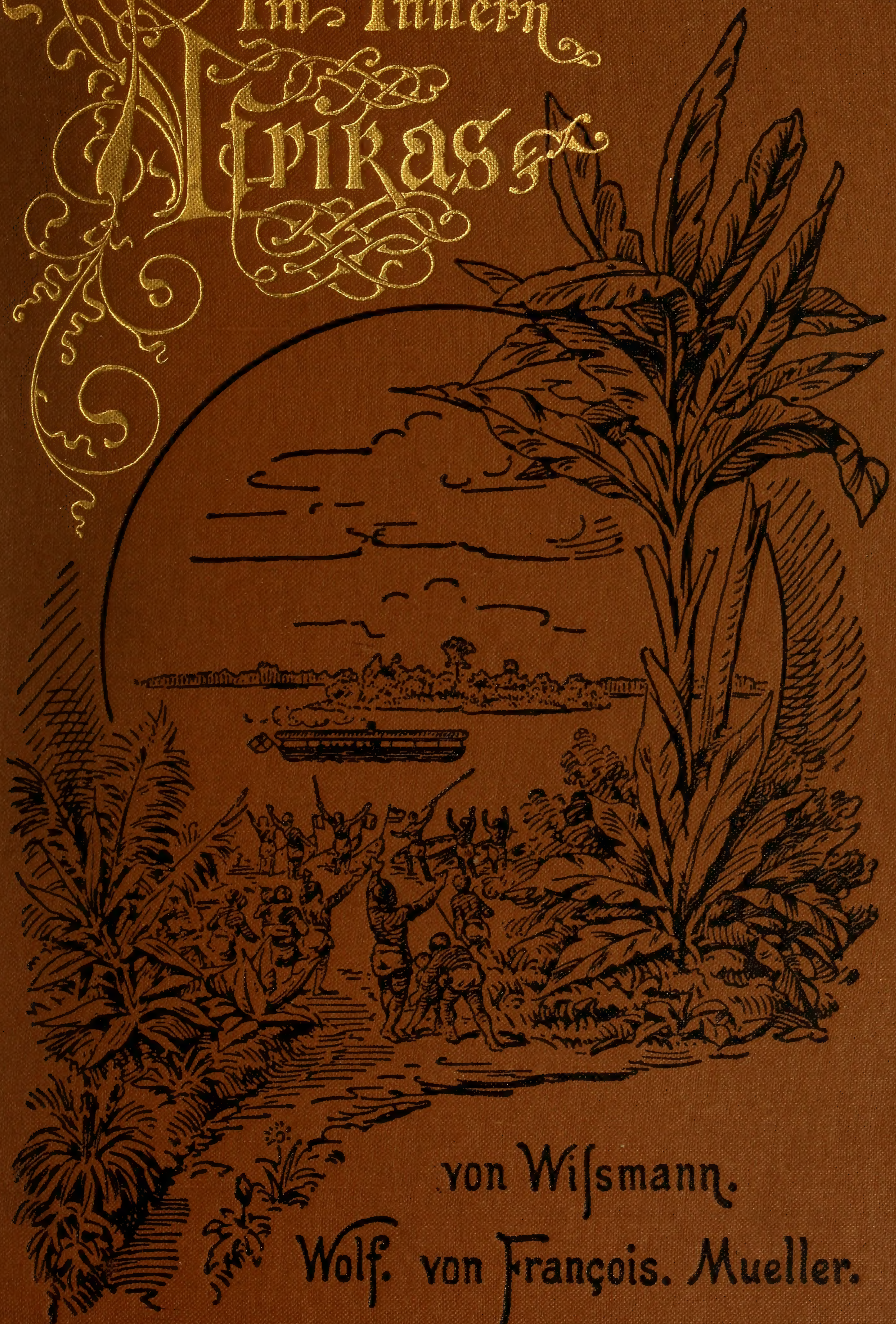
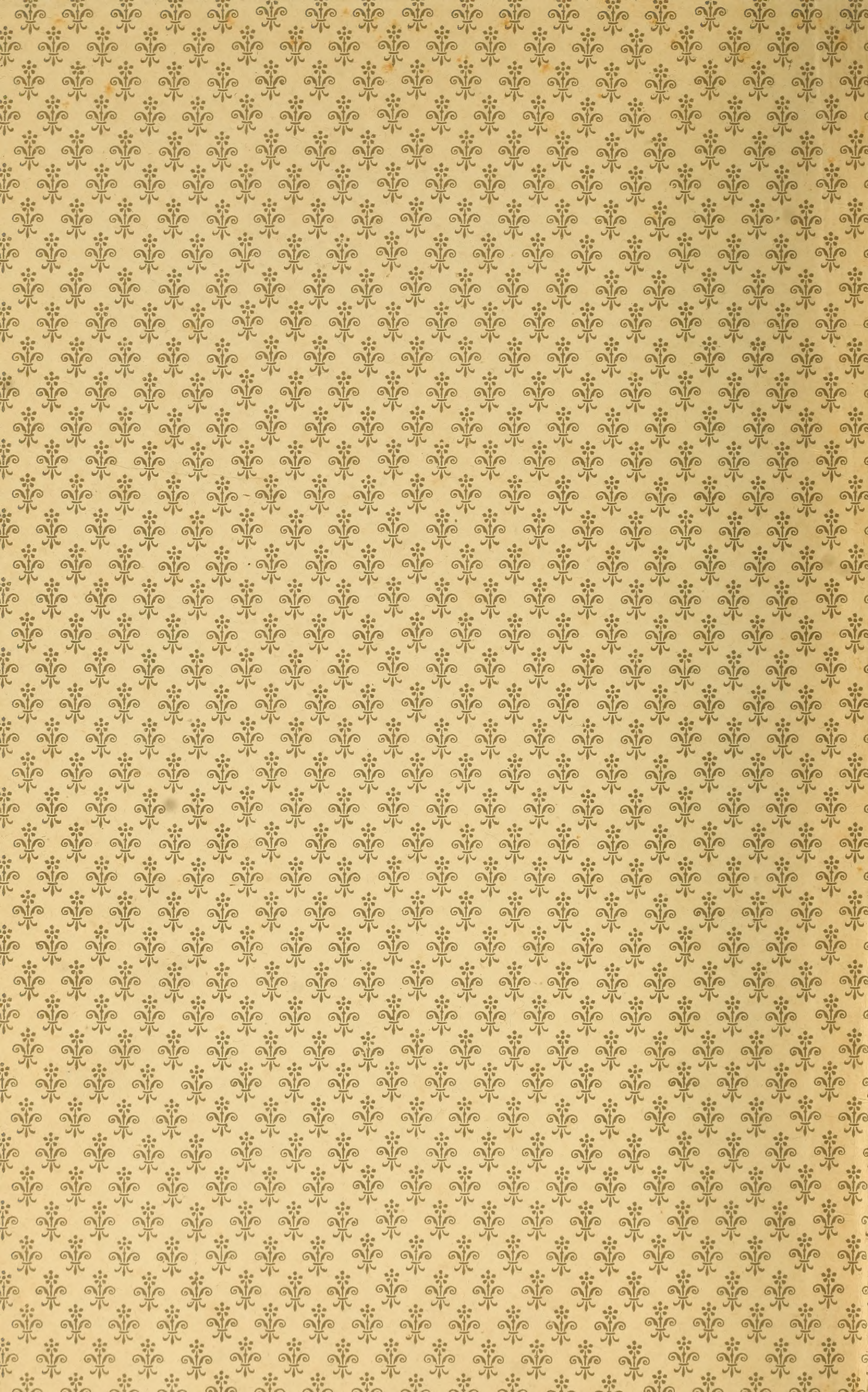
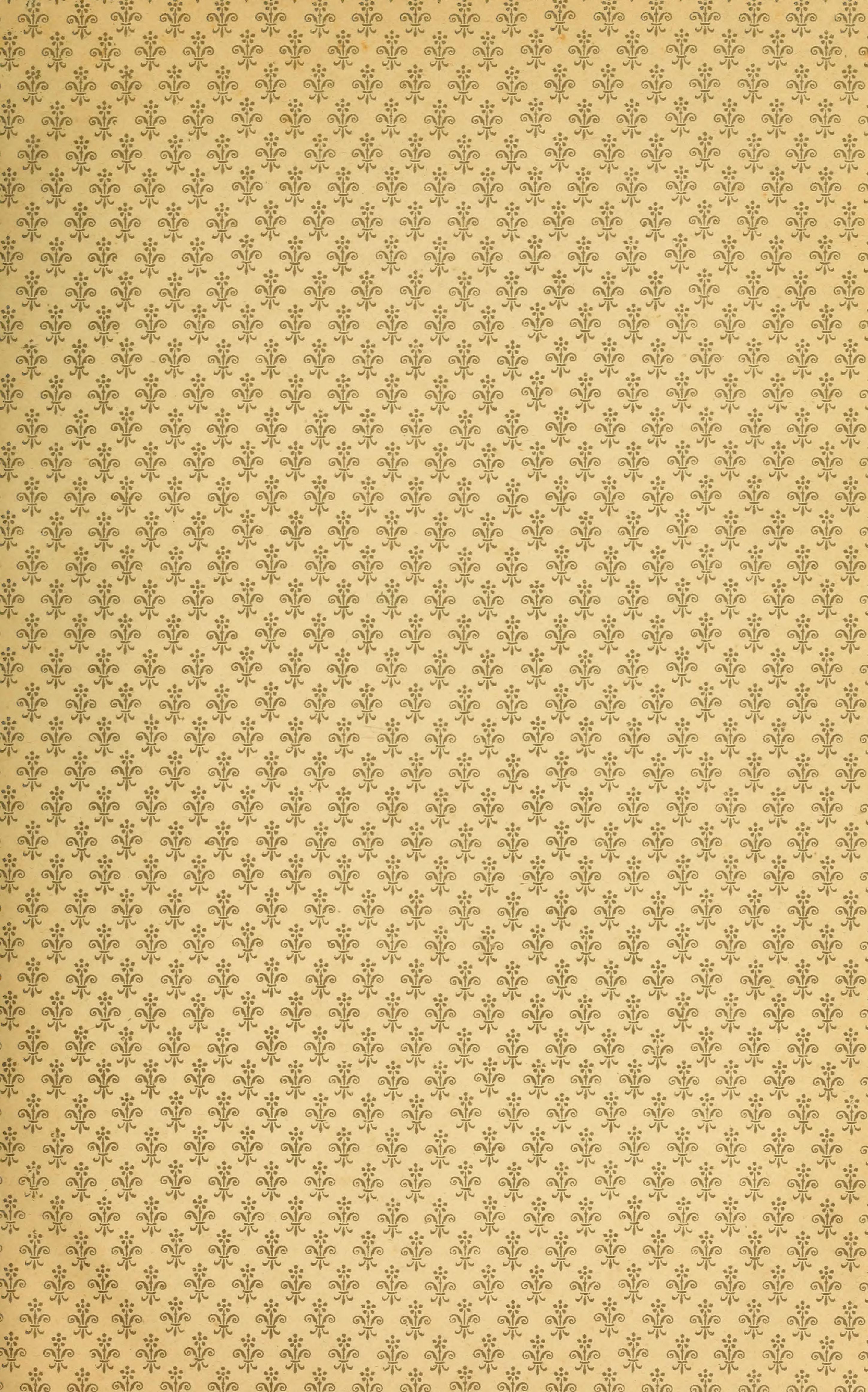
Im Innern Afrikas







Im Innern Afrikas.



Negativ v. C. Günther. Berlin. Photogravure H. Riffarth. Berlin.

Hermann Wissmann.

Franz Mueller. Hans Mueller. Ludwig Wolf. Curt von François.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Im Innern Afrikas.

Die Erforschung des Kassai

während der Jahre 1883, 1884 und 1885.

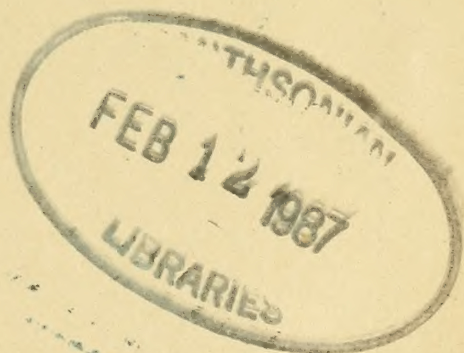
Von

Hermann von Wißmann,
Ludwig Wolf, Curt von François, Hans Mueller.

Dritte Auflage.

Mit einem Titelbild, über 100 Abbildungen und 3 Karten.





Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1891.

Sr. Majestät

Leopold II.

König der Belgier

in tiefster Ehrfurcht und Dankbarkeit

gewidmet.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Zum vierten male hat mich der dunkle Welttheil, der sich durch Jahrhunderte einsiedlerisch abgeschlossen, und der jetzt mit rastloser Kraft nach Gleichstellung mit den andern Theilen unsers Planeten strebt, zu sich gerufen.

Nicht die Wissenschaft, nicht allgemeine Culturbestrebungen sind es diesmal, die mich herzogen; der alte Continent ist dankbar, er belohnt meine zehnjährige Arbeit dadurch, daß er mir Raum und Gelegenheit gibt zur Arbeit für mein Vaterland, für Deutschland.

Schon ist manches gelungen, und mit Gottes Hülfe wird das, was jetzt mit Eisen und Blut gesäet werden mußte, aufgehen zum Nutzen und Heil des Vaterlandes!

Schon sprießt hier und da die Saat aus dem hartgepflügten Boden empor; schneller als ich gehofft belebt sich der Handel wieder, war es mir doch vergönnt, auf von der Kriegsfessel befreitem, aufathmendem Gebiet zwei großen wegemüden Wanderern, Stanley und Emin, die erste friedlich sichere Ruhe zu bieten, und in nicht ferner Zeit, hoffe ich, wird der Deutsche des heißen Klimas lohnende Früchte, die er jetzt noch fremdem Unternehmungsgeiste theuer zahlt, hier selbst gewinnen.

Manches Opfer fordert die Entwickelung der Wildniß zu segenbringenden Geländen; während ich im Osten thätig war, stellte der älteste Offizier meiner zweiten Reise, die in den folgenden Blättern erzählt wird, Herr Stabsarzt Dr. Ludwig Wolf, seine Kräfte und Erfahrungen dem Vaterlande in den westafrikanischen Schutzländern im Togogebiete zur Verfügung. Niemals Schonung kennend, wenn die Pflicht ihn rief, hat er auch dort im wilden Dahomey seiner ungewöhnlich kräftigen Natur so viel zugemuthet, daß er erlag. Wie wir drei noch übrigen Gefährten einen lieben Freund und Kameraden an ihm

verloren, so ist für die deutsch-coloniale Sache das allzufrühe Hinscheiden des Stabsarztes Wolf ein schwer zu verwindender Schlag. — Dank ihm und Ehre seinem Angedenken!

Das vorliegende Werk, das eine Zeit behandelt, in der der Verstorbene und andere für das Vaterland wirkende Männer ihre afrikanische Laufbahn begonnen, in der ich reichliche Erfahrungen sammeln und mehren konnte, sieht seiner zweiten Auflage entgegen. Hans Mueller, inzwischen zum königlichen Oberförster befördert, hat sich der mühevollen Durchsicht und Correctur bereitwilligst unterzogen.

In der Hoffnung, daß die bescheidene Erzählung unserer Reiseerlebnisse das Interesse an dem dunkeln Welttheil mehren möge, der für uns Deutsche, wie ich erwarte, von immer mehr lohnender Bedeutung wird, übergebe ich dieselbe nochmals der gütigen Nachsicht der deutschen Leser.

Berlin, im October 1890.

Hermann von Wißmann.

Vorwort zur ersten Auflage.

Die in den Jahren 1879—82 von Dr. Pogge und mir durch das südliche Flußgebiet des Kongo ausgeführten Reisen, auf welchen der Kassai, Sankuru und Lomami überschritten wurden, waren die Veranlassung, daß die Erforschung dieser in ihrem Verlaufe noch unbekannten Wasseradern in geographischen Kreisen an Interesse und Bedeutung gewann.

Wol war man geneigt anzunehmen, daß diese Ströme Zuflüsse des Kongo seien, doch beruhte alles, was ihren Lauf und ihre Mündung betraf, nur auf Erkundigungen. Livingstone hatte, obwol er den Kassai weit südlicher als Pogge und ich kennen lernte, dennoch mehr über ihn zu erfahren gewußt, als es uns möglich gewesen war. „Der Kassai", sagt er, „nimmt später den Namen Saire an, wendet sich nach Nordwesten und Westen und ergießt sich unter dem Namen Kongo bei Banana ins Meer."

Die jetzige Karte zeigt, wie zutreffend diese Erkundigungen über den Lauf des Flusses waren, wenn man von der später durch Stanley gelösten Lualaba-Kongofrage absieht.

Stanley glaubte, daß die Ikelembamündung, welche er auf seiner denkwürdigen Kongothalfahrt in der Nähe des Aequators entdeckte, die des Kassai sei.

Als er jedoch später fand, daß diese wegen ihrer geringen Wassermassen nicht die eines mächtigen Flusses sein könne, ließ er die Frage offen, ob nicht in dem südlichen Kongobecken ein Binnensee gleich dem Tschadsee vorhanden sei, in welchen der Kassai münde, um dann aus diesem sich schließlich in mehrern Armen mit dem Kongo zu vereinigen.

Se. Maj. König Leopold II., dessen thatkräftiger Unterstützung die Afrikaforschung schon so viele und große Erfolge verdankte, betrauten mich kurz nach meiner Rückkehr von meiner Durchquerung Afrikas mit dem Auftrage, das Kassaiproblem zu lösen und zu diesem Zwecke die Führung einer größern Expedition zu übernehmen.

Ich zögerte nicht, diesen Auftrag anzunehmen, da die Afrikanische Gesellschaft in Berlin damals über keine Mittel für neue Unternehmungen verfügte, daher auch ihrem Reisenden und meinem frühern Gefährten Dr. Paul Pogge, welcher noch im Innern Afrikas weilte und auf Ablösung wartete, keine Unterstützung schicken konnte.

Von Dr. Pogge fehlten aber seit langer Zeit alle Nachrichten; beunruhigende Gerüchte über sein Schicksal waren bis an die Küste gedrungen, sodaß es mein lebhafter Wunsch war, möglichst schnell über ihn, dem ich mich in Freundschaft und Dankbarkeit verpflichtet fühlte, Gewißheit zu erhalten und ihm die nöthige Unterstützung noch frühzeitig zu bringen. Se. Maj. der König hatten mir allergnädigst ausreichende Vollmacht gegeben, Pogge und seine Arbeiten im Innern für die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland zu unterstützen. Ferner war mir auch die Allerhöchste Vergünstigung gewährt, ethnographische und sonstige wissenschaftliche Sammlungen für die königlichen Museen in Berlin machen zu dürfen. Ich erhielt der Vielseitigkeit des Unternehmens entsprechende Mittel, dasselbe in keiner Weise beengende Directiven und schritt sofort an die Zusammensetzung und Ausrüstung der größten bis dahin nach dem Innern des dunkeln Continents entsandten Expedition. Die Europäer, welche ich als meine Begleiter zur Unterstützung, Uebernahme detachirter Unternehmungen und zur Ausführung verschiedener wissenschaftlicher Arbeiten auswählte, waren:

Dr. Ludwig Wolf, königlich sächsischer Stabsarzt, der bereits Erfahrungen in tropischen Gebieten gesammelt hatte und zugleich mit den anthropologischen Arbeiten betraut wurde;

Curt von François, königlich preußischer Hauptmann, welcher Geograph der Expedition war;

Franz Mueller, königlich preußischer Lieutenant, dem die meteorologischen Beobachtungen und photographischen Aufnahmen oblagen;

Hans Mueller, Lieutenant im königlich preußischen Feldjäger-Corps und Forstreferendar, welcher als Zoologe und Botaniker thätig war.

Ferner nahm ich noch in den Dienst der Expedition den Schiffszimmermann Bugslag, der sich schon auf der erfolgreichen Reise des Herrn Major von Mechow in Afrika bewährt hatte, dann die Büchsenmacher Schneider und Meyer.

In Berlin und Hamburg wurde innerhalb zweier Monate die Ausrüstung mit besonderer Rücksicht auf die Erforschung des Kassai und auf Anlage von Stationen beschafft. Ein für 16 Trägerlasten eingerichtetes zerlegbares Stahlboot erhielt den Namen „Paul Pogge“.

Die Bewaffnung bestand aus 500 Gewehren und einem von Herrn Friedrich Krupp geschenkten, für unsere Reisezwecke besonders angefertigten Geschütz.

Die Expedition war unabhängig von der Association internationale und marschirte unter der von Sr. königl. Hoh. dem hochseligen Prinzen Friedrich Karl huldvollst geschenkten deutschen Fahne.

Als ich Malange, den am weitesten nach Osten vorgeschobenen Posten portugiesischer Machtstellung in Angola, erreicht hatte, traf ich unerwartet Dr. Pogge wieder. Die Freude des Wiedersehens war tief getrübt dadurch, daß ich meinen Freund als einen schwer Kranken umarmt hielt. Die Strapazen und Entbehrungen im Innern hatten die Gesundheit des einst so kräftigen Mannes vollständig gebrochen. Es gelang mir, in zwei Tagen seine geschäftlichen Angelegenheiten in Malange zu ordnen, damit er schnell nach der Küste und weiter nach Europa reisen konnte. Doch alle Fürsorge war vergebens! Er erreichte noch lebend das Meer, um dann fast unmittelbar vor der beabsichtigten Einschiffung nach der Heimat zu sterben. Im holländischen Hause zu San Paulo de Loanda hat Dr. Pogge durch den Chef desselben, Herrn Consul Wenniger, bis zu seinem Lebensende alle erdenkliche Pflege erhalten, wofür ich auch an dieser Stelle aufrichtig danke.

Auch zweien meiner Gefährten war es leider nicht vergönnt, die Erfolge der Expedition und damit die größte Belohnung einer aufopfernden Thätigkeit zu erleben: Lieutenant Franz Mueller und Büchsenmacher Meyer erlagen frühzeitig den Einflüssen eines fremden Klimas. Ehre ihrem Andenken!

Den übrigen Mitgliedern der Expedition spreche ich für die hingebende Aufopferung, durch welche sie den Erfolg ermöglicht und gesichert haben, meinen tiefgefühlten Dank aus. Hans Mueller hat nach dem Tode seines Bruders die photographischen Aufnahmen gemacht.

Als ich mich im September 1885 schwer erkrankt vom Kongo nach Madeira begeben mußte, übertrug ich die Führung der Expedition Stabsarzt Ludwig Wolf, welcher durch selbständige Erforschung des Sankuru und seiner Nebenflüsse weitere Erfolge erzielte. Wiederhergestellt übernahm ich einen neuen Auftrag von Sr. Maj. dem Könige der Belgier, der mich wieder in die östlichen Theile des während unserer Anwesenheit im Innern entstandenen Kongostaates führte und meine Rückreise dann nach der Ostküste richtete. Hier fand ich den ersten Gruß aus der Heimat von meinem Reisegefährten und Freunde Ludwig Wolf, dem ich als letztem Landsmann im Innern Afrikas zum Abschiede die Hand geschüttelt hatte,

als er nach Westen und ich nach Osten ging. Wolf hatte inzwischen als mein Vertreter das vorliegende Werk in meinem Sinne vorbereitet und schon mit den ehemaligen Mitgliedern der Expedition Hauptmann Curt von François und Forstreferendar Hans Mueller die gemeinsame Bearbeitung desselben unternommen, an deren Durchsicht und Abschluß ich mich dann nach meiner Rückkehr betheiligte. Dadurch, daß Wolf sich bis dahin allein der Redaction unterzogen hatte, ist die schnelle Herstellung unsers Reisewerks ermöglicht und seinen Kameraden viel Mühe und Zeit erspart geblieben.

Das vorliegende Reisewerk ist eine gedrängte Schilderung unserer Thätigkeit, ein Bericht, welcher unsere gemeinsamen Beobachtungen und Erlebnisse in möglichst knapper Form wiedergeben soll.

Die afrikanischen Namen sind so geschrieben, wie sie im Deutschen ausgesprochen werden.

Daß wir als deutsche Offiziere an der Erforschung Afrikas mitwirken konnten, ist uns durch Se. Maj. den Kaiser, Se. Maj. den König von Sachsen und unsere hohen Commandobehörden ermöglicht worden. Dafür gebührt pflichtgemäß unser erster tiefgefühlter Dank, dem ich zugleich im Namen meiner Kameraden auch an dieser Stelle ehrerbietigst Ausdruck verleihe.

Der portugiesischen Colonialregierung in Angola, den Beamten des Kongostaates, dem Hause Woermann in Hamburg und dem holländischen Handelshause in Westafrika — Nieuwe Afrikaansche Handels Vennootschap Rotterdam — fühlt die Expedition sich für gewährte Unterstützung und Gastfreundschaft zu besonderm Danke verpflichtet.

Ich gedenke ferner noch in Dankbarkeit der aufopfernden Pflege, welche ich während meiner Krankheit in der französischen katholischen Mission Linsolo und später zusammen mit Hans Mueller in der englischen Baptistenmission zu Leopoldville gefunden habe. Der Afrikanischen Gesellschaft in Berlin danke ich für das freundliche Interesse, welches sie der Expedition bewiesen hat.

Der mühevollen Bearbeitung unserer meteorologischen Beobachtungen hat sich Herr Dr. von Danckelman gütigst unterzogen, was ich nicht unerwähnt lassen darf.

Berlin, im November 1887.

Hermann Wißmann.

Inhalt.

Viertes Kapitel.

Vom Kuango nach dem Kassai.

Fünftes Kapitel.

Vom Kassai bis Mukenge.

Sechstes Kapitel.

Mueller's Bericht über seine Reise zu Muata-Kumbana.

Zehntes Kapitel.

Thätigkeit und Ereignisse auf Luluaburg.

Elftes Kapitel.

Wolf's Bericht über seine Reise in das Land der Bakuba.

Zwölftes Kapitel.

François' Bericht über seine Reise zu Mona-Tenda.

Funfzehntes Kapitel.

Von der Einmündung des Lulua bis zur Einmündung des Sankuru.

Sechzehntes Kapitel.

Vom Sankuru bis zu den feindlichen Bassongo-Mino.

Siebzehntes Kapitel.

Von den Bassongo-Mino bis zum Kuango.

Achtzehntes Kapitel.
Vom Kuango zum Kongo.

Neunzehntes Kapitel.
Von der Kassaimündung zum Stanley-Pool.

Anhang.

Abbildungen im Text.

Separatbilder.

Karten.

Erstes Kapitel.

Von Hamburg nach Malange.

Abfahrt. — An Bord des „Professor Woermann". — Kamerun. — Besuch beim Häuptling Dido. — Folgen einer Ohrfeige. — King Bell. — San Paulo de Loanda. — Kuanza. — Dondo, die „Hölle der Welt". — Zusammentreffen mit Dr. Pogge. — Marsch nach Malange. — Das Felsenneft Pungo N'dongo. — Ankunft in Malange.

Am 16. November 1883 verließen wir an Bord des „Professor Woermann" Hamburg. Acht volle Wochen sollte es dauern, bis wir Loanda, das erste Ziel unserer Reise, erreichten. Die Fahrt war eine gute zu nennen, obwol wir namentlich im Kanal und im Biscayischen Meerbusen viel mit ungünstigem Wetter zu kämpfen hatten. Unter den vielen Küstenplätzen, die wir anliefen, befand sich auch das inzwischen deutsch gewordene Kamerun.

Es war am 17. December, als wir in die Mündung des Kamerunflusses einliefen. Die Ufer desselben sind mit dichtem Mangrove bestanden; wo das Gelände etwas ansteigt, krönen Palmen und hohe Urwaldbäume, unter denen durch seine mächtigen Formen der Baumwollbaum (Eriodendron) am meisten auffällt, die flachen Hügel. In nebelgrauer Ferne wurde uns eine Wolke gezeigt, die das Kamerungebirge andeutete. Bei der geringen Wassertiefe der Mündung hielt der Kapitän es für bedenklich, ohne Lootsen weiterzugehen. Es wurde deshalb ein mit Krunegern, die wir seit Monrovia an Bord hatten, bemanntes Boot ausgeschickt, das die Ankunft des Dampfers in der Woermann'schen Factorei melden und den Lootsen heraussenden sollte. Da die Ebbe eingetreten war, wurde das kleine Fahrzeug jedoch weit aus seinem Curs verschlagen, und es wurde Abend, ehe der Lootse und mit ihm Herr Schmidt, als Vertreter des Woermann'schen Hauses in Kamerun, an Bord kamen.

Gegen Morgen dampften wir stromauf; bald saßen wir jedoch fest und entschlossen uns nun, in der Gig des Herrn Schmidt weiterzufahren. Nach fast achtstündiger Fahrt, die nur durch einen kleinen Aufenthalt am Malimbapoint unterbrochen wurde, wo wir fischende Neger vorfanden, die soeben ein gefangenes Krokodil zerlegten, um es zu räuchern und zu braten, erreichten wir die malerisch auf einer palmenbestandenen Anhöhe gelegenen Dörfer des King Bell und King Akwa. Zwischen beiden liegt, sie trennend, die englische Mission, von der ja in den Kämpfen unserer Marine bei Kamerun mehrfach die Rede gewesen ist. Unmittelbar am Ufer, unterhalb des Dorfes King Akwa, befindet sich die Woermann'sche Factorei, in der wir gastfrei aufgenommen wurden. Ein Spaziergang führte uns in das Dorf eines dem Akwa untergebenen Häuptlings Dido, dessen Haus wir, von ihm eingeladen, betraten, um uns an Palmwein zu erfrischen. Seine Tochter, ein Kind noch, jedoch üppig entwickelt, credenzte denselben und nahm dabei ungenirt abwechselnd auf dem Schoße eines der weißen Besucher Platz. Die zahlreichen Weiber des Häuptlings wie auch die andern Bewohner des hübsch angelegten, inmitten von Bananen, Erdnüssen, süßen Bataten und Maniokfeldern versteckten Dorfes standen neugierig vor der Thür, um die Weißen, die ihnen freilich nicht neu und unbekannt waren, aber dennoch eine große Anziehungskraft auf sie ausübten, in der Nähe zu betrachten. Wir hatten Gelegenheit, die Kunstfertigkeit der Leute bei Anfertigung von Holzschnitzereien zu bewundern. Ein hübsch gemaltes Ruder, eine Trommel, ein Schemel und einige kleine schön geschnitzte Kanoe-Modelle wurden uns geschenkt oder zum Kauf angeboten. Bei weitern Ausflügen lernten wir die unmittelbare Umgebung der beiden Hauptstädte Kameruns näher kennen. Die Dörfer waren durchweg hübsch und sauber gebaut, nur die den Sklaven abgesondert von den freien Negern zugewiesenen Hütten zeigten vielfach Anhäufungen von Schmutz und Scherben. Der Schwarm der Gaffer, der uns stets begleitete, schien es auch für anstößig zu halten, daß wir uns diesen Pariawohnungen näherten, geschweige denn sie betraten.

Ueberall wurden die Weißen freundlich, ja herzlich bewillkommnet; die Leute schienen sehr wohl zu wissen, welche Vortheile ihnen der Handel bringt, und richteten danach ihr Benehmen ein. Trotzdem sollten wir Gelegenheit haben, uns zu überzeugen, daß die Dualla nicht immer so ruhig und gutmüthig sind. Freilich trug

wol, wie häufig bei vorkommenden Streitfällen an der Küste, die Hauptschuld ein Weißer, der, als ein Schwarm angetrunkener Neger, denen Branntwein von ihm geschenkt war, in seiner Factorei ungebührlich lärmte, ohne weiteres seine große deutsche Dogge auf die Leute hetzte, die einem derselben ein soeben gekauftes Stück Zeug zerriß. Als der Mann, der nicht zu den Schreiern gehörte, sondern ruhig neben denselben stand, ihn dann um Ersatz seines Zeuges bat, erhielt er von dem Weißen eine Ohrfeige, die er ohne Besinnen kräftig und schallend heimzahlte. Eine wilde Jagd seitens der Angestellten der Factorei erhob sich auf den entfliehenden Missethäter. Schnell erschienen jedoch zahlreiche Eingeborene mit Knitteln, Messern, ja einige sogar mit Gewehren bewaffnet, und schlecht wäre es den Herren der Factorei ergangen, von denen zwei, die sich zu weit gewagt hatten, bereits aus mehrern Wunden bluteten, wenn wir nicht zur Unterstützung herbeigeeilt wären und Wißmann nicht mit gespanntem Revolver ihren Rückzug gedeckt hätte. Wir führten King Akwa, von dessen Stamm die erbosten Eingeborenen waren, in die Factorei und besänftigten durch ihn die aufgeregten Gemüther. Das Verfahren, das er anwandte, war freilich einfach genug; mit einer Peitsche fuchtelte er auf seine Untergebenen los, sich aber dabei wohl hütend, einen derselben zu treffen. Tags darauf wurde ein großes Palaver gehalten, in dem man zunächst beschloß, daß der Weiße seinen Hund abzuschaffen hätte; weitere Beschlüsse sollten darauf folgen.

Man hört an der Küste so unendlich oft klagen, daß die Neger schwer zu behandeln und treulos und hinterlistig wären. Wie oft aber die Schuld daran an den Weißen liegt, dringt kaum in die Oeffentlichkeit.

Der Hund, welcher so durch seinen Herrn in Kamerun unmöglich geworden war, begleitete uns nachher bis Malange, wo er leider am Herzschlage einging. Ein gleiches Schicksal theilten dort zwei Foxterriers und mehrere Dachshunde, während eine junge Terrierhündin und eine Anzahl von Teckeln, die noch nicht voll ein Jahr waren, die Strapazen der Reise bis zum Ende vorzüglich aushielten.

King Bell hatte von dem Vorfall gehört und erschien abends in der Woermann'schen Factorei, um die nähere Ursache zu erfahren und auch um uns zu besuchen. Angenehm berührte uns seine ruhige und verständige Auffassung des Geschehenen.

Der wol vierzigjährige, kräftig gebaute Häuptling machte überhaupt mit seinem gutmüthigen, durch einen Vollbart beschatteten Gesicht einen äußerst sympathischen Eindruck. Er war mit einem weißen geplätteten Faltenhemde und einem darunter befindlichen Hüfttuch bekleidet. King Bell erzählte viel von dem Elefantenreichthum der Gegend und versprach, uns auch zum Schuß zu bringen. Leider hatten wir keine Gelegenheit, seiner Jagdeinladung zu folgen. Am nächsten Tage erwiderten wir seinen Besuch und suchten ihn in seinem Hause auf, wo eine seiner Frauen in angenehmer Weise die Honneurs bei Palmwein machte. Das Haus war sauber und hübsch gebaut und wies als Hauptschmuck die Bilder Bismarck's und Moltke's auf. Ein großes Büffet, ein Geschenk Woermann's, prangte an einer Wand. Während wir uns erfrischten, erscholl vom Flusse her eine Trommel. Auf unser Befragen theilte Bell, der eine Weile aufmerksam lauschte, uns mit, es käme ein Händler den Fluß herunter und brächte zwei Zähne Elfenbein, einige Tonnen Oel und andere Gegenstände, die er genau bezeichnete, aus dem Innern mit. Diese Trommelsprache hat nachher unserer Marine vielfache Schwierigkeiten bereitet, da, sobald ein Boot an Land ging oder irgendein Manöver von den Schiffen ausgeführt wurde, dies durch Trommelsignale sofort in der weitesten Ferne bekannt gemacht wurde.

Ein Jagdausflug im Boote auf dem Mungo-Creek und seinen Nebenwässern blieb erfolglos, doch hatten wir Gelegenheit, zum ersten mal den afrikanischen Urwald in seiner stillen Pracht, in seiner ganzen Großartigkeit zu bewundern.

Am 23. morgens lichteten wir die Anker, und unter dem Flaggengruß sämmtlicher Factoreien verließen wir den Hafen und leider mit ihm auch die beiden jungen Schweden Knutson und von Waldau, die von Hamburg bis hierher unsere Reisegefährten waren und hier zurückblieben, um zoologische Sammlungen anzulegen. Sie waren uns liebe Genossen geworden, und unsere wärmsten Wünsche geleiteten sie auf ihren weitern Pfaden.

Nachdem wir noch eine Anzahl Küstenplätze angelaufen, gelangten wir endlich am 17. Januar nach Loanda.

Der „Professor Woermann" war der erste deutsche Postdampfer, der in dem Hafen von Loanda gesehen wurde. Nur aus Gefälligkeit für uns hatte er seine Reise über Ambriz ausgedehnt, doch scheint das Haus Woermann seine Rechnung dabei gefunden zu

haben, denn seit dem Frühjahr 1884 besteht eine regelmäßige Dampferverbindung auch zwischen Hamburg und San Paulo de Loanda.

Die Stadt liegt fast in einem Halbkreise um den im Süden und Westen durch eine schmale Insel vorzüglich geschützten Hafen, zum Theil auf dem flachen Strande, zum Theil amphitheatralisch auf dem denselben umgebenden Lateritplateau. Am Südabhang sowie auch im Nordwesten befinden sich auf dominirenden Inseln ein paar verfallene Festungswerke, während der Hafen selbst durch zwei kleine neuerbaute Forts, die am Strande liegen, vortrefflich geschützt wird.

Fast alle Straßen der Stadt sind gepflastert, jedoch stets mit einer fußhohen Sandschicht bedeckt, die von den hinterliegenden Höhen während der Regenzeit losgewaschen wird. Deportirte portugiesische Verbrecher, die hier ihre Strafen verbüßen, sind mit Ochsenkarren beständig beschäftigt, diese Sandmassen fortzuschaffen, ohne daß jedoch große Abhülfe bemerkbar wäre.

Auffallend viel Krüppel, namentlich Blinde, treiben sich bettelnd in den Straßen umher; sonst machen die Schwarzen einen guten Eindruck, besonders zeichnen sich die zahlreichen Kabinda durch ihre saubere Kleidung aus, die fast stets aus einem weißen Plätthemde besteht.

Ein neuerbautes Hospital steht in seinen Einrichtungen europäischen Krankenanstalten in keiner Weise nach.

Nachdem unsere Instrumente mit denen der meteorologischen Station verglichen waren, verließen wir am 23. Januar mit dem Flußdampfer „Serpa Pinto" den Hafen, um den Kuanza bis Dondo hinaufzufahren. An demselben Tage noch passirten wir die Barre und befanden uns bald auf einem der schönsten Flüsse Centralafrikas. Dichte, undurchdringliche Mangrovebestände umrahmen die Ufer im untersten Theile des Laufes; dann wechseln Niederungen mit saftigem Grase oder üppigen Papyrusdickichten mit Lagunen, Palmenhainen und Urwald ab. Das Flußthal erweitert sich oft auf 8 km Breite, auf beiden Seiten wird es von hohen Hügelketten begleitet, die weiter aufwärts bei Bom Jesus, Kunga und Kalumbo, namentlich aber bei Massangano bis unmittelbar an den Fluß herantreten. Unzählige Mengen von Sumpfvögeln aller Art, mindestens fünf verschiedene Reiher, Schlangenhalsvögel, Kormorane, Riesenfischer, Eisvögel, Strandläufer, Kibitze, Taucher und Enten

bevölkern in dichten Scharen die ergiebigen Fischgründe der Lagunen. Flußpferde hörten wir nur einmal in Kunga, wo wir eine Nacht lagen, um den „Silva Americano", einen Dampfer mit geringem Tiefgang, der uns weiter nach Dondo befördern sollte, zu erwarten. Milliarden von Moskitos sowie ein mit größter Ausdauer geführtes Froschconcert machten die Nachtruhe nicht gerade erquicklich.

Der Kuanza ist berüchtigt wegen der Menge seiner Krokodile, doch sahen wir nur wenige, von denen Wißmann eins erlegte.

Am 27. Januar trafen wir in Dondo ein. Durch den Consul Herrn Wenniger, Chef des holländischen Hauses in Loanda, der uns bereits in jeder Weise zur Erledigung all der tausenderlei Formalitäten mit dem Gouvernement, der Steuerbehörde, der zahlreichen geschäftlichen Angelegenheiten behülflich gewesen war, fanden wir ebenfalls hier in der holländischen Factorei das freundlichste Entgegenkommen, wofür auch an dieser Stelle unser verbindlichster Dank ausgesprochen wird.

Dondo liegt auf dem rechten Ufer des Kuanza in einer Niederung, hart am Fuße des wol 100—150 m hohen Plateau, das den Lauf des Flusses begleitet. Von drei Seiten ist es von hohen Bergen umgeben, nur die Stromseite ist offen. Zwischen der Stadt und der umgebenden Höhe befindet sich ein kleiner Baobabwald, der wahre Riesen von Bäumen aufweist; einige derselben wurden auf einen Inhalt von 75, 78 und 84 Festmetern berechnet.

Der Standort dieser mächtigen Affenbrotbäume ist hier im Gegensatz zu den meisten andern Oertlichkeiten, wo wir die Adansonia gefunden, sehr feucht; es finden sich vollständige Sümpfe, da das von den Bergen herabfließende Wasser unter der dichten Beschattung nicht verdunstet, und da kein natürliches Gefälle dasselbe zum Flusse ableitet. Die Folge davon ist, daß Dondo beständig von dicker, feuchter und schwüler Luft erfüllt ist und dadurch zu einem der ungesundesten Orte Angolas wird. Die Portugiesen haben ihm deshalb wol nicht mit Unrecht den Namen inferno do mundo, d. h. Hölle der Welt, beigelegt.

Es zeigt sich hier die geradezu an das Unglaubliche grenzende Sorglosigkeit der Neger in auffälliger Weise; während der $4\frac{1}{2}$ Wochen unsers Aufenthalts wurden nicht weniger als vier Personen von Krokodilen fortgenommen, und zwar alle an derselben Stelle des Flusses, ohne daß dies die übrige Bevölkerung veranlaßt hätte,

diesen gefährlichen Platz zu meiden oder seine Gefahren durch einen Zaun im Wasser zu verringern.

Interessant ist das Leben und Treiben in Dondo. Fast beständig ziehen Karavanen von Kassengo, Malange oder aus dem Hinterlande Angolas durch die Straßen, um ihre Landesproducte, Kaffee, Gummi, Wachs, Erdnüsse, Elfenbein und Thierhäute, den weißen Händlern zuzuführen. Der Kaffee aus Kassengo ist von besonderer Güte und soll den von Monrovia sogar übertreffen. Auf dem Flusse ist ein reger Kanoeverkehr, da die Libollo und Kissama, welche von Süden hauptsächlich Palmöl und Palmkerne bringen, hier ihre Fähre haben. Es gibt ein Gesetz, daß kein Mitglied der genannten Stämme Dondo mit geladenem Gewehr betreten darf. Alle Flinten werden daher am Südufer abgeschossen, sodaß oft den ganzen Tag über das Geknalle nicht aufhört und man versucht ist zu glauben, es sei ein Gefecht in vollem Gange.



Marktweib aus dem Kuanzathal.

Des Abends und oft die Nacht hindurch hallt die ganze Stadt von den Gesängen der lagernden Träger wieder, die sich bei Tanz und Spiel belustigen und ihren Patronen, d. h. den Händlern, denen sie ihre Waaren überlassen haben, Ständchen bringen, wofür sie mit Branntwein bewirthet werden.

Nach vierundeinhalbwöchentlichem Aufenthalt, den wir uns durch Jagdausflüge und durch einen Besuch des von Eduard Mohr geschilderten Kambambafalles nach Möglichkeit verkürzt hatten, brachen wir nach Malange (sprich Malansche) auf und übergaben unsere Sachen, soweit wir sie nicht mit uns nehmen konnten, einem portugiesischen Kaufmann zur Beförderung. Es ist dies das einfachste und sicherste Mittel für den Waarentransport, da der Kaufmann volle Garantie übernimmt und alles Fehlende ersetzen muß.

Die Straße von Dondo nach Malange ist in ihrem ersten Theile von der Regierung recht gut ausgebaut; es findet sich sogar eine steinerne Brücke, der höchste Stolz des Chefs von Dondo. Nach anderthalb Wegestunden jedoch hört bei Bambu jeder gebahnte Weg auf. Nur Fußpfade führen durch das Dickicht und kreuzen ohne jede Verkehrserleichterung Risse, Felsen und Bäche. Nördlich vom Kuanza, unmittelbar nach dem Verlassen des vorerwähnten Adansonienwaldes, steigt die Karavanenstraße zum Plateau. Die Uebergangszone ist bergig und zerrissen, oft von kleinen Gewässern durchschnitten, deren Thäler und Hänge zum Theil dicht mit jedoch schwachen und krüppeligen Stämmen bestanden sind. Da die Bevölkerung an der Straße nur eine sehr dünne ist, hat die Regierung sogenannte „Patrolhas“ in Abständen von 15—20 km errichtet, in denen 2—4 zerlumpte Soldaten der guerra preta (afrikanische Landwehr) stationirt sind.

Wir hatten auf dem Marsche die Freude, den auf der Heimkehr begriffenen Dr. Pogge zu treffen und zu begrüßen. Manch trefflichen Wink und Rathschlag verdanken wir dem alterfahrenen Reisenden, der bereitwilligst auf alle unsere Fragen einging. Schon damals war er sehr leidend; ein heftiger Husten quälte ihn und unterbrach oft seine Mittheilungen. Sein fast bis zum Skelet abgemagerter Körper zeugte von den harten Entbehrungen und Mühsalen, die er durchgemacht, doch war er voll froher Hoffnung für die Zukunft und glücklich in dem Gedanken, die Heimat wiederzusehen. Leider sollte er sie nicht mehr erreichen, er starb in Loanda, während der Dampfer, der ihn nach Europa zurückführen sollte, im Hafen lag! Er fand seine letzte Ruhestätte an der Seite des Reisenden von Barth, dem die portugiesische Regierung auf dem Kirchhofe in Loanda einen hübschen Denkstein im Schatten prachtvoller rother Akazien gesetzt hat.

Der weitere Marsch führte uns nach Pungo N'dongo; das Gelände bis dorthin war eine wellige, mit Savannen und Buschwald bedeckte Hochebene, die jeglichen landschaftlichen Reizes entbehrte. Desto großartiger und pittoresker war dafür der Anblick, der sich dem Auge bei der Annäherung an Pungo bot. Aus dem umgebenden Flachlande erheben sich plötzlich ganz unvermittelt mächtige Felsthürme, die oft eine Höhe von 100 und 150 m erreichen und nach allen Seiten fast senkrecht abfallen. Nur durch eine Schlucht führt ein sehr schwieriger Aufstieg in das Städtchen, dessen

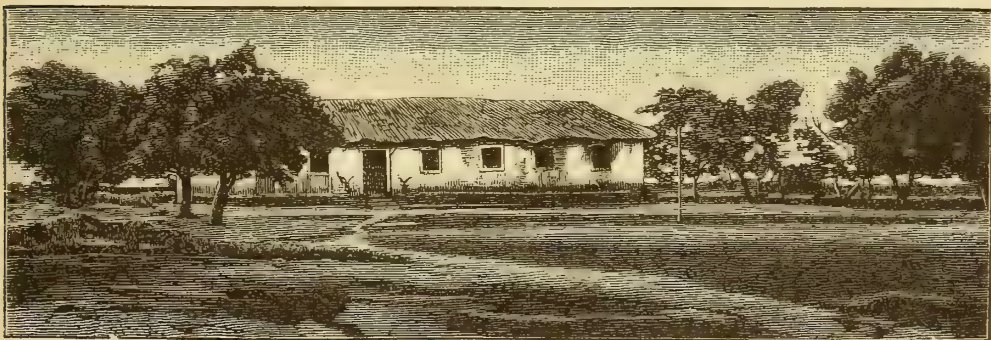
Häuser malerisch in derselben verstreut liegen. Paviane und Leoparden sind hier nicht selten, namentlich erstere kommen fast täglich in die Erdnußpflanzungen und Bananengärten der Ansiedelungen. Hyänen kommen häufig während der Nacht bis in die Stadt, um an den Orten, wo geschlachtet wird, nach Abfällen zu suchen.

Die Felsmasse besteht aus grobem Conglomerat mit starken Gneiseinschlüssen, das, stellenweise sehr ausgehöhlt und verwittert, die merkwürdigsten und auffallendsten Formen zeigt. Die Höhen und Kuppen sind kahl, während die nur wenig tiefer gelegenen Einschnitte zwischen denselben einen fruchtbaren Boden und üppige Vegetation aufweisen. Wir treffen hier den Baobab zum letzten mal; lange sollte es dauern, ehe wir ihn wieder zu sehen bekamen. Rothe und gelbe Akazien, einige schwache Eriodendren, Euphorbien, dann die in Europa vielfach in Gärten gezogene Canna indica mit rothen und gelben Blüten verleihen dem Bilde eine farbenprächtige Abwechselung.

Die Fortaleza, Sitz des Chefs und des Richters, und einige zwanzig portugiesische Handelshäuser, bilden den europäischen Theil der Stadt. Eine Anzahl kleinerer und größerer Negerdörfer liegen um dieselbe und ziehen sich bis hoch in die Felsen hinauf.

Für die Sicherheit und Aufrechterhaltung der Ordnung sorgt eine Garnison von einigen funfzig Mann.

Nach weiterm zweitägigen Marsch über eine heiße, wenig anziehende Ebene gelangten wir nach Malange.



Unser Haus in Malange.

Zweites Kapitel.

Malange.

Baulichkeiten. — Der Chef von Malange. — Steuern und Mittel zum Eintreiben derselben. — Gottesdienst. — Schwarze Arbeiter und Ankauf von Negern. — Anstellung der Deportirten. — Christenthum bei den Negern. — Leichenschmaus, Tanz und nächtliches Klagegeheul. — Mahamba-Fest. — Handelsverkehr. — Ausfuhr- und Einfuhrartikel. — Umgegend von Malange. — Vegetation. — Thierwelt, Kissonde-Ameisen. — Ankunft des Lieutenants Franz Mueller. — Kaisers Geburtstag. — Büchsenmacher Meyer stirbt. — Ankunft des Zimmermanns Bugslag. — Trägerfrage. — Behandlung der Träger. — Die in Malange disponibeln Träger: Massongo, Schinga, Malange, Dondo und Bondo. — Anwerben von Trägern. — Die Trägerhütten nehmen zu. — Der alte Biserra. — Reitstiere. — Ermahnungen an die Träger und Beherzigung derselben. — Marschfertig.

Malange ist der am weitesten nach Osten vorgeschobene Posten der portugiesischen Macht in Angola.

Die Baulichkeiten liegen an einer fast genau von Norden nach Süden gerichteten breiten Straße, die durch den Malangebach rechtwinkelig geschnitten wird. Jedes Haus, wenn man die einfachen Lehmhütten der Weißen und der wohlhabenden Farbigen so nennen darf, ist von einem geräumigen Hofe umgeben, den eine Lehmmauer oder eine Hecke abschließt. Jenseit der Einfriedigung liegen die dürftigen Hütten der im Dienste des Hausherrn stehenden Neger. Vom Malangebach aus steigt die sehr staubige Ortsstraße nach beiden Seiten an und findet nördlich beim Kirchhofe und nach Süden in der Fortaleza ihren Abschluß. Diese kleine Zwingburg mit ihren stark demolirten und verwahrlosten Geschützen hat zwar wenig militärischen Werth und würde einem energischen Vordringen selbst schlecht bewaffneter Neger keinen dauernden Widerstand entgegensetzen können, aber sie erfüllt als Hauptwache und Steueramt vollkommen ihren Zweck.

Der Chef von Malange, ein Mulatte, vereint die obersten Militär- und Verwaltungsämter in seiner Person. Wir wechselten mit ihm in aller Form Besuche und wurden stets in seinem Hause zuvorkommend und gastfrei aufgenommen. Er ist ein kleiner König in seinem Bereich, residirt auf der Fortaleza und bekleidet den Rang eines Kapitäns. Seine Stellung ist in Anbetracht der ungebundenen Erziehung seiner schwarzen Untergebenen keine leichte, und man darf seine 50 Soldaten nicht nach dem Maßstab europäischer Pflichttreue und Strammheit beurtheilen.

Besondere Schwierigkeiten verursacht ihm das Eintreiben der Steuern, welche jedes Gehöft in der Höhe von 5 Makuta (67 Pfennig) jährlich zu entrichten hat. Die im Bereich der portugiesischen Gewalt liegenden Ortschaften verweigern fast regelmäßig die Abgaben. Ihre Häuptlinge, Soba genannt, finden sich zum Termin auf der Fortaleza ein und erklären sich zahlungsunfähig. Häufig wurden die Soba auch mit Gewalt vor den Chef gebracht; dann folgten heftige Wortwechsel, und oft verließ der erzürnte Kapitän verzweifelt den Kampfplatz, verfolgt von den Schmähungen der gleichfalls gereizten Soba.

Ein Inhaftnehmen der säumigen Steuerzahler hat selten den gewünschten Erfolg, deshalb ist der Chef auf ein anderes sehr kluges Mittel gekommen. Er ernennt die guten Zahler zu Majors und verleiht ihnen als Symbol ihrer Würde einen englischen Sergeantenrock. Das hat bisjetzt gut geholfen. Die „Majors", welche sich von den Ihrigen „Sobamajor" nennen lassen, sind auf ihre Rangerhöhung ganz besonders stolz, und was die Hauptsache ist, sie zahlen pünktlich. Ein solcher Würdenträger von des Chefs Gnaden trug unter der bunten, nicht mehr neuen Uniform einen Frauenrock, eine rothe Adjutantenschärpe umgürtete die Lenden, und auf dem Kopfe saß keck ein ehemals rother Fes.

An Sonntagen wehte auf der Fortaleza die portugiesische Flagge, und an hohen Festtagen wurden sogar die alten, theilweise ohne Laffetten im Staub ruhenden Kanonenrohre aus ihrer Ruhe aufgerappelt, um während des Gottesdienstes in unermüdlichem Toben die Bedeutung des Tages weithin zu verkünden. Die Soldaten trugen dann die erste Garnitur ihrer Uniform, die Bewohner wallfahrten zahlreicher wie an den Sonntagen nach dem Gotteshause, und war der Chef gut gelaunt, so sandte er uns die gesammte Militärkapelle, zwei Hornisten und einen Tambour, zum Morgengruß.

Inwieweit es dem braven Trio gelang, uns einen Genuß zu bereiten, bleibt der Beurtheilung der Leser überlassen.

Malange hatte an solchen Tagen eine recht belebte Physiognomie, sonst aber machte es, namentlich im Vergleich zu Dondo, einen stillen und ruhigen Eindruck. Anziehend sind einzelne der Gärten, unter denen der des Kaufmanns Custodio de Souza Machado entschieden als Perle und Zierde von Malange bezeichnet werden kann.

Unter der Bevölkerung sind natürlich Neger und Mulatten vorherrschend. Die Wohlhabenden unter ihnen treiben wie die weißen Kaufleute Ackerbau und Handel, und die übrigen bilden den Arbeiterstand, oder sie sind besser gesagt Sklaven. Wenn auch die Sklaverei officiell abgeschafft ist und es dem Arbeiter freisteht, in andere, ihm mehr zusagende Dienste zu treten, wenn auch eine unumschränkte Verfügung über Leben und Tod der Untergebenen nicht mehr besteht, so wird doch der Arbeiter als Sklave gekauft, und die Einigkeit der Sklavenbesitzer einerseits, sowie die Toleranz des Chefs andererseits bürgen dafür, daß der Arbeiter auch bei der schlechtesten Behandlung bei seinem Herrn ausharrt. Zum Ankauf der Sklaven wird das Reich des Muata-Jamwo andern Gebieten vorgezogen. Der Preis für einen Neger beläuft sich auf ungefähr 12000 Reïs (circa 55 Mark), während ein weibliches Individuum mit 15000 und mehr bezahlt wird.

Die Verhältnisse in Angola sind noch keineswegs geordnet; es läßt sich das auch nicht verlangen, vielmehr werden Generationen vergehen müssen, ehe die Zustände einen europäischen Anstrich erhalten. Die Factoren, mit denen die Culturbestrebungen hier zu rechnen haben, lassen sich nicht mit einem Schlage beseitigen Man darf sich deshalb nicht wundern und es dem Chef nicht als Act der Schwäche auslegen, wenn Dinge ungestraft passiren, die in unsern Augen schwere Strafe verdienen. Er hat ganz besondere Schwierigkeiten dadurch zu überwinden, daß bei weitem der größte Theil der weißen portugiesischen Bevölkerung aus Deportirten besteht. Mörder, die gefährlichsten Einbrecher und andere Leute mit der dunkelsten Vergangenheit laufen, nachdem sie ihre Strafzeit verbüßt haben oder wenn ein dort angesessener Weißer für sie bürgt, frei umher; ja häufig findet man sie in den Geschäften angestellt; so hatte der Kaufmann Alfredo als Verwalter seiner Apotheke einen vierfachen Mörder, als Buchführer einen berüchtigten Einbrecher und noch zwei andere gefährliche Verbrecher in seinem

Hause. Da ihnen die Mittel zur Rückkehr nach Europa fehlen, sind sie gezwungen, in Angola auch nach beendeter Strafzeit zu bleiben und sich dort ihren Unterhalt zu erwerben. Daß diese Sorte Leute schwer zu behandeln und wenig geeignet ist, den Negern als ein gutes Beispiel zu dienen, liegt auf der Hand.

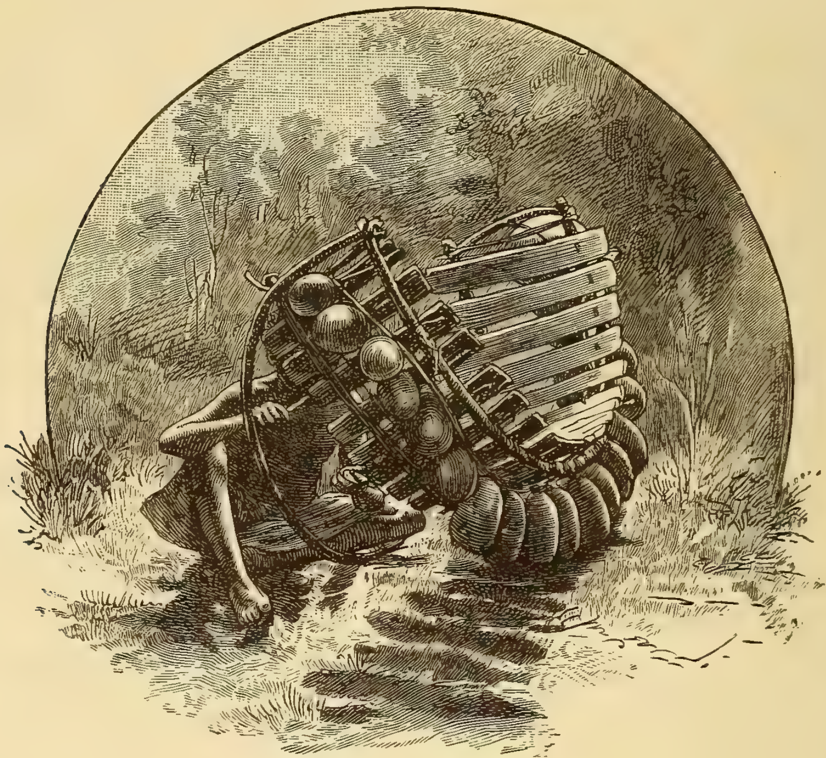
Die Folge davon ist, daß sich sehr laxe Begriffe über Mein und Dein dort eingebürgert haben.

Es ist nicht selten, daß schwarze Händler, welche von Portugiesen einen bedeutenden Vorschuß erhalten, um auf Rechnung derselben im Innern Geschäfte zu machen, sich unbekümmert daselbst niederlassen und nie wieder an die Küste zurückkehren oder wenigstens so lange dort verweilen, bis der Auftraggeber gestorben ist. So hatte der Mulatte Pasqual dem Träger des Dolmetschers Kunha, Namens Uriama, 2 Contos (2 Millionen Reïs) gegeben, um hierfür im Innern Ankäufe zu machen. Uriama hatte auch zwei Elefantenzähne à 50 Pfd., Gummi und Sklavinnen gekauft, dachte aber gar nicht daran, diese dem Pasqual zuzuführen; vielmehr forderte er Kunha auf, einige Zähne in Malange zu verkaufen und ihm den Erlös zu bringen. Als Vorausvergütung erhielt Kunha einen rothen Papagai, den er sofort für 3500 Reïs (16 Mark) dem Dolmetscher Germano überließ. Uriama wollte nun den Tod Pasqual's abwarten, ehe er in seine Heimat zurückkehrt.

Zwar ist die Mehrzahl der Neger von Malange getauft, damit sind diese aber noch keineswegs Christen, geschweige denn vom sittlichen Ernste der christlichen Religion durchdrungen. Es macht vielmehr den Eindruck, als ob allein die Neigung für festliche Ceremonien die Eingeborenen bewogen habe, den Taufact als eine Art Fetischdienst anzunehmen. Die einheimischen Sitten und Gebräuche kommen überall und oft in komischem Contrast zum Christenthum zum Vorschein.

Hat man einen den bessern Ständen angehörenden Einwohner nach ortsüblichem katholischen Ritus feierlich beerdigt, dann vereinigen sich am Abend Freunde und Bekannte zum heitern Schmause um die Leidtragenden. Nach dem Takte der Marimba oder einer zufällig vorhandenen Ziehharmonika beginnt ein lustiger Tanz, in dem die schweren Gedanken der Trauernden betäubt werden, und erst am frühen Morgen findet das Treiben in der allgemeinen geistigen und körperlichen Ermattung seinen Abschluß. Bei den ärmern Negern hört man statt der Marimba oder als Begleitung derselben

drei Nächte hindurch das nervenangreifende Klagegeheul der Anverwandten und Weiber. Sie begleiten schreiend den Zug bis auf den Kirchhof. Hier kehren Frauen und Mädchen zurück und überlassen den Männern den Act der Bestattung. Der in ein Tuch gehüllte Leichnam wird in eine $1^1/_2$ m tiefe Grube hineingelassen und dort in eine an der Sohle befindliche seitliche Aushöhlung eingezwängt, welche alsdann mit Zweigen geschlossen wird. Die Neger halten diese Art der Beerdigung für das beste Schutzmittel gegen die Hyänen.



Marimbaspieler.

Eine besonders eigenthümliche Sitte ist das Mahamba-Fest, welches bei vielen Negerstämmen des Innern und auch in Malange alljährlich gefeiert wird. Auf freiem Platze wird eine $1^1/_2$ m hohe Strohhütte errichtet. Im Innern steht ein Löwe aus Lehm geknetet und den Giebel des Daches ziert als krönendes Emblem ein Korb, wie ihn die Eingeborenen zum Fischfang benutzen. Das war die Mahambahütte. Vor derselben bewegte sich singend und tanzend die Tschingeladora (Zauberin), eine stattliche, schöne Lundasklavin. Um den Hals lagen dicke Perlenschnüre, und die graziösen Bewegungen ihrer Arme und Hüften begleitete sie mit dem Geklapper einer mit Bohnen gefüllten Kürbisflasche, die sie tamburinartig um den geschmeidigen Körper schwang. Das Ganze war eine mit

raffinirter Geschicklichkeit dargestellte Pantomime der Sinnlichkeit und Wollust. Jeder, der sich der Hütte näherte, überreichte der jungen Tänzerin ein Geschenk in Gestalt von Ohrringen, Ketten u. dgl., und diese legte ihm für einen Augenblick ihre eigene Halskette über die Schulter, bemalte das wie ein Opferlamm vor ihr stehende Individuum auf Stirn und Gesicht mit Thon, und damit war der Zauber beendet. Der Bemalte geht in dem Glauben davon, daß im kommenden Jahre Fortuna seine Schutzgöttin sein wird,



Marimbaspieler.

und die Tschingeladora singt und tanzt weiter, bis der nächste Thörichte sie mit einem Geschenk beglückt. Die thönerne Darstellung des Königs der Thiere in der Hütte soll jeden Theilnehmer des Festes vor einer unliebsamen Begegnung mit einem Löwen bewahren.

Der Handelsverkehr in Malange ist keineswegs so rege wie in Dondo. Die Karavanen setzen hier selten ihre Waaren ab, sondern ziehen meist weiter auf der Straße nach Dondo oder nach dorthin selbst. Der schwarze Händler, der zugleich sein eigener Träger ist, läuft mit seinem Kautschuk, auch wenn er ihn weit aus dem Innern herbeigeschleppt hat, ganz gern noch bis Dondo, falls er dort ein Stück Zeug mehr erhalten kann als in Malange. Der weiße

Kaufmann aber muß für seinen Waarentransport nach Dondo Träger annehmen, kann demnach die Producte des Innern in Malange nicht so gut bezahlen als in Dondo.

Ein deutscher Kaufmann, der während unsers Aufenthalts nach Malange gekommen war, um die geschäftlichen Verhältnisse kennen zu lernen, wollte von der Reellität der Handlungen wenig wissen. Er meinte, es existire kein gesundes Geschäft in Malange, sondern der wäre der beste Kaufmann, der den Neger am meisten zu betrügen verstehe; er habe in einem Laden eine Wage gesehen, welche ein kleiner Junge ungesehen mittels einer Schnur zu Gunsten des Kaufmanns regulirt habe. Auch wir haben häufig Gelegenheit gehabt, derartige Beobachtungen zu machen. Es ist deshalb nicht wunderbar, daß die Neger lieber weiter nach Dondo gehen, um dort ihre Waaren abzusetzen, wo sie freilich auch in ähnlicher Weise betrogen werden.

Zu den Ausfuhrartikeln gehören Gummi, Wachs, Elfenbein, Felle und Baumwolle. Diese Producte werden meist durch Bangala-Karavanen gebracht. Mannichfaltiger sind dagegen die Einfuhrartikel. Baumwollstoffe, Zwillich, Kattun, Feuersteingewehre und Pulver sind die begehrtesten, aber auch Perlen, Spiegel, Blechschüsseln, Becher, Baumwolle, Hemden, Messingstangen, rothe wollene Decken, bedruckte Taschentücher, Mützen und Schirme sind gern gesehene Waaren. Unter den Stoffen ziehen die Neger rothe, blaue und gelbe den anders gefärbten vor. Die Quantität entscheidet bei ihnen mehr als die Qualität.

Obwol die Bangala, eifrige Zwischenhändler, die das Thal von Kassansche am Kuango bewohnen, viele Gewehre nach dem Innern bringen, so kaufen sie hier doch wenig Pulver ein. Sie beziehen das letztere über San-Salvador, wo es zollfrei eingeführt und deshalb billiger verkauft werden kann.

Landwirthschaftliche Geräthe dürfen zollfrei eingeführt werden; andere Sachen unterliegen einem recht hohen Zoll (sogar bis zu 70 Procent). Waaren dürfen bis zur Dauer von zwei Jahren auf dem Lagerhause ohne Lagergeld deponirt bleiben; verstreicht jedoch diese Frist ohne Zahlung des Zolles, so werden sie zu Gunsten der Steuerkasse öffentlich versteigert.

Die Umgebung von Malange bietet wenig landschaftlichen Reiz. Nördlich steigt das Terrain zu den kahlen Felspartien der Morro de Bango an, die, eine Meile von Malange entfernt, dasselbe um circa 60 m überhöhen, und südlich des Ortes lagern

mehrere Hügelreihen, die von den Thälern kleinerer Kuanzazuflüsse smaragdgrün eingesäumt werden und sich allmählich nach dem Kuanza zu abflachen.

In südöstlicher Richtung führt von Malange durch dichte Baumsavanne ein Weg nach dem Dorfe Katepa. Hier wird die Gegend freier, und man sieht über das sumpfige Thal des Katepabaches hinüber nach der Zuckerplantage und der Brennerei des Herrn Letão, neben der sich die in Bananen versteckten Negerhütten wie Bienenkörbe ausnehmen. Von hier schlängelt sich ein Pfad über eine lichte, mit Savanne bestandene Kuppe nach dem schön gelegenen Nsela-i-fuba, von wo man einen hübschen Blick in das Nselathal gewinnt. Weiterhin nach der Ortschaft Kamatete zu wird das Bild wieder einförmig und uninteressant. Ein anderer Weg geht von der Fortaleza in fast östlicher Richtung nach den Massongodörfern Bango, Kisanja, Kambuande und Komona. Diese Straße erhält durch die meist weiter als eine Stunde von Malange entfernten Ortschaften ein recht lebhaftes Gepräge. Auffallend ist es, daß sich die Massongo hier trotz der Nähe der Stadt vollkommen rassenrein erhalten haben.

Eine dritte Straße zweigt sich von der Fortaleza nach Süden ab. Es ist dies der Weg, welcher über die Strafcolonie nach den von Otto Schütt so vielgepriesenen Kondo-Fällen führt.

Die Temperatur in Malange ist dank seiner hohen, freien Lage (1211 m über dem Meeresspiegel) eine recht erfrischende. Die Nächte sind so kühl, daß man sich in wollene Decken einhüllen muß, und auch am Tage wird es nicht unangenehm warm.

Die Vegetation ist eine für die Tropen mäßige. Charakteristisch ist die mit Bäumen und Buschwerk in dichten und in lichten Beständen vermischte Savanne, welche von Dondo ab bis weit hinter Malange zu verfolgen ist. Die Bäume haben große Aehnlichkeit mit unsern Aepfel- und Pflaumenbäumen, und das Ganze macht den Eindruck eines großen Obstgartens. Häufig tritt auch eine Akazienart mit schön geformter Krone auf. Lianen sieht man wenig. Die Savanne ist mit verschiedenartigen Gräsern gefüllt, die oft eine Höhe von 3 m erreichen.

Die buntgefiederte Vogelwelt ist hier das einzige, was für die Schönheit der Tropen spricht. Täglich werden lebende Vögel aller Art zum Verkauf gebracht. Von andern Thieren kommen in der Nähe von Malange Schlangen, Antilopen und Hyänen vor, häufig

hört man während der Nacht das Geheul der letztern. Zu den unbequemsten Vertretern der Thierwelt gehört ohne Zweifel die Treiber-Ameise (Anomma arcens), Kissonde in der Mbundusprache. Die eigenthümlichen Thiere führen eine von der ihrer Artgenossen abweichende Lebensweise. Sie besitzen keine festen Baue, sondern wandern in ungeheuern Zügen umher, die sich oft tagelang in derselben Richtung fortbewegen. Dabei vernichten sie in der kürzesten Zeit alles auf dem Wege, was ihre kräftigen Mandibeln bezwingen können. Sie sind im Stande, selbst große Thiere, wie Ochsen, ja man erzählt auch Elefanten, zu tödten. Zuerst dringen sie denselben in Augen und Nüstern ein, kein Blasen bringt die winzigen Räuber, die sich mit ihren Beißzangen unglaublich festhalten, wieder aus der Nase heraus. Durch die Schmerzen wüthend gemacht, rasen die befallenen Thiere umher, bis sie schließlich erschöpft den Widerstand aufgeben und dann den Ameisen zum Opfer fallen.

Wir hatten durch sie den Verlust eines Wurfes junger Hunde zu beklagen. Die unglücklichen Thierchen lagen in ihrem Lager an einer geschützten Stelle des Hofes und wurden in einer Nacht bis auf die Knochen aufgezehrt; ein gleiches Schicksal theilten zwei im Hofe angekettete Gaukler (Helotarsus ecaudatus). Wir selbst hatten mehrere Tage hindurch von den bissigen Thieren zu leiden. Der Zimmermann Bugslag wurde in der Nacht von ihnen überfallen und war in wenigen Augenblicken vollkommen von ihnen überdeckt. Nur mit Mühe wurde er durch uns von seinen Peinigern befreit. In der Wohnung konnten wir ihrer erst Herr werden, nachdem wir mit kochendem Wasser, Feuer und Spiritus gegen sie vorgegangen waren. Die Treiber kommen in dreierlei Größen vor; die schwächsten haben Form und Größe unserer rothen Waldameise, während die größten eine Länge von 10 und 11 mm erreichen. Die Mandibeln sind ihrem räuberischen Gewerbe entsprechend stark entwickelt.

Am 20. März hatten wir die Freude, unsern Reisegenossen Franz Mueller, der den Rest unserer Ausrüstung von Europa nachbrachte, in Malange zu bewillkommnen. Unter den mitgebrachten Sachen befanden sich glücklicherweise auch verschiedene Conserven, die für die bevorstehende Feier des Geburtstages unsers Kaisers sehr am Platze waren, da wir beabsichtigten, bei dieser Gelegenheit soweit es möglich war auch hier in Afrika ein Festmahl zu veranstalten.

Der 22. März war gekommen und mit ihm ein Kaiserwetter, wie es bei uns sprichwörtlich geworden ist. Das größte Zimmer war in einen schmucken Speisesaal umgewandelt worden. Gewehre, Revolver und Messer schmückten die Wände, Palmen und Bananenboskets füllten die Ecken, und über dem häßlichen Eingang hing geschickt drapirt unser größtes Zelttuch. Das ehemalige dürftige Schlafgemach war in seinem Festkleide nicht wiederzuerkennen. Die deutsche Flagge, ein Geschenk des hochseligen Prinzen Friedrich Karl, flatterte lustig vor unserm Hause. Auf der Fortaleza wehte das portugiesische Banner. Um 5 Uhr erschienen unsere Gäste, die Honoratioren der Stadt, alles Unterthanen der portugiesischen Krone. Bald saßen wir heiter schmausend bei Tisch, und als die schweren Weine die Runde gingen, begannen die Toaste! Im fremden Lande empfindet man mehr wie daheim, was es heißt, einer großen geachteten Nation anzugehören. Während im Vaterlande der einzelne unter seinen zahllosen Gesinnungsgenossen ein kleines Theilchen vom Ganzen bildet, ist er im fremden Lande das Ganze selbst. Er ist der Repräsentant seiner Nation. Der nationale Stolz und das nationale Bewußtsein treten lebendiger vor seine Seele, und wohl dem, der die Berechtigung für seinen Patriotismus so allgemein anerkannt findet wie der Deutsche, wohl dem, dessen Monarch so ungetheilte Sympathien, so allgemeine Liebe und Verehrung besitzt wie unser greiser Heldenkaiser! Heute jubelten die deutschen Gaue, heute jubelten die Deutschen aller Orten, heute jubelten auch wir im dunkeln Erdtheile:

Heil dir im Siegerkranz,
Heil, Kaiser, dir!

Dem Festessen folgte unter den Klängen eines geduldigen Leierkastens ein flotter Tanz, und als Beschluß des animirten Festes gab es noch ein Feuerwerk.

Ueber die auffallende Ruhe am folgenden Morgen und das etwas kränkliche Aussehen von Deutschen und Portugiesen schweigt die Geschichte.

Leider sollte nach dem fröhlichen Feste eine Zeit tiefer Trauer folgen. Einer unserer Handwerker, der Büchsenmacher Meyer, erlag am 26. März einem perniciösen Fieber. Er war in Oldenburg geboren und hatte nur ein Alter von 26 Jahren erreicht. Durch seine Geschicklichkeit, sein ruhiges, bescheidenes und stets ge-

fälliges Wesen hatte er sich unser aller Zuneigung zu erwerben gewußt. Mit Ausnahme eines Durchfalls während der Seereise befand sich Meyer bis zu seinem Eintreffen in Malange leidlich wohl. Jedoch am 6. März stellte sich heftige Dysenterie ein, an der er mit geringen Unterbrechungen bis wenige Tage vor seinem Tode litt. Hierdurch wurde der an und für sich nicht kräftige Körper derartig geschwächt, daß, als sich noch ein perniciöses Fieber einstellte, der Tod eintrat.

Die Beisetzung fand unter zahlreicher Betheiligung statt. Den Sarg trugen Wißmann, Wolf, François und Franz Mueller. Neben dem Grabe des 1876 hier verstorbenen Afrikareisenden Eduard Mohr fand Meyer seine letzte Ruhestätte. Ehre seinem Andenken!

Am 11. April traf der Schiffszimmermann Bugslag ein, und somit waren die Mitglieder der Expedition vereint. In reger Thätigkeit begannen nun die Vorbereitungen für unsere Reise. Es mußten Träger angeworben, Tauschartikel und Reitstiere gekauft werden. Manche der schwarzen Getreuen, die Wißmann auf seiner ersten Reise begleitet hatten, wie die alten Dolmetscher Kaschawalla, Germano, dann Humba und Joaquim Miranda, die beiden Angolaneger, welche ihrem Herrn von der West- bis an die Ostküste gefolgt waren, nahmen sofort Dienste und zogen durch ihr Beispiel andere nach. Nichtsdestoweniger hatten wir mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, um die erforderliche Anzahl Träger zu beschaffen. Der Elfenbeinhändler Saturnino de Souza Machado war einige Monate vor uns nach dem Innern aufgebrochen und hatte die meisten derjenigen Leute, die sich überhaupt für lange Reisen ins Unbekannte anwerben lassen, in seine Dienste genommen.

Da es unter den vorhandenen Umständen, bei der Unzugänglichkeit und feindseligen Haltung vieler wilden Stämme und bei der Schwierigkeit der Flußübergänge nicht möglich ist, vornehmlich Lastthiere zu verwenden, so bleibt der Neger noch das wesentliche Transportmittel.

Muth und fester Wille werden den weißen Forscher nicht allein durch die Gefahren Afrikas hindurchführen. Viele Expeditionen sind gescheitert, weil der schwarze Begleiter einfach nicht weiter wollte oder davonlief. An wem lag die Schuld der eingetretenen Differenz? An der Charakterschwäche des Trägers, der entweder aus Furcht vor feindlichen Stämmen oder vor anstrengenden Strapazen seine Versprechungen nicht immer hielt? Gewiß! aber wir wollen auch

offen sein und einen großen Theil der Schuld uns selbst, uns, den weißen Führern, zumessen, die wir in der Beurtheilung und Behandlung des schwarzen Mannes nicht immer das Richtige getroffen haben. Pogge hat die schwere Kunst des Reisens in Afrika meisterhaft verstanden, seine Erfolge sind zum großen Theil seiner Ruhe zuzuschreiben, sowie seinem außerordentlichen Geschick, die Leute auszunutzen, ohne sie zu überanstrengen oder zu verstimmen. Der Träger will gut behandelt werden, er ist Mensch und fühlt auch menschlich. Allgemeinen Charaktereigenschaften der Stämme muß man Rechnung tragen; man kann nicht verlangen, daß der Neger jahrelange Gewohnheiten und Gebräuche, ja selbst die mit der Muttermilch eingesogene moralische Erziehung mit einem Schlage ablegt. Das hieße vom Schüler verlangen, daß er Meister sei. Auch die Leute, die eine sehr laxe Auffassung über den Unterschied von Mein und Dein haben — und solche gibt es in Afrika viele — empfinden es sehr wohl, ob sie von ihrem Herrn gerecht behandelt werden oder nicht. Bekanntlich erkennt man die Fehler seiner Vorgesetzten schneller und beurtheilt sie schärfer als die eigenen. So ist es auch beim Neger. Er weiß seinen Herrn sehr schnell und meist richtig zu beurtheilen. Fühlt sich der Mann aber gerecht behandelt, erkennt er, daß der Weiße auch menschlich für ihn fühlt, dann spannt er seine Kräfte in Nothfällen ohne Murren doppelt an, dann erträgt er geduldig auch eine kleine thätliche Ermahnung, wenn sie zur rechten Zeit gegeben wird, dann kann er seinem Herrn treu und anhänglich sein.

Die Träger, welche der Reisende in Malange engagiren kann, gehören den Stämmen der Massongo, Schinga, Malange, Dondo oder Bondo an. Da die Kenntniß der Charakteranlagen und der Leistungsfähigkeit der Träger für eine richtige Behandlung derselben von Bedeutung ist, so dürften einige Angaben darüber von Interesse sein.

Die Massongo wohnen meist außerhalb der portugiesischen Machtsphäre südöstlich von Malange in der Gegend von Sansa am Kuije, Kamalenda und Kunga-Kajoka. Sie zeichnen sich vor den andern Trägern durch stattlichen Wuchs und athletische Muskulatur aus. Es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß ein Songo 150 Pfd. Last trägt. Der riesige Kamakosa lief mit seiner centnerschweren Last mit Leichtigkeit an der ganzen Karavane vorbei.

Im allgemeinen ist der Songo zuverlässiger als seine Collegen und bei richtiger Behandlung auch für eine Reise nach dem Innern brauchbar. Das Gerechtigkeitsgefühl ist bei ihm besonders stark

entwickelt; er empfindet hierin sehr fein, und jede kleine Ungerechtigkeit kann eine Katastrophe herbeiführen. Alle treten dann für den einen ein und sind schnell bereit, den Dienst zu verlassen. Eine große Neigung für den Marsch nach dem Innern hat übrigens der Songo-Träger nicht; er läßt sich lieber für die Tour Malange-Dondo engagiren.

Der Schinga-Träger ist östlich von Malange zu Hause. Er ist kleiner wie der Songo, doch ebenfalls kräftig gebaut. Im Charakter ähnelt er dem Songo sehr, doch ist er kriegerischer wie dieser und hat einen leichten Hang zum Diebstahl. In das Innere geht der Schinga gern. Sehr lästig ist seine Leidenschaft für das sogenannte Greven, d. h. Streiken. Wollen nämlich die Schinga von ihrem Führer etwas erpressen, mehr Lohn oder eine besondere Vergütung haben, dann stellen alle den Dienst ein und kündigen ihre Rückkehr nach der Heimat an. Die Nacht über werden Reden gehalten, Feuer brennen, Gewehrschüsse ertönen, ein fürchterliches Geschrei tobt durch das Lager, kurzum man könnte glauben, daß die Hölle alle Teufel losgelassen hätte. Das ganze Manöver zielt dahin ab, den Weißen einzuschüchtern und zu ärgern. Sieht die Gesellschaft ihre Komödie an dem eisernen Willen des Weißen abblitzen, dann hört der Streik im günstigen Falle auf, und am andern Morgen thut jeder, als wenn nichts vorgefallen wäre.

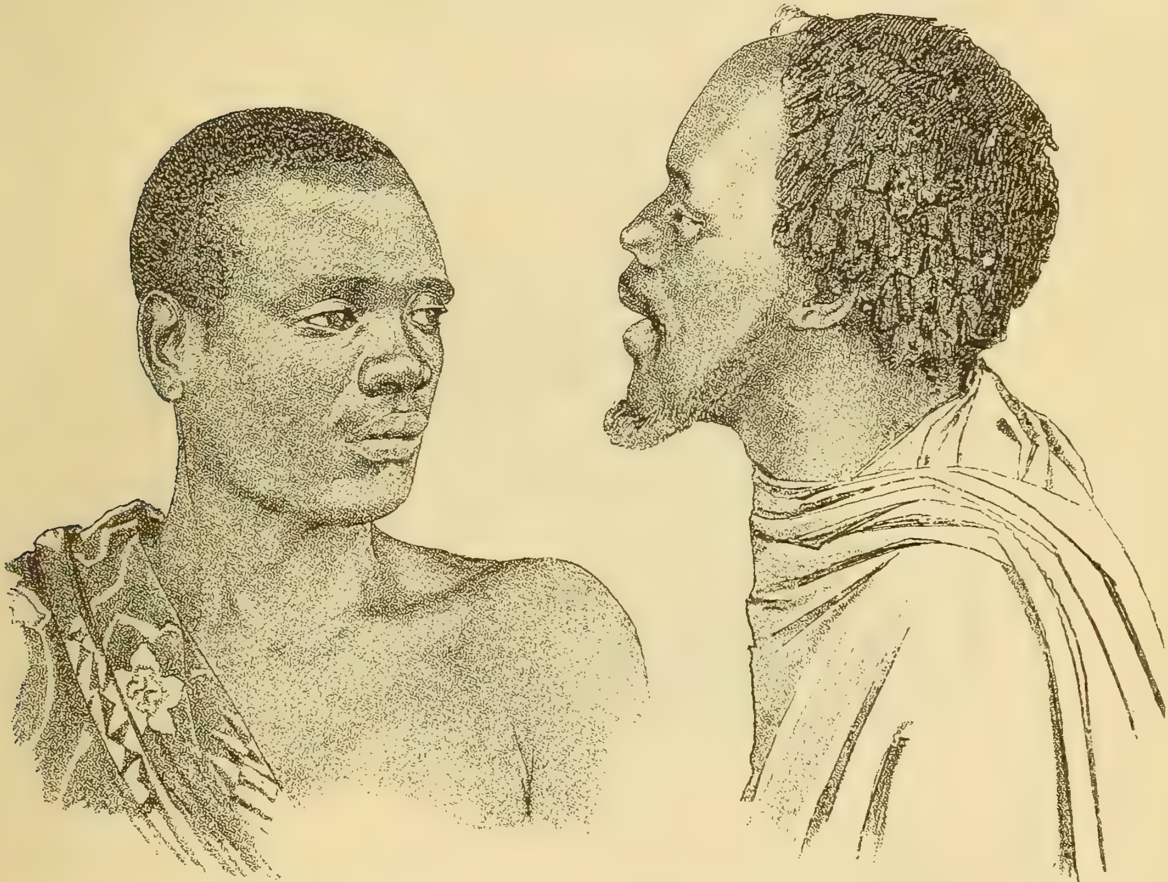
Der Malange-Träger ist, abgesehen von seiner Vorliebe für fremdes Eigenthum, der bequemste Reisebegleiter. Er ist körperlich kräftig, marschirt gut und mit Vorliebe nach dem Innern und macht auch in der Behandlung viel weniger Schwierigkeiten.

Die kleinen und skeletmagern Gestalten der Dondo-Träger stechen gegen ihre östlichen Nachbarn sehr ungünstig ab. Man kann ihre vernachlässigte Körperentwickelung dem Umstande zuschreiben, daß der Dondo schon als Kind von acht Jahren zum Tragen von Lasten angehalten wird, die schwerer sind als sein eigenes Gewicht. Die Nachtheile dieser frühzeitigen Körperüberanstrengung kennzeichnen sich übrigens vielfach durch verbogene Wirbelsäule, ungleich hohe Schultern und krumme Knie beim Gang. Neben den körperlichen Schwächen steht der Dondo in dem Rufe, daß er sehr unzuverlässig ist.

Endlich sind noch die nördlich und nordöstlich von Malange angesessenen Bondo zu erwähnen. Der Bondo ist annähernd so beschaffen wie der Malange, nur ist er weniger kräftig und entsetzlich feig.

Die Expedition erhielt trotz aller Bemühungen statt der gewünschten 400 nur 320 Träger.

Am 26. Juni trafen die ersten Leute reisebereit ein. Es waren 40 Massongo. Singend hielten die kräftigen Kerle ihren Einzug und singend nahmen sie vor unserm Hause Stellung. Dann rückten sie nach dem Platze hinter unserm Hause, wo das allgemeine Lager aufgeschlagen werden sollte. Bald standen die ersten Hütten, Feuer brannten, und die Leute waren eingerichtet. In den folgenden



Malange-Träger. Bangala.

Tagen ging das so fort und fort, die Hütten mehrten sich, und bald wogte um uns herum ein lustiges Lagertreiben. Mit einem der Züge kam auch der alte Biserra, ein Neger, dem Pogge viele geschichtliche Notizen verdankt. Er selbst wollte nicht mitgehen, aber er bat uns, seinen Enkelsohn anzunehmen. Im Lunda-Reiche, erzählte er, herrschten große Unruhen, der große Muata-Jamwo sei von einem Verwandten gestürzt und nebst 300 seiner Anhänger getödtet worden. Die Leichname habe man zerhackt und den Hunden zum Fressen gegeben. Ein später hier eintreffender Soba von Muata-Jamwo bestätigte die Nachricht und theilte mit, daß in den

letzten Monaten drei weitere Muata-Jamwo, welche ein blutiges Regiment geführt hatten, aus der Welt geschafft seien und der jetzige den Namen des ersten Herrschers des Lunda-Reiches angenommen habe.

Bei den portugiesischen Händlern in Malange lassen sich alle für das Innere erforderlichen Tauschartikel, wie Zeuge, Perlen, Muscheln, Messingdraht u. s. w. beschaffen. Wißmann hatte sich zu dem Zwecke mit Kaufmann Custodio de Souza Machado in Verbindung gesetzt, der dann auch zugleich den Trägern ihren Lohn bis



Bondo-Träger.

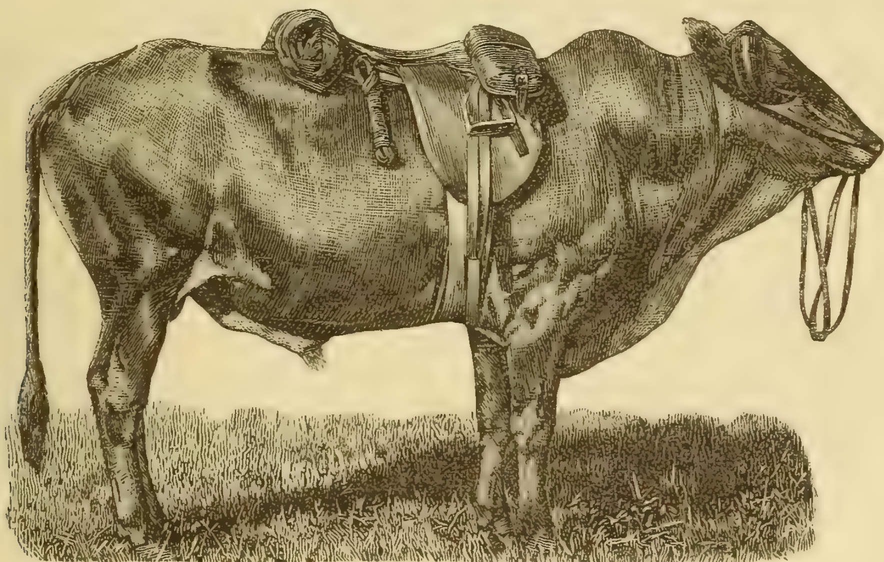
Mukenge (40 Mark in Waaren) auszuzahlen hatte. Entliefen die Leute bis zum Gestellungstermin, dann mußte Custodio den Verlust tragen.

Es traten solche Fälle mehrfach ein, der Kaufmann ist dann jedoch berechtigt, sich an die Verwandten zu halten.

Unsern Bedarf an Reitstieren konnten wir in Malange mit Leichtigkeit decken. Die daselbst und in der Umgegend gezüchteten Thiere unterscheiden sich erheblich sowol im Wesen als auch in der Gestalt von ihren europäischen Vettern. Sie sind im allgemeinen ruhiger und zugänglicher als diese und eignen sich deshalb zum Reiten und auch zum Lastentragen. Bereits in früher Jugend werden die Thiere erst von Knaben und dann von Erwachsenen regelrecht

zugeritten, sodaß sie später für den Reisenden ein vorzügliches Transportmittel sind.

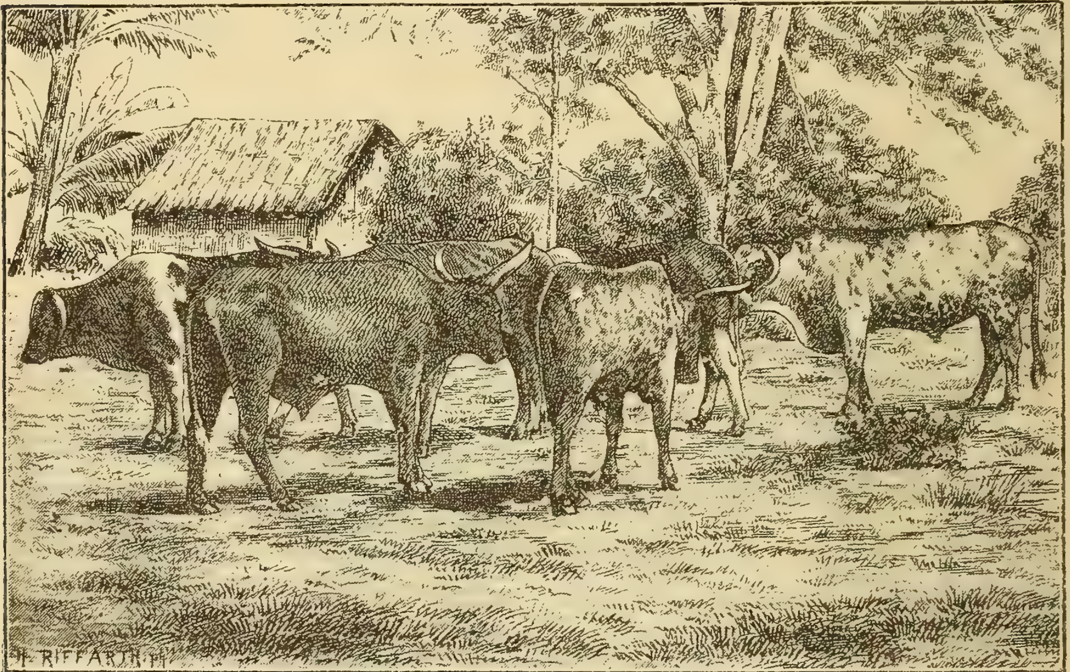
Die Figur der in Angola vorzugsweise gezüchteten Rinder ist gedrungen, die Beine sind kurz und kräftig, ein starker Höcker liegt zwischen Widerrist und Nacken, das kurze gerade Kreuz befähigt sie, schwere Lasten zu tragen. Der Brustkorb ist schmaler und weniger tief als bei den europäischen Rindern und ermöglicht eine gute Sattellage. Seltener züchtet man eine hochbeinige schlanke Rasse, deren Stammeltern in Benguella zu suchen sind. Trotz der großen Menge des Rindviehes in der Umgegend von Malange war es nicht möglich, Milch aufzutreiben, da weder Schwarze noch Portugiesen sich das Melken der Kühe angelegen sein lassen. Sie sind



Moscho, Pogge's Reitstier.

sonderbarerweise der Ansicht, daß der Genuß der Kuhmilch hierzulande schädlich sei. Die Leistungsfähigkeit der Reitstiere ist außerordentlich. Mit der größten Ruhe überwinden sie jede Terrainschwierigkeit, besonders Sümpfe; die Hauptgangart ist Schritt, doch kann man sie mit Sporen und Peitsche auch auf kurze Entfernungen in einen gutfördernden Trab und Gallop bringen. Unsere Stiere, die täglich geritten wurden, haben sämmtlich die Reise nach Mukenge gut ausgehalten. Der erste, den wir unser eigen nannten, war Moscho, der bereits mit Pogge in Njangwe gewesen war und diesen dann von Mukenge nach Malange zurückgetragen hatte, wo wir ihn zum Geschenk erhielten. Er ging mit uns von neuem nach Mukenge, wo er leider später durch die Unachtsamkeit des Hirten zu Grunde ging.

Am 14. Juli zog der ganze Troß unserer Träger nach der Fortaleza. Der Chef von Malange erinnerte die portugiesischen Staatsangehörigen in kurzen Worten an ihre Pflichten und nannte die Strafen, welche der zu gewärtigen habe, welcher seine Pflicht vernachlässige. Darauf hielt noch Wißmann als Führer der Expedition eine ähnliche Ansprache an alle und kündigte ihnen den 16. als Tag des Abmarsches an.



Reitstiere in Malange.

Mit all den schönen Ermahnungen im Herzen kehrten die Träger nach ihrem Lagerplatz zurück, doch schon auf dem Marktplatz waren die guten Vorsätze vergessen, denn mit harmloser Dreistigkeit raubten sie den Marktweibern die Waaren aus den Körben. Der hierdurch verursachte Schaden war nicht unerheblich; die Expeditionskasse mußte wohl oder übel die Unkosten tragen, und dann wurde der Vorfall mit dem Mantel der Liebe zugedeckt.

Die Ausrüstung war beendet, unsere Träger alle reisefertig, und mit Sehnsucht sah man dem Tage entgegen, an welchem der Aufbruch ins Innere erfolgen sollte.

Drittes Kapitel.

Von Malange nach dem Kuango.

Karavaneneintheilung. — Abmarsch nach Kipakassa. — Lager während der Nacht. — Der Geist der Großmutter. — Quellkessel des M'balle. — Zwei Träger entflohen. — Luhanda-Fall. — Ein kleines Songo-Gebiet. — Feindselige Eingeborene. — Kriegslärm. — Das Volk der Hollo. — Vereitelter Menschenraub. — Beschwerlicher Marsch. — Volkstypus. — Ankunft am Kuango.

Am 16. Juli 1884 konnte endlich der langersehnte Abmarsch von Malange angetreten werden. Das verwandtschaftliche Gefolge der Dolmetscher und Träger sowie kleine Händler, die unter unserm Schutze reisen wollten, hatten die Expedition auf mehr als 500 Köpfe anwachsen lassen. Die Lastenvertheilung war sehr geräuschvoll vor sich gegangen. Jeder Träger wollte sich eine möglichst kleine und leichte Last sichern. Viele Mühe machte das Unterbringen unsers Stahlbootes „Paul Pogge", das in sechs Sectionen, jede zu etwa 60—65 Kilo schwer, von je zwei Mann getragen werden mußte.

Da unsere Leute verschiedenen Stämmen angehörten, sogar auch solchen, die unabhängig von der portugiesischen Colonialregierung sind, war die einheitliche Leitung besonders schwierig.

Schon in den ersten Tagen kamen Reibereien, Desertionen und aufrührerische Reden vor, und es schien Wißmann daher rathsam, die Expedition in drei selbständige Karavanen zu theilen, von denen Wolf die erste, François die zweite und Franz Mueller die dritte befehligte. Es sollte getrennt marschirt, aber wenn möglich zusammen gelagert werden.

Doch bereits vor dem Kuango wurde das gemeinschaftliche Lager aufgehoben, um den Leuten die Gelegenheit zu nehmen, complotmäßig zu revoltiren. Wie schon erwähnt, neigen besonders die Angolaleute dazu, während der Reise plötzlich zu streiken und alles in Frage zu stellen.

Feindselige Eingeborene, Gerüchte von Menschenfressern und Hungergegenden veranlassen oft einen bösartigen Volksredner, in der Stille der Nacht am Lagerfeuer seinen Genossen laut die bevorstehenden Gefahren in grellen Farben zu schildern und sie aufzufordern, nicht mehr weiterzugehen. Da die Leute ihre ganze Vorausbezahlung bereits in Malange erhalten haben, so können sie durch Desertion nur gewinnen, besonders noch, wenn sie mit ihrer Last entfliehen.

Es schien daher rathsam, die Karavane möglichst zu trennen und ihnen so die Gelegenheit zu gemeinschaftlichen Besprechungen von vornherein zu nehmen.

Da Wißmann mit seinen ausgesuchten Leuten unabhängig von den einzelnen Karavanen reiste und sich auch deren Marschgeschwindigkeit anpaßte, war die Verbindung mit ihm als Führer der ganzen Expedition niemals aufgehoben und trug wesentlich dazu bei, die Leute in Schach zu halten.

Ein weiterer Vortheil des Getrenntmarschirens der Karavanen lag darin, daß leichter Lebensmittel beschafft werden konnten. Wenn plötzlich 500 hungerige Menschen auch in einem nicht gerade ärmlichen Dorfe erschienen, konnten die Eingeborenen kaum für einen Theil das Nothwendigste bringen.

So war ihnen Zeit gelassen, sich für die nachfolgenden Karavanen einzurichten und oft meilenweit aus der Umgebung Lebensmittel herbeizuschaffen, die sie dann als Zwischenhändler mit großem Vortheil gegen Tauschartikel verwerthen konnten.

In buntem Durcheinander erfolgte der Abmarsch aus Malange. Viele der Träger waren betrunken und blieben am Wege liegen, sodaß nur mit großer Mühe das nahegelegene Kipakassa erreicht werden konnte. In der Mitte des Lagerplatzes wurden die Lasten zusammengelegt und um dieselben im Kreise Grashütten aufgebaut. Das Leben und Treiben im Lager war heute ein so geräuschvolles, daß an Ruhe nicht zu denken war.

Hier zankten und prügelten sich betrunkene Träger untereinander, dort schrien und tanzten die Dorfbewohner vor Freude, daß sie ihre überflüssigen Lebensmittel so hoch verwerthen konnten. In der Nacht war eine große Anzahl unserer Leute verschwunden, sodaß am folgenden Tage nicht weitermarschirt werden konnte. Einer nach dem andern stellte sich jedoch wieder ein, alle mit der Entschuldigung, daß noch irgendeine wichtige Besprechung sie zu ihren Freunden

und Verwandten zurückgerufen hätte. In langgezogenem Gänsemarsch auf dem kaum einen Fuß breiten Pfade führte der Weg auf einen plateauartig gestalteten Höhenzug an dem Thale des Kipakassa-Baches entlang.

Wir traten dann in das 50 m tiefer gelegene Quellgebiet des Muschioalmulle und des Kambonde-Baches.

Die Leute fingen bereits an, ernstlich zu murren über den Mangel an Lebensmitteln.

Da sie für ihre Naturalverpflegung selbst Sorge tragen müssen, erhalten sie, um sich diese eintauschen zu können, im voraus für je 12 Tage 4 Ellen Zeug oder den gleichen Werth in andern gangbaren Waaren.

Schon jetzt nach drei Tagen hatten die meisten nichts mehr, um sich Lebensmittel kaufen zu können, weil sie hier noch Branntwein erhalten konnten, der vielfach in Angola selbst aus Zuckerrohr hergestellt wird. Den letzten ansässigen weißen Schnapsfabrikanten trafen wir in Katala, und hier war es besonders schwierig, unsere Leute zum Weitermarsch zu bewegen.

Trotz der strengen Aufsicht waren bereits zwei Träger entflohen.

Von Katala ab nimmt die Gegend einen andern Charakter an. Die vielen kleinen fruchtbaren Thäler, in denen überall üppige Weideflächen und zahlreiche Rinderheerden sichtbar sind, hören auf, und eine mächtige gewellte Hügellandschaft mit einer meilenweiten Baumsavanne nimmt ihren Anfang. Die Thäler heben sich in ihrer Vegetationsfülle, mit den stattlichen, oft 40 m hohen Stämmen der Bäume, die von Lianen umrankt und umwunden werden, angenehm von der sonst einförmigen und wenig bevölkerten Gegend ab. In N'ballakinguangue, einem Bondodorfe, befindet sich unser Lager in einer Parklandschaft, in dem Schatten mächtiger Laubkronen. Wir finden hier zahlreiche Termitenhügel von auffallender Größe; dieselbe wurde bei einzelnen auf eine Höhe von 4 m und einen Umfang von 15 m festgestellt. Abweichend von der Regel waren sie fast sämmtlich bewachsen; auf dem Gipfel befanden sich oft Bäume, deren Umfang auf ein Alter von 25—30 Jahren schließen ließ, ein Beweis für die lange Zeit des Bestehens dieser Riesenbaue, die jedoch selten bewohnt waren. Die jüngern noch bewohnten Hügel zeichnen sich meist dadurch aus, daß sie zahlreiche kleine Anbauten haben, die später mit dem Ganzen durch Ausfüllen

der Zwischenräume verbunden werden. Wir trafen in der Hauptsache drei Termes-Arten, den T. bellicosus mit bis 3 und 4 m hohen spitzen Hügeln, die fast stets auf Höhenboden vorkommen, und den T. mordax, dessen pilzförmige Hügel selten über 1 m hoch werden und sich meist im Alluvium der Flußthäler vorfinden. Demzufolge ist die Farbe der erstgenannten Hügel roth, da der Höhenboden auf dem durchreisten Gebiet vorzugsweise braunrother Thon mit Sandbeimischungen ist, während der Hügel des T. mordax meist grau ist. Abweichend von der Behauptung verschiedener Beobachter wurden beide Arten in Ausnahmefällen unmittelbar beieinander beobachtet.

Die dritte Art ist T. arborum, deren Bauten namentlich im Lande der Baluba gefunden wurden. Dieselben erreichen hin und wieder einen Durchmesser von 1—1,25 m, bestehen vorzugsweise aus grauem Thon und hängen oft in erheblicher Höhe an Bäumen. Sie sind um einen starken Ast, seltener am Stamme selbst befestigt. Fast übereinstimmende Beobachtungen erwähnt Schweinfurth.

Für die Bevölkerung sind die Termiten von einer gewissen Bedeutung. Zur Zeit des Schwärmens, die gewöhnlich in die ersten Tage der Regenperiode fällt, ziehen die gesammten Einwohner der Dörfer in den Wald hinaus, wo bereits alle Termitenhügel mit Bananenblättern dicht eingedeckt sind, um die geflügelten Thiere zu fangen. Einige kleine Löcher werden in die Bedeckung der Hügel gemacht und alle durch dieselben dem Freien zustrebenden Thiere aufgefangen. Theils werden sie sofort verzehrt, theils, nachdem sie die Flügel abgestoßen haben, geräuchert und getrocknet und dienen dann als eine allgemein beliebte Speise. Für den Reisenden sind diese Termiten besonders unangenehm, da sie Zeuge, Leder- und Holzsachen anfressen und in kurzer Zeit einen erheblichen Schaden anrichten können. Man schützt sich am besten dadurch gegen sie, daß man die Lasten hoch lagert und die bessern Sachen in Blechkoffer verpackt.

Die Gegend ist sehr wildreich. Die guten Schützen unter unsern Trägern wurden auf die Jagd geschickt und versorgten unsern Tisch oft mit Antilopenbraten.

Der Häuptling des Dorfes brachte als Geschenk die Keule einer mächtigen Pferdeantilope (Hippotragus).

Unter den erlegten Antilopen befand sich auch der weißgestreifte Tragelaphus scriptus, dessen Fleisch von einigen Eingeborenen aus

abergläubischer Furcht für schädlich gehalten und daher nicht genossen wird.

Unter den Bondoweibern fielen mehrere auf, die eine daumendicke und 70 cm lange Schnupftabacksdose, aus Rohr gefertigt, im rechten Ohrläppchen trugen. Um die Dose herauszuziehen, wurde sie vorher mit Speichel angefeuchtet. Der Schnupftaback wird durch Zerreiben der getrockneten Tabacksblätter hergestellt und gewöhnlich mit dem Daumen an die Nasenöffnung gebracht.

Der Aufbruch von N'dallakinguangue sollte nicht ohne Schwierigkeiten erfolgen. Es wurden während der Nacht aufrührerische Reden gehalten, alle Träger aufgefordert, eine höhere Bezahlung zu verlangen und, wenn diese nicht gewährt würde, den Weitermarsch zu verweigern.

Auch malte ein Redner in lebendigen Farben die Kriegsgefahren aus, die von seiten der Bangala drohten, und kam zu dem Schlusse, daß es besser sei, umzukehren und nicht die gewagte Reise ins Innere fortzusetzen. — Es ist dies die gewöhnliche Art und Weise der Angolaträger, dem Reisenden Schwierigkeiten aller Art zu machen und ihn das stete Ungewisse seiner Lage fühlen zu lassen. Gibt man ihren Forderungen nach, so wird man für schwach gehalten und fortwährend ausgebeutet, ist man zu streng, beurtheilt man die Leute und deren Benehmen gar nach europäischen Grundsätzen, so läuft man Gefahr, sich eines Tages mit seinen Lasten allein zu sehen. — Schwierig ist es auch hier, die richtige Mittelstraße zu finden.

Einer der Leute war erkrankt, und da die Neger Tod und Krankheit nicht als natürliche Ereignisse ansehen, sondern für deren Eintreffen stets den Einfluß dritter Personen, lebender oder auch bereits verstorbener, verantwortlich machen, so wurde in diesem Falle durch den N'Gombo-Wahrsager festgestellt, daß der Kranke durch den rächenden Geist (Kasumbi) seiner verstorbenen Großmutter, die zu Lebzeiten von allen Verwandten schlecht behandelt worden sei, sein Leiden erhalten habe.

Um den bösen Geist zu besänftigen, mußte der Kranke für denselben ein gekochtes Huhn aussetzen, das in diesem wie gewöhnlich in allen dergleichen Fällen der N'Gombo über Nacht für sich holte.

Nachdem am 29. der Marsch bis Kambo geführt hatte, ebenfalls einem Bondodorfe, wurde am 31. der etwa 3 m breite Kambobach mit steilen Böschungen überschritten. Die Gegend gewinnt an

landschaftlichem Reiz. Unser Weg bis nach dem nächsten Lagerplatz Kela führt uns durch einen lichten Wald, der Aehnlichkeit mit einem schlecht bestandenen deutschen Laubwald hat und jede tropische Ueppigkeit vermissen läßt. Um so mehr finden wir diese in dem 100 m tiefen Quellkessel des M'balle, eines kleinen Nebenflusses des Lui, wo ein chaotisches Gewirr einer reichen Pflanzenwelt in seltener Pracht wucherte.

Der Marsch war bisher auf dem gleichmäßig hohen Plateau des westafrikanischen Randgebirges durch keine nennenswerthen Terrainschwierigkeiten gestört worden. Oestlich von Kela aber haben wir den Ostrand des Plateau erreicht, das Terrain fällt und steigt, bildet die interessantesten Formationen und senkt sich allmählich um 300 m zur Niederung. Da, wo steile Kessel und Schluchten das Bergland spalten, schimmert häufig der nackte Fels des rothen Sandsteins aus der Bettung urwüchsiger Blöcke; an den Hängen sieht man vereinzelt Oelpalmen — seit Dondo die ersten.

Der Marsch in dieser herrlichen Natur war ein Genuß, nur die armen Träger konnten das nicht mitempfinden, denn die steilen Böschungen hinab und hinauf mit der schweren Last auf der Schulter ließen sie nicht zu einem solchen kommen. Theilnahmlos gingen sie einer hinter dem andern her und verwünschten den Weg und ihre Last. Besonders schwierig war der Uebergang über den Kibua, dessen tiefeingeschnittenes Thal steile Ränder zeigte und mit einer großen Zahl freistehender Sandsteinblöcke angefüllt war. In Moanja fanden die Leute durch den reichen Vorrath an Lebensmitteln, die ihnen von der Bevölkerung zu mäßigen Preisen angeboten wurden, Entschädigung für die Mühseligkeiten des Marsches.

Als wir nachmittags im Thale des Luhanda entlang wanderten, wurden wir durch ein starkes Rauschen auf die Nähe eines Wasserfalls aufmerksam gemacht. Quer über die unebene Gegend, über Steinblöcke und Flußadern folgen wir dem Geräusch und treten plötzlich in eine kesselartige Erweiterung des Luhandabettes ein. Die Wasserfläche ist von steilen Felshängen eingerahmt, die überall, wo die kahlen Felsen verschwinden, von Sträuchern, Gräsern und auch Bäumen bedeckt sind. Aus einer Höhe von 7 m stürzt der Luhanda über eine leichtterrassirte Sandsteinwand in den Kessel hinein. Sein Wasser spielt in allen Farben der ihn umgebenden üppigen Vegetation. Ein Platz würdig der keuschen Diana, um mit ihren Nymphen unbelauscht die erhitzten Glieder im Bade zu kühlen.

Am folgenden Morgen wurde der Marsch in der schönen Berglandschaft fortgesetzt. Die Höhenverhältnisse nehmen stetig ab, das Terrain ist heute wilder und zerrissener als gestern; zahlreiche Wasseradern haben felsige Rinnen in den Boden geschnitten, und die Träger schauen mismuthig auf den beschwerlichen Weg.

Das Panorama von unserm neuen Lagerplatze bei Kafusch ist entzückend schön. Im Süden und Westen thürmen sich die beiden 60—80 m hohen Felskegel Kameni und Kaki auf. Im Nordwesten liegt der Ostrand des überschrittenen Plateau, auf welchem N'dala-Kissua, die Hauptstadt des Bondohäuptlings, sichtbar ist; in weiter Ferne treten im Norden die Vorberge des westafrikanischen Randgebirges, die Höhen von Kafefa und Kumulama, aus der Ebene hervor, und im Osten sieht man eine weite Niederung, in welcher üppige Culturen und ein reicher Viehstand von dem Wohlstand der Eingeborenen Zeugniß ablegen. Neben den Feldern wuchert hohes Savannengras, aus dem stellenweise der Spiegel des Luhanda silberglänzend hervorleuchtet.

Von Kafusch geht der Marsch am 6. August weiter nach Mohango. Der Weg führt in dem Thale des Luhanda entlang über welliges Terrain durch dichte und lichte Baumsavanne. Bei dem Dorfe Kalombo nimmt das Vegetationsbild einen andern Charakter an. Weit und breit nur Fächerpalmen. Mohango selbst liegt inmitten eines Palmenhains. Auch hier herrscht großer Wohlstand. Der Soba des Ortes und der des benachbarten Kadilla sind nahe Verwandte des Bondohäuptlings.

Von Mohango führt der Weg weiter durch Palmen in ein ebenes, mit reiner Savanne bestandenes Gebiet, eine Prairielandschaft.

In Maschia-Kikassa sehen wir die erste Hollokaravane, welche, mit Salzrollen beladen, aus den Salinendistricten kommt, um bei den Bondo ihre Waaren abzusetzen. Das Salz befindet sich in Blätterrollen verpackt; die Packete haben mit ihrem Inhalt ein Durchschnittsgewicht von $2^1/_2$ Pfund. Ein Hollo trägt 25—30 derartiger Rollen in eine Last zusammengeschnürt. Der Soba von Bansa-Kuango stellt sich vor als ein älterer Bruder des Bondohäuptlings und fordert dieselben Geschenke, welche dieser erhalten hat, sieht sich aber in seinen Erwartungen getäuscht.

Am 8. August führt der Weg über eine Savannenebene, die im Ueberschwemmungsgebiet des Luhanda liegt. In der Regenzeit steht sie vollkommen unter Wasser, und nur einige Hügelkuppen

ragen aus der Wasserfläche hervor. In sinnreicher Weise haben die Eingeborenen hier die Terrainmulde durch kleine Dämme gesperrt, um beim Rücktritt des Hochwassers die mit demselben hineingetriebenen Fische zu fangen.

Der Weitermarsch führt aus dem Gebiete der Bondo in das eines kleinen Songo-Stammes, welcher hier zwischen den Ländern der Bondo, Hollo und Bangala eingekeilt ist. Die Massongo bewohnten ursprünglich einen Theil des Hollolandes, wurden aber von hier verdrängt oder sind nach andern Berichten freiwillig von hier nach Südwesten gezogen, weil ihnen die Nachbarschaft der diebischen Hollo nicht zusagte. Nur wenige haben sich hier stammrein erhalten, welche uns übrigens nicht freundlich aufnehmen wollen.

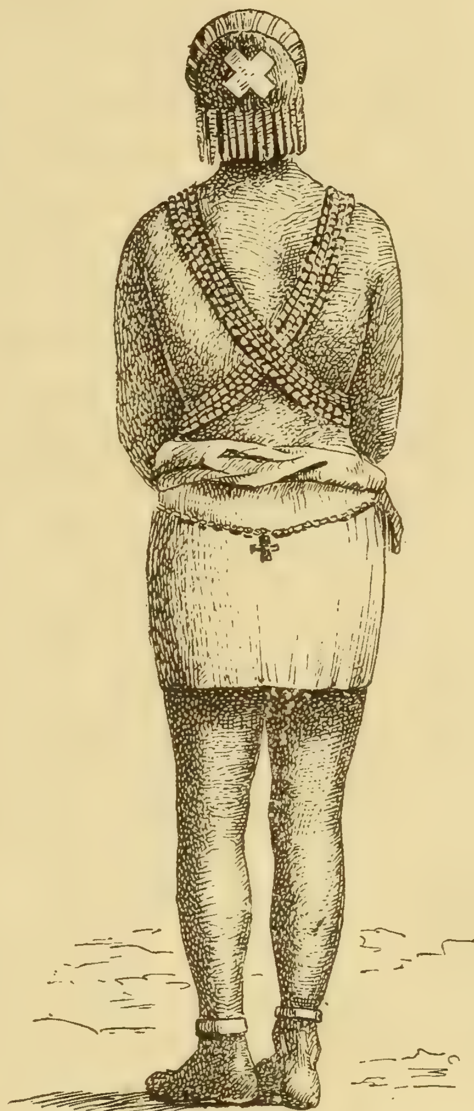
Der Häuptling Kilundula kam ins Lager und verlangte fürstliche Geschenke, die ihm jedoch verweigert wurden. Er hielt darauf Reden an unsere Leute und suchte diese in Furcht zu setzen, indem er von seiner großen Kriegsmacht und seiner bedeutenden Stellung sprach.

Als ihm die in unverschämter Weise geforderten Geschenke dennoch verweigert wurden und er das Lager verlassen mußte, erklärte er den Krieg und äußerte, er werde uns am nächsten Morgen, falls wir es wagen würden, weiterzumarschiren, angreifen. Die ganze Nacht hindurch rief die Kriegstrommel die erregten Eingeborenen zu den Waffen. Die Lage war für uns um so gefährlicher, weil die Bangala ebenfalls ernstlich gedroht hatten, sich unserm Marsch über den Kuango ins Innere mit Gewalt widersetzen zu wollen. Es erschien uns naheliegend, daß Kilundula, in dessen Gefolge sich eine Anzahl von Bangala befand, sich mit diesem Stamm verbinden würde, um uns auszuplündern und den Weg ins Innere zu verlegen. Unsere Leute waren in sehr ängstlicher Stimmung, ein Theil fraternisirte sogar mit den Feinden, sodaß wir, um Desertionen vorzubeugen, die Nacht über scharf aufpassen und wachen mußten.

Es galt nun, unter allen Umständen in der Frühe des kommenden Morgens aufzubrechen und dem Häuptling Kilundula keine Zeit zu lassen, seine Streitkräfte zu sammeln und sich mit den Bangala zu vereinigen. Früh am Morgen erfolgte der Aufbruch, und mit Gewehr im Anschlag ging es vorwärts durch das feindliche Dorf und die aufgeregten Eingeborenen, denen keine Zeit gelassen ward, sich von ihrer Ueberraschung zu erholen. Sie hatten sicher erwartet, daß wir es nicht wagen würden, abzumarschiren.

Noch an demselben Tage kamen wir in das stark bevölkerte Gebiet der berüchtigten, diebischen Hollo. Laut lärmend, kreischend und pfeifend folgten uns Weiber und Kinder von Ort zu Ort, auch bewaffnete Männer begleiteten den Zug und musterten uns mit wenig vertrauenerweckender Miene.

Interessant ist der Schmuck der Hollonegerinnen, welche den vornehmen Ständen angehören. Auf der Stirn ruht ein Messingdiadem, zwei Reifen, welche durch Querbogen verbunden sind; auf dem Hinterhaupt liegt, leicht mit einer Schnur befestigt, eine Messingscheibe, welche die Form eines Kreuzes oder eines Polygons zeigt, und eine Anzahl kleiner Zöpfe fallen auf den Nacken herab. Ueber Rücken und Brust liegen mehrgliederige Perlenschnüre; der enganliegende Hüftschurz ist in der Taille zu einem faltenreichen Ueberwurf zusammengefügt und über dem Gesäß hängt ein mit Kaurimuscheln garnirter Lederstreifen, an dem sich die verschiedenartigsten Schmucksachen befinden.


Eine Hollonegerin.

Bei Banda-N'Gonge wird Lager bezogen. Der Häuptling des Ortes, ein wohlbeleibter Herr, stattete seinen üblichen Besuch ab. Die Träger verproviantirten sich mit Salz, welches sie hier sehr billig kaufen können und das im Innern einen großen Werth hat. Für ein geringes Quantum erhalten sie dort viel Lebensmittel und Gummi.

Am folgenden Marschtage passiren wir das starkbevölkerte Hollodorf Kombue. Die Einwohner halten viel Rindvieh. Sie machen denselben schlechten Eindruck wie ihre Stammbrüder, die wir schon kennen gelernt hatten. Jenseit Kombue wird der Marsch recht anstrengend. Das Terrain ist zwar nur mäßig gewellt und bietet keine Hindernisse, indessen die Sonne brennt entsetzlich, und

nirgends ist ein schattenspendender Baum oder eine Ortschaft zu erblicken. Die Reitstiere werden bedenklich schwach, die Träger verkürzen merklich das Tempo, und auch wir sehnen uns nach einem geeigneten Ruheplatz; aber nichts als die dürren Gräser der Savanne sind weit und breit zu sehen! Endlich kommen wir an ein ausgetrocknetes Flußbett, in dem sich noch hier und da kleine Schlammpfützen befinden. Der Platz ist nicht einladend, doch wir haben keine Aussicht, einen bessern zu erreichen; deshalb müssen wir hier Lager aufschlagen. Lebensmittel fehlen auf der freien Savanne abseits der Ortschaften vollständig. Um den brennenden Durst zu stillen, gibt es nur übelriechendes Schlammwasser.

Der Lagerplatz liegt auf dem Gebiete der Kamavu. Dieselben sind ebenfalls Hollo, bilden aber einen selbständigen Stamm und zeigen nicht das freche Wesen ihrer westlichen Nachbarn; sie sind bescheiden in ihrem Auftreten, sollen aber auch verschlagene Spitzbuben sein.

Der nächste Morgen bringt die Karavane früh auf den Marsch. Wir treten in das Gebiet der Bangua-Keta ein, die auch einen Sonderstamm der Hollo bilden. Die Zahl der Dörfer nimmt zu. Nach einem ermüdenden Marsch wird heute in Kinjilla, in der Nähe des Lui, Lager bezogen. Infolge der letzten anstrengenden Tage sind viele Träger fußleidend.

Die Hollo betreiben einen lebhaften Handel mit Sklaven und Rindvieh und versuchen auch wol Menschen zu rauben. Die Frauen unserer Dolmetscher dürfen es daher nicht wagen, ohne bewaffnete Begleitung das Lager zu verlassen. Als Wolf gegen Abend mit seinem kleinen Diener Muangalla an den Lui ging, um zu baden, stürzten, während er sich auf nur fünf Minuten von dem Knaben entfernt hatte, zwei Hollo aus dem Gebüsch und wollten diesen mit sich fortführen. Glücklicherweise befanden sich in der Nähe ein paar unserer Leute beim Fischen, bemerkten die Gefahr, in welcher sich der kleine Muangalla befand, und sprangen sofort mit ihren Gewehren zu Hülfe. Die Hollo ließen darauf den Knaben los und entflohen. Der Preis für ein erwachsenes Mädchen beträgt bei den Hollo etwa vier Stück (60 m) Kattun.

Das im allgemeinen hügelige Terrain wird jetzt von dem Thal des Lui durchschnitten. Der Uebergang über den 50 m breiten Fluß macht keine großen Schwierigkeiten, da derselbe nur 1 m tief ist und in seinem Bett theils Kiesel, theils Fels enthält. Der das

linke Ufer begleitende Höhenzug, meist aus Buntsandstein bestehend, tritt nördlich des Ortes Hangimbo hart an den Lui heran, der sich oft durch pittoreske Felspartien seinen Weg bahnen muß. Auf dem rechten Ufer steigt der Höhenzug allmählich nach Osten an, und 3 km vom Lui entfernt tritt auf seinem Rücken Granit zu Tage. Jenseit des Lui wohnen die Mussangana (Hoja-Mala), eine Mischrasse von Hollo und Bangala. Von den Malangeleuten, welche hier häufig Rindvieh einkaufen, werden sie sehr gefürchtet. Wollen diese mit einiger Sicherheit einen Viehtransport nach ihrer Heimat befördern, so nehmen sie jedesmal einen nahen Verwandten des Häuptlings mit, der ihnen gewissermaßen als Schutzbrief das Geleit gibt. Das Rindvieh ist zu mäßigen Preisen zu kaufen: eine Kuh kostet 2—3 Peca (30—40 m) Kattun. Nordwestlich des Ortes Mulolo-Akabanda wird Lager aufgeschlagen.

Am folgenden Tage führt der Marsch bis Mussangana, auf einem Höhenzuge entlang, der den Lui im Osten begleitet. In den Thälern herrscht eine üppige Vegetation, und in der Ferne ist das Thal des Lui durch seinen Palmenbestand erkenntlich. Die Bodenoberfläche zeigt Granit, Porphyr und Sandsteinformation. Der Ort selbst ist mit einem leichten Zaun eingehegt und enthält sorgfältig gebaute Hütten, deren Bewohner, namentlich die Weiber, hier einen saubern Eindruck machen. Die Gesichtszüge der letztern sind nicht unschön und tragen auch nicht den sogenannten Negertypus, wie wir ihn auf vielen unserer heimatlichen Illustrationen zu sehen gewöhnt sind. Die meisten haben einen kleinen Mund, blendendweiße, oft spitz gefeilte Zähne, kleine Ohren, eine schön geformte Nase, und unter den schwarzen Brauen sehen nicht selten ausdrucksvolle Augen hervor. Zu den Bevorzugtesten ihres Geschlechts gehört die Tochter des Häuptlings, ein für ihr jugendliches Alter etwas starkes Mädchen mit angenehmen Manieren.

Der 16. August führt aus dem Lande der Mussangana in das der Jongo. Wir überschreiten den Bubabach, einen Nebenfluß des Kuango, und beziehen unweit des Ortes N'Guwu im Walde Lager. Das Dorf liegt in dem bewaldeten Berglande von Jongo, nach dem auch die zu den Ortschaften Mussangana und Kassandsche gehörenden Höhen benannt sind. Viele steilgeböschte Thalrinnen durchschneiden die hügelige Gegend; Gestein tritt auf der Strecke von Mussangana bis N'Guwu nicht zu Tage. Lebensmittel sind hier nur für Zeuge zu erhalten; die Eingeborenen sind wie versessen darauf und haben auch

alle Ursache dazu, denn Männer und Weiber unterscheiden sich von Adam und Eva nur durch die Hautfarbe.

Das Rollen des Donners kündete am Nachmittag als Vorbote den Eintritt der Regenzeit an. In wilder Hast und Eile werden sofort die schützenden Grashütten gebaut, welche die Leute von jetzt an in jedem Lager, wenn sie solche nicht schon vorfinden, errichten.

Im Thale des Buba fortgehend, müssen wir am nächsten Tage sieben kleine sumpfige Bachläufe überschreiten. Das Bubathal selbst ist dicht mit Papyrus bewachsen und hat stellenweise schöne Galeriewaldungen.

Mit dem Ueberschreiten des Uhambabaches kommen wir in das Ländchen der Kari, welches im Osten durch den Kuango begrenzt wird. Je näher dem Kuango, desto bevölkerter wird die Gegend. Man sieht große Maniokfelder, prächtige Weideplätze und zahlreiche Viehheerden. Nachdem wir den Höhenrücken erstiegen haben, auf dem mehrere Dörfer eines mächtigen Karihäuptlings liegen, erblicken wir zu unsern Füßen den Kuango, welcher sich in großen Krümmungen durch die zum Theil bewaldete, zum Theil mit Kampin bedeckte Thalniederung hindurchwindet.

Viertes Kapitel.

Vom Kuango nach dem Kassai.

Uebergang über den Kuango. — Aus dem Bereiche der Bangala. — Die Wächterinnen des todten Häuptlings. — Sklavenfesseln. — Eine Tupende-karavane. — Im Lunda-Reiche. — Der Eintritt der Regenzeit. — Hungergegend. — Der Wald von Kundungulu und sein Golgatha. — Die Stimme des Löwen. — Eine schwierige Sumpfpassage. — Tod eines Trägers. — Nachrichten über Muata-Kumbana. — Ueber den Kuilu. — Bangala mit Sklaven. — Die Schinguwo. — Die Sümpfe des Kakongollo. — Der Deserteur Kaspar, seine Verbrechen und Strafe. — Loange-Uebergang. — Mueller II. reist zu Muata-Kumbana. — Monta-Uta. — Wieder ein Deserteur! — Feindselige Kioque. — Eine Puffotter. — Zubereitung von Erdnußöl. — Der Tschikapa. — „Tuaqua kumba, Tuaqua wuma!" — Am Kassai.

Am 17. August begann das Uebersetzen der Karavane. Unser Boot, der „Paul Pogge", trat zum ersten mal in Dienst, es konnte bequem 12 Träger mit ihren Lasten fassen, sodaß der Uebergang sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit unabhängig von den Eingeborenen bewerkstelligen ließ. Wie bei jedem Flußübergange machte auch hier das Rindvieh große Schwierigkeiten, mehrere Kühe wurden wild, und fast hätten wir ernstliche Unglücksfälle zu beklagen gehabt. Kaschawalla büßte eine Kuh ein, die von der starken Strömung fortgerissen wurde. Zwar gelang es, das verendete Thier wieder aufzufischen, doch war der Verlust für den Dolmetscher, obwol er das Fleisch verwerthete, nicht unerheblich, da er im Innern Elfenbein dafür eintauschen wollte. Die Baluba pflegen für einen Stier oder eine Kuh 10 erwachsene Sklaven oder einen schweren Elefantenzahn zu geben.

Der Kuango liegt hier 679 m über dem Meeresspiegel, seine Breite beträgt 100 m, seine Tiefe 4—5 m; er strömt mit einer Geschwindigkeit von 46 m in der Minute. Etwa 1200 m oberhalb

der Fähre befinden sich Stromschnellen. Die Eingeborenen verfertigen sich höchst einfache Ruder, indem sie einen Stock am Ende spalten und in den Spalt ein Stück Baumrinde klemmen, womit sie, auf ihren Knien gehockt, ihre roh gearbeiteten Kanoes fortbewegen.

Die Gewässer sind von Krokodilen und Flußpferden bewohnt; die letztern finden auf den unabsehbaren Grasflächen des rechten Ufers, die jetzt den Eindruck wogender Kornfelder machen, reichliche Nahrung und vorzügliche Weideplätze.

Unser Troß verringerte sich hier bedeutend; Mueller II. hatte eine dem Kaufmann Custodio aus Malange gehörige Karavane, die auch einige von unseren Lasten beförderte, hierher geführt, wo ein Vertreter des malanger Händlers eine Niederlassung gründen sollte, und schloß sich mit dem geringen Rest seiner Leute von nun ab der dritten, von seinem Bruder geführten Karavane an.

Ehe nicht der Kuango glücklich überschritten war, mußten wir stets noch mit den feindseligen Bangala rechnen, die unsern Vormarsch ins Innere verhindern wollten. Da dieselben bereits über 5000 Gewehre verfügten, weiße Händler ungestraft ermordet und die portugiesischen Colonialtruppen besiegt hatten, so waren sie derartig gefürchtet, daß wir bei einem feindlichen Zusammenstoß auf unsere Leute nicht hätten rechnen können. Glücklicherweise bestanden zur Zeit unter den Bangala selbst ernstliche Streitigkeiten wegen der Wahl ihres Jaga (Königs), sodaß ihr Interesse mehr für die eigenen innern Angelegenheiten in Anspruch genommen war. Außerdem wußten sie nicht, wo wir den Kuango passiren wollten. Sie schienen zu glauben, daß wir entweder durch ihr Land marschiren oder uns mehr nach Norden wenden würden. In unserm schnell zusammengesetzten Boote hatten wir jedoch den Kuango passirt, ehe sie uns an seinem Ufer vermutheten.

Mit dem Betreten des rechten Kuango-Ufers sind wir in das Gebiet der Maschinsche gelangt, das sich bis an den Uhamba erstreckt und von dem mächtigen Häuptling Kapenda-Kamulemba beherrscht wird. In der Nähe der Residenz seiner Nichte, der Mona-Samba Mohanga, welche diesen nördlichen Theil des Reiches regiert, bezogen wir Lager.

Alsbald erschien ihr Abgesandter, der mit einer Klingel aus Eisenblech seine Ankunft anzeigte und sich dadurch als Hofbeamter legitimirte, um uns im Namen seiner Fürstin zu begrüßen. Ein

Sohn der Mohanga, in rother Attila und mit einem alten Czako auf seinem wohlfrisirten Haupte, kam auf den Schultern eines mächtigen Sklaven herangeritten, um ebenfalls seinen Besuch abzustatten und zugleich Sklaven zum Verkauf anzubieten. Die Maschinsche betreiben einen lebhaften Sklavenhandel, welcher aber, seitdem in Loanda der Menschenhandel gesetzlich aufgehoben ist, seine gewinnbringenden Absatzgebiete verloren hat. Der Preis für einen Sklaven ist daher auf 8—10 Stück Kattun gefallen. Kurz vor unserm Eintreffen hatte der Häuptling Mukanu, ein Verwandter der Mohanga, 220 Sklaven an die Bangala verkauft, denen wir als eifrigen Zwischenhändlern noch öfters begegnen werden.

Immer mehr schwindet der Einfluß der Küste auf die Eingeborenen. Kattun und Perlen werden seltener, und dafür treten selbstgewebte Stoffe oder Thierfelle als Bekleidungsstücke in den Vordergrund. Vielfach wird eine Schnur um die Hüften getragen, an welcher vorn und hinten ein Läppchen hängt, das hintere pflegt der Form der Bedeckungsfläche entsprechend größer zu sein. Das weibliche Geschlecht trägt gewöhnlich ein 5—10 cm langes Rohrstäbchen in der durchbohrten Nasenscheidewand. Um die Toilette zu vervollständigen, wird vielfach der ganze Körper mit Rothholz gefärbt.

Auffallend sind unter den im allgemeinen nicht kräftig entwickelten Maschinsche die angenehmen, man möchte fast sagen kaukasischen Gesichtsbildungen, störend wirkt nur die weitverbreitete Sitte des Spitzfeilens der obern Schneidezähne.

Von Mona-Samba führt der Weg durch das 400—1000 m breite Thal des Lomoni und steigt an zu den Höhen von Kahaesa-Mukansu, welche durch die Thäler des Kinsamba- und Kingandabaches anmuthig eingerahmt werden. Unser Lager bei Kahaesa-Mukansa liegt auf einem schmalen Bergrücken, der mit steilen Seitenhängen zu den genannten Bachthälern abfällt; er ist ein Ausläufer des Molunda-Maigassu, eines nördlich gelegenen Gebirgsstocks. Das Gestein ist horizontal geschichteter rother Sandstein; fast alle Höhen sind dicht bewaldet. Einige Pferdeantilopen (Hippotragus) sowie Zwergantilopen (Cephalolophus) wurden beobachtet. Leider kam aber keiner von uns zum Schuß, da das Wild beim Herannahen einer geräuschvollen Karavane frühzeitig flüchtig wird.

Aus der Vogelwelt zeigte sich der Buceros atratus, welcher beim Fliegen ein brausendes Geräusch hervorbringt, wie das Nahen eines Eisenbahnzugs. Auch Turacus Schuettii ist hier häufig.

Von den Vorbergen des Molundu-Maigassu stiegen wir in das sumpfige, etwa 200 m breite Thal des Kolle hinab, der nur 3—4 m breit, in der Regenzeit aber ein bedeutendes Gewässer ist und sich von rechts in den Luhe, einen Nebenfluß des Kuango, ergießt.

Die in der Umgebung der zahlreichen Dörfer liegenden Maniokfelder sind gegen das Eindringen der Wildschweine eingehegt, von denen hier Potamochoerus und Phacochoerus vorkommen.

Mona-Ndumba-Mukamba war das nächste Lager; der Häuptling des Dorfes war vor vier Monaten gestorben; seine Weiber bewachten den Leichnam in seiner Hütte und sammelten beständig die Würmer von dem verwesenden Körper ab. Dieser Liebesdienst soll so lange fortgesetzt werden, bis nur die Knochen übrigbleiben, dann erst erfolgt die Bestattung und die Neuwahl des Häuptlings. Wir folgen von hier durch bewaldetes, sehr zerschnittenes Gelände einem mit großem Geschick auf der Höhenlinie geführten Pfad nach Kaësa und von dort über den Kinsembebach nach Scha-Goija. Der Kaloë, ein kleiner Zufluß des Kuango, bereitete uns unangenehmen Aufenthalt, da seine sandigen Ufer beim Erklettern beständig nachstürzten. Nach einem anstrengenden Marsch wird der Uhamba erreicht. Eine aus wenigen, unter Wasser befindlichen Stämmen bestehende Brücke vermittelt nach durchgreifender Verbesserung den Uebergang über den prachtvollen kleinen Fluß, der bei einer Breite von 25—30 m mit großer Geschwindigkeit zwischen tiefeingeschnittenen Ufern dahinfließt. Mit seinen zahlreichen rauschenden kleinen Wasserfällen, seinen prachtvoll bewaldeten Ufern bietet er ein fesselndes, wechselvolles Bild dar.

Unweit des Flusses liegt eine nur aus etwa 30 Hütten bestehende Kalundaortschaft, Muhongo, die erste, die wir antreffen. Man sagte uns, daß wir in den nächsten Marschtagen auf keine Dörfer stoßen würden, somit mußten hier Vorräthe eingekauft werden. Muhongo wie Kajanvo und Kaboko, zwei in der Nachbarschaft gelegene Dörfer, hatten jedoch so wenig Lebensmittel, daß wir mit Bangen in die Zukunft sahen und nicht wußten, wie wir unsere 500 Menschen durch die vor uns liegende Hungergegend bringen würden. Selbst eine Extragabe von einigen Ellen Zeug konnte bei dem großen Mangel der Gegend unsern Leuten wenig helfen. Meilenweit war nichts Eßbares einzutauschen. Empfehlens-

werth wäre es gewesen, wenn wir uns in dem viehreichen Hollo-gebiet eine kleine Heerde, die dort billig zu haben war, mitgenommen hätten, um sie nun in der Zeit des Mangels zur Verpflegung verwenden zu können. Doch wir hatten eine derartige Hungergegend nicht erwartet.

Die nächsten Tage finden uns und unsere Leute in bitterm Mangel und glühender Hitze durch eine savannenbedeckte Hügellandschaft wandernd. Der Kaükta und Kamana, zwei Zuflüsse des Uhamba, werden überschritten, kein Dorf, keine Niederlassung wird in weitem Umkreise sichtbar!

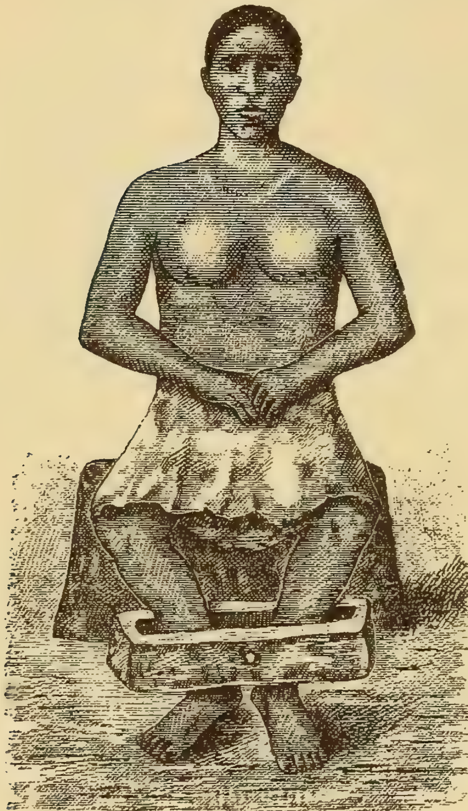
Die Träger sammeln Engerlinge, Regenwürmer und ähnliches Gethier, das, mit Baumblättern gekocht, den Magen wenigstens füllt, wenn auch das Gericht nicht besonders wohlschmeckend ist. Der Weg kreuzt den Kamuëjebach, in dessen Nähe sich endlich zwei Dörfer, Kimbunji und Kimbunja, finden. Leider wurden wir, wenn wir auf eine Besserung in unserer Küche gerechnet hatten, auch hier bitter enttäuscht, die Einwohner hatten selbst kaum genug, um sich vor dem Hunger zu schützen; zu kaufen gab es absolut nichts.

Unsere Leute eilen, aus der ungastlichen Gegend fortzukommen. Die Märsche bleiben aber doch nur kurz, da die steilgeböschten Thalhänge des Keuringo und Schavanna, sowie der Uebergang über den Kingando und seinen schnellfließenden Genossen, den Kangense, das Vorwärtskommen verzögern. In der Nähe des Schavanna liegen einige Maschinsche- und Lundadörfer. Eigenthümlich ist es, daß das Unterthanenverhältniß sich nach der Abstammung richtet. Jeder Ort zahlt seinem Oberhäuptling, gleichviel ob er in dessen Gebiet liegt oder nicht, den schuldigen Tribut.

Die Lundaneger sind größer und kräftiger als die Maschinsche; sie zieren hin und wieder Bauch und Stirn mit Tätowirungen, vielfach feilen auch sie ihre Schneidezähne spitz.

In ein solches Maschinschedorf auf Lundagebiet, in das eine halbe Meile von unserm Lagerplatz entfernte Ngunsa-Mukisch, hatte sich im verflossenen Jahre Kapenda-Kamulemba, der Beherrscher der Maschinsche, zurückgezogen, um den Intriguen seiner ältern Schwester, welche Ansprüche auf den Thron erhob, aus dem Wege zu gehen. Kafamu, so hieß die Schwester, hatte die Hülfe der Bangala gegen den Bruder angerufen, und dies mag der wesentlichste Beweggrund gewesen sein, weshalb Kapenda seine Residenz

mit dem entfernt liegenden Ngunsa-Mukisch vertauschte. An den Bangala rächte er sich dadurch, daß er keine ihrer Karavanen passiren ließ und ihnen, wenn sie Waaren mit sich führten, dieselben raubte. Die Bangala versuchten, sich nun mit ihm freundschaftlich zu stellen, und forderten ihn auf, in sein Land zurückzukehren, um als ihr Freund die Regierung wieder zu übernehmen, andernfalls aber möge er zu Gunsten seiner Schwester auf die Regentschaft Verzicht leisten. Kapenda folgte der erstern Aufforderung und ist noch jetzt der unbestrittene Häuptling der Maschinsche.


Gefesselter Sklave.

Häufig fanden sich hölzerne Sklavenfesseln am Wege, oder hingen an Bäumen in der Nähe vielbesuchter Lagerplätze. Sie bestehen aus einem Holzscheit, welches in der Längsrichtung einen 40 cm langen und 8 cm breiten Ausschnitt hat, durch den der Sklave für die Nacht seine Füße hindurchschieben muß. Wenn dies geschehen ist, wird der freie Raum derart verkeilt oder mit Querhölzern verengt, daß der Mann den quälenden Holzrahmen nicht freiwillig abstreifen kann. Mit ähnlichen, aber kleinern Instrumenten werden auch die Hände gebrauchsunfähig gemacht. Morgens früh vor dem Abmarsch werden die Fußfesseln wieder abgenommen. Sie bleiben dann als Allgemeingut überall da liegen, wo sie gebraucht worden sind, weil ihr Transport die Lasten nur unnöthig erhöhen würde. Selten werden den gekauften Sklaven auf dem Marsch Handfesseln angelegt; wenn es geschieht, so zwingt die Besorgniß der in der Minderzahl vorhandenen Begleitmannschaft oder die Angst vor besonders widerhaarigen Personen zu dieser Maßnahme. So sahen wir in einem Sklaventransport zwei stämmige Burschen, welche der Vorsicht wegen an den Händen gefesselt waren. Den Sklavenhändlern, in dieser Gegend meist Bangala,

liegt natürlich daran, ihre theuer bezahlte Waare gesund nach der Heimat zu bringen; deshalb bereiten sie den Leuten auf den anstrengenden Märschen so wenig Unbequemlichkeiten wie möglich. Dennoch kommt es häufig vor, namentlich in der Hungergegend von Kundungulu, daß den Unglücklichen die Kräfte versagen und sie absolut nicht weiterkönnen. Ist es den Karavanen dann aus eigenen Erhaltungsgründen nicht möglich, so lange zu rasten, bis sich die Ermatteten erholt haben, dann greifen sie zu dem auch in andern Gegenden Afrikas verbreiteten Mittel: sie schlachten die Unglücklichen unbarmherzig ab, denn einem andern gönnt der Käufer seine Waare nicht, er vernichtet sie, wenn sie für ihn verloren zu gehen droht. Oft sahen wir im Walde von Kundungulu die Ueberreste dieser beklagenswerthen Opfer am Wege liegen.

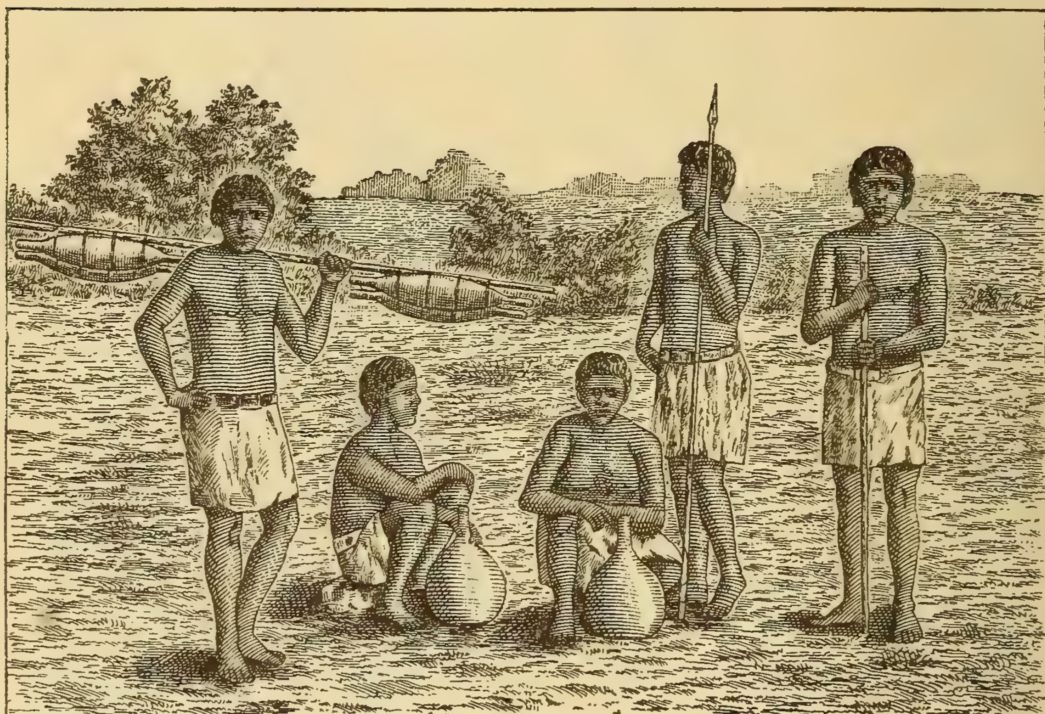
Nach dem Uebergang am Selobach, der ebenso wie der kleine Uhamba und der Ulangale tiefeingeschnittene Ufer hat, treten wir in eine Waldregion ein, und jenseit derselben künden uns die langgedehnten Maniok- und Bohnenfelder die Nähe von Ortschaften an. Kein Fleck scheint hier unbenutzt zu sein. Die Thalsohle des Ulangale und selbst dessen steiler Uferhang tragen Maniokstauden, und weiter in der Ferne sieht man die fleißigen Eingeborenen damit beschäftigt, Waldungen auszuroden. Auf der Ostseite der Ulangale, inmitten von acht Dörfern, beziehen wir Lager. Glücklicherweise konnten wir für uns und unsere Leute noch vor dem Eintritt in die trostlose Einöde von Kundungulu einige Lebensmittel eintauschen.

Nicht fern von uns hat sich eine 50 Mann starke Tupendekaravane, die erste, welche wir auf der Reise antreffen, mit aus der Raphia-Faser gewebten Stoffen und Palmöl gelagert. Bald sind einige der Leute im Lager, zeigen ihre Waare und veranlassen einen regen Tauschhandel, den auch wir uns zu Nutze machen, um für schadhaft gewordene Lasten etwas von den festgearbeiteten Tupendestoffen und für unsere Küche Palmöl zu erlangen.

Es gehört zu den Seltenheiten, wenn Tupendekaravanen hier durchziehen. Die Tupende waren noch bis vor 20 Jahren die unbestrittenen Herren des Zwischenhandels an der Kassaifähre bei Kikassa. Alle Waaren, die von Osten und Westen hierher kamen, gingen durch ihre Hände. Als sie aber den Kioque die Erlaubniß gaben, ihre Grenzen bei Jagdzügen zu überschreiten, gingen auch bald die Vortheile des Zwischenhandels verloren. Die Leute selbst aber beharren theilweis noch jetzt in dem unthätigen Leben, und

hierin liegt der Grund, weshalb man sie so selten als Händler in fremden Gebieten antrifft.

In der Nähe des Lagers finden wir ein interessantes Grabdenkmal, die Ruhestätte eines großen Jägers. Auf dem Grabhügel liegen in buntem Gewirr eine Anzahl von großen und kleinen Antilopenhörnern, Schädeln und Knochen, sowie frische Wurzeln des Maniok; niedrige Baumstämme hegen das Denkmal ein, und auch der heimatliche Baumschmuck der Gräber fehlt nicht, der allerdings in Gestalt von drei überreifen, stämmig emporgewachsenen Maniok-



Tupende mit Oel.

stauden mit unsern schattenspendenden Trauerweiden und Epheuranken nicht zu vergleichen ist.

Waren wir schon beim Eintritt in diese Gegend durch den arbeitsamen Sinn der Bevölkerung überrascht, so geschah dies noch in höherm Maße, als wir vom Ulangalethal abbogen und das kleine Hambothal kennen lernten. Hier arbeiten die Bewohner von Seha-Passo in größter Regsamkeit auf ihren Feldern. Mais und Bananen bedecken die Thalsohle, Maniok die Hänge, deren steile Böschungen den fleißigen Arbeitern bei der Bebauung viel Mühe und manchen Tropfen Schweiß kosten. Die regsame Ackerbaucultur bei dem sonst arbeitsscheuen Lundaneger ist nur durch die günstige

Lage der Ortschaften an der Karavanenstraße und die dadurch bedingte häufige Nachfrage nach Lebensmitteln zu erklären. Der Mann macht den Boden urbar und die Frau besorgt die angelegten Felder.

Seit dem 28. August, an welchem Tage die Regenzeit mit einem leichten Schauer ihren Einzug hielt, hatten wir zwar einigemal, namentlich an den Nachmittagen, Regengüsse aushalten müssen, noch nie aber waren dieselben mit solcher Heftigkeit und so anhaltend aufgetreten, wie es von nun an geschah. Es verging fast kein Tag, ohne daß wir unter leichtern oder stärkern Regenfällen zu leiden hatten. Bewunderungswürdig war dabei oft die Zähigkeit unserer nackten Gefährten, die dem feuchten Element und dem stets mit dem Regen einkehrenden Temperaturwechsel schonungslos ausgesetzt blieben. Es ist erstaunlich, mit welcher stoischen Ergebenheit sie den Witterungsumschlag hinnehmen und was sie hierin, ohne ihrem Wohlbefinden zu schaden, vertragen können. Das Thermometer sank oft innerhalb 15 Stunden von 30° auf 10° C., und zähneklappernd, aber ohne Murren lag dabei der Neger unter freiem Himmel unbedeckt und stützte das müde Haupt auf einen harten Stein oder Baumstamm.

Nach zwei Ruhetagen sind die Leute so frisch, der Weg andererseits durch seine ebene Oberfläche und die schattenreiche Waldgegend dem Marsch so vortheilhaft, daß wir eine für die Tropen ziemlich große Entfernung von 16 km bis zum Kamaschilo in drei Stunden zurücklegen. Wir sind in der Waldeinöde von Kundungulu. Man macht sich eine falsche Vorstellung, wenn man hier einen Urwald mit gewaltigen Baumriesen und unentwirrbaren Lianennetzen vermuthet, vielmehr hat der Wald von Kundungulu mehr das Ansehen eines ausgedehnten, schlecht bestandenen, aber ohne regelmäßige Linien angelegten Parks, in welchem Gestrüpp und Gräser in wilder Harmonie wuchern.

Vielfach, namentlich da, wo der kleine Buta-Mene-Bach den Weg begleitet, sah man Vorrichtungen für die Jagd, in denen der schwarze Nimrod ebenso erfinderisch ist wie der weiße. In der Krone einzelner Bäume thronte die bekannte Kanzel, in welcher der Jäger das harmlos nahende Wild erwartet, um ihm das todbringende Geschoß wohlgezielt zuzusenden. Tiefe Fallgruben befanden sich an den ausgetretenen Wechseln der hier häufigen Antilopen.

Vor dem Kamaschilo berühren wir ein Kioquedorf, welche wie überall im Lundareich hier besonders zahlreich eingestreut sind.

Die Bewohner tragen keine Tücher um die Hüften, sondern meist Affen- und Wildkatzenfelle; auch ihre Bewaffnung ist noch in den ersten Stadien der Entwickelung, indem sie meist Speer und Bogen führen. In der Ackerbaucultur stehen sie den Kalunda außerhalb des Waldes nicht nach, denn mit vieler Mühe und Arbeit haben sie in der Nähe ihrer Orte große Waldflächen gerodet, um Maniok anpflanzen zu können.

So erreichen wir den Kamaschilobach und finden in dem zwar nur 5 m breiten, aber 2 m tiefen Bett ein nicht unbedeutendes Hinderniß. Nachdem wir ihn glücklich überschritten haben, begegnet uns eine Bangalakaravane, welche mit 20 Sklaven, Männern und Weibern, die bei Nguff, einem Unterhäuptling des Muata-Jamwo in Mataba eingekauft waren, der Heimat zuwandert. Auf dem verlassenen Lagerplatz dieser Karavane finden wir bald ein geeignetes Unterkommen für die Nacht. Freilich war es mit der Ruhe schlimm bestellt, denn ein anhaltender Gewitterregen trieb den Schlaf aus den Augen und verwandelte die Betten bald in Badewannen. Auch die Leute mochten sich nicht sonderlich behaglich gefühlt haben, denn sie sind frühzeitig marschbereit, und der anbrechende Morgen sieht uns im Gänsemarsch auf dem einsamen Waldpfad weiterziehen.

Als wir unterwegs aus dem Walde auf eine künstlich geschaffene Lichtung treten, sehen wir eine etwa 10 m hohe Stange, auf welcher sich oben ein Schädel und Theile eines menschlichen Skelets befinden. Auf Befragen, was dieses zu bedeuten habe, erzählt ein erfahrener Dolmetscher, welcher von Geburt ein Bangala ist und als Knabe mit seinen Landsleuten schon diesen Weg gemacht hat, Folgendes:

Vor etwa 30 Jahren folgte Kapassa, ein Maschinschejäger vom Kuango, den Spuren eines Elefanten, der ihn nach Nordosten weit über den Luschiko in ein Kalundadorf führte. Der Häuptling desselben, Katimbo, nahm ihn gastlich auf, erzählte ihm, daß von hier eine Verbindung mit den weiter im Nordosten wohnenden Tupende bestehe, wo man besonders für Salz Elfenbein und Sklaven vortheilhaft eintauschen könne. Als Kapassa einen Elefanten erlegt hatte, kehrte er mit dessen Stoßzähnen in sein Vaterland zurück und erzählte seinem großen Häuptling Kapenda-Kamulemba, was er erfahren hatte. Kapenda schickte ihn an seinen Freund, den Bangalahäuptling Kissango, um mit diesem eine gemeinschaftliche Handelskaravane zu den Tupende auszurüsten. Als auch der Bangalakönig

Bumba seine Einwilligung dazu bereitwilligst gegeben hatte, zogen die beiden Häuptlinge Kapassa und Kissango unter zahlreicher Begleitung mit Salz und bunten Stoffen von der Küste nach Nordosten, um dafür Sklaven und Elfenbein einzutauschen. Obwol die Tupende, vor 300 Jahren ungefähr, die Sitze der Bangala am Kuango innegehabt hatten und von diesen vertrieben waren, so glaubte man doch, daß die alte Feindschaft nun längst vergessen sei und einem friedlichen Handelsverkehr nichts im Wege stehe. Von dem Häuptling Katimbo wurde die Karavane freundschaftlichst aufgenommen und erhielt auch Führer, welche den Weg zu den Tupende zeigen sollten. Hier stießen sie jedoch sofort auf einen feindseligen Häuptling Kisanga, welcher die Bangala als seine Erbfeinde nicht ins Land lassen wollte. Es kam zum Gefecht, und die Karavane rückte schließlich siegreich weiter bis an den Kassai, wo sie bei dem Tupendehäuptling Gulunga die gesuchte freundliche Aufnahme fand und ihre Waaren gegen Sklaven und Elfenbein vortheilhaft eintauschte. Auf dem Rückwege wurde das Gebiet des feindseligen Kisanga umgangen und die Heimat glücklich erreicht.

Alsbald wurde eine zweite Reise vorbereitet, an der sich jedoch Kapassa wegen vorgerückten Alters nicht betheiligen konnte. Außer Kissango nahmen noch vier Bangalahäuptlinge mit 800 Bewaffneten theil. Bei Katimbo fanden sie wieder freundliche Aufnahme und beschlossen im Vertrauen auf ihre Stärke, durch das Gebiet des feindseligen Kisanga zu marschiren. Dieser verlangte von ihnen als Tribut einen Mann und ein Mädchen vom Stamm der Bangala und wies alle andern Geschenke zurück. Es kam daher zum Gefecht, in welchem die Bangala geschlagen und Kissango selbst von dem Tupendehäuptling gefangen genommen wurde. Als die Besiegten nun als Lösegeld für ihren Anführer einen Mann und ein junges Mädchen ihrer Nation anboten, wurde dieses Anerbieten zurückgewiesen und dem Gefangenen vor ihren Augen ein Glied nach dem andern abgeschlagen. Ginamatele, die schöne junge Gattin des gefangenen Bangalahäuptlings, wollte den schrecklichen Tod ihres Mannes nicht überleben und bot sich selbst den Todesstreichen Kisanga's dar. Wuthentbrannt versuchten nun die Bangala einen neuen Angriff, um den Körper ihres grausam abgeschlachteten Führers der Heimat zuzuführen, doch gelang es ihnen nur eine Hand von ihm zu erhalten, dann mußten sie der Uebermacht weichen. Auf ihrem Rückzuge wurde die Hand feierlichst im Walde von Kundungulu beerdigt

und auf dem Grabe wurden als Sühne zwei gefangene Tupende, ein Mann und ein Mädchen, getödtet. In ihrem Vaterlande angekommen, bestimmte der Jaga (König der Bangala), daß in jedem Jahre am Ende der Regen, da um diese Zeit Kissango ermordet war, an jener Stelle den Manen des todten Häuptlings ein Sklave und eine Sklavin, womöglich Tupende, geopfert werden sollten. — Vor vier Jahren schickte der letzte Jaga der Bangala einen Häuptling mit Gefolge nach Kundungulu, um den Platz, wo die Hand Kissango's ruht, durch eine große Lichtung kenntlich zu machen. Dieses geschah. Ein ruhig des Weges kommender Kalunda wurde angerufen, ihm dann, als er sich arglos den Bangala näherte, der Kopf abgeschlagen und dieser auf eine 10 m hohe Stange gesteckt. Es war der Kopf dieses Unglücklichen, welcher, als wir vorbeizogen, noch in der afrikanischen Sonne bleichte.

Eine anregende Abwechselung in die langweilige Monotonie der Waldöde bringt das reizend schöne Thal des Kuengo, welches wir nach mehrstündigem Marsch erreichen. 1000—2000 m breit bedecken smaragdgrüne, aber sumpfige Wiesenflächen, aus denen hier und da Sandsteinfelsen und Raphiapalmen emporragen, den Thalgrund, und die unmittelbaren Ufercontouren sind von einem schmalen Streifen Galeriewald eingesäumt. Der 20 m breite und 2 m tiefe Kuengo wird mit Baumstämmen überbrückt, die indessen so tief liegen, daß beim Uebergang das Wasser bis an die Hüften reicht. Ein Lianenband dient als nothdürftiges Geländer. Für die Stiere findet sich 100 m weiter unterhalb eine geeignete Uebergangsstelle. Eine Bangalakaravane, deren Lager wir beziehen, erzählt uns, daß sie in der Nacht durch das Brüllen eines Löwen beunruhigt worden sei. Die Leute hatten die Nacht über großen Lärm gemacht, um dadurch das Raubthier fernzuhalten, und waren noch jetzt in dem Gedanken an die überstandene Angst in großer Unruhe. Auf unsere Träger verfehlte diese Nachricht nicht, ihre Nachwirkung auszuüben. Sie beeilen sich, ihre Hütten rasch zu errichten, und umgeben sie zum Schutz mit einem dichten Verhau aus Baumstämmen. Die Schutz und Nahrung bietende Waldregion, welche durch die wiesenreichen, befruchtenden Thäler des Kuengo und des Kundungulubaches durchzogen wird, hat einen großen Wildreichthum hervorgerufen. Diesem Umstand mag es auch zuzuschreiben sein, daß der König der Thiere häufig hier einkehrt, um seine Mahlzeiten zu halten. Auch wir hatten Gelegenheit, die Stimme des Löwen zu hören; er

war in der Abendstunde bis in die Nähe des Lagers gekommen und hatte einige unserer Leute, die sich jagend umhertrieben, in große Angst versetzt, wich jedoch allen Begegnungen mit uns, die namentlich von den jagdlustigen Muellers gesucht wurden, aus.

Am nächsten Morgen legen wir nach ungestörter Nachtruhe 27 km immer in derselben Waldlandschaft zurück. Der Häuptling des nordwärts unsers Lagers gelegenen Ortes Zembezembe besucht uns und erzählt viel von seinem Dorfe, das er erst vor einem Jahre angelegt habe und von dem er hoffe, daß es in Zukunft hinreichend Lebensmittel abgeben könne; doch ist dies ein schlechter Trost für uns!

Der Ort Zembezembe hat 13 Hütten, welche sämmtlich aus Raphiapalmenschäften erbaut sind. Um das Dorf liegen Bohnen-, Mais- und Maniokculturen, die zum Schutz gegen die Zerstörungssucht der Wildschweine eingehegt sind. Mehrere dieser Thiere, auch Pferdeantilopen und Ameisenfresser werden angetroffen. Ebenso erzählen die Träger viel von jagdbaren Thieren, welche sie gesehen hatten, aber nur einer brachte als Trophäe eine Schildkröte heim, die ein delicates Gericht abgab.

Ueber einen leicht geböschten Bergrücken, der zur Rechten durch das üppiggrüne Wiesenthal des Kiongobaches begleitet wird, führt der Pfad nach dem ebenfalls gefällig die Waldöde zierenden Insale, welcher mit mäßiger Geschwindigkeit dem Kiongo sein klares Wasser zuführt.

Das Skelet eines abgeschlachteten Sklaven, welches aus der grünen Uferbettung entgegenstarrt, verwischt den wohlthuenden Eindruck, den die Frische und Anmuth der Natur wachgerufen hatte.

Jenseit des Insale am Rande der wol 1000 m breiten Thalsohle finden wir einen ebenso geeigneten als schönen Lagerplatz.

Am 15. führt der Weg weiter im Thale des Kingongo entlang über den Zufluß Kamalo hinweg nach der romantisch von Galeriewaldung und Farrnkräutern eng eingefaßten Quelle des Katschazela, welche in ihrer Lage so fesselnd ist, daß wir hier das Lager aufschlagen. Gleichzeitig sind wir aus der endlosen Waldöde herausgetreten und athmen jetzt die erfrischende Luft der Savanne. 4 km östlich unsers Platzes mündet der Kingongo in den Lubale.

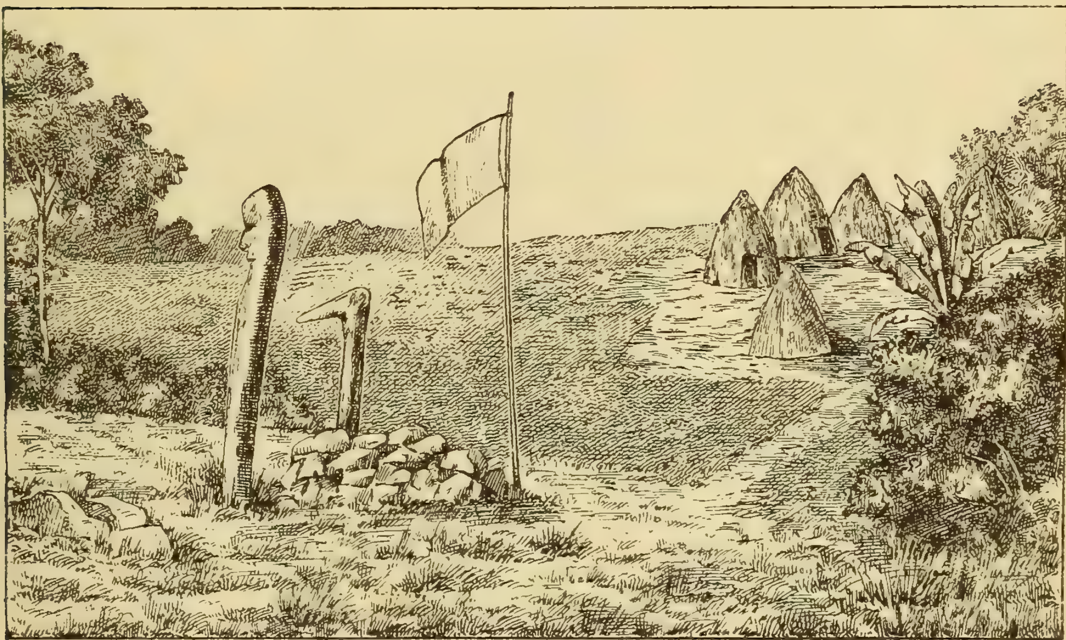
Am linken Thalrand des letztern entlang geht am folgenden Morgen der Marsch über den Kamissombobach. Schon hier sind die sumpfigen Thalniederungen den Stieren höchst beschwerlich; als sie nun gar die 2000 m breite Sumpfstrecke des Lubale passiren

sollen, streiken sie vollkommen. Nach schwerster und langwieriger Arbeit glückt es endlich, die Widerspenstigen weiterzutreiben. Da der beschwerliche Uebergang uns alle erschöpft hatte, so schlagen wir am rechten Ufer des 25 m breiten Baches das Lager auf und laben uns an dem schönen Lubalethal und dem silberglänzenden Fluß, der bereitwillig für das Mittagsmahl ein schmackhaftes Fischgericht spendet.

Durch eine langgedehnte Waldregion marschiren wir nach Scha-Kabuita. Ein Träger der zweiten Karavane, der schon am 11. September im Walde von Kundungulu sich brustleidend gefühlt hatte, erkrankte hier ernstlich. Er war nämlich, als er mit einer heftigen Handbewegung lästige Insekten vertreiben wollte, gestolpert und so ungünstig zu Fall gekommen, daß seine Last, eine Kiste mit Perlen, ihm auf die Brust stürzte. Sein Zustand gab sofort zu ernsten Befürchtungen Anlaß. Mit opferwilliger Liebe und Geduld wurde der Mann von seinen Genossen gepflegt. Stets trugen ihn einzelne der Leute in einer Matte von Lager zu Lager nach, und auch am heutigen Abend brachten sie ihn trotz der eingetretenen Dunkelheit nach dem Scha-Kabuita-Lagerplatz, wobei Fackelträger dem Zuge voranleuchteten. Der Kranke war sichtbar im letzten Stadium seines Leidens, eine Rettung nicht mehr möglich. Schon in derselben Nacht kündeten die Klagegesänge der Massongo an, daß der Tod eingetreten sei. Am folgenden Mittag fand die Beerdigung statt. In Tücher gehüllt trugen zwei Gefährten den Leichnam nach der am Lagerplatz ausgehobenen $1\frac{1}{2}$ m tiefen Gruft. Ihnen folgten die nächsten Leidtragenden und der Troß der Träger. Die Leiche wurde in die Grube gelegt, und unter den Gesängen der Anwesenden, die sich im Kreise um das Grab aufgestellt hatten, fand die Zuschüttung des Grabes statt. Als dies beendet war, schallte alsbald ein lautes Geknatter von Gewehrschüssen durch die Luft als letzter Gruß, welchen die trauernden Gefährten dem verstorbenen Kameraden nachschickten. Am Kopfende war eine Flaggenstange errichtet, den Grabhügel schmückte ein Grasbüschel und am Fußende stand die Kinschilla, jene sonderliche Fetischstange, mit dem geschnitzten Holzkopf nach Osten gewendet, welche dem vorübergehenden Wanderer sagen soll: „Hier ruht ein Träger, welcher auf dem Marsche nach dem Innern den Strapazen erlag!“ Stirbt ein Mann auf dem Heimwege, dann wird der starre Holzkopf der Kinschilla nach Westen gerichtet.

Von einer Bangala-Karavane, welche von Muata-Kumbana zurückkehrt, kommen einige, um über den Todesfall ihr Beileid aus-

zusprechen. Von ihnen erhalten wir auch interessante Aufschlüsse über die Verbindungen mit Muata-Kumbana und die Laufrichtung des Kuilu, von dem wir nur noch einen halben Tagemarsch entfernt sein sollen. Der directe Weg zu dem großen Lundahäuptling führt von der Karavanenstraße beim Kingongobach ab, während eine zweite Straße vom rechten Loangoufer dieselbe Richtung einschlägt. Muata-Kumbana soll auch mit der Kassaifähre bei Kikassa in Straßenverbindung stehen. Dieselben Leute erzählten ferner, daß der Kuilu nicht, wie bisher vermuthet wurde, in den Kassai, sondern als rechter Nebenfluß in den Kuango gehe.



Grabmal eines Trägers.

Wir gelangen endlich an den 10—15 m breiten Luito, welcher dem Kuilu von links in trägem Lauf seine Gewässer zuführt, und bald darauf an den Kuilu selbst. Der mit Wald bewachsene Thalhang des rechten Luitoufers ist steiler als der des linken. Beim Dorfe Kimuanga, diesseit des Kuilu, bleiben wir die Nacht, um dann in den Morgenstunden des kommenden Tages den Uebergang über den 60 m breiten und 3—5 m tiefen Kuilu vorzunehmen. Das Uferland desselben ist stellenweise stark sumpfig, Galeriewaldungen ziehen sich hart am Flusse entlang, und das klare Wasser fließt schwerfällig zwischen Steinbarren dahin; nur an den nackten Felsblöcken tritt es aus seinem Phlegma heraus.

Zum Uebersetzen sind ein Eingeborenenkanoe und ein Floß vorhanden, welches aus Raphiastangen hergestellt ist und vier Lasten trägt. Der Transport geht somit etwas langsam vor sich, und da auch die Stiere heute besonders wasserscheu sind, so kommt erst nach $2^1/_4$ Stunden der Rest einer Karavane an das jenseitige Ufer.

Ueber eine ausgedehnte, mit reiner Savanne bedeckte Ebene führt uns der Marsch nach dem Gulungo, dessen stark versumpfte Gelände einen nicht unerheblichen Aufenthalt verursachen, und weiter nach dem Kabombobach, einem rechten kleinen Zuflusse des Gulungo. Hier treffen wir mit einer Bangala-Sklavenkaravane, welche von Mussumba kommend hier lagerte, zusammen. Die 40 unglücklichen Sklaven, meist Weiber und Kinder, machen einen bejammernswerthen Eindruck. Sie sind gänzlich unbekleidet und zum Theil derart abgemagert, daß sie nur aus Knochen und Haut zu bestehen scheinen. Wie viele der Armen mögen den Bestimmungsort erreicht haben? Wie viele mögen auf den einsamen Waldpfaden im Kundungulu dem Hunger oder dem blutigen Messer ihrer grausamen Bedrücker zum Opfer gefallen sein?

Bei dieser Karavane bemerkten wir auch zum ersten mal die Schinguwo, ein eigenartiges Musikinstrument, welches sonst nur bei den Kalunda und den Kioque vorkommt und dessen Besitz hier als ausschließliches Vorrecht der Unterhäuptlinge angesehen wird. Sie gehört gewissermaßen zu den Ehrenabzeichen derselben.

Das Instrument hat die Form eines Keils von 28 cm Basis, 50 cm Höhe und 85 cm Längendimension in seiner Spitze, die durch eine 4 cm breite Spalte den innern, vollkommen hohlen Raum mit der freien Luft verbindet. Der Ton wird durch paukenartiges Bearbeiten der Seitenwände erzeugt und kann durch Auflegen von Gummistücken der Liebhaberei des Besitzers entsprechend regulirt werden.

Unsere Sehnsucht, schnell vorwärts zu kommen, um endlich diese öde Hungergegend überstanden zu haben, erfuhr wiederum durch den reißenden Kakongollobach, dessen Uferland dieselben lästigen Sümpfe besitzt wie der Lubale, ein neues Hemmniß. Der Uebergang und die mangelhafte Nahrung hatten die Träger derart ermüdet, daß sie sich unmittelbar am jenseitigen Ufer lagerten und nicht weiter konnten.

Nachdem unter großen Mühen und Anstrengungen unsere Reitstiere und die andern Rinder durch den Kakongollo und seine sumpfige

Niederung gebracht waren, stellte sich heraus, daß Kaspar Manuel, einer der Träger aus Malange, unter Mitnahme seiner Last, eines Koffers mit Taback, Tellern und andern Gegenständen, zweier Gewehre und seines Mädchens, das er, wie wir jetzt erst erfuhren, im Bondolande geraubt hatte, desertirt war. Er hatte damit ein doppeltes Verbrechen begangen, indem er uns und den für ihn bürgenden Cabo (der verantwortliche Führer einer Anzahl von Trägern aus demselben Heimatsorte) bestohlen hatte. Der Cabo ist nämlich verpflichtet, die Bezahlung des entflohenen Trägers dem Herrn der



Schingutwo.

Karavane zu ersetzen, natürlich soweit dies in seinen Kräften steht. Kaspar hatte geschickt den Wirrwarr, der durch das Wildwerden einer Kuh, die rücksichtslos jeden in ihre Nähe kommenden Träger annahm, entstanden war, zu benutzen gewußt, um sich unbemerkt davonzuschleichen, wol in der Voraussetzung, Unterstützung bei den Eingeborenen zu finden. Diese war ihm auch geworden, denn Malenzo, der Cabo, welcher sich zu seiner Verfolgung aufmachte, kam erst am nächsten Abend geschlagen, seines Gewehres, ja sogar seiner Kleidung beraubt, zurück. Er berichtete, der Flüchtling halte sich in einem südlich unsers Weges liegenden Kalundadorfe auf. Er, der Cabo, sei, als er die Herausgabe verlangt, mishandelt und, nachdem er die Nacht in dem Dorfe gebunden zugebracht, fortgejagt

worden. Wißmann und Mueller II. machten sich mit 20 bewaffneten Trägern zur Züchtigung der Eingeborenen und zur Wiederergreifung Kaspar's auf. Der Weg führte über den Kakongollo zurück; der Cabo geleitete sie in ein dichtes Gehölz, in welchem zwei Kalundadörfer lagen, deren Einwohner sich zu Mitschuldigen des Fahnenflüchtigen gemacht hatten. Mueller umging das erste Dorf mit acht Mann und nahm beim Eindringen zwei Männer nach heftiger Gegenwehr gefangen. Während die übrigen Einwohner entflohen, leugneten diese jede Theilnahme an der Beraubung Malenzo's und erklärten, von dem ganzen Vorfall nichts zu wissen. Als jedoch in ihren Hütten eine Anzahl von Gegenständen, die aus dem geraubten Koffer stammten, aufgefunden wurden, half alles Leugnen nichts; sie wurden gebunden mit nach dem nächsten Dorfe geführt, in das Wißmann inzwischen eingedrungen war. Er hatte ebenfalls zwei Gefangene gemacht, und auch hier hatten unsere Leute einige der geraubten Gegenstände ermittelt. Nach langem vergeblichen Suchen waren die vermißten Gewehre entdeckt, und als gravirendster Beweis das geraubte Mädchen. Kaspar hatte sie bereits an den Häuptling verkauft, welcher ihr in der ersten Nacht Gewalt angethan hatte, wie sie unter Thränen berichtete. Ihr Räuber hatte sich leider rechtzeitig aus dem Staube gemacht. Unter Mitnahme dreier den Gefangenen abgenommener Gewehre wurde der Rückweg angetreten, nachdem die Träger, welche bei solch unblutigen Kriegen stets einen großen Muth an den Tag legen, alles Eßbare oder sonst Wünschenswerthe zusammengeschleppt hatten. Das Mädchen kannte den Versteck des Koffers, den der Flüchtling wohlweislich vorerst nur eines Theils seines Inhalts beraubt hatte, da er befürchten mochte, die Kalunda würden ihm denselben ohne weiteres abnehmen, wenn er ihn in das Dorf brächte. Unterwegs zeigten sich mehrere Eingeborene, welche, da ihre Dörfer nicht eingeäschert waren, Muth gefaßt hatten, um für ihre gefangenen Brüder zu bitten. Es wurde ihnen der Auftrag ertheilt, dem Häuptling in unserm Namen anzubefehlen, bis zum folgenden Tage alles, was noch aus dem Koffer fehlte, herbeizuschaffen; die Geiseln sollten dann sofort auf freien Fuß gesetzt werden, während die Gewehre als Strafe für den dem Flüchtling geleisteten Vorschub behalten wurden. Laut singend und mit ihren Heldenthaten prahlend, zogen unsere tapfern Träger nach wenigen Stunden wieder in das Lager ein. Es wurde nun unter Zuziehung des benachbarten Häuptlings Gericht über die Gefangenen

gehalten. Der Häuptling übernahm die Bürgschaft, daß alle unsere Verluste gedeckt werden würden, und zur großen Unzufriedenheit unserer kriegslustigen Leute wurden die Gefangenen sofort heimgeschickt.

Eine Negerin aus Mukisch, welche der Karavane folgte und mit acht Sklaven reiste, um am Loange Gummi einzuhandeln, beschwerte sich dann noch nachträglich, daß einem ihrer Leute in demselben Dorfe sein Gewehr genommen sei. Der Mann erzählte, er habe dasselbe, als er Fische kaufen wollte, an das Dach einer Hütte gelehnt, ohne zu wissen, daß in derselben ein großer Fetisch bewahrt wurde. Für diese Entweihung habe man ihn gefesselt, und mit Mühe sei er der Sklaverei durch nächtliche Flucht entronnen. Zum Ersatz wurde der alten unternehmenden Frau eins der erbeuteten Gewehre überlassen. Am nächsten Tage stellten sich Abgesandte von den beiden bestraften Dörfern mit dem Rest der gestohlenen Sachen ein.

Einige Tage später kam Kaspar Manuel halb verhungert und ebenfalls böse mishandelt freiwillig in das Lager zurück. Die Kalunda hatten sich an ihm für den Verlust ihrer drei Gewehre gerächt, indem sie alles, was sie ihm zuvor gezahlt, wieder fortnahmen und ihn aus ihren Dörfern jagten. Er erhielt eine Züchtigung und mußte 14 Tage in der Kette marschiren. Das geraubte Bondomädchen tröstete sich schnell mit einem Freunde ihrer Wahl, den sie bis nach Lubuku begleitete, um dann später im Schutze einer Karavane in ihre Heimat zurückzukehren.

Nachdem am nächsten Tage der Kaijombu, ein etwa 4 m breiter Bach, überschritten war, woselbst wir eine kleine Kalundakaravane (Kahungulaneger) trafen, welche mit acht Sklavinnen, Elfenbein und Gummi angeblich von Lubuku kam und nach Kassansche, der Residenz der Bangala, ziehen wollte, erreichte die dritte Expedition den Loange bei Kassamba. Nur ein kleines Kanoe, das zwei Mann mit Lasten befördern konnte, war zum Uebersetzen vorhanden. Die Passage nahm infolge dessen eine ungewöhnlich lange Zeit in Anspruch, sodaß am Abend des zweiten Tages erst die Hälfte der Leute am andern Ufer waren. Am folgenden Morgen stellte sich dann heraus, daß durch die Unachtsamkeit der Leute, welche das Fahrzeug noch spät abends benutzt und nicht genügend am Ufer befestigt hatten, dasselbe von der starken Strömung fortgerissen war. So mußte denn die Ankunft des Stahlbootes, das der ersten Kara-

vane zugetheilt war, abgewartet werden. Mueller II. erhielt hier von Wißmann den Auftrag, zu Muata-Kumbana zu gehen, um dort Nachrichten über den Lauf des Kassai einzuholen.

Das Panorama des Loange ist entzückend! Von beiden Seiten treten die Uferränder nahe an den Fluß heran und senken sich dann in scharfgeböschten Hängen zu dem wol 70 m tiefer liegenden Flußbett. Der Charakter des Thals ist ein anderer als der der bisher passirten Wasserläufe. Nicht Niederungen, Palmen und Galeriewaldung machen hier die landschaftliche Schönheit aus, sondern die steilen bewaldeten Hänge, deren Fuß das nackte Gestein verwitterter Sandsteinblöcke ziert, und die wild über zahlreiche Stromschnellen schäumend dahinbrausenden Wassermassen des Loange, welche in steten Windungen die Gegend durcheilen. Der Fluß hat an der Fähre eine Breite von 50 m.

Bei täglich wiederkehrenden heftigen Regengüssen gibt es viel Arbeit, da alle Zeuglasten häufig durchnäßt sind und, um das Verstocken des Inhalts zu verhindern, ausgepackt und getrocknet werden müssen. Lebensmittel sind in Menge zu haben, sodaß sowol wir als auch unsere Leute Gelegenheit finden, uns nach den in den Wäldern von Kundungulu überstandenen Entbehrungen wieder zu kräftigen und zu erholen.

Die sumpfige Niederung des Gimbabaches, sowie das mit dichtem, prächtigem Galeriewald bedeckte Thal des Bongungu bereiten dem weitern Vormarsch viele Schwierigkeiten. Die Gegend ist ein waldiges Bergland mit tiefeingeschnittenen Wasseradern, an deren Thalhängen häufig Sandstein zu Tage tritt. Eine Anzahl stattlicher Kalunda- und Kioquedörfer deuten auf eine dichte Bevölkerung. Am Lufusch wird der Ort Kambundu passirt. Seine großen wohlgepflegten Maniok- und Maisfelder zeugen von dem Fleiß seiner uns freundlich begrüßenden Bewohner. Die Nachtruhe wurde hier durch einen Zug jener bissigen Kissonde-Ameisen, mit denen wir immer wieder zusammentreffen, in unangenehmster Weise gestört.

Ueber sieben kleine Zuflüsse des Lufusch, welche zum Theil sumpfige Ufergelände haben, und über eine dicht mit Baumsavanne bedeckte Ebene gelangen wir nach Mona-Uta, wo wir wieder Lebensmittel in Ueberfluß vorfinden. Der Ort hat etwa 80 Hütten. An dem den Hof abgrenzenden Zaun liegen die kleinen Unterkunftsräume für die Hausthiere, und in der Nähe der Wohnhütte dient

ein geräumiges Sonnendach als Küche, Trockenplatz und zugleich zum Schutz gegen Regen und Sonne. Hier vereinigen sich auch die Familienglieder zum geselligen Beisammensein. Das ganze Dorf macht einen wohlgeordneten, reinlichen Eindruck. Der Häuptling, ein alter Mann, hat sichtbar den besten Einfluß auf seine Untergebenen. Eine seiner Hauptsorgen ist das Gedeihen des Ziegenstandes; auch zwei Schafe hat er von der Küste durch Zwischenhandel erworben, um mit ihnen Zuchtversuche anzustellen. Abends vereinte ein lustiger Tanz Eingeborene und Träger auf dem großen Platze des Dorfes, wo erst um Mitternacht mit dem Verlöschen der flammenden Holzstöße der heitere Jubel verklang.

Auch hier leben unter den Kalunda zerstreut Kioque, welche ihre eigenen Häuptlinge haben, jedoch dem Muata-Jamwo tributär sind. Sie genießen mit Recht den Ruf, ebenso gute Jäger als auch verschlagene und gewissenlose Händler zu sein, welche es meisterhaft verstehen, die gutmüthigern und trägern Kalunda zu übervortheilen und zu verdrängen. Als Schmiede haben die Kioque sich einen besondern Ruf erworben, und sie verfertigen nicht allein gute Beile, sondern können auch geschickt alle zerbrochenen Steinschloßgewehre wieder in Stand setzen und sogar mit neuen Schäften und Kolben versehen. Auf ihren Jagdzügen sind sie am weitesten nach Osten vorgedrungen und dort pflegen sie, ehe sie die Rückreise nach ihrer Heimat antreten, stets einen Theil ihrer Gewehre gegen Sklaven umzutauschen.

Sie selbst bewaffnen sich dann inzwischen wieder mit Pfeil und Bogen. Den Werth eines Gewehrs als Tauschartikel wissen daher besonders die Kioque zu schätzen.

Der Häuptling Mona-Uta selbst ist ein Verwandter des mächtigen Muata-Kumbana, welcher zu den bedeutendsten Vasallen des Lundakaisers Muata-Jamwo zählt.

Früh am Morgen des 2. October wurde gemeldet, daß ein Träger der ersten Karavane unter Mitnahme eines Gewehrs und in Begleitung einer Freundin entflohen sei. Es wurde festgestellt, daß ein Kioque, um in den Besitz des Gewehrs zu gelangen, den Mann zur Flucht veranlaßt und dieser dann bei dem benachbarten Kioquehäuptling Mukisch ein Versteck gefunden habe. Mona-Uta war empört über diese Handlungsweise der Kioque. Seine Schwester Muponde und deren Sohn erboten sich als Führer, und Wolf machte sich mit dem Zimmermann Bugslag und 25 Mann sofort im

strömenden Regen zur Verfolgung der Flüchtigen auf. Nach zweistündigem Marsch durch Sümpfe und zahlreiche Wasserläufe war das Dorf, welches wie ein Räuberneſt versteckt auf einer Anhöhe im Gehölz lag und in dem der Deserteur sich aufhalten sollte, erreicht.

Die Kioque griffen sofort an und es kam alsbald zu einem heftigen Handgemenge, welches nicht ohne Verwundungen endete. Der Flüchtling hatte sich inzwischen jedoch anderweitig mit dem gestohlenen Gewehr in Sicherheit gebracht, sodaß er nicht gefaßt werden konnte.

Es wurden daher den Kioque drei Gewehre abgenommen und ihnen bemerkt, daß sie nur nach Einlieferung des Deserteurs diese wiedererhalten würden. Der Häuptling Mukisch versprach auch, als er sich besiegt erklären mußte, selbst hierfür Sorge tragen zu wollen.

Wolf beschloß, mit seiner Karavane nicht weiterzumarschiren, bis der Flüchtling eingeliefert sei, und Mona-Uta machte sich selbst auf den Weg zu den Kioque, um die Angelegenheit zu beschleunigen.

Am zweiten Tage trafen dann auch einige hundert bewaffnete Kioque ein, die den Deserteur, dessen Freundin und das gestohlene Gewehr mit sich führten.

Da die Kioque anfangs für Rückgabe des Flüchtlings große Geschenke verlangten, die ihnen natürlich verweigert wurden, hatte es den Anschein, als ob ein feindseliger Zusammenstoß unvermeidlich sei. Der Häuptling Mona-Uta und seine Schwester Muponde standen jedoch Wolf als Freunde zur Seite und wußten die friedliche Beilegung zu vermitteln.

Wenn wir im Verlauf unserer Reise verhältnißmäßig geringe Verluste durch Desertion und Raub gehabt haben, so muß dies unserm energischen und auch peinlich gerechten Vorgehen bei derartigen Vorkommnissen zugeschrieben werden. Unsere Leute hatten doch schließlich die Ueberzeugung gewonnen, daß mit uns nicht zu spaßen sei, und wußten ihr Benehmen danach einzurichten.

Da wir uns auch stets nach den Gesetzen und Rechtsauffassungen der Eingeborenen richteten, so ist eine Verständigung und friedliche Beilegung der vielen unvermeidlichen Streitigkeiten zu beiderseitiger Zufriedenheit in jedem Falle möglich gewesen.

Der Häuptling Mona-Uta wurde für seine hervorragenden Verdienste mit einer Unterhose beschenkt, deren schadhafte Stelle er

sich sinnreich zu deuten wußte. Seine Freude über dieses noch nie gesehene Geschenk war so groß, daß er sich sofort damit bekleidete und unter dem Gejauchze seiner Weiber und Getreuen bis spät in die Nacht hinein Solotänze aufführte.

Beim weitern Vormarsch erreichen wir den Luschiko. Der Häuptling des hier gelegenen Ortes machte mit dem Uebersetzen viel Schwierigkeiten; er wollte die Geschenke sehen, welche er als Entschädigung erhalten würde, und behauptete endlich, dieselben seien nicht ausreichend. Erst als ihm bedeutet wurde, daß sein Kanoe mit Gewalt genommen und der Uebergang ohne Entschädigung bewerkstelligt würde, ließ er das Fahrzeug zur Stelle schaffen, und sofort begann der Uebergang über den 50 m breiten Fluß. Die mäßig erhöhten Ufer sind mit leichter Baumsavanne bedeckt. Das krystallklare Wasser fließt mit mittelstarker Geschwindigkeit nordwestlich dem Loange zu, mit welchem sich der Luschiko oberhalb der Residenz des Muata-Kumbana vereinigt. Einige Leute wurden bei der Ueberfahrt in großen Schrecken versetzt, da plötzlich eine Schlange aus dem Wasser gegen sie emporzüngelte. Leider entkam das Thier, das wol eine der hier häufigen Homalopsiden war.

Ueber den Ketabach und den Kanganga führt der Weg nach dem Kioquedorf Scha-Mukosse. Die Gegend hat den Charakter einer Hügellandschaft angenommen, welche mit reiner oder lichter Savanne bedeckt ist und durch die tiefliegenden Thäler des Imbalale Gota-Mukesse und Kilungu durchschnitten wird. Auffallend ist die Haartracht der Kioque, wie sie von einzelnen Wohlhabenden getragen wird. Das krause Haar ist nach hinten gekämmt und in der Mitte des Kopfes kammartig durch einen Lederriemen, der mit Messingnägeln beschlagen ist, zusammengebunden. Hinter diesem Haarwulst wellen sich wohlgeformte, mit einzelnen Messingplatten geschmückte Haarpuffen bis in die Halsgegend hinab. Die Feder eines Papagai oder eines Hahns, welche genial aus der Frisur emporragt, vollendet den geschmackvollen Haarputz.

Nachmittags brachte ein Träger eine $1\frac{1}{2}$ m lange Puffotter (Vipera arietans), die er auf eine seltsame Weise getödtet hatte. Der Mann fühlte, als er durch die Savanne ging, um aus einem nahen Flüßchen Wasser zu holen, plötzlich einen weichen Gegenstand unter seinem Fuße und bemerkte zu seinem Entsetzen eine mächtige Puffotter unter sich, die er gerade auf den Kopf getreten hatte. Er besaß Geistesgegenwart genug, den Kopf des gefährlichen Reptils

fest niederzutreten, während ein ihn begleitender Freund dem giftigen Thiere das Kreuz mit zwei Stockhieben durchschlug. Die Schlange zuckte noch, als sie die Leute brachten. Die Giftzähne wiesen eine Länge von 3 cm auf, und in den Giftdrüsen befanden sich etwa 10 Tropfen eines blaugrünlichen Giftes.

Am Dorfe Muene-Tombo wird in der Nähe des linken Lowuoufers Lager bezogen.

Der Lowuo ist an der Brückenstelle bei einer Tiefe von 2—5 m etwa 20 m breit und zeigt in seinem Bett mehrere Inseln und Sandsteinblöcke. Während das linke Ufer mit steiler Böschung an den Fluß herantritt, zieht sich am rechten ein Wiesenstreifen entlang, von dem aus der Thalhang sanft emporsteigt.

Unser Weg führt uns weiterhin über die tiefliegenden Wasseradern des Kamabutue und Kabello, unter denen namentlich der letztere durch seine morastigen Ufergelände eine größere Verzögerung hervorruft. Vor der Ortschaft Scha-Mukiriba wird, weil der große Hüttencomplex reichliche Lebensmittel in Aussicht stellt, für heute halt gemacht. Elfenbein und Balubasklavinnen werden zum Kauf angeboten; die letztern, meistens junge Mädchen, scheinen mit ihrem Lose keineswegs unzufrieden zu sein und erfreuen sich einer gewissen Freiheit, indem sie schäkernd und scherzend mit unsern Leuten verkehren. Als Bedeckung tragen sie nur ein kleines Läppchen vor den Lenden. Die Waffentechnik des Ortes zeichnet sich durch Herstellung von Pfeilen und kleinen Aexten aus, besonders letztere gefallen durch ihre leichte Handhabe den Trägern so gut, daß sie viele davon kaufen. Unermüdlich sind die Kioque, wenn sie glauben, ihre Waaren vortheilhaft anbringen zu können, sie preisen an, stellen zur Auswahl, combiniren Tauschgeschäfte und feilschen wie die gemeinsten Trödler um Kleinigkeiten.

Die Weiber der Dolmetscher unterzogen sich heute der mühevollen Zubereitung des Gingubaöls (Erdnußöl). Die entschalten Erdnüsse (Arachis hypogaea) werden in einen Holzmörser gethan und kleingestampft, dann kommt Wasser hinzu, und vier Weiber bearbeiten mit staunenswerther Geduld das Gemisch zu einem Brei, indem sie unausgesetzt mit großen, an ihren Enden verstärkten Stöcken die Mischung kneten. Wenn das Verfahren stundenlang fortgesetzt ist, sammeln sich die Oelabsonderungen an der Oberfläche und werden nach und nach von dort abgeschöpft. Der übrigbleibende, inzwischen fest und zähe gewordene Brei wird ohne andere Bei-

mischung von den Negern roh gegessen und schmeckt gar nicht übel. Die Erdnuß ist überhaupt für den Neger ein äußerst dankbares, für vielseitige Zubereitung geeignetes Nahrungsmittel. Nur das weibliche Geschlecht unterzieht sich der Arbeit der Oelerzeugung, die mit Gesang begleitet wird, und kein Mann darf dabei zugegen sein, weil dessen Anwesenheit den Erfolg vereiteln soll. Dieser Glaube ist so stark eingebürgert, daß eines Tages die „Damen" streikten, weil, trotzdem sie abseits gegangen seien, ein Träger absichtlich sich hinzugeschlichen und ihrer Thätigkeit zugesehen hätte. Dieser Mann müsse bestraft werden, weil infolge seiner Böswilligkeit ihre ganze Mühe, Oel zu gewinnen, vergeblich gewesen sei. Das gewonnene Oel ist von vorzüglicher Güte und steht dem feinen Olivenöl nicht nach.

Ueber das ziemlich eben gestaltete Terrain dahinwandernd, wurde die Expedition am 11. October plötzlich durch einen heftigen Gewitterregen überrascht. Unsere Sachen nahmen glücklicherweise keinen Schaden, da die Träger ihrer Instruction gemäß schnell alle Lasten zusammentrugen und mit einem wasserdichten Segeltuch und mit Zweigen überdeckten. Erst spät kamen deshalb die Leute zum Lagern. In dem erquickend schönen Platz am Quellthal des Kissua-Gunde konnten sie für die Anstrengungen des Tages Entschädigung finden; allerdings gehören Naturschwärmerei und Sinn für landschaftliche Schönheit nicht zu den Eigenschaften der Träger.

Zweimal überschreiten wir am folgenden Tage den Kissua-Gunde und gelangen an das prächtige Noambothal mit seiner 200 m breiten Thalsohle, welche an einzelnen Stellen durch Galeriewald begleitet wird. Hier wenden wir uns nach Norden nach dem wohlhabenden Dorfe Mueno-Tombe und schlagen an der Grenze ausgedehnter Maniokfelder das Lager auf. Der vorzügliche Stand der letztern spricht für die fruchtbare Bodenbeschaffenheit, die den Einwohnern ihren Wohlstand verleiht, auch ohne daß sie viel die Hände zu ihrem Lebensunterhalt regen. Die Stauden stehen bis 2 m, höher als wir sie anderswo gesehen, und doch bezeugt das viele wildwachsende Unkraut, daß die Leute sich keine sonderliche Mühe bei der Pflege ihrer Culturen gegeben haben. Neben den fruchtbaren Feldern bietet auch die Jagd eine ergiebige Nahrungsquelle. Alljährlich lassen sich bei Tombe eine Anzahl Kioquejäger nieder, um in den nahen Waldgründen auf Büffel und Elefanten zu jagen. Sie haben sich an verschiedenen Stellen Jagdhütten gebaut, welche sie für die Jagdzeit beziehen.

Sehr genußreich war ein Ausflug nach dem 8 km entfernt gelegenen Tschikapathal, welchen wir am Nachmittag unternahmen. Der Fluß war hier etwa 40 m breit, bildete vielfach Inseln, und in seiner Uferbettung lagen zahlreiche Felsblöcke zerstreut, welche, abweichend von den bisher gesehenen Gesteinsarten, auch Schillerfels zeigten.

Obwol mehrere Spuren die Anwesenheit des Krokodils, dieses Fluches der afrikanischen Flüsse, kundthaten, trieb uns die hohe Mittagshitze und die verlockende Frische des fließenden Wassers in das graugefärbte Element hinein. Wohlbefriedigt kehrten wir, als die Sonne am Horizont versank und ihre stahlblauen Dämmerungsstrahlen wie einen Nebelstreifen nach sich zog, in unser Lager zurück. Kioque vom rechten Tschikapaufer gaben uns das Geleit, um ihr wohlausgebildetes Handelstalent bei unsern Leuten verwerthen zu können.

Mit der Morgendämmerung verließen wir Muene-Tombe und ritten fortdauernd durch lichten Wald nach Muhongo. Nur das reizende Thal des Kipakassa mit seiner üppigen Urwaldvegetation unterbrach angenehm die einförmige Gegend. Im Osten der Thalniederung haben die Bewohner des nahe am Thale gelegenen Kioquedorfes Scha-Fuba den Urwald zum Theil gerodet und Maniok angepflanzt. Der Fleiß und Eifer eines Kioque gehörte freilich dazu, das Vernichtungswerk gegen die mächtigen Urwaldriesen durchzuführen. An einzelnen Bäumen sahen wir die wuchernde pseudoparasitische Farrnart, welche von Schweinfurth den passenden Namen „Elefantenohr“ erhalten hat und jetzt als Platycerium elephantotis Schweinfurthii bekannt ist.

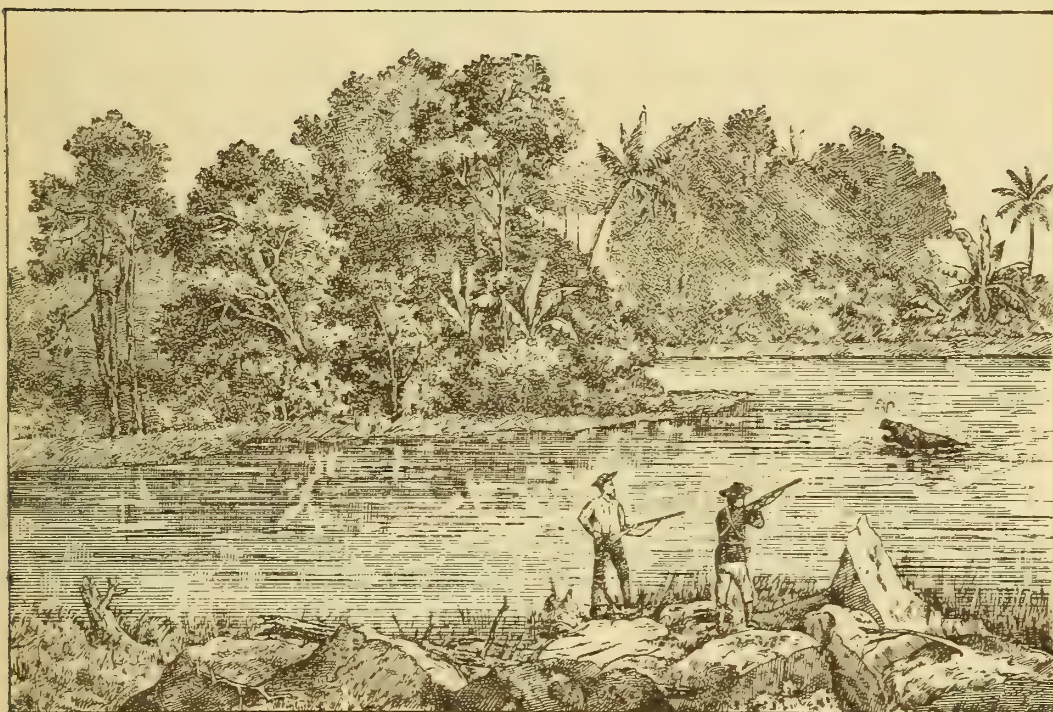
Kioque folgten von Muene-Tombe bis Muhongo, immer in der Hoffnung, ihre Lebensmittel an den Mann zu bringen.

Am folgenden Tage passirten wir den 2 m breiten Passubach, dessen Ufer mit Urwald bewachsen sind, sowie das Milundu- und Kibongothal. Nördlich des letztern fand sich ein Platz, welcher zum Lager geeignet war. Wir mußten indeß noch lange Zeit auf die Träger warten, da heraufziehende Gewitterwolken ihren Abmarsch so lange verzögerten, bis die Strahlen der Sonne das drohende Gewölk zum Weichen gebracht hatten.

Unser nächstes Reiseziel lag auf einem von zwei Bachadern begrenzten Bergrücken zwischen den Dörfern des Häuptlings Zumbulu.

Wir befanden uns zwar schon weiter vom Tschikapa als vorgestern, da wir uns aber immer mehr und mehr von dem schönen

Flußlauf entfernten, so entschlossen wir uns zu einem zweiten Ausfluge dahin. Anfangs machte es Schwierigkeiten, unter den ängstlichen Bewohnern einen Führer zu finden, doch halfen gute Versprechungen endlich darüber hinweg, und wir setzten uns in Marsch. Auf halbem Wege begegneten uns Kioque, die von ihren Nachbarn, welche wir am 12. am Tschikapa besucht hatten, von unserer Anwesenheit gehört hatten und sich die Mühseligkeiten des von vielen kleinen Gewässern durchfurchten Weges nicht verdrießen ließen, um auch ihrerseits am allgemeinen Handelsgewinn theilzunehmen. Nach zweiundeinhalbstündigem Marsch trafen wir in Tschikapa ein.



Tschikapa.

In den leicht zum Wasser geneigten Wiesenflächen sind zahlreiche Spuren von Flußpferden. Der Fluß theilt sich an der Stelle, wo wir ihn erreichten, in zwei Arme und bildet in der Mitte eine mit Bäumen und Pandanus reichbedeckte Insel, an deren Seite sich das Wasser in geräuschvollem Brausen über die Steinbarren dahinwälzt. Die Landschaft ist malerisch schön. Wir kletterten, um den Anblick besser zu genießen, auf eine im Fluß gelegene Felsplatte, als plötzlich 40 m vor uns ein Flußpferd auftauchte und uns neugierig musterte, leider glückte es nicht, seiner habhaft zu werden.

Seit dem Passiren des Dorfes Kikeji sind wir in das Gebiet der Tupende eingetreten. In Kassansche erreichen wir das erste

größere Dorf dieses Volkes, wo wir für die Nacht bleiben. Man empfing uns mit dem Rufe: „Tuaqua kumba, Tuaqua wuma!“ d. h. wir sind euere Freunde, wir sind Verwandte! Die Erklärung für diese überraschende freundliche Begrüßung ist die, daß auch sie von Westen kommen und mit den Weißen die Bangala zu gemeinsamen Feinden haben, von denen sie seinerzeit aus ihren Sitzen am Kuango vertrieben wurden.

Der Aufenthalt wurde durch kleine Bienen, welche unausgesetzt gegen Gesicht und Hände flogen und sich durch nichts vertreiben ließen, geradezu unleidlich. Sie ließen niemand zum ruhigen Arbeiten kommen und zwangen uns schließlich, im Freien vor ihrer Belästigung Schutz zu suchen.

Die Tupende stehen in einem schlechten Rufe bei ihren Nachbarn. Sie sollen heimtückisch und hinterlistig sein. Einzelne Händler können es daher nicht wagen, ihr Gebiet zu betreten, da sie Gefahr laufen, ihrer Waaren beraubt und getödtet zu werden. Einer unserer Träger verschwand hier spurlos mit seiner Last. Alle angestellten Nachforschungen verliefen resultatlos. Er war noch kurz vor Eintreffen im Lager gesehen worden, als er ermüdet seine Last niedergelegt und sich daneben gesetzt hatte.

Die Trägheit der Tupende, von der schon an früherer Stelle die Rede war, kennzeichnet sich deutlich durch die verwahrlosten, schlecht bestellten Felder und durch die geringe Sorgfalt, die sie auf den Bau ihrer Hütten verwenden.

Man sieht ähnlich phantastische Haartrachten wie bei den Kioque, und als Bekleidung dienen gewöhnlich ihre aus der Raphiafaser selbstgewebten Stoffe oder auch Thierfelle, die an einer Schnur befestigt um die Hüften gelegt werden. Papierfetzen wurden als beliebter Schmuck gesammelt und ins Haar gesteckt. Junge Mütter pflegten nach der Entbindung ein mit Federn garnirtes Stöckchen im Haar zu tragen, wenn Zwillinge geboren waren, wurden deren zwei hineingesteckt.

Nach kurzem Marsch erreichen wir am 17. October die Namensschwester des letzten Quartiers, den Ort Kassansche II. Der Lagerplatz gewährte eine schöne Aussicht auf das anmuthige Thal des Luime, der sich zwischen Oelpalmen hindurch dem Kassai zuschlängelt. An Lebensmitteln mangelte es nicht, indessen waren sie sehr theuer, so kostete z. B. ein Huhn 2 m Zeug.

Am 18. October stiegen wir in die Thalniederung des Luime

hinab. Zwischen der Galeriewaldung scharen sich in reicher Fülle die Oelpalmen. Auch im Ketathal, dem letzten Bachübergang vor dem Kassai, sind sie vertreten. Die den Kassai begleitenden Erhebungen überragen den Wasserspiegel um 100—150 m. Am rechten Ufer fallen sie steil zum Strom ab, während sie am linken weit vom Flußbett zurücktreten und eine Wiesenniederung freilassen, durch die sich mehrere kleine Wasseradern hindurchziehen. Den Ufercontouren folgt ein schmaler Streifen Galeriewald, der häufig durch schöne Palmenhaine unterbrochen wird. Der Kassai hat hier eine



Tupende.

Breite von 250—300 m, ist 3—6 m tief und läuft mit einer Geschwindigkeit von 100 m in der Minute nach Nordwesten.

Wohin? — — — Die Lösung dieser Frage stand uns noch bevor! Doch wir hatten zunächst den herrlichen Strom glücklich erreicht, obschon dieser Erfolg zuweilen bedenklich in Frage gestellt war. Jetzt galt es weiter nach Osten, um uns am Ufer des Lulua, seines rechten Nebenflusses, inmitten der Baluba festzusetzen, mit deren Hülfe wir dann unsere Wasserfahrt ins Ungewisse anzutreten hofften.

Fünftes Kapitel.

Vom Kassai bis Mukenge.

Uebergang über den Kassai. — Besuch der Kassaifälle. — Eintritt in das Gebiet der Baluba. — Scheue Bewohner. — Luanzaniederung. — Urwald. — Handelsweg. — Quelle des Lubile. — Dorf Tambo. — Razzia auf einen Räuber. — Uebergang über den Luengo. — Bewohner von Kiassa-Muschilla. — Todter Elefant. — Der verführte Tumba. — Uebergang über den Luebo. — Muschito-Mupumbo. — Von Wespen in den Fluß getrieben. — Urwaldfluß Zembu. — Lager bei Muele-Kuembe. — Raubscene und Vergeltung. — Kambulu. — Uebergang über den Mujau. — Einzug in Mukenge.

Unsere gesammte Expedition mit Ausnahme von Mueller II., welcher noch nicht von seiner Reise zu Muata-Kumbana zurückgekehrt war, hatte sich am Kassai vereinigt. Es blieb bei den großen Schwierigkeiten des Uebersetzens über den großen Strom leider nur so viel Zeit, um die Höhenlage des Flusses, seine Breite und Geschwindigkeit zu bestimmen, sowie einige Tiefenmessungen vorzunehmen. Mit Hülfe von 20 recht bequemen großen Kanoes und angesichts einer bunten Menge einheimischer und benachbarter Bewohner ging der Uebergang glücklich von statten, und wir befanden uns bald auf dem Marsch nach Tschimbundu, dem neuen Lagerplatz. Wir passirten den Schibindabach, der in unsteten Windungen durch ein an Oel- und Weinpalmen reiches Thal dem Kassai zueilt. Gegen Eintritt der Dunkelheit erreichten wir Tschimbundu.

Die Bevölkerung von Tschimbundu, wie auch die der bis hierher passirten kleinen Ortschaften sind Baluba, und machen einen keineswegs günstigen Eindruck. Schmutzig und verwahrlost, diebisch und faul, unterscheiden sie sich höchst unvortheilhaft von allen bisjetzt berührten Volksstämmen. Die Hütten sind fast die ärmlichsten, die wir bisher gefunden, die Felder sind vernachlässigt und weisen durchaus nicht die bei den Kioque und den früher besuchten Völkern gewohnte Sorgfalt der Bearbeitung auf.

Die Männer sehen schwächlich und verkommen aus, während die Weiber oft gut gewachsene und kräftige Figuren haben. Beide Geschlechter sind malerisch tätowirt, die Figuren sind verschieden nach dem Lebensalter der Leute; während ältere Personen vorzugsweise wenige große, meist winkelige Zeichnungen auf ihrer Haut aufweisen, hat die jüngere Generation vorzugsweise runde, arabeskenartige, die oft mit großer Kunst ausgeführt sind und in ihrer Mannichfaltigkeit an die tätowirten Neuseeländer erinnern.


Baluba-Häuptling.

Der folgende Tag war für einen Besuch der Kassaifälle bestimmt. Frühzeitig ritten Wißmann, Franz Mueller und François in Begleitung von 27 Trägern dorthin ab. Wolf blieb mit dem Gros der Expedition am Kassai, um möglicherweise Mueller II., der von Muata-Kumbana zurückerwartet wurde, den Flußübergang zu erleichtern.

Der Führer behauptete, daß es möglich sei, schon am Abend von den Fällen zurück zu sein, doch war hieran gar nicht zu denken, denn die zahlreichen tiefeingeschnittenen Wasseradern erschwerten das Vordringen und riefen eine solche Ermüdung hervor, daß im Dorfe Kabeje halt gemacht werden mußte. Beim Weitermarsch wurde bald das Rauschen des Falles vernehmbar, anfangs undeutlich und in Unterbrechungen, jedoch stets zunehmend, bis es zum Brausen anwuchs und plötzlich der herrliche Strom sichtbar wurde. In drei mächtigen Armen stürzten wirbelnd und schäumend die gewaltigen Wassermassen bei einer Breite von 200 m über das felsige Bett in das 6 m tiefer gelegene Becken hinab. Hier strömten sie in eiliger Hast einem nur 30 m breiten Felsenthor entgegen. Die Massen schoben

und drängten sich, an den nackten Wänden leckten die gejagten Wellen hoch empor, und hindurch eilte in heftigem Toben das erregte Element, um noch lange schäumend zwischen Palmen und Pandanus dahinzufließen. Der Anblick war überraschend schön! Mochte das Auge den heranwälzenden Wogen entgegen oder hinab in den brausenden Kessel schauen, wo der weiße Gischt der zerrissenen Wellen sich an der Felswand brach, oder mochte es den Strom entlang über die palmenbedeckte Ebene schweifen, bis die blitzenden Windungen in der Ferne verschwanden, überall fesselte die großartige Scenerie der Natur!

Unter dem frischen Eindruck des erhabenen Panoramas wurde zur Taufe geschritten; der schöne Fall erhielt den Namen des von uns allen hochverehrten Forschers Dr. Pogge, dem es zu seinem großen Kummer nicht vergönnt war, die Pracht und die romantische Schönheit dieses Platzes kennen zu lernen. Der Rückweg wurde in aller Frühe angetreten, um dem Besuche des großen Häuptlings Mai-Munene, dessen Leute sich bereits mit Lebensmitteln eingefunden hatten, auszuweichen. Die Bewohner der Ortschaften grüßten uns wie alte Bekannte und gaben uns von Ort zu Ort das Geleit. Nachdem auch die mit Galeriewald und Palmengruppen garnirten Bachläufe überschritten waren, trafen wir nach sechsundeinhalbstündigem Marsch glücklich in Tschimbundu wieder ein. Es war sehr zu bedauern, daß unser Besuch an den schönen Fällen nur flüchtig und kurz sein konnte. Der interessante Punkt bot so viel Neues und Absonderliches, die Gesteinsmassen gaben so reichen geologischen Stoff, und die Landschaft entfaltete von jedem andern Standpunkt aus so mannichfaltige Bilder, daß mehrere Tage nothwendig gewesen sein würden, um alles zu verwerthen und in sich aufzunehmen. Auch lag stromunterhalb noch ein kleinerer, nach der Beschreibung ebenfalls schöner Wasserfall, der unberührt bleiben mußte, da es nicht rathsam war, lange von unsern Trägern und Lasten fernzubleiben.

Der Marsch führte uns weiter nach Osten. Das Terrain gestaltete sich durch die große Zahl der in den tiefen Felsspalten rieselnden Fluß- und Bachläufe zu einem Berglande mit den wechselvollsten Formationen. Die Wasserlinien werden von Galeriewaldungen begleitet. Auf den Erhebungen steht in lichtem Bestand Baumsavanne; nur hier und da unterbrechen dichte Gruppen von Oelpalmen dieses Bild und verleihen der Landschaft dann jenen

eigenartigen Reiz, den diese herrlichen Pflanzen überall, wo sie auftreten, hervorrufen. Gewöhnlich liegen im Schatten dieser Palmenhaine die Hütten der Eingeborenen, deren Bauart mit der Form eines Bienenkorbes passend verglichen werden kann. Die Bedeckung besteht aus dachziegelförmig aufeinandergelegten Blättern, während die Wandungen aus Baumrinde bestehen. Die Hütte hat bei 1½ m Höhe etwa 2 m Durchmesser und besteht nur aus einem Raum.

Der Uebergang über den Luanza machte große Schwierigkeiten. Infolge der Regenzeit hatte sich hier sein Thal in einen ausgedehnten Sumpf verwandelt, sodaß Menschen und Thiere bei jedem Schritt knietief einsanken. Die den Fluß selbst einrahmenden dichten Galeriewaldungen standen ebenfalls unter Wasser. Derartige Uebergänge sind stets höchst mühevoll und zeitraubend. Weniger lästig war das Thal des kleinen Bulakabinda, dessen Uferhöhen von mehrern Palmengruppen anmuthig gekrönt wurden. Dieselben Höhen gewährten einen weiten Fernblick bis zu dem neuen Lagerplatz und bis nach der Residenz des alten Häuptlings Kabeja-Lumbo, der das Gebiet von den Poggefällen bis an die Quelle des Luenda beherrscht. Kabeja-Munene, ebenfalls ein Dorf jenes Häuptlings, grenzte an das nächste Lager, auf der andern Seite lehnte es sich an den Rand eines stattlichen Urwaldes.

Am folgenden Tage führte der Marsch zum ersten mal durch einen größern dichten Urwald. Der Eindruck desselben war ein gewaltiger!

Das dichte Laubdach verhindert das Durchdringen der Licht und Wärme spendenden Sonnenstrahlen. Ein träumerisches, fast beängstigendes Halbdunkel empfängt den Eintretenden; kein Laut, kein Thier unterbricht die geheimnißvolle Stille. Eine feuchte, kühle Luft steigt von der Bodenfläche empor. Die Mannichfaltigkeit der Gewächse ist bewundernswerth, jeder Blick eröffnet dem Beschauer die Geschichte eines mehrhundertjährigen Pflanzenlebens. Majestätische Baumriesen erheben ihre Kronen wie Repräsentanten der Vorwelt hoch über das dichte, wuchernde Unterholz; um ihre Stämme schlingt und rankt sich ein Netzwerk von Lianen, die wie Festons die Lücken füllen oder wie Schlangen zum Boden herabhängen. Sie steigen zu den Wipfeln empor, bald bindfadendünn, bald armdick, vergeblich sucht man die Enden dieser rankenden Gewächse. Einige umklammern die Stämme in so festen Windungen und Ringen, daß diese schließlich ersticken und vermodert zusammen-

sinken. Hier entspinnt sich dann ein neuer Kampf um Licht und Dasein. Tausende von jungen Stämmen streben in der kleinen Lichtung der Höhe zu, wenige erreichen sie, indem sie alle übrigen überwachsen und tödten. Ueberall ist ein Streben und Ringen nach Licht und Luft.

Mühsam arbeiten wir uns auf dem schmalen Pfade vorwärts, den ein bahnbrechender Elefant ursprünglich geschaffen hat. Bald muß ein Hieb mit dem Jagdmesser das Lianengewirr lösen, in dem wir gefangen sind, bald stehen wir vor einem umgestürzten Urwaldriesen, der unsern Pfad verlegt und im Falle die schwächere Umgebung mit sich zu Boden gerissen hat. Er ist so mächtig, daß Reitstiere und Lastträger ihn nicht überklettern können, und mit Beil und Messer muß in weitem Bogen ein neuer Pfad gehauen werden.

Wir athmen freier und erleichtert auf, wenn wir nach stundenlangem Marsch wieder in die offene Savanne hinaustreten.

Die ersten, welche diesen Weg betraten, waren Kioque, welche als Jäger wochen-, ja monatelang der Spur eines Elefanten nachgingen, bis dieser endlich ihren zahlreichen Pfeilschüssen erlag. Ihnen folgten Bangala, um aus denselben Gebieten Elfenbein und Gummi zu holen, und vor zehn Jahren wanderten die ersten schwarzen Händler aus Angola (die Ambaquisten) diese Straße.

Am Austritt aus der mächtigen Waldung nahe am Quellkessel des Lubile fand sich ein angenehmer und landschaftlich schöner Lagerplatz.

Ueber welliges Savannenterrain führte der Weg von dort nach der Quelle des Lubile. Von der Höhe sah man in einen Kessel hinab, dessen Hänge die seltsamsten Formationen einer rothbraunen Erdmasse zeigten. Seit Jahrtausenden haben Luft und Regen, sowie die herabfließenden Gewässer an den erdigen Massen genagt und gewühlt; mit dem losen Geröll ist die Vegetation in den Grund gespült, und nur ein wunderbares Gebilde zerklüfteter Kuppen, Spitzen und zierlicher Thürmchen starrt wie ein vielzähniger Rachen aus der Tiefe empor. Tief unten im Schlund, wol 70 m zu den Füßen des Beschauers aber wuchert die üppigste Vegetation. Ein wirres Gemisch schöner Gräser und Farrn, aus denen Palmen gravitätisch ihre Fächer emporsenden. Hier rieselt der sprudelnde Quell des Lubile. Eben wirft die Sonne glänzende Streiflichter durch die Lücken und Spalten in das Berglabyrinth, sodaß ihre Strahlen an den jähen, kahlen Abgründen und im pflanzenreichen

Thal die mannichfaltigsten Farbenschattirungen vom Dunkelroth der Päonien bis zum zarten Gelb der Theerosen widerspiegeln.

Die Bodenart dieses eigenartig gestalteten Kessels bezeichnet der Geologe mit Laterit. Da diese in Afrika so verbreitete Bodenformation dem größern Leserkreise mehr oder weniger fremd sein wird, so folgt eine kurze Erläuterung, die sich an Professor von Richthofen's Angaben anlehnt.

Was Gehängelehm für die feuchten Gebirgsländer der gemäßigten Zone und der Löß für die halbtrockenen Steppenländer gemäßigter und tropischer Gebiete ist, das ist hinsichtlich der Bestimmung des Bodencharakters ausgedehnter Regionen der Laterit für die regenreichen tropischen Erdräume. Er gehört zu den verbreitetsten Bodenarten, ist aber bis vor kurzem außerhalb Indiens kaum beachtet und nicht untersucht worden. Seinen Namen erhielt er von Buchanan. Im frischen Zustand ist er fest und schneidbar, braun, rothgelb und weißgefleckt, thonig und zuweilen etwas sandig. Die hellen und weißen Theile sind weicher als die andern, daher werden sie leicht durch Regen ausgewaschen und entstehen alsdann Bildungen, wie wir sie im Quellkessel des Lubile vorfanden. Sind die weichen Theile eng mit den härtern gemengt, so erhält der Boden ein zellig-schwammiges Gefüge. Die stehenbleibenden dunklern Theile sind eisenreich. Sie werden bald glänzend braun oder schwärzlich und hart, sodaß die Anbruchsstelle ein vollkommen schlackenartiges Ansehen erhält. Das Eisen ist als Eisenoxyd und Eisenoxydhydrat vorhanden. In frischem Zustand findet man den Laterit vorzugsweise dort, wo hohe Wärme, Regenreichthum und üppige Vegetation sich vereinigen. Die Entstehungsart des Laterit ist nur unvollkommen bekannt. Als sicher läßt sich annehmen, daß er aus der Zersetzung von anstehendem Gestein hervorgeht und zwar unter denselben Bedingungen, welche in kühlerm Klima zur Herstellung des Gehängelehms Anlaß gegeben. Es scheint, daß in den Tropen die meisten an Thonerdedoppelsilicaten reichen Gesteine in Laterit umgebildet werden können. Aber auch alluviale und äolische Bildungen sind einer lateritischen Metamorphose fähig.

Der Marsch des folgenden Tages führte durch vereinzelte Urwaldparcellen nach dem Dorfe Tambo.

Der Muluba, Singular von Baluba, entwickelt hier einen großen Geschmack in der Auswahl des Platzes, auf dem er sein Heim bauen will. Fast alle Ortschaften, die wir bisher berührt

haben, liegen auf Erhebungen, von denen aus dem Auge ein möglichst weiter Blick in die umliegende Landschaft gewährt wird. Selten findet man einen Ort, der nicht von schöngewachsenen Palmen beschattet wird. Tambo selbst ist an einer regelmäßigen Palmenallee angelegt, die von 50 zu 50 m kreisförmig erweitert ist, um hier Hütten und Wohnräume aufzunehmen. Im Centrum dieser Kreise sieht man des Abends die Eingeborenen um ein Feuer geschart, wo sie gemüthlich plaudernd ihren Hanf rauchen. Nicht minder schön sind drei nördlich von Tambo angebaute Ortschaften, von denen aus die Thäler des Kalambei und des Dischibi ein hübsches Panorama abgeben. An letzterm entlang ziehen sich langgedehnte Maniokfelder, und jenseit derselben sieht man die düstern Umrisse des Urwaldes.

Das Wesen der Baluba ändert sich von hier ab, die Hütten von Tambo sind geräumig und in anderer Art hergestellt wie die der bisher berührten Ortschaften. Wir finden hier die Hausform. Die Bevölkerung hat nicht mehr den scheuen Charakter, der uns noch vor wenigen Tagen so unangenehm aufgefallen war. Im Gegentheil, die Leute sind dreister, als es nothwendig ist. Einer hatte sogar die Frechheit, einem unserer Köche ein Messer vor den Augen fortzunehmen. Die Folge davon war eine wilde Jagd der anwesenden Träger hinter dem entfliehenden Räuber. Auch der lahme Matthäus, ein Songo, der schon seit Jahren ein offenes Geschwür am Unterschenkel hatte, konnte der Versuchung nicht widerstehen und humpelte, so schnell es sein Bein erlaubte, hinterher. Der Flüchtling verschwand im Dickicht des Urwaldes, wurde aber von den schnellfüßigen Masongo ereilt und mag wol für seinen versuchten Raub eine wohlverdiente Züchtigung erhalten haben.

Der nächste Marsch führte über hügeliges, mit mehrern kleinern Urwaldparcellen und Baumsavanne bedecktes Gelände nach dem Dorfe Mukelle. Nur der Tschikamakama und sein Schwesterbach, der Kange, durchschneiden mit feuchten Niederungen unsern Pfad. Auch der folgende Tag brachte uns dasselbe landschaftliche Bild, nur die Zahl der Wasseradern ward größer. Der Aufenthalt, den sie und einzelne Urwaldungen bereiteten, war doch so erheblich, daß wir erst spät am Tage einen Platz erreichten, wo wir trotz seiner ungünstigen Lage unser Lager aufschlagen mußten. Wasser und Ortschaften waren weit entfernt. Die Leute machten keine vergnügten Gesichter, doch der kommende Tag entschädigte sie durch

einen kurzen Marsch und die günstige Lage des neuen Rastplatzes. Vom Lager aus konnten wir das schöne Thal des Luengo von der Quelle bis zur Einmündung des Kaminango verfolgen. Die Savanne war mit Baumgruppen angefüllt. Im Osten lag ein größerer Urwald, im Norden zwischen kleinern Urwaldstrecken waren große Maniokfelder, und in unmittelbarer Nähe umgaben die drei Hüttencomplexe des Dorfes Kiassa-Muschilla das Lager. Die Anlage der Hütten war hier nicht so regelmäßig und geschmackvoll wie in Tambo. Nur einige Wohnungen trugen ein Palmendach, die meisten waren blos mit breiten Baumblättern gegen die Regengüsse gedeckt.

An einzelne Hütten lehnte sich eine kleine Veranda und neben dieser lag dann der Gemüsegarten, in welchem Hanf, Pfeffer, Bohnen, Kürbis, Erdnuß, Bataten und die hohen Stauden der Hirse bunt nebeneinander standen. Erst außerhalb des Dorfes begannen Maniokfelder. Die Eingeborenen machten einen zufriedenen Eindruck. Nahrungssorgen kennen sie nicht; ohne erhebliche Mühe gibt ihnen der fruchtbare Boden eine reiche Ernte und die Palme den erfrischenden Wein.

Ein einfacher Zeugstreifen vor und hinter den Hüften diente bei den Weibern, ein Thierfell gewöhnlich bei den Männern als Bekleidung. Die übrige Bedeckung wurde durch eine reichhaltige Tätowirung ersetzt. Hand- und Fußgelenke waren mit schweren Kupfer- und Messingringen geschmückt, den Hals zierten Perlenschnüre. Als Bewaffnung sah man einige Feuersteingewehre, der größere Theil der Männer trug Bogen, Pfeil und Messer. Während das weibliche Geschlecht kurzgeflochtenes Haar hatte, war es bei den Männern in lange, oft künstliche Zöpfe geflochten, welche frei niederhingen oder in Fangschnüren aufgesteckt waren. Die Hautfarbe wechselt bei den Baluba auffallend viel. In denselben Ortschaften fanden sich Schattirungen vom Hellbraun des Mulatten bis fast zum tiefen Schwarz des Ebenholzes. Durch Einreibungen mit Palmöl wird die Haut weich und geschmeidig erhalten.

Am nächsten Morgen setzten wir den Marsch fort. Wieder passirten wir im Luengothal einen ausgedehnten Bestand an Weinpalmen und traten dann in die Urwaldungen ein. Der Führer, ein Muluba aus Kiassa, bot wiederholt Palmwein an, den er in großen Kalabassen bei sich führte, um bei den Trägern ein gutes Geschäft damit zu machen. Als wir das Katnischethal durchschritten hatten, berührten wir eine Stelle, wo vor einigen Tagen die Bewohner

der umliegenden Ortschaften angeblich einen Elefanten erlegt hatten. In unserm Lager bei Mulumbi-Tschibamba wurde das Fleisch, obschon es bereits bedenklich die Riechnerven beleidigte, zum Verkauf angeboten. Der Elefant war übrigens hier nicht erlegt, sondern infolge alter Wunden verendet gefunden worden. Seine schönen Zähne, jeder etwa 15 kg schwer, befanden sich ebenfalls im Besitz der hiesigen Eingeborenen. Noch vor einigen Jahren sollen Elefanten hier zahlreich gewesen sein, während sie jetzt seltener geworden sind. Sie sind weiter nach Nordosten gezogen.

Die Nacht verging unter Gewitter und starkem Regen, sodaß wir schon für den Aufbruch Befürchtungen hegten; indessen klärte sich der Himmel auf und wir konnten den Marsch nach Tumba-Tschimbari antreten. Die vorwiegend aus Urwald bestehende Bedeckung des hügelförmigen Terrains bot Schutz gegen die brennenden Strahlen der bereits hoch am Firmament stehenden Sonne. Tumba liegt auf einer steilen Erhebung, welche das linke Kaudimbaufer begleitet. Es hat etwa 50 schön angelegte und mit Blättern bedachte Hütten. Seine günstige Lage an der Straßengabelung nach Mukenge und Kapungu, einem Baketedorfe am rechten Luluaufer, wo sich ein bedeutender Elfenbeinmarkt befindet, gestaltet Tumba zu einem vielbesuchten Knotenpunkt der Karavanen. Besonders Bangala finden sich häufig hier ein und errichten feste Lager, von denen aus sie ihre Reisen nach Mukenge und Kapungu ausführen. Eine solche Karavane lag gegenwärtig unweit des Ortes. Unser Muluba Tumba, der sich als Gehülfe des Büchsenmachers sehr geschickt und arbeitsam gezeigt hatte, verstieß hier gegen die Landessitte, indem er einem etwa vierzehnjährigen Mädchen zu viele Aufmerksamkeiten erwies. Nachher entpuppte sich seine Freundin als Frau und kehrte gegen Abend mit ihrem Gatten zurück, der als Beschädigter in seinen Rechten ein Hüfttuch und noch 1 m Zeug Entschädigung verlangte. Tumba mußte sich wohl oder übel dazu verstehen und hatte überdies noch den Verdruß, daß seine Kameraden ihn auslachten, als er zögernd und dumm verlegen dem gekränkten Gatten anfangs nur ein Hüfttuch geben wollte. Da jedoch die junge Frau auf dem verlangten Zusatz von 1 m Zeug energisch bestand, um damit, wie sie sagte, ihre Brust zu bedecken, mußte sich Tumba fügen. Der Gatte machte übrigens keineswegs einen beleidigten Eindruck, sondern bestand ohne leidenschaftliche Erregung auf seiner Forderung, handhabte die Angelegenheit wie ein alltäg-

lich gewohntes Geschäft und nahm die Entschädigung gelassen in Empfang.

Nicht nur bei den Baluba, sondern auch bei andern Negerstämmen ist diese Art von Kuppelei ein beliebtes Manöver der Männer, um sich durch ihre Weiber einen Nebenverdienst zu verschaffen. Die Kioque und Bangala sind bei solcher Gelegenheit in ihren Forderungen noch sehr viel unverschämter, und Tumba konnte von Glück sagen, daß er hier so leichten Kaufes davongekommen war.

Am 2. November führte der Marsch bis an den 30 m breiten Luebo. Die erwartete Baumbrücke war nicht vorhanden. Da der



Palmweinträger.

Fluß bei einer Stromgeschwindigkeit von 120 m in der Minute 2—4 m tief war, beide mit Urwald bestandenen Ufer hier unbewohnt und keine Kanoes vorhanden waren, so wurde schnell eine Brücke gebaut. An beiden Ufern wurde zu diesem Zwecke je ein mächtiger Baum gefällt, in der Mitte des Flusses die zwei Stammenden mit Lianen zusammengebunden und dann lange Stangen in die Bettsohle des Flusses gerammt, welche, durch Lianen verbunden, das Brückengeländer herstellten. Innerhalb zweier Stunden war die Brücke fertig und der Uebergang konnte beginnen. Nicht immer jedoch geht auf der Reise ein Brückenbau so schnell. Oft fehlt es in der Nähe des Flusses an passenden Bäumen, oder die Brücke,

kaum fertig, wird von der starken Strömung fortgerissen, sodaß der Bau von neuem begonnen und oft drei-, viermal wiederholt werden muß.

In solchen Fällen muß die Karavane nicht selten tagelang an einem ungastlichen Flußufer lagern. Unser Stahlboot „Paul Pogge“ ist uns bei den Flußübergängen von großem Vortheil gewesen. War es nicht möglich, eine Brücke zu bauen, oder wollten die Eingeborenen uns nicht ihre Kanoes zum Uebersetzen geben, so wurde dasselbe zusammengesetzt und beförderte in kurzer Zeit die ganze Expedition an das jenseitige Ufer. Infolge dessen ist unsere Reise von Malange bis Mukenge erheblich beschleunigt worden, und hat sich schon dadurch das Boot bezahlt gemacht.

Nachdem der Luebo glücklich passirt war, wurde inmitten einer Urwaldung in der Nähe des Zembu gelagert. Wie bei ersterm so waren auch die Thalhänge des letztern mit dichtem Wald besetzt und zum Flußbett sanft geneigt. Beide Flüsse durchschneiden in raschem Lauf das Thal und haben viele Stromschnellen.

Der Morgen des 3. November brachte einen andauernden Regen, sodaß erst gegen 11 Uhr die Karavanen sich in Marsch setzen konnten. Nach $1^1/_2$ Stunden erreichten wir die große Ortschaft Muschito-Alupumbo. Die Hütten waren dort regelmäßig angelegt; immer je vier standen zusammen auf einem sauber gereinigten Rondel, das ringsum von Feldern umgeben war. Den wie eine Tenne ebenen und festen Platz zierte in Zwischenräumen die reizende Tiunda (Encephalatus Poggei), ein palmenähnliches Gewächs, das von Pogge aus dem Lundagebiet nach Europa gebracht worden war. Kleinen Palmen gleich gewährte sie mit ihren Fächerwedeln und ananasähnlichen, jedoch nicht genießbaren Früchten ein anziehendes Bild. In der Mitte des Dorfes erhob sich eine hohe Stange, auf deren Spitze als Symbol des Riamba-Cultus eine große Kalabasse thronte. Lebensmittel waren hier reichlich vorhanden und auch billig. Die Eingeborenen verlangten vorzugsweise Pulver, da Zeuge durch die selbstverfertigten Gewebe von Palmfasern (Raphia vinifera) ersetzt werden. Derartige Stoffe, von den Eingeborenen Mabele genannt, werden bei den Baluba allgemein und ziemlich geschickt gearbeitet.

Ebenso wie beim Passiren des Luebo waren wir genöthigt, am 4. November auch über den Zembu eine Baumbrücke zu bauen. Die Träger fällten sofort mehrere Stämme und zogen sie wie gestern über den Fluß; plötzlich fiel eine schwarzblaue Wespenart, die in

einem der niedergeschlagenen Bäume ihr Nest hatte, in Legionen über unsere Leute her. Diese fanden keinen andern Ausweg als den Fluß und stürzten sich ins Wasser. Ein ähnlicher Vorfall hatte sich bereits am Luebo ereignet, als Wolf mit seiner Karavane denselben überschritt. Der Zimmermann Bugslag hatte durch einen Schlag mit dem Ruder ein hängendes Wespennest zerstört. Die erzürnten Bewohner desselben hatten dann ihn und die ganze Karavane mit zügelloser Wuth überfallen und böse zugerichtet. Bugslag war so zerstochen, besonders auf dem Kopfe, daß er vor Schmerzen auch in der darauffolgenden Nacht noch nicht schlafen konnte. Auffallend



Brückenbau im Urwald.

war, daß die Thiere durch weiße Kleidung und Kopfbedeckung angezogen wurden. Diese Wespenart scheint noch nicht bestimmt zu sein. Leider sind unsere Exemplare auf dem Marsche verloren gegangen.

Zu beiden Uferseiten befanden sich in der Thalsohle dichte Urwaldungen, aus deren dunkelgrünem Grund einzelne kleine Teiche hervorschimmerten. Der Zembu ist der Typus eines Urwaldflüßchens. Alle Reize der jungfräulichen Vegetation sind hier in der Vollendung vertreten: das Gewirr der Lianen, die vielen niedergebrochenen Stämme, die Fülle der niedrigen Farrn und Sträucher und das lebendige Rauschen des Zembu, der über Klippen und wurzelreiche Stämme dahineilt.

Ueber einen langgestreckten Höhenrücken, den rechts und links Urwaldungen begleiten, gelangen wir dann nach Bidimunene, d. h. „Viel zu essen“, unserm neuen Nachtquartier. Der Ort zählte gegen 100 zierlich gebaute Hütten, zwischen denen sich eine zahlreiche Bevölkerung tummelte, er hat wegen seines Reichthums an Ziegen, Hühnern und Maniok seinen Namen erhalten. Sowol Dach als auch Wände der kleinen Häuschen waren sorgfältig aus Gras geflochten. Nicht weit vom Dorfe entfernt lag unser Lager im Schatten eines reizenden Oelpalmenhains.

Am andern Morgen setzten wir den Marsch fort. Nachdem mehrere Maniokfelder passirt waren, erreichten wir das Quellgebiet des Kapingamoso. Hier zeigte sich dieselbe Lateritbildung wie an der Lubilequelle, nur nicht in jener charakteristischen Vielseitigkeit und pittoresken Schönheit. Bei dem starkbevölkerten Orte Muele-Kuembe bezogen wir Lager. Der Platz hatte dieselbe schöne Lage wie der gestrige. Zu unsern Füßen rieselte aus nasser Wiese der Kischime heraus; bald erweiterte sich dieser zu einem kleinen Teich, auf dem wilde Enten im muntern Reigen sich tummelten, und weiter folgte der Blick seinem silberglänzenden Lauf, bis er sich schlängelnd und windend in den Lukumu ergießt. An das Dorf schlossen sich ausgedehnte Maniok- und Hirsefelder. Lebensmittel mangelten nicht, nur Fleisch war wenig vorhanden. Die Männer waren engbrüstig und schwächlich, aber bis an die Zähne mit Speer, Pfeil, Bogen und Messer bewaffnet. Das weibliche Geschlecht dagegen war gut entwickelt, trat frei und etwas kokett auf. Einige junge Mädchen baten um Salz. Als ihnen Zucker gereicht wurde, spien sie denselben mit der Miene des Abscheus wieder aus. Ihrer Zunge schien das Süße unangenehm zu sein, dagegen hatten sie für Salz eine besondere Vorliebe, denn alle naschten es wie unsere jüngere und ältere Jugend die Süßigkeiten. Eine gewisse Intelligenz entwickelten die Bewohner in der Anfertigung von Kinderspielzeug, von zierlichen Bogen und Pfeilen und sogar Stelzen, welche die Knaben um sich größer zu machen an die Unterschenkel banden.

Ueber eine mit Urwaldstrecken bedeckte und von mehrern kleinen Wasseradern durchschnittene Hügellandschaft gelangten wir weiter nach Tschitombo, einem hübsch gelegenen Dorfe mit etwa 80 Hütten.

Die Träger wurden, da wir uns dem Ziele näherten, äußerst marschlustig. Obwol wir mehrfach kleine Gewässer überschritten, die

stets 50—70 m tiefer lagen als ihre Ufererhebungen, obwol die Sonne schon hoch stand und entsetzlich brannte, wollten sie weiter und weiter, um einen Ort zu erreichen, wo ein alter Lagerplatz ihnen den Bau neuer Hütten ersparte. Vor dem Dorfe Tschitari ereignete es sich, daß einige vorübergehende Baluba einem Träger ohne weiteres das Gewehr von der Schulter rissen und mit demselben in den nahen Ort entflohen. Die zunächst befindlichen Träger legten sofort ihre Lasten nieder und liefen den Räubern nach in das Dorf. Die Bewohner flohen; einige, die das Unglück hatten, den Leuten in die Hände zu fallen, wurden mit Prügeln davongejagt, und der lange Domingo stürzte in die Wohnung des Häuptlings, wo er sich der jungen hübschen Frau desselben bemächtigte. Er schleppte sie vor die Hütte und übergab sie dem Bestohlenen als Ersatz für das geraubte Gewehr. Da plötzlich erschien der Häuptling, ein junger kräftiger Mann. Wuthschnaubend warf er sich mit geschwungenem Messer auf den Räuber seines Weibes, doch schon in demselben Augenblick war er von den Trägern umringt, entwaffnet, und der riesige Gambotta erhob sein Messer, um ihm den Todesstoß zu versetzen. Nur durch Francois' schnelles Dazwischentreten war es möglich, ihn zu retten. Gambotta, der zum Streich bereits ausgeholt hatte, verwundete sich selbst leicht am Oberschenkel. Dem Häuptling wurde der Sachverhalt klar gemacht, er erhielt sofort sein Weib zurück und gab dann sein eigenes Gewehr als Ersatz für das gestohlene her. Die Baluba vom Kassai bis fast an den Mujau stehen mit Recht in dem Rufe eines diebischen, räuberischen Gesindels, welches nur den Mächtigern achtet.

Nach einem höchst anstrengenden Marsch gelangten wir erst gegen Abend ins Lager. In unmittelbarer Nähe liegt Bena-N'gansa, die Residenz des Häuptlings Kambulu, der ein getreuer Vasall des mächtigen Kalamba-Mukenge ist und als solcher auf Zucht und Ordnung unter seinen Leuten hält.

Vor kurzem war hier ein Jäger von seinem Begleiter auf der Jagd durch einen unglücklichen Zufall erschossen worden. Ein Abgesandter Kalamba's, der sich noch zur Zeit bei Kambulu aufhält, hat nun entschieden, daß der Thäter den Verwandten des Erschossenen als Strafe vier Sklaven und zwei Gewehre zu zahlen habe. Beide Theile haben sich mit dieser Entscheidung zufrieden erklärt. Bena-N'gansa zählt über 300 Hütten und man sieht an vielen Stellen Neubauten, so in der Mitte ein bald fertiges großes Haus, das für

den Häuptling bestimmt ist und fünf getrennte Räume erhalten soll. Vor diesem „Palast“ befindet sich ein großer freier Platz, die Kiota, wo sich die Männer zu den Berathungen und dem gemeinschaftlichen Hanfrauchen einfinden. Hier sind bereits alle eifrige Söhne des Hanf= — Riamba in der Balubasprache — Cultus. Fast in der Nähe einer jeden Hütte finden wir Hanfculturen. Auf der Kiota liegen die großen Riambapfeifen, die wie die Kalabassen aus Flaschenkürbissen (Cucurbita maxima) angefertigt werden und nicht selten 1 m Umfang messen. Der Häuptling Kambulu selbst machte einen angenehmen, ruhigen Eindruck und zeigte sich besonders für die Segnungen der Civilisation empfänglich. Er bat uns, unsern Einfluß doch bei Kalamba=Mukenge dahin zu verwenden, daß in Zukunft keine Frauen und Mädchen mehr außer Landes verkauft werden dürften. Eine derartige Bitte mußte um so angenehmer auffallen, da sie von einem Häuptling gestellt wurde, der nur durch den Sklavenhandel verdienen kann und von Jugend auf an denselben als ein zu Recht bestehendes Geschäft gewöhnt ist.

Am nächsten Tage ging unser Marsch nur langsam vorwärts, da mehrere Urwaldpartien zu passiren waren, in denen häufig Messer und Axt Bahn brechen mußten. Unter den zahlreichen Wasserläufen, die noch zwischen uns und Mukenge das Terrain durchschnitten, befand sich auch der 50 m breite Mujau, der in einer sumpfigen Niederung mit trägem Lauf dem Lulua zufließt. Das Uebersetzen erforderte viel Zeit, weil nur ein kleines Kanoe des Häuptlings Mutschaïla zur Verfügung stand. Nur immer zwei Lasten und drei Mann konnten gleichzeitig in diesem Fahrzeuge befördert werden, und dennoch war es dadurch schon dermaßen belastet, daß es oft bedenklich schwankte. Als Bugslag trotzdem versuchte, es mit vier Mann und vier Lasten zu beladen, schlug es ein paar Meter vom Ufer entfernt um. Glücklicherweise gelang es allen Leuten sich zu retten und auch die Lasten wieder aus dem Flusse zu ziehen. Zwei Tage waren erforderlich, um die Expedition über den Mujau zu bringen, und es überkam uns ein Gefühl freudiger Spannung bei dem Gedanken, dem ersehnten Marschziel so nahe zu sein. Seit 116 Tagen lebten wir auf offener Landstraße, stetig wechselten die Bilder und Eindrücke. Natur und Menschen hatten viel des Interessanten geboten und wir hatten manche Erfahrung sammeln können, aber auch Strapazen und Entbehrungen waren nicht ausgeblieben. Die verzehrenden Strahlen der Sonne, die

beschwerlichen Märsche und Flußübergänge, die lästigen Insekten und auch Hunger und Durst traten oft niederdrückend und ermattend den Genüssen und Freuden der so vielseitigen und anregenden Reise entgegen, doch half das Interesse zur Sache und die Freude an der Arbeit hierüber hinweg. Jetzt, in der Nähe der Residenz des großen Balubafürsten Kalamba, winkten uns die Tage der Ruhe und der Vorbereitung für die Fahrt auf dem Kassai.

Der Einzug in Mukenge sollte mit möglichster Feierlichkeit geschehen.



Uebergang über den Mujau.

In aller Frühe brachen wir am 8. November von Scha-Matenga auf. Bald trafen wir Maniok-, Mais- und Erdnußfelder, welche die Nähe der Hauptstadt ankündigten. Um $8^1/_2$ Uhr erreichten wir einen Platz, der geeignet war, um die Einzugsvorbereitungen zu treffen. Wir vertheilten einige Patronen, steckten die Köche, die Fahnenträger und Diener in weiße Matrosenjacken und setzten die Karavane in Marsch. Voran schritt der Fahnenträger, dann folgten die Dolmetscher und die Weißen auf den Stieren; hinter uns die costümirten Köche und Diener und endlich der Troß der Träger mit den Lasten. Sobald Mukenge in Sicht kam, ließen wir Signalschüsse abgeben.

Kurz darauf blitzte Pulverdampf vor der Residenz auf, und in mehrern Gewehrschüssen schallte uns der Willkommengruß zurück. Unter dem Jubel der Eingeborenen, die am Eingang und in den Straßen Spalier bildeten, hielten wir den Einzug und begrüßten Kalamba-Mukenge, der sich mit den vornehmsten seiner Leute auf der Kiota eingefunden hatte.

Am 15. November traf auch Mueller II. von seiner Muata-Kumbana-Reise ein, und die ganze Expedition befand sich nun wieder unter einheitlicher Leitung vereinigt.

Sechstes Kapitel.

Mueller's Bericht über seine Reise zu Muata-Kumbana.

Auftrag. — Abmarsch. — Kabingula. — Katadi. — Puffottern. — Der Mussumbu. — Prügelei zwischen Trägern und Kioque. — Kauaie. — Mukisch. — Luschiko. — Der widerspenstige Knopp. — Kinsangasee. — Anmeldung beim Häuptling. — Willkommen. — Ankunft. — Lage des Dorfes. — Erste Audienz. — Langweilige Verhandlungen. — Geographische Nachrichten. — Freundschaftsverhältnisse. — Nanganse. — Herkunft Muata-Kumbana's. — Sein Vorgänger. — Ein Stück Lundageschichte. — Luschikomündung. — Kritische Verhandlungen. — Abmarsch. — Der Führer und sein Fliegenwedel. — Wasserreiche Gegend. — Heftige Gewitter. — Bodenformation. — Von neuem in Gefahr durch den Reitstier. — Die ersten Tupende. — Ungünstiger Eindruck. — Räubereien. — Centralafrikanische Vettern. — Kimbo. — Aufregende Tage. — Mabelestoffe. — Tauschartikel. — Marsch zum Lowuo. — Puhefall. — Baumbrücke. — Rechtspflege in Kambo-Kassange. — Weg meiner Gefährten. — Kassai. — Uebergang in Kissoko. — Centralafrika. — Baluba. — Fieber. — Streitigkeiten und Vergnügungen meiner Leute. — Luebo. — Frühjahrserscheinungen. — Mujau. — Ankunft in Mukenge.

Als wir am 22. September den Loange bei Kassamba erreichten, erhielt ich vom Chef der Expedition den Auftrag, mit 12 Mann zu Muata-Kumbana zu gehen, um bei diesem Erkundigungen über den Lauf des Kassai, Kuilu, Luwuo und Luschiko einzuholen; ferner sollte ich den Einfluß des Luschiko in den Loange festlegen und dann, wenn möglich die Tupende umgehend, nach Kikassa am Kassai marschiren, woselbst ich Nachrichten und weitere Aufträge vorfinden würde. Der 24. September war zum Aufbruch bestimmt. Nachdem ich unter vielen Schwierigkeiten und nach langen Verhandlungen mit dem Häuptling Kassamba, der es als ein Unterthan Kahungula's nicht zugeben wollte, daß ich nicht seinem Herrn, sondern Muata-Kumbana Geschenke überbringen wollte, einen Führer aus Kabingula angeworben hatte, stellte sich

ein neues Hinderniß heraus. Meine Leute, die schon am 23. über den Loange gegangen waren, hatten unachtsam versäumt, das Kanoe zu befestigen, und so war es von dem heftig fließenden Strom fortgeführt und wahrscheinlich an den zahlreichen Schnellen zerschellt. Es mußte eine Anzahl Leute zur ersten Karavane, welche unser Boot mit sich führte und die der schwierigen Verpflegung wegen zwei Tagemärsche zurückgeblieben war, geschickt werden, um das Boot heranzuführen. So kam es, daß ich erst am 26. aufbrechen konnte. Mein kleiner Troß bestand aus Kunha, einem Mulatten, der Dolmetscherdienste verrichtete, meinem Diener Katembo, einem Koch und 10 Trägern, von denen zwei ihre Weiber mit sich führten. Meine Lasten waren aufs äußerste beschränkt, um die Habgier des Häuptlings nicht zu reizen und unbescheidenen Forderungen zu entgehen. Ich wandte mich, dem Laufe des Loange folgend, nach Norden. Viele kleine, dem Strome zueilende Bäche, die tiefe Schluchten ausgewaschen hatten, erschwerten das Vordringen auf dem wenig betretenen Pfade, welcher wol 120 m zum Plateau anstieg, ungemein. Der Boden war vorherrschend sandig, nur an der steil abfallenden Uferhöhe traten Sandsteinfelsen zu Tage. Die Höhe zeigt sich mit lichtem Savannenwalde bedeckt, während die Schluchten unwegsamen Urwald aufweisen. Nach zweiundeinhalbstündigem Marsch erreichte ich Kadingula, ein wohlgebautes, sauberes Dorf, das von Kioque bewohnt ist; es hat ungefähr 80—90 Hütten, die durch den reichen Viehstand von Ziegen und Hühnern auf einen gewissen Wohlstand schließen lassen. Hier sollte mich der Führer erwarten, der Häuptling jedoch, entrüstet, daß ich bei ihm nicht halt machte, und daß ihm die Geschenke, auf welche er sich wol gefreut, entgehen sollten, verweigerte mir den Führer und wies mich aus Rache auf einen falschen Weg, welchem ich vier volle Stunden unter den größten Schwierigkeiten über steile Höhen und durch tiefe Schluchten folgte, um endlich an eine Fährstelle des Loange, dem Dorfe Mussangana gegenüber, zu gelangen. Nachdem im Dorfe Nachrichten über den weiter einzuschlagenden Weg eingeholt waren, marschirte ich unter strömendem Regen im Urwalde weiter flußabwärts. Doch schon nach kurzer Zeit setzte der Mukussuku, ein kleiner, in den Loange mündender Bach, der durch die Gewitterregen zu einem reißenden Strome angeschwellt worden war, meinem weitern Vordringen ein Ziel, sodaß ich mich genöthigt sah, am Ufer desselben halt zu machen und Lager zu beziehen. Nach

drei Stunden erst traf mein Dolmetscher, der in einer am Wege aufgefundenen Hütte mit acht meiner Leute den Regen abgewartet hatte, ein; mit ihm mein Koffer. So lange hatte ich, bis auf die Haut durchnäßt, warten müssen. Die Landschaft, von meinem Lager aus gesehen, war herrlich! Vor demselben schäumt der Loange wild brausend über eine Barre in einer Breite von 70 m; dicht oberhalb derselben sieht man eine Insel, bedeckt mit der üppigsten Tropenvegetation. Jenseit des Loange eine steile Wand tiefrothen Sandsteins, die wol zu einer Höhe von 120 m aufsteigt. Hinter meinem Lager, dasselbe in einem Umkreise von 150 m umgebend, liegen gleichfalls steile Höhen, die zwischen sich nur einen schmalen Raum für den Mukussuku freilassen. Zahlreiche Flußpferdsteige deuteten auf das Vorkommen der mächtigen Thiere hin. In der Nacht störten sie unsern Schlummer durch ihren tiefen Baß, in dem sie ihrem Unwillen über unser ihren Weideplatz einnehmendes Lager Ausdruck gaben. Einige Kormorane, Reiher, Pfefferfresser und zwei Palmgeier, die ersten seit langer Zeit, beobachtete ich. Am folgenden Morgen wurde ich durch das wohllautende Pfeifen des grauen Papagais, den ich hier zum ersten mal fand, aus dem Schlummer geweckt. Das Wasser hatte sich etwas verlaufen, sodaß ich, wenn auch noch bis an den Arm eintauchend, den Mukussuku passiren konnte. Ich erkletterte mühsam die Uferhöhen des Loange und befand mich nach einstündigem Marsche in Katadi, einem Dorfe, das inmitten großer Maniokfelder gelegen und von Kalunda und Kioque bewohnt ist. Der Häuptling und mit ihm meine sämmtlichen Leute, die noch vom gestrigen Marsch ermüdet waren, bat mich, bei ihm zu bleiben, und versprach mir einen Führer für den nächsten Tag. In Katadi hätte sich eine ganze Karavane für Wochen verproviantiren können, so viel Vorräthe schleppten die Leute herbei. Am nächsten Morgen trat ich, geführt von Ngandu, d. h. „Krokodil", meinen Weitermarsch an. Es war mir auffallend, daß der Führer, welcher äußerlich völlig den Kalunda glich, der portugiesischen Sprache etwas mächtig war. Auf Befragen hörte ich, daß er aus Ambacca in Angola sei und, auf einer Handelsreise vollständig ausgeplündert, sich hier niedergelassen hatte, da ihm die Mittel zur Heimkehr fehlten. Die Sache mag sich anders verhalten; er wird wol, wie dies häufig vorkommt, die ihm anvertrauten Waaren eines portugiesischen Händlers veruntreut haben und nun seine Bestrafung bei der Rückkehr in die Heimat befürchten.

Mein Weg führte mich, anfangs noch immer steigend, durch ein wildes, gebirgiges Gelände, das reich an wundervollen Fernblicken und landschaftlichen Reizen war. Nachdem ich zwei Stunden in östlicher Richtung marschirt war, erreichte ich ein sandiges, sanft gewelltes Plateau, auf dem ich in nordnordöstlicher Richtung meinen Marsch fortsetzte und nach vier Stunden einen alten Lagerplatz am Rande einer 30 m tiefen Schlucht, die vom Kinsunda, einem kleinen, in den Loange gehenden Bache, durchflossen war, fand. Da mein Führer erklärte, daß erst nach vier weitern Wegstunden wieder Wasser anzutreffen sei, beschloß ich, hier zu rasten. Der heute zurückgelegte Weg zeigte zum ersten mal auf der ganzen Reise einen durchdachten Plan bei der Anlage; er zog sich immer auf dem Höhenrücken entlang, jede Schlucht und jede steile Anhöhe sorgsam umgehend. An einzelnen Stellen, wo schmale Verbindungen zwischen höhern Kuppen passirt werden mußten, waren diese durchstochen und so ein künstlicher Hohlweg hergestellt. Der Boden bestand auf dem ersten Theil des Weges vorzugsweise aus Laterit. Das Plateau wies einen armen grauen Sandboden auf, den ich auch beim Weitermarsch am 29. vorfand. Ich passirte einige seichte Thäler und erreichte erst nachmittags den Mataturi, einen kleinen, dem Luschiko zueilenden Fluß. Das Plateau bildet somit die Wasserscheide zwischen Loange- und Luschikozuflüssen. Unterwegs sah ich ein paar Antilopen, die mein Führer leider fehlte. Zu einer ebenso erfolglosen Jagd regte ein Wildschwein meine Teckel an, sodaß eine starke Puffotter, die sich auf dem Pfade sonnte und von mir getödtet wurde, die einzige Jagdbeute war. Der Boden zeigte sich fast durchweg mit lichtem Buschwald bedeckt, nur zweimal passirte ich dichter bestandene Wäldchen. Der Lauf des Loange kennzeichnete sich durch eine schwere Schicht weißer Wolken; er mochte wol 14—15 km von meiner Route entfernt sein. Der Mataturi fließt über Sandsteinblöcke in zahlreichen Windungen, von links und rechts noch mehrere kleine Bäche aufnehmend, direct östlich. Die Länge seines Laufes soll circa 30 km betragen. Dicht an seiner Mündung liegt der Sitz Muata-Kassombo's, eines Onkels des Muata-Kumbana. Ich wandte mich fast nördlich und erreichte nach fünfstündigem Marsch, auf welchem ich den Monokabamba passirt hatte, den Itongebach, in dessen Nähe ich mein Lager aufschlug. Dasselbe lag auf einer Anhöhe, von der aus ich den Loange in einer Entfernung von 8 km avisiren konnte. 2 km weit lag das Ka-

lundadorf Kisoka, woselbst meine etwas erschöpften Vorräthe erneuert werden konnten. Meine Leute hatten hier wiederum einen alten Lagerplatz bezogen, auf dem sich noch eine wohlerhaltene Hütte vorfand, die ihnen so gut gefiel, daß sie sich am nächsten Morgen weigerten, dieselbe zu verlassen, jedoch wirkte eine Schüssel voll Wasser, die ich über die ganze Reihe der sich schlafend Stellenden entleerte, überraschend und diente dazu, die Gesellschaft in kürzester Frist marschbereit zu machen. Der Marsch führte an diesem Tage durch mit dichtem Savannenwald bedeckte Gegenden, die nach zwei Stunden einen hügeligen Charakter annahmen. Nachdem ich ein tiefes Thal, das ein dem Loange zuströmender Bach durchfloß, und die dahinterliegenden Berge überschritten hatte, gelangte ich nach dreiundeinhalbstündigem Marsch zum Mbundubach, an dem ich eine halbe Stunde von dem Kioquedorfe Schatambo Lager bezog.

Im Begriff, mich, da meine Lasten noch zurück waren, auf einen dichten Grasbusch niederzusetzen, erhielt ich von meinem Koch einen heftigen Stoß, der mich fast niederwarf. Mit allen Zeichen des Entsetzens deutete derselbe auf den Boden, wo ich eine ungewöhnlich starke schlafende Puffotter bemerkte, auf die ich mich unfehlbar gesetzt hätte. Die Schlange wurde mit einigen Stockschlägen getödtet; sie hatte fast 2 cm lange Giftzähne, deren Biß mir jedenfalls verhängnißvoll geworden wäre. Es war dies die dritte Puffotter, die ich auf dem kurzen Marsch von Katadi an tödtete; gewiß ein Zeichen für die große Häufigkeit dieser Schlangenart.

Nachmittags stellte sich Nauëschi der Mussumbu, erster Diener des Muata-Kumbana, bei mir ein und erzählte mir, daß die Residenz des Häuptlings in zwei Tagen auf einem allerdings für Reitstiere nicht passirbaren Wege zu erreichen sei, während der, den ich meiner Ochsen wegen einschlagen mußte, mindestens vier Tage in Anspruch nähme. Als Zweck seines Aufenthalts in Schatambo gab er an, daß Muata-Kumbana von einem besonders schönen Mädchen in jenem Dorfe gehört habe. Er sei nun da, um dieses für den Häuptling zu rauben, und wolle dies in der folgenden Nacht thun, um dann so schnell als möglich nach Hause zurückzukehren. Da er früher als ich ankommen würde, schlug er mir vor, ihm alle Geschenke, die ich für den Häuptling habe, mitzu-

geben, um mir so einen bessern Empfang zu bereiten. Daß ich hierauf nicht einging, bedarf wol kaum einer Erwähnung. Man theilte mir mit, daß Muata-Kumbana berechtigt sei, jedes ihm gefallende Mädchen für sich zu beanspruchen, doch wäre es Brauch, daß er sie, allerdings mit Vorwissen der Angehörigen, nachts entführen lasse. Bei diesen Mädchen sei er jedoch verpflichtet, sie nicht wieder zu verkaufen.

Die Kioque, die mit ihrem üppigen, in phantastischer Tracht aufgesteckten Haar, ihren vielen aus Messingblech hergestellten Zierathen und schönen Waffen einen wirklich kriegerischen Eindruck machen, erwiesen sich hier als große Feiglinge. Beim Handel entstand ein Streit mit meinen Leuten, der einen ernstlichen Charakter anzunehmen drohte. Die in bedeutender Ueberzahl anwesenden Kioque fuchtelten mit ihren Gewehren laut schreiend umher und hatten bereits einen meiner Träger, den sie am Wasser überrascht, festgenommen, als ich, durch den Lärm aufmerksam gemacht, mit der Reitpeitsche aus meiner Hütte trat. Mein bloßes Erscheinen und ein Zuruf genügten, die ganze Bande in die Flucht zu jagen.

Wie an allen vorhergehenden Tagen hatte ich auch hier wieder unter heftigen Gewitterregen zu leiden. Mein Aufbruch verzögerte sich infolge eines solchen am andern Morgen um volle zwei Stunden, und auch dann war ich noch genöthigt, meine Träger in handgreiflicher Weise in Marsch zu bringen. Durch dichte Baumsavanne gelangte ich in ein wildzerrissenes Gebiet, das von zahlreichen Wasseradern, die sämmtlich dem Luschiko zueilen, durchschnitten wird. Ich erreichte gegen 2 Uhr Moena-Kamba, eine kleine, von Kalunda bewohnte Ortschaft, zwischen Kajombe- und Mahulebach gelegen. Von hier ging ich, dem Laufe des Mahule folgend und den Luschischiko und mehrere andere Bäche mit sumpfigen Niederungen passirend, $2^1/_2$ Stunden in fast genau östlicher Richtung weiter und kam, nachdem ich noch eine 120 m hohe Wand erklettert, nach Kauaie, dem Ziele meines heutigen Marsches. Der Häuptling rechnete sich zur Verwandtschaft Muata-Kumbana's und machte auf Grund dieser exorbitante Forderungen, von welchen er dann allerdings manches abhandeln ließ und sich schließlich mit Wenigem zufrieden erklärte. Ich erhielt von ihm eine Ziege, die zu meiner großen Freude Milch gab und in meinen einförmigen Speisezettel dadurch eine angenehme Abwechselung brachte.

Das Dorf ist hübsch gebaut; es liegt wenige hundert Meter vom Luschiko, auf den sich eine prachtvolle Aussicht eröffnet. Ein Kioquehäuptling Mukisch, gleich mir auf der Reise zu Muata-Kumbana begriffen, befand sich mit seinem ganzen Troß im Dorfe; er sollte sich vor Muata-Kumbana einer Streitigkeit wegen, die seine Untergebenen mit Kalunda gehabt, verantworten und mochte wol einen für ihn ungünstigen Ausgang voraussehen. Er bat mich um meine Fürsprache und that alles, um mich für sich zu gewinnen. Beispielsweise ließ er durch seine Leute eine Hütte für mich bauen, wie ich sie schöner und geräumiger auf der ganzen Reise nicht gehabt hatte. Den nächsten Tag verbrachte ich noch in Kauaie, um meinen sehr ermüdeten Leuten Zeit zum Ausruhen zu geben, und setzte am 4. October, dem Laufe des Luschiko folgend, in nördlicher Richtung meine Reise fort. Die ganzen Thäler waren mit dichtem Nebel bedeckt, während die Höhen freiblieben. Es gewährte einen eigenthümlichen Anblick, als die Träger, die vor mir den Berg, auf dem Kauaie's Dorf liegt, herabstiegen, meinen Augen plötzlich in den dichten Nebelwolken entschwanden. Am Mahule waren die Wolken so schwer und mit Feuchtigkeit durchtränkt, daß ich kaum im Stande war, zwei Schritt weit zu sehen und mit gänzlich durchnäßten Kleidern die nächste Höhe erreichte. Nach einer halben Stunde waren die Thäler vollkommen nebelfrei und nunmehr die Höhen in flatternde Wolken gehüllt, die aber bald den Sonnenstrahlen wichen, und nur die Wasserläufe durch eine dicke Schicht weißer Haufenwolken, die über ihnen lagerte, während des ganzen Tages kennzeichneten. Ich hatte, wie sich nunmehr herausstellte, einen bedeutenden Umweg gemacht. Schuld hieran trug mein Führer, der seinem Freunde Kauaie meine Geschenke zuwenden wollte. Nachdem ich den Mahule überschritten, mußte ich wiederum zu bedeutender Höhe aufsteigen, wurde aber für die gehabte Mühe reichlich entschädigt durch den Anblick, der sich mir hier oben darbot. Plötzlich aus dem hier etwas dichtern Savannenwald hervortretend, befand ich mich am nordöstlichen steilen Abhang eines sich weithin erstreckenden Höhenzuges. Ein wunderbarer Blick auf das Luschikothal eröffnete sich mir; fast auf der ganzen Reise war mir kein ähnlich schöner Punkt begegnet. Soweit das Auge reichte, bis in nebelhafte Ferne Bergrücken an Bergrücken, Kuppe an Kuppe, dazwischen hoch an den Bergen hinaufreichender Urwald, dessen

tiefdunkle Farbentöne einen prachtvollen Contrast zu dem hellen Grün des die Berge bedeckenden, jetzt in der Regenzeit im üppigsten Wuchs prangenden Grases bildet.

Beim Weitermarsch mußte ich den Kamangonga, einen Fluß mit 2 m hohen, steilen Ufern, überschreiten. Mein Ochse sprang, bis über die Knie im Wasser stehend, zu meinem Erstaunen, da ich ihm eine derartige Leistung nicht zugetraut hatte, mit gleichen Füßen auf das Ufer. Seine Ausdauer und Kraft, sowie seine Ruhe und Geduld waren wahrhaft überraschend. Er trug mich in demselben gleichmäßig ruhigen Schritt auf ebenen Pfaden wie die steilsten Hänge herauf und herunter. Dabei blieb er wohlgenährt und man merkte ihm durchaus nicht an, daß ihn die Reise angriffe. Hier am Kamangonga wäre ich jedoch fast durch ihn zu Schaden gekommen. Ich war abgesessen und kletterte den Steilhang vor ihm herauf, ihn am Zügel mir nachführend; plötzlich fühlte ich, daß derselbe locker nachschleppte, und bemerkte, daß der Ochse das Naseneisen verloren hatte und vollkommen frei war. Ich sprang schleunigst die drei Meter, die ich höher stand wie er, wieder herab und suchte seine Nase zu fassen, um das Eisen wieder einzuziehen. Knopp war jedoch anderer Ansicht: durch eine plötzliche Bewegung des Kopfes suchte er sich meinen Annäherungen zu entziehen und stieß mich dabei unsanft zu Boden. Er selbst kam ins Rutschen und fiel mit einem Vorderbein auf meine Brust, und so kollerten wir zusammen noch ein ganzes Stück des Hanges herunter, bis es ihm gelang, wieder festen Fuß zu fassen, wodurch auch ich wieder frei wurde. Bis auf einige Tage Schmerzen in Brust und Rückengegend hatte der Fall keine nachtheiligen Folgen für mich.

Beim weitern Vormarsch passirte ich den N'gambu; derselbe hatte eine Tiefe von über 2 m, an der Uebergangsstelle jedoch nur eine Breite von $2\frac{1}{2}$ m, seine Ufer sind sumpfig wie das umliegende Gelände. Er ist dem Luschiko tributär und nimmt seinerseits den Kamaka-mutschinga auf. Als ich mich demselben näherte und die seinen Lauf einschließenden Höhen erklettert hatte, bot sich mir ein überraschendes Bild dar; eingeschlossen in einem Bergkessel und an zwei Seiten von Urwald umgeben, erblickte ich den ersten See in Centralafrika; die Größe desselben mochte 10 ha betragen. Die Tiefe dieses Sees, der Kinsanga heißt, soll bedeutend sein; der Reichthum an Fischen und Krokodilen ist außerordentlich.

Nicht fern von ihm in Mutschinga, einer kleinen Ortschaft mit wenig Hütten, machte ich zum letzten male, bevor ich mein Ziel erreichte, halt. Von hier sollte mich ein kurzer Tagemarsch in die Residenz des Häuptlings bringen. Mein Führer bat mich um die Erlaubniß, mit meinem Dolmetscher vorauseilen zu dürfen, um dem Häuptling meine Ankunft zu melden, da er, wenn er mich ohne dieselbe anzuzeigen in das Dorf brächte, Gefahr liefe, von dem launenhaften Herrscher getödtet zu werden. Nun erschienen meine sämmtlichen Leute und erklärten mir, bis hierher seien sie mir ohne Murren gefolgt, zu dem Häuptling jedoch könnten sie nicht mitgehen, da er sie alle zu Sklaven machen oder ohne weiteres tödten würde. Eine Menge Schauergeschichten von dem allerdings durch Grausamkeit berüchtigten Muata-Kumbana hatten sie theils unterwegs gehört, theils wol erfunden und tischten sie mir jetzt auf, um mich zur Rückkehr zu den Gefährten zu veranlassen. Nur dadurch, daß ich Kunha mit einigen Stücken Zeug, die ich dem Häuptling zur Begrüßung sandte, sofort abschickte, konnte ich sie bewegen, mir am nächsten Tage zu folgen. Nach einem anstrengenden Marsche über sandige Höhen erreichte ich gegen 9 Uhr ein Lundadorf Schanguëla, am Ufer des Russuna gelegen. Ich sah mich in meiner Voraussetzung, daß dies der Wohnsitz des Häuptlings sei, bitter getäuscht. Fast noch volle vier Stunden mußte ich über sandige, kahle Höhen klettern, dem Laufe des Luschiko in nördlicher Richtung folgend, ehe ich Kunha, der mir entgegengekommen war, traf. Die Passage des Russuna, der volle 8 m breit, seine Wasser mit großer Schnelligkeit dem Luschiko zuwälzt, war ungemein schwierig und hielt mich lange auf.

Kunha hatte einige Abgesandte des Häuptlings bei sich, die mir zum Willkommen einen kleinen, halbverhungerten, finster und trotzig dreinschauenden Knaben übergaben. Der arme Junge, Kiansi geheißen, zitterte am ganzen Leibe, als ich ihm die Hand entgegenstreckte. Er hat sein scheues Wesen später bald abgelegt und ist mir nach Europa gefolgt. Der Einzug in Muata-Kumbana, bei welchem die deutsche Flagge voraufgetragen wurde, brachte eine große Aufregung im Dorfe hervor. Die ganze Einwohnerschaft hatte sich versammelt, die meisten Leute entflohen jedoch beim Anblick des weißen Gesichts. Das Dorf macht durch seine Reinlichkeit und die schönen Schattenbäume einen sehr hübschen Eindruck. Die Bauart unterscheidet sich wesentlich von der der bisher passirten Dörfer, da

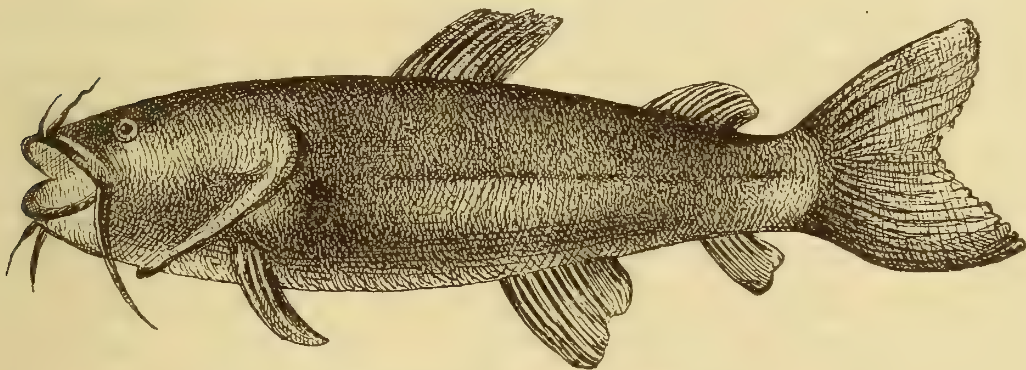
ein jeder Besitzer sein kleines Gehöft mit Flechtzäunen umgeben hat, durch welche nur wenige niedrige Thüren den Verkehr vermitteln. Die Lage ist wundervoll; im Osten und Süden stößt die Höhe, auf welcher das Dorf gelegen, an den Luschiko, im Norden liegt der fischreiche Katombesee, der wol einen Flächeninhalt von 180 ha hat; er fließt zum Luschiko ab. Nach Westen hin zieht sich ein Höhenrücken, und nur von dieser Seite ist das Dorf zu erreichen. Ich schlug mein Lager zwischen dem Dorf und dem Katombesee auf, um mich so beständig an der schönen Aussicht erfreuen zu können. Kaum war ich zur Ruhe gekommen, als neue Boten des Häuptlings mit großen Vorräthen von Eßwaaren und Palmwein erschienen, um mich in seinem Namen nochmals zu bewillkommnen und mich einzuladen, ihn zu besuchen. Ich hieß sie sich geduldigen, bis ich gegessen und mich ausgeruht hätte, dann würde ich ihrem Verlangen willfahren. Meine Leute faßten beim Anblick der Lebensmittel und des Palmweins neuen Muth; es dauerte nicht lange, so war die ganze Gesellschaft betrunken.



Kiansi.

Gegen Abend machte ich mich, begleitet von Führer, Dolmetscher und meinem Diener, sowie meinem neugeschenkten Pagen auf den Weg zur Hofburg. An der Thür des äußern Zauns angekommen, weigerte ich mich jedoch, durch dieselbe einzutreten, da sie so niedrig war, daß ich hätte auf Händen und Füßen kriechen müssen, und verlangte, man solle dieselbe vergrößern, da ein weißer Mann sich nicht so weit bücken könne; als man meinem Wunsche nicht willfahrte, kehrte ich sofort in mein Lager zurück. Als dann nacheinander vier Boten des Häuptlings erschienen, um mich umzu-

stimmen, da sonst das Haus des Häuptlings ruinirt werde, gab ich nach und kroch durch die niedere Oeffnung. Ich befand mich in einem langen Gange, der an den Seiten wiederum durch hohe Zäune eingefaßt war; an diese stießen rechtwinkelig eine Menge Zäune, die eine große Anzahl kleiner Höfe einschlossen, in welchen die Gemahlinnen des Herrschers, man sprach von über zweihundert, ihre Häuser haben. Ungefähr in der Mitte des Ganges wurde ich durch eine zweite niedrige Thür geführt, und betrat einen kleinen, peinlich sauber gehaltenen Hof, der zum Audienzraum dient. Er war mit Fetischen aller Art angefüllt. Gegenüber der Thür befand sich aufrecht stehend ein Skelet: es sollte dem Häuptling Unverletzlichkeit im Kriege und auf der Jagd bringen; daneben stand eine Maniokstaude von ungewöhnlichen Dimensionen; sie sollte



Eine unbekannte Welsart aus dem Katombesee.

den Feldern Fruchtbarkeit verleihen. Eine kleine Holzfigur hatte den Zweck, dem Häuptling reichen Kindersegen zu sichern. Eine Anzahl Thierschädel sollte Jagdglück bringen, und viele Töpfe mit schmutzigem Inhalt enthielten die Mittel für ebenso viele Krankheiten. Vor einer zweiten niedrigen Thür saß auf einem Schemel aus Raphiaschäften, der mit einer Anzahl Löwen- und Leopardenhäuten bedeckt war, Muata-Kumbana, oder wie er sich lieber nennen hörte, Muata-Jamwo. Um ihn befand sich ein Kreis von zwanzig seiner vornehmsten Rathgeber, darunter ein Kioque und ein Bangala. Das Gesicht des Häuptlings, der klein von Statur, war stark von Blatternnarben entstellt und zeigte einen energischen und grausamen Ausdruck. Die Augen blickten klug und lauernd. Er war bekleidet mit einem rothgefärbten Hüfttuch, der Oberkörper war nur mit zahlreichen Perlschnüren und Kaurimuscheln bedeckt. Auf dem Kopfe hatte er eine dreizipfelige Lederkappe, die ebenfalls

dicht mit Muscheln benäht war. Am linken Arm hatte er als Zeichen seiner Herrscherwürde den Lukanu, einen wol 4 cm starken Armring, der aus Menschensehnen hergestellt ist. Ich schritt zum Entsetzen seiner Untergebenen aufrecht auf ihn zu und reichte ihm die Hand, die er mir herzhaft schüttelte. Dann wies er mir an seiner rechten Seite einen Platz an, wo ich mich auf meinem Stuhl niederließ. Der Häuptling redete mich durch meinen Dolmetscher in folgender Weise an: Seit langen Jahren herrsche er über seine Leute; in dieser Zeit habe er oft von Weißen gehört, schon sein Vater habe ihm von solchen erzählt, aber noch niemals habe er einen weißen Mann gesehen und bisher habe er alle Nachrichten über das Vorkommen solcher für erlogen gehalten. Um so größer sei nun die Freude, einen Weißen bei sich zu sehen. Er wisse, daß ich aus dem großen Wasser käme, in welchem die Zeuge, die er von Bangala kaufe, hergestellt würden. Ohne Zweifel habe ich eine große Anzahl solcher bei mir, um sie ihm zum Geschenke zu machen. Seine freundschaftliche Gesinnung habe er mir durch Uebersendung des Sklaven gezeigt; er hoffe, daß dieser mir gute Dienste leisten würde, und damit er ihn hierzu veranlassen könne, möge ich mich dauernd bei ihm niederlassen. Ich antwortete ihm, daß ich aus einem fernen Lande käme und nach Lubuku reise. Bei Muata-Jammo und Kahungula seien Weiße gewesen, aber noch niemals habe ein solcher ihn, den berühmten Häuptling besucht, von dessen Reichthum an Elfenbein so viel erzählt würde. Deshalb sei ich zu ihm gekommen, um Freundschaft mit ihm zu machen und ihm Geschenke zu überbringen. Wenn er sich als guter Mann zeige, würde ich meinen weißen Brüdern von ihm erzählen und sicher würden bald mehr ihn aufsuchen. Er äußerte nun den Wunsch, meine Brust entblößt zu sehen, um sich zu überzeugen, ob auch diese weiß sei. Er wollte auch meinen Bart, den er für falsch erklärte, befühlen; beides lehnte ich jedoch ab. Nun bat er, ihm meine Waffen zu zeigen, die er mit vielem Interesse und augenscheinlichem Verständniß betrachtete. Beim Anblick des Revolvers, den ich abschoß, fiel er vollkommen aus der bisher bewahrten Ruhe und Würde. Er lachte wie ein Kind und konnte sich gar nicht mehr von der Waffe trennen. Nachdem er Kiansi, meinen neuen Diener, ermahnt hatte, mir treu zu sein, was ihn jedoch nicht gehindert hat, ihn später auffordern zu lassen, mir zu entfliehen und wieder zu ihm zurückzukehren, verließ ich ihn und

suchte mein Lager wieder auf. Ich benutzte den Rest des Tages zu Spaziergängen in der Umgegend und im Dorfe, das klein ist und nur von dem Häuptling und seinen vornehmsten Rathgebern bewohnt wird. Dicht neben demselben befindet sich der Sitz des Kaquata, eines Unterhäuptlings des Muata-Jammo, der alljährlich den Tribut für seinen Herrn von Muata-Kumbana einzuziehen hat. Bei ihm befand sich ein Kilolo, der als Bote diesen Tribut dem Muata-Jammo zuführt.

Am nächsten Morgen wurde ich schon frühzeitig mit der Nachricht erweckt, daß der Häuptling nahe, um meine Geschenke in Empfang zu nehmen. Ich ließ ihm sagen, daß noch nichts ausgepackt, und ich auch noch zu müde sei, um Besuch zu empfangen. Erst nachdem in Zwischenräumen von je einer halben Stunde eine ganze Anzahl von Boten dagewesen, erklärte ich mich bereit, die Geschenke zu übergeben. Jetzt rächte sich der Häuptling dadurch, daß er mich über zwei Stunden warten ließ. Schließlich kam er, auf den Schultern eines riesigen Sklaven reitend, den ich erst mit einigen Schnüren Perlen belohnen mußte, ehe er seine kostbare Bürde zu Boden setzte, in mein Lager. Ich hatte vorsorglich für den Häuptling eine Laube gebaut, er ließ diese jedoch entfernen und an ihre Stelle einen Sonnenschirm von riesigen Dimensionen setzen, der seinem Aeußern nach im Orte selbst hergestellt war; in seinem Schatten nahm er Platz und musterte meine Geschenke, welche aus einer Husarenattila, mehrern Stücken bunten Kattuns, die er sich vorsichtig vormessen ließ, einem weißen Hemde, bunten Schärpen, Perlen, sowie zwei Gewehren und zwei Faß Pulver bestanden. Sein ganzes Auftreten zeigte, daß er keineswegs zufriedengestellt sei, erst nachdem ich ihm eine Harmonika und ein Packet schwedischer Streichhölzer zugelegt hatte, klärten sich seine verfinsterten Mienen auf, und indem er einen Theil der Sachen zusammenpackte, verließ er den Platz mit der Weisung, ihm noch verschiedene Gegenstände hinzuzufügen, sowie ihm meinen Revolver und meine Reitochsen in das Dorf zu senden. Selbstredend ging ich hierauf nicht ein, sondern wartete ruhig ab, wie sich die Sache entwickeln würde. Schon nach kurzer Zeit kam ein Bote, der mir mittheilte, Muata-Kumbana wolle zufrieden sein, wenn ich ihm die zurückgelassenen Sachen mit einigen andern Kleinigkeiten, die ich wol entbehren konnte, zusende; doch den Revolver müsse er unter allen Umständen besitzen. Ferner ließ er mich ersuchen, doch

alle Gegenstände möglichst im geheimen zu schicken, da man ihn sonst zu sehr anbetteln würde. Da ich mich von meiner Waffe nicht trennen wollte, dauerte es mehrere Tage, bis Einigung in der Weise erzielt wurde, daß der Häuptling mir Leute versprach, die mich zum Zusammenfluß des Luschiko und Loange führen sollten, und daß er meine Verpflegung übernahm, ohne sich hierbei jedoch weiter als auf das Allernothwendigste auszudehnen. Gastgeschenke, wie sie sonst üblich sind, blieben aus.

Mehrmals besuchte er mich in meinem Lager, fast täglich ließ er um meinen Besuch bitten; ich mußte ihm dann von meiner Heimat erzählen, zeigte ihm auch wol Bilder, die er jedoch augenscheinlich ohne jedes Verständniß betrachtete. Bei einer solchen Gelegenheit erfuhr ich, nachdem ich ihn durch das Geschenk einer Cigarre, um die er lange gebettelt hatte, und eines Lichtes, das ihm nach seiner Meinung nunmehr bis zu seinem Ende leuchten sollte, gut gestimmt hatte, Folgendes: Der Kassai wende seinen Lauf nach Westen. In ihn fließe der Tschikapa, der Lowuo, der Loange und der Kuilu. Letzteres wurde von einem seiner Begleiter bestritten, welcher behauptete, der Kuilu ginge in den Kuango. Der Kassai nehme zuletzt noch den Kuango auf; jedoch wußte niemand anzugeben, wo sein Lauf ende. Nördlich des Zusammenflusses des Luschiko und Loange wohnten Tupende, deren größter Häuptling, Kombo, am Lowuo seinen Sitz habe. Am Loange wohnten Musappu, Kimbunu und Kahäsa, alle drei Häuptlinge der Tukette, die ein Tupendestamm seien. Musappu bewohne eine sumpfige Niederung und habe seine Häuser auf Pfählen erbaut. Er wie seine Leute kleide sich in Stoffe, die aus Vogelfedern hergestellt seien. Die Tupende, ganz besonders aber die Tukette, stehen im Rufe, Kannibalen zu sein. Muata-Kumbana erzählte, daß sie alle Leichen der von ihm Hingerichteten, die in den Luschiko geworfen würden, auffischten, um sie zu essen. Ebenso würden Fremde, die sie besuchten, ohne weiteres getödtet und verzehrt; deshalb könne er mir auch nicht Leute und Kanoes geben, um die Tukette zu besuchen, da sonst, wenn mir etwas zustieße, niemals ein Weißer ihn wieder besuchen würde.

Mir war es beim Einrücken aufgefallen, daß die Weiber des Dorfes meinen Leuten eine Menge Lebensmittel ohne Bezahlung gebracht hatten, auch mir hatte sich ein kleines Mädchen, Kapalanka, d. h. „Antilope“, eine Nichte des Fürsten, mit einem Huhn, Eiern

und Mehl genährt, für die sie keine Bezahlung annahm. Kunha erzählte mir auf meine Fragen, es sei im ganzen Lande üblich, daß, wenn eine Karavane längere Zeit in einem größern Dorfe liege, jedes Mitglied derselben in ein Freundschaftsverhältniß zu einer der Bewohnerinnen trete; die Weiber übernähmen damit die Verpflichtung, für ihren Freund die nöthigen Lebensmittel herbeizuschaffen, während dieser sich beim Abmarsch durch ein Geschenk erkenntlich erweise. Diese eigenthümliche Sitte ist durch Muata-Jamwo eingeführt. Bei ihm hatte sich die Karavane eines schwarzen Händlers niedergelassen, um Gummi und Elfenbein einzutauschen; da sich der Handel aber infolge einer hohen Steuer, die der Häuptling für sich beanspruchte, nicht recht entwickeln wollte, hatte er den Befehl erlassen, daß alle Weiber, die sich den Fremden hingäben, straflos sein sollten, falls sie von den ihnen werdenden Geschenken eine Abgabe an den Häuptling entrichteten. In kürzester Zeit soll er auf diese Weise zu einem beträchtlichen Vermögen an Perlen und andern Tauschartikeln gelangt sein. Freilich herrschen seitdem im ganzen Lundareiche etwas laxe Auffassungen über die Heiligkeit der Ehe.

Im allgemeinen machen die Kalunda einen guten und bescheidenen Eindruck; sie sind wie alle Neger neugierig, ohne jedoch zudringlich zu sein. Die Bekleidung besteht vorzugsweise aus Zeugen, die von der Küste kommen. Thierfelle sind selten und werden nur von ärmern Leuten verwandt. Mabele, d. h. Palmenstoffe, handeln sie häufig von den Tupende ein, welche Meister in der Herstellung dieser Zeuge sind. Bei Männern wie bei Weibern bleibt der Oberkörper frei, nur selten tragen letztere über der Brust ein ausgefranstes Stück Zeug, doch mehr zum Schmuck als zur Verhüllung. Sie lieben es, sich mit Oel und Rothholzstaub zu salben, infolge dessen ist der Körper um so mehr mit einer widerlichen Schmutzschicht bedeckt, als sie dem Baden ganz abgeneigt sind. Eine besondere Sorgfalt wird auf den Kopfputz verwandt; das Haar wird von den Männern häufig gescheitelt in zwei bis vier dicken Zöpfen getragen; hin und wieder jedoch auch ohne Scheitel nach hinten gestrichen und in einen chignonartigen Knoten verschlungen. Die Weiber tragen es meistens in zahlreiche kleine Zöpfe geflochten, die sie dick mit Palmöl bestreichen und die dann wild um den Kopf hängen und dem Gesicht einen unangenehmen Ausdruck verleihen. Vornehme Weiber flechten hin und wieder kleine Messingplatten und

Perlen in die Zöpfe und schwächen dadurch den häßlichen Eindruck etwas ab. Bärte sind selten, doch treten sie ab und zu in ganz erstaunlicher Länge auf. Ich maß einen solchen bei Kimbamba, einem Bruder Kahungula's, auf 1,12 m. Er trug ihn unter dem Kinn zusammengewickelt. Die Kalunda zeichnen sich vor ihren Nachbarn durch eine hohe, stattliche Figur aus, die sie schön aufrecht tragen. Selten sieht man bei ihnen Körperverstümmelungen, die dann im Ausbrechen der untern Vorderzähne oder Durchbohren der Ohrläppchen bestehen. Die beliebtesten Schmuckgegenstände sind rothe Perlen und Kaurimuscheln; während erstere vorzugsweise von den Weibern und jüngern Männern in dicken Schnüren über Brust und eine Schulter verlaufend getragen werden, darf nur der Häuptling die letztern zum Schmuck seiner Kleidung und seines Kopfputzes verwenden.

Täglich hatte ich Besuch im Lager, namentlich die Weiber umstanden neugierig meinen Arbeitstisch, stundenlang meiner ihnen doch gänzlich unverständlichen Beschäftigung zusehend. Eine der häufigsten Besucherinnen war Nanganse, die Schwester Kahungula's. Sie war eine auffallend schöne Negerin, die über alle Verhältnisse genau Bescheid wußte und der ich mancherlei Mittheilungen verdanke. Sie entsann sich noch ganz gut des Dr. Buchner; es habe zu der Zeit seines Besuchs aber ein anderer Kahungula geherrscht, der inzwischen vertrieben sei, während ihr Bruder und sie jetzt die Herrscher in Kahungula wären. Von Muata-Kumbana's Herkommen theilte sie mir Folgendes mit: Er heiße Mulemba-Kabeja und sei ein Sohn des Kamunka-Masch, der zwischen Lowuo und Tschikapa der größte Kalundaherrscher sei. Dieser sei der Bruder des Muata-Jamwo-Schamana. Muata-Kumbana-Npombo, der Vorgänger des jetzigen, der dem Muata-Kumbana-Muhongo gefolgt war, war der Bruder der Namane-Ngonde, der Lieblingsfrau des Kamunka-Masch. Er war verpflichtet, seinem Schwager Tribut zu zahlen, verweigerte diesen jedoch und wurde von Mulemba-Kabeja, seinem Neffen, mit Krieg überzogen. Da er sich durch ein wüstes Schreckensregiment verhaßt gemacht hatte, ermordeten ihn seine Krieger, und Mulemba-Kabeja bestieg den Thron. Eine große Anzahl der Anhänger des Npombo wurde hingerichtet. Doch wußte sich der jetzige Muata-Kumbana die Gunst seines Volkes zu sichern. Er zwang Kahungula und seinen Vater Kamunka-Masch, ihm Tribut zu zahlen. Die Schwester Kahungula's, Nanganse, die gleichberechtigte

Mitherrscherin, mußte als Geisel zu Muata-Kumbana kommen. Diese Vorgänge hatten sich kaum sechs Jahre vor meiner Ankunft abgespielt. Zwei Kinder des Npombo, die noch zu seinen Lebzeiten geboren und wunderbarerweise bei dem allgemeinen Morden verschont geblieben waren, zeigten höchstens ein Alter von sechs bis sieben Jahren. Sie wohnten mit ihren Sklaven nördlich des Katombesees in einem Dorfe Pansaï, in dem der Vater residirt hatte. Die Umzäunungen der Häuser desselben, die alle noch wohlerhalten waren, zeigten eine Menge Menschenschädel, die von hingerichteten Kalunda und kriegsgefangenen Tupende herrührten. Muata-Jammo-Schamana war im Jahre 1883 ermordet worden; seine beiden Nachfolger, die ein blutiges Regiment geführt hatten, wurden ebenfalls noch in demselben Jahre umgebracht. Aus der Geschichte des Lundareichs waren nur Bruchstücke, die hier folgen, in Erfahrung zu bringen. Vor etwa 300 Jahren hatte der Muata-Jammo seiner Tochter Lukokescha die Insignien des Reichs, einen aus den Sehnen der frühern Herrscher hergestellten Armring „Lukanu" übermittelt, da er seine Söhne, die sich wie er glaubte um die Erbfolge bekämpfen würden, ausschließen wollte. Lukokescha, im Besitze des Lukanu, der dem jedesmaligen Inhaber eine unantastbare Gewalt verleiht, wurde rückhaltslos vom Volke anerkannt, nur einer ihrer Brüder weigerte sich dies zu thun und entfloh mit seinem Anhang nach Schinga, er hieß Bangala-Kinguri und gründete mit Hülfe der Portugiesen das Bangalareich, aus dem er die Tupende, die daselbst ansässig waren, vertrieb. Lukokescha heirathete einen Jäger Kibinda-Hungo, der auf seinen Streifzügen von Süden her in das Reich gekommen war und es verstanden hatte, sich durch sein schönes Aeußere, sowie seine Kraft und Geschicklichkeit bei der jungen Fürstin beliebt zu machen. Da Lukokescha alsbald guter Hoffnung wurde, übergab sie, da das schwangere Weib überall bei den Schwarzen als unrein gilt, den Lukanu ihrem Gatten und brachte ihn hierdurch zur Herrschaft; er sicherte jedoch aus Dankbarkeit seiner Frau gleiche Herrscherrechte zu. Der Sohn beider, Muata-Jammo, bestieg nach Hungo den Thron; aus jener Zeit datiren die Bezeichnungen Muata-Jammo und Lukokescha.

Letztere ist nicht immer die Mutter des Herrschers, sondern sie wird wie dieser selbst gewählt, sie genießt gleiche Rechte mit ihm, muß ihm jedoch gehorsam sein. Wenn sie stirbt, werden ungeheuere Menschenopfer dargebracht, Hunderte von Leuten werden

abgeschlachtet; beim Tode des Muata-Jamwo, der bei Lebzeiten für hinreichendes Gefolge im Schattenreich gesorgt hat, werden nur vier Sklaven getödtet. Ein Mann und ein Mädchen werden mit den Zähnen, Haaren und Nägeln des Herrschers, nachdem ihnen die Beine gebrochen sind, in die Gruft versenkt, während der Körper des Häuptlings, der sich nach dem Glauben der Kalunda in der Erde in ein wildes Thier verwandeln würde, in den Kalanjibach bei Mussumba versenkt wird. Der Muata-Jamwo wird als Halbgott betrachtet und verehrt, doch scheinen die Kalunda in den letzten Jahren erkannt zu haben, daß auch er nur ein gewöhnlicher Mensch sei, wie aus dem häufigen gewaltsamen Thronwechsel hervorgeht. Das Reich Muata-Jamwo's wird Lunda und seine Unterthanen werden Kalunda genannt.

Nach langen Verhandlungen erhielt ich Führer zu der Mündung des Luschiko. Der Marsch dorthin führte durch sehr bergiges Gelände an dem reizend gelegenen kleinen Pamasthamsee vorüber, der mit dem Schilembebach zum Luschiko abfließt. Ich gebrauchte zu dem Marsch nur etwa vier Stunden. Auf einem dominirenden Hügel erreichte ich Kaoata, ein großes Dorf, in dem ein Neffe des Häuptlings mit dessen Sklaven haust. Von hier aus konnte ich den Loange auf eine große Strecke hin übersehen. Seine Breite stellte ich auf 250 m fest. Vor dem Eintritt des Luschiko erweitert er sich zu einem Becken von circa 2500—3000 m Länge und 1500 m Breite, in dem eine Anzahl flacher Inseln liegen. Nach dem Austritt aus dem Becken macht er eine starke Krümmung nach Westen und soll seinen Lauf dann in fast nordöstlicher Richtung fortsetzen. Der Luschiko tritt in das Becken in einer Breite von 180 m ein. Sein Bett ist reich an bewaldeten Inseln; eine Anzahl von Schnellen und Barren macht ihn für jede Schiffahrt untauglich. Weiter oberhalb ist seine Breite beträchtlicher; ich schätzte sie in der Nähe des Dorfes auf 500 m. Die Gegend ist reich an Wild; ich hatte Gelegenheit, unterwegs 25 Pferdeantilopen in einem Rudel beisammen zu sehen.

Nachdem ich zehn Tage vergeblich verhandelt hatte, die der Häuptling zu immer neuen Forderungen benutzt hatte, gelang es mir endlich, das Versprechen, Führer zum Kassai zu erhalten, von ihm zu erpressen. Vier Tage bedang er sich aus, um Geschenke und Leute für mich herbeizuschaffen. Als ich nach Ablauf der Frist von neuem mahnte, ließ er mir sagen, wenn ich Reitochsen, Re-

volver, ein Chassepot, meine Blechkoffer und einen Anzug hergeben wolle, stände meinem Abmarsch nichts im Wege. Ich begab mich zu ihm, fand ihn mit seinem Bruder und einer ganzen Anzahl Vornehmer über den Fall des Kioquehäuptlings Mukisch verhandelnd und unterbrach die Berathung, indem ich ihn, sehr ernst schauend, auf seine Wortbrüchigkeit aufmerksam machte und ihm ankündigte, daß ich, ohne ihm weiter ein Geschenk zu machen, am nächsten Morgen abrücken werde und nöthigenfalls das Kanoe mit Gewalt wegnehmen würde. Er lächelte höhnisch und erklärte mir, er habe viele Söhne, die mich gewaffnet an der Fährstelle erwarten und meinen Uebergang verhindern würden. Ich antwortete ihm, daß es dann allein auf die Fertigkeit im Schießen ankäme, und er vergesse wol, daß ich ihm Proben von derselben abgelegt hätte. Nach längerm Hin- und Herreden, bei welchem ich mich immer aufgeregter stellte, zog ich schließlich meinen Revolver und fragte ihn, auf ein Astloch in einem in der Nähe befindlichen Baum zeigend, was er wol meine, wie oft ich dasselbe mit fünf Schüssen treffen würde. Wahrscheinlich keinmal, lautete seine Antwort. Als jedoch drei Kugeln in dasselbe, zwei unmittelbar an den Rand trafen, änderte er sein Benehmen und verlangte nur noch 16 Ellen Zeug für die Benutzung des Kanoe, die ich ihm versprach, wenn ich am andern Ufer angekommen sei.

Am 19. October rückte ich, begleitet von einem Führer, zum Luschiko und bewerkstelligte meinen Uebergang. Der Fährmann verlangte für seine Bemühungen auch noch große Geschenke. Ich gab ihm die 16 Ellen mit der Weisung, sich mit Muata-Kumbana auseinanderzusetzen.

Als ich abends vor meiner Abreise im Catombesee ein Bad nahm, tauchte plötzlich an einer Stelle, die ich kaum eine Minute vorher verlassen hatte, ein riesiges Krokodil auf; ich war schon im Begriffe, aus dem Wasser zu steigen, und beeilte mich nun natürlich um so mehr, auf das Ufer zu kommen, wo mein Diener mit der Büchse am Ufer stand; ich fand noch Zeit, dem unliebsamen Störer meines Bades eine Kugel dicht hinter den Vorderlauf zu versetzen; mit fürchterlichen Schlägen seines Schwanzes das Wasser peitschend, verschwand er in der Tiefe. Am nächsten Morgen sah ich das Ungethüm todt auf der Oberfläche treiben; zwei Kanoes mit Eingeborenen waren bereits längsseit und ihre Insassen beschäftigt, das Thier, dessen Fleisch als Leckerbissen gilt, zu zerlegen;

leider hatte ich keine Zeit, für mich Zähne und Haut in Sicherheit zu bringen, da ich nicht noch länger in dem Dorfe bleiben wollte, war mir doch die Zeit dort schon über die maßen lang geworden. Nachdem ich das Inundationsgebiet des Luschiko in einer Breite von 400 m durchschritten hatte, gelangte ich auf die Höhe zum Dorf Nokilemba, woselbst mein Führer sich erst Rath über den einzuschlagenden Weg einholte. Er war ein hübscher, junger, kräftiger Mann; als Waffen führte er Flinte und Messer bei sich. In der Hand trug er einen mächtigen Fliegenwedel, dessen Griff mit Messing und Kaurimuscheln reich geschmückt war. Mit unnachahmlicher Grazie und Gewandtheit schwang er ihn beständig um sein Haupt. Ich hatte dieses Instrument vorher in der Hand des Häuptlings gesehen und erfuhr, daß er ihn dem Führer als Beglaubigung mitgegeben habe. Auf dem weitern Marsche genügte das Vorzeigen desselben, um meinen Wünschen und Befehlen Gehorsam zu verschaffen. Der Weg wandte nach Süden und kreuzte den Giszik, der die Wasser des Kapombasees dem Luschiko zuführt. Das Flüßchen hat bei einer Tiefe von 1—1½ m eine Breite von 30 m. Der Weg biegt nunmehr direct östlich und folgt dem Ufer des Sees. Derselbe liegt in einem tiefen, langgezogenen Thal, an das sich drei Querthäler anschließen, die sämmtlich von dem See angefüllt sind. Seine Länge beträgt fast zwei deutsche Meilen; die Ufer sind ganz mit Galeriewald bestanden, der oft eine Breite von mehrern hundert Metern erreicht. Zahlreiche Oelpalmen erheben ihre schönen Wipfel hoch über das Laubdach der umstehenden Bäume. Die ganze Landschaft ist von unvergleichlicher Schönheit.

Gegen Mittag erreichte ich Mukuanje, woselbst ich durch Vermittelung meines Fliegenwedels sofort einige Hühner und Palmwein erhielt. Noch beim Bau der Hütten beschäftigt, überraschte uns ein zweistündiger heftiger Platzregen, der meine Sachen und mich vollständig durchnäßte. Meine Leute saßen zitternd und frierend um das mühsam erhaltene Feuer und waren erst gegen Abend durch handgreifliche Zusprache meinerseits zu bewegen, meine Hütte fertig zu stellen. Solange hatte ich mich in nassen Kleidern im Freien aufhalten müssen, infolge dessen mich in der Nacht ein schwaches Fieber befiel. Von nun an marschirte ich auf kahlen Höhen, nacheinander den Rubua-Hamagati, den Mujansa und Mulamba passirend, nach Mbanganda, einem Dorfe, das zwischen Mulamba und dem Okokonamasee liegt. Der letztere, wie auch

der unterwegs berührte schöne Kakulamasee waren mit dichtem Urwald umsäumt, während der Mulamba vollständig kahle Ufer aufwies. Sämmtliche Flüßchen, die diese Seen entwässern, gehen zum Luschiko. Alle sind von Flußpferden reich bevölkert. Auch Antilopen- und Büffelfährten deuten auf einen guten Wildstand hin. Am 21. berührte ich den Kigando, Omoele und den Musunsa. Am Ufer des letztern machte ich bei Mona-Uta halt. Der Nsao, ein kleiner Teich, der vom gleichnamigen Flüßchen durchströmt wird, gewährte durch die zahlreichen Nymphäen, mit denen er bedeckt war, einen besonders hübschen Anblick. Die ganze Gegend ist ansprechend, besonders trägt das viele Wasser zur Verschönerung bei. Der Boden ist in den oft beträchtlichen Höhen vorzugsweise rother Sandstein; mehrfach finden sich schöne Lateritbildungen vor. Die Niederungen zeigen einen rothen lehmigen Sand, der moorige Beimischungen enthält.

Mona-Uta ist der Sohn Muata-Kumbana's und einer Pendesklavin. Er empfing mich freundlich und versprach mir, da mein Führer hier umkehren sollte, einen neuen für den weitern Marsch bis Kombo. Seine gastfreie Aufnahme, wie auch die Reize der schönen Umgegend vermochten es leider nicht, die Unannehmlichkeiten der sich beständig wiederholenden Gewitterregen vergessen zu machen. Der nächste Tag wurde infolge eines solchen zum unfreiwilligen Ruhetag. Ich zählte in 90 Secunden 134 Blitze. In Mona-Uta fühlte ich mich zum ersten mal auf der ganzen Reise ernstlich unwohl; ich hatte heftige Kreuz- und Wadenschmerzen und Fieber, auch meine sämmtlichen Leute klagten; ich schrieb dies den vielfachen Regengüssen und den Anstrengungen des Marsches nach sechzehntägiger Ruhe zu. Von dem Häuptling mit einem neuen Führer versehen, ging ich durch sumpfige Niederungen über den Tono und Kingundi in östlicher Richtung weiter und erreichte nach zweistündigem Marsch eine schroff aus der Ebene emporsteigende 250 m hohe Wand, die auf einer Länge von 300 m in halber Höhe durchbrochen war. Sie bildet die Wasserscheide zwischen dem Luschiko und Lowuo. In einem tiefen Thale fand ich die Quellen des Issonge, der in den Taba fließt; dieser geht in den Luschiko. Gegen Mittag erreichte ich Kalocka, ein Dorf, in dem sich schon Tupendebevölkerung mit Kalunda gemischt vorfindet; in Kasange, eine halbe Stunde davon, blieb ich zur Nacht und befand mich noch so unwohl, daß ich sofort mein Bett aufsuchte. Bis hierher hatte mich

Mona-Uta selbst begleitet, von hier vertraute er seinen Fliegenwedel einem seiner Begleiter an, der mich am nächsten Tage durch eine wilde, zerklüftete Gegend nach Murungisch führte. Die Halsstarrigkeit meines Ochsen, der durch kein Mittel zu bewegen ist, den ausgetretenen Pfad zu verlassen, brachte mich beinahe zu Fall. Der Pfad führte an der steilen, vielfach unterwaschenen Uferhöhe des Taba entlang. An einer Stelle versuchte ich, da es bedenklich erschien, sich dem unterhöhlten Ufer anzuvertrauen, aus dem Wege zu biegen; Knopp jedoch widersetzte sich und brach gleichzeitig mit den Hinterläufen herunter; ein kräftiger Sporenstoß feuerte ihn zu einem gewaltigen Sprung an, es gelang ihm, mit den Vorderfüßen noch den festen Boden zu fassen, und so lief die Sache bis auf einen etwas unsanften Stoß, der meine Kehrseite traf, noch glücklich ab; der Abhang war wol 12 m tief. Das Dorf Murungisch liegt auf einer Höhe in der Nähe des Mbundisees, der durch den Makunda zu dem Lowuo abfließt. Der Boden ist von großer Fruchtbarkeit; sämmtliche Felder stehen ausgezeichnet gut.

Mein Marsch führte mich nun auf eine 300 m hohe Ebene, die unter unsäglichen Anstrengungen erklettert wurde. Die sich von oben darbietende Fernsicht war allerdings einige Mühe werth; eine Menge Sandsteinfelsen in Thurm-, Mauer- und Säulenform liefen von dem Steilhange in das Thal aus, einen wilden pittoresken Anblick gewährend; hier zeigten sich die schönsten und mannichfaltigsten Lateritbildungen, die ich angetroffen habe. Neun stattliche Pferdeantilopen ästen vertraut unter mir, leider in unerreichbarer Entfernung für mich. Ich hatte lange Zeit, mich an dem schönen Bilde zu erfreuen und die Thiere durch mein Glas zu betrachten, da fast zwei Stunden vergingen, ehe meine letzten Leute den Aufstieg bewirkt hatten. Auf dem fast ebenen Plateau marschirte ich zwei Stunden, bis ich den östlichen Rand, der eine gleiche Schönheit wie der westliche aufwies, erreichte und auf einem verhältnißmäßig bequemen Wege in das Thal heruntersteigen konnte, woselbst ich gegen 1 Uhr in Mbaffu, dem letzten Lundadorfe, eintraf.

Am Ufer des etwa 4 m breiten Karumbu schlug ich mein Lager auf; ich schoß einige Perlhühner für meine Küche, kaufte ein paar schöne Fische und genoß ein selten reichliches Mahl. Es zeigte sich hier der gefährliche Einfluß der directen Sonnenstrahlen auf Kopf und diejenigen Haut- und Körperstellen, welche für gewöhnlich bedeckt sind; Kunha badete in der Sonne und kämpfte schon nach

zwei Stunden mit so heftigem Fieber, daß ich besorgte, den nächsten Tag ruhen zu müssen; einige starke Dosen Chinin brachten ihn aber so weit, daß ich am folgenden Morgen zur gewohnten Zeit hätte aufbrechen können, wenn mein Führer, der sich in das Dorf zum Schlafen begeben hatte, nicht anders beschlossen hätte. Er erschien einfach nicht, und ich sah mich genöthigt, einen andern zu nehmen, mit dem ich um $^3/_4$7 Uhr in Marsch kam. Ich mußte eine bedeutende Anhöhe erklettern und marschirte dann über zwei Stunden auf einer Hochebene in südöstlicher Richtung. Etwas herabsteigend kam ich dann zu den ersten Tupendedörfern Iniamsana und Malecke, die an den Bächen Issola und Niaua gelegen sind. Die Tupende machen einen höchst unangenehmen und widerwärtigen Eindruck; brüllend und schreiend folgen sie mir, indem sie sich neugierig an mich herandrängen und meine Leute dadurch am Marschiren verhindern. Die Gegend gleicht einem lachenden Garten. Die Oelpalme tritt hier zum ersten mal in ganzen Beständen auf; in ihrem lichten Schatten wuchern Gebüsche in bisher unbekannten Formen und Arten. Neue Schmetterlinge tummeln sich über den stark duftenden Blüten. Eine große Anzahl von Wegen und viele kleine Wasserläufe kreuzen sich, sodaß einem Fremden das Zurechtfinden fast unmöglich ist. Nach weitern zwei Marschstunden gelangte ich zu dem großen Dorfe des Kombo. Man hatte mir gesagt, daß es dicht am Lowuo gelegen sei, hier jedoch erfuhr ich, daß ich noch einen guten Tagemarsch bis dahin hätte. Das Dorf macht trotz seiner schönen Lage unter hohen Oelpalmen einen sehr vernachlässigten Eindruck. Die Häuser sind schlecht und verfallen; das Baumaterial besteht aus Raphiaschäften und Baumrinde, die an die Pfosten angenäht wird; das Dach wird von feinem Grase hergestellt. Die Form der Hütten ist abweichend von der bei den Kalunda üblichen runden eine viereckige.

Beim Einrücken wurde ich von einer wol 200 Köpfe starken Volksmenge begrüßt, die ihrer Freude durch Brüllen Ausdruck gab. Die Leute schlugen mit der Hand in kurzen Zwischenräumen auf den Mund, dabei einen lauten Ton von sich gebend. Es dient dies in Intervallen ausgestoßene Geheul, das sehr weit zu hören ist, als Benachrichtigung, daß etwas Besonderes geschehen. So war es erklärlich, daß bei meiner Ankunft die ganze Einwohnerschaft bereits versammelt war. An Weitermarschiren war nicht zu denken. Sechs Boten des Häuptlings empfingen mich; sie hatten sogar schon

eine Ziege, Hühner und andere Lebensmittel, die dieser mir sandte, in Bereitschaft. Ihre Stammesgenossen nahmen ohne weiteres meinen Leuten die Lasten fort und trugen sie bis mitten ins Dorf, wo sie dieselben zu öffnen versuchten. Nur meine schleunige Dazwischenkunft rettete mich vor einer vollständigen Plünderung. Die Leute trieben ihre Unverschämtheit so weit, daß sie meinen Trägern, welche Holz und Gras zum Hüttenbau heranholen wollten, die Messer und Beile zu entwenden suchten; eine ähnliche Gesellschaft hatte ich bisher noch nicht kennen gelernt. Augustino, der einzige meiner Leute, der die Tupendesprache verstand, ein geriebener Bursche, der leider sehr wenig ehrlich war, verfiel auf ein scherzhaftes Mittel, die freche Bande einzuschüchtern; er nahm meinen durchaus gutmüthigen Reitochsen an die Leine und lief mit diesem auf den dichtesten Haufen los. Die Leute, denen Ochsen noch unbekannt waren, flüchteten schreiend auf die Palmen und eröffneten von oben mit Palmenkernen, trockenen Rindenstücken und ähnlichem Material ein regelrechtes Feuer auf meinen armen Knopp. Nachdem mühsam das Lager hergerichtet und zum Schutze gegen die Zudringlichen mit einer Dornenhecke umwehrt war, schickte ich zum Häuptling, um mir durch ihn Ruhe verschaffen zu lassen. Es erschien auch sofort sein Bruder, der mit einem dicken Knittel auf die Hauptschreier einhieb, ohne daß dies auch nur die geringste Aenderung hervorgebracht hätte. Die Leute sagten, sie wollten ihren Vetter sehen; sie hielten mich für einen Portugiesen, mit welchen sie sich, da sie früher im Thale von Kassange ansässig gewesen, von wo sie vor 300 Jahren durch Bangala Kinguri vertrieben wurden, verwandt rechnen. So schätzenswerth mir auch die Ehre der centralafrikanischen Vetterschaft war, wäre es mir doch lieber gewesen, man hätte mich in Ruhe gelassen, um so mehr, als direct Einbrüche in mein Lager verübt wurden, bei denen ich nur durch größte Energie meine Sachen wieder zurückerhalten konnte. Meine Leute waren so eingeschüchtert, wie ich sie noch nie gesehen; aschfahl vor Angst ließen sie alles über sich ergehen, was die zügellose Bande über sie verhängte. Dem einen wurde ein Messer fortgenommen; er bat mich, doch ja keinen Versuch zur Wiedererlangung zu machen, um die Leute nicht zu reizen. Der Häuptling wünschte Geschenke, die ich ihm nach Maßgabe der mir gelieferten Lebensmittel zusandte. Natürlich erklärte er sich nicht zufrieden, und die Verhandlungen, die kaum bei Muata-Kumbana beendet waren, begannen von neuem.

Meine von Hause aus auf das äußerste beschränkten Vorräthe waren fast gänzlich erschöpft; dabei stand mir noch die Passage des Kassai bevor, die jedenfalls auch theuer erkauft werden mußte. Der Häuptling selbst war blind, ein lebensmüder Greis. Seine und seiner Rathgeber Habsucht schien jedoch durch das Alter noch nicht vermindert zu sein; ich mußte suchen, mit ihm möglichst friedlich auseinanderzukommen, da ich sonst keinen Führer zum Kassai erhalten hätte. Fünf ganze Tage zogen sich die Verhandlungen hin, ich kann wol sagen, es waren die aufreibendsten der ganzen Reise; die Haltung der Leute wurde mit jeder Stunde feindlicher; wo ich mich sehen ließ, folgte mir ein Schwarm mich verspottender Banditen. Die Kinder warfen mit faulen Palmkernen nach mir und spien nach mir aus. Ich mußte, wenn ich nicht meiner Gefährten und mein Leben aufs Spiel setzen wollte, alles ruhig über mich ergehen lassen. Beschwerte ich mich beim Häuptling, so erhielt ich die Antwort, er sei blind und könnte nicht sehen, ob sich die Sache so verhielte. Seine Söhne seien gute Leute, die niemand etwas zu Leide thäten, ich aber sei schlecht, da ich seine Wünsche nicht erfüllte. Nachts tanzte die Bevölkerung im Mondschein, 300 m von meinem Lager entfernt. Alle zwei Stunden stürmte dann die ganze Gesellschaft mit wüstem Geheul und drohend geschwungenen Waffen gegen mein Lager an, sodaß ich niemals Ruhe fand.

Die Tupende zeichnen sich vor den Kalunda durch ihr Geschick in der Herstellung von Stoffen aus; sie benutzen hierzu die jungen Triebe der Makussupalme, einer bei den Baluba Mabonde genannten Raphiaart. Die Triebe werden gewässert, dann der Längsfaser nach in feine Fäden gespalten, die auf das sorgfältigste gesäubert werden, und kommen so auf einen äußerst einfachen Webstuhl, auf welchem sie der Länge der Fäden entsprechend zu Stücken von ungefähr 1 qm verarbeitet werden. Der so gewonnene Stoff wird mit pulverisirtem Rothholz gekocht und dann gestampft. Die Hüfttücher werden sehr groß getragen; ich sah solche von 8 m Länge. Um sie herzustellen, werden die einzelnen Theile an einem Bügel befestigt, der sie, wie ein Bogen die Sehne gespannt hält, ausreckt und dicht aneinanderdrückt, und dann mit einer eisernen oder hölzernen Nadel zusammengenäht. Durch Ansetzen schmaler Kanten von schwarzer Farbe, welche mit Quasten verziert sind, durch kleine dem Stücke aufgenähte Flicken, welche ausgefranst sammtähnlich aussehen, wissen die Tupende ihre Hüfttücher in mannichfacher Weise

zu verzieren. Ein solches Tuch, das in unzähligen dichten Falten getragen wird, bildet die ganze Bekleidung der Leute, welche sich, da der Oberkörper frei bleibt, auf die Partie von den Hüften abwärts beschränkt, nur bei Regenwetter wird auch der Oberkörper mit einem Theil des Hüfttuchs bedeckt. Den Kopf, der entweder kahl geschoren wird oder nur mit einem dichten Haarschopf am Hinterkopf bedeckt ist, ziert ein Katzenfell und Federn vom Papagai, Turako oder von Raubvögeln, die einzeln oder in dichten Büscheln getragen werden, letztere sind mit einer hölzernen Nadel befestigt. Arme und Beine werden mit kupfernen oder eisernen Ringen geschmückt. Messing findet sich in Kombo selten; ich sah es jedoch späterhin am Kassai ebenfalls zu Armringen verarbeitet. Die Weiber tragen um die Hüften einen dicken Gürtel, der aus zusammengedrehten Schnüren von rother und gelber Farbe besteht und dazu dient, dem auf der Hüfte reitenden Kinde einen Stützpunkt zu gewähren. Kaurimuscheln sind sehr beliebt; sie werden vorzugsweise von den Weibern zur Verschönerung eines breiten ledernen Bandes, das quer über das Gesäß hängt, verwendet. Von Perlen sind die Roncalia, eine besonders große Sorte, die wol im Umfang einem Tauben- oder einem schwachen Hühnerei gleichkommt, am beliebtesten. Die Bewaffnung besteht vorzugsweise aus Pfeil, Bogen und Speeren, welche von den Baluba, großen Messern, welche von den Kalunda eingeführt werden, da die Tupende sich auf Schmiedearbeit gar nicht verstehen; aus diesem Grunde wird auch der vielfach vorkommende Raseneisenstein nicht verarbeitet. Gewehre fanden sich nur sehr vereinzelt in der Hand besonders Begüterter. Die Gesichtszüge der Männer sind auffallend häßlich; die Augen sind klein und schiefliegend, die Backenknochen und das Kinn stark hervortretend, der Körper meist mager und sehnig. Die Weiber sehen besser aus; obwol sie meist unter Mittelgröße sind, haben sie üppig und schön entwickelte Figuren mit runden und weichen Formen. Die Gesichter sind ansprechend, oft sogar nach europäischem Geschmack auffallend hübsch.

Als Tauschartikel gehen in erster Linie Kaurimuscheln, Salz, das ich glücklicherweise in Muata-Kumbana von einer zufällig anwesenden Bangalakaravane in großer Menge eingehandelt hatte, und Perlen. Zeuge sind wenig begehrt, nur Baëta, eine schlechte Flanellsorte, wird gern genommen. Kombo forderte auch Pulver

und Gewehre, doch findet beim Einkauf von Lebensmitteln Pulver keine Nachfrage.

Am vierten Tage war endlich, nachdem ich den Häuptling durch Anbrüllen und Schreien etwas eingeschüchtert hatte, eine Einigung erzielt. Der Führer von Mona-Uta war entrüstet, daß Kombo so hohe Anforderungen stellte, und drohte ihm mit der Feindschaft seines Herrn, dessen Freund ich sei; dies mochte wol den Ausschlag gegeben haben. Kombo versprach mir Führer für den nächsten Tag, sandte mir noch eine Ziege und einige Hühner als Wegzehrung und bot mir schließlich noch ein hübsches etwa zwölfjähriges Mädchen an, das ich jedoch ausschlug. Am nächsten Morgen stellten sich die Führer ein, drei an der Zahl, die mich in drei Tagen nach Kikassa bringen wollten, wenn ich vorher dem Häuptling noch ein Gewehr, ein Faß Pulver und eine Menge anderer Gegenstände geben würde, schließlich erklärte sich der letztere aber mit einem Messer, das ich von meinen Leuten kaufte, zufrieden. Ich war froh, endlich unterwegs zu sein; meine Leute wol noch froher als ich, da sie, wie sie mir jetzt erzählten, beständig gefürchtet hatten, von den als Kannibalen verschrienen Tupende gefressen zu werden.

Die Gegend zwischen Kombo und dem Lowua, wie der Fluß hier allgemein heißt, wies landschaftliche Reize in Fülle auf. Das Gelände ist hügelig, die Höhen sind mit Oelpalmenhainen gekrönt, die Schluchten und Niederungen mit schmalen Urwäldern bestanden. An den Hängen ziehen sich die wohlbearbeiteten, mit Maniok, Mais und Erdnüssen bestellten Felder der Eingeborenen hin. Der Boden an den Urwaldrändern ist mit förmlichen Dickichten von Ananas bedeckt, die hier so häufig vorkommen, daß ich ganze Körbe der schönen saftigen Früchte für wenige Perlen kaufen konnte. Die Dörfer liegen meist auf der Höhe, idyllisch unter Oelpalmen und blühenden Sträuchern versteckt. Um sie herum sind kleine Anpflanzungen von Bohnen, Erbsenstrauch, Bataten und Gimboa, einer Pflanze, die unserm Kohl ähnlich sieht und auch als Gemüse gegessen wird. Hanf ist ebenfalls häufig angebaut. Gegen Mittag erreichte ich das tiefeingeschnittene Thal des Lowua, den ich unterhalb des Puhefall auf einer Baumbrücke passirte. Dieselbe liegt $2^1/_2$—3 m über dem Wasser und besteht nur aus einem langen Stamm, der mit seinen Enden auf zwei weit in den Strom hinausragenden Felsblöcken ruht. Zu beiden Seiten sind in bequemer Greifhöhe straff-

gezogene Lianen ausgespannt, die wiederum durch eine Anzahl kürzerer mit dem Stamm verbunden sind. Es ist auf diese Weise ein Geländer hergestellt, das so dicht ist, daß kaum ein Kind durchfallen könnte. Noch niemals vorher hatte ich in Afrika eine so kunstvoll angelegte Brücke gesehen. Trotzdem weigerten sich mein Koch und einer meiner Träger, die beide, wie man ihnen schon äußerlich ansah, eine heilige Scheu vor dem Wasser hatten, dieselbe zu betreten, sodaß es dringender Ermahnungen und schließlich des Beistandes zweier Träger bedurfte, um sie herüberzuführen. Die Breite des Flusses beträgt etwa 65 m, jedoch treten an dem Fall einige Felsen auf etwa 25 m zusammen und zwingen die gesammten Wassermassen, sich über die etwa 6 m hohe Barre in ein weites Becken zu stürzen, das sich weiter unterhalb noch einmal auf etwa 30 m verengert; hier liegt ein zweiter kleiner Fall von etwa 2 m Höhe und unmittelbar unter ihm befindet sich die Brücke. Lange stand ich im Anschauen des prachtvollen Bildes versunken; die ganzen Wassermassen stürzten sich wildtosend über schwärzliche Gneis- und Conglomerattrümmer; in der Mitte des Falls theilt sie ein Felsblock, den sie wildschäumend umtosen. Ein feiner weißer Nebel zerstäubten Wassers, in allen Farben des Regenbogens schillernd, lagert über den die Ufer umsäumenden Gebüschen. Ein weites Becken nimmt die herabstürzenden Fluten auf, aus welchem sie über eine zweite Steinbarre hinwegrauschen, um sich erst weit unterhalb der Brücke wieder zu glätten und einen ruhigern Lauf anzunehmen. Ein heftiger Gewitterschauer riß mich hart aus meiner poetischen Stimmung; ich erkletterte mühsam die steile Höhe des rechten Ufers und gelangte nach kurzem Marsch nach Kingudi, wo ich dem Drängen meiner Leute, die Nacht hier zuzubringen, nachgab.

Der Lowua nimmt von rechts oberhalb der Wasserfälle den 4 m breiten, 1,5 m tiefen Malongo auf. 1500 m unterhalb des Falls fließt der 6 m breite, 2 m tiefe Kalembo ein. Links strömt ihm der Musansa, der Nienge, der Kasisch und der Lufuka zu. Der Nienge nimmt den Huschu auf, den ich zweimal auf dem Marsche kreuzen mußte.

Gegen Abend besuchte ich den schönen Fall noch einmal und erfreute mich an dem ewig wechselnden Spiel der Wasser. Ein Bad in einem der zahlreichen Felskessel erfrischte mich für die Anstrengungen des nächsten Tags. Von meinem Rechte als Entdecker Gebrauch machend, taufte ich den Fall zum Andenken an meinen später in Centralafrika verstorbenen Bruder den „Franz Mueller-Fall“.



Franz Mueller-Fall.

S. 112.

Der Häuptling forderte für die Benutzung seines Kanoes, wie er sich ausdrückte, einen so unverschämt hohen Preis, daß er sich meiner Ansicht nach mit der Hälfte begnügen konnte, ich schickte ihm diese durch Augustino zu.

Als mir der Mann am nächsten Tage über vier Stunden folgte, immer neue Bittgesuche an mich richtend, erfuhr ich leider zu spät, daß der diebische Träger die Hälfte unterschlagen hatte, sodaß dem Häuptling wirklich Unrecht geschehen war. Ich passirte nach einstündigem Marsch Kalunga, ein Dorf, das sich fast eine Stunde weit hinzieht. Der Häuptling, ein wohlbeleibter, stattlicher Mann mit starkem Knebelbart, den er in einen nach vorn stehenden Zopf zusammengeflochten hatte, empfing mich mit der Bitte, bei ihm zu bleiben; als alle seine Vorstellungen vergeblich waren, entführte ein unternehmender Tupendejüngling meine Milchziege, die mich seit Kauaie begleitete und sich so an uns gewöhnt hatte, daß sie vollkommen frei der Karavane folgte. Ich ritt dem Räuber nach, und meine nicht miszuverstehenden Bewegungen mit dem Gewehr bewogen ihn, Lieschen wieder in Freiheit zu setzen. Nun wollte der Häuptling mir Milonga, d. h. einen Proceß machen, weil ich das Leben eines seiner Leute bedroht hätte. Ich ließ ihm jedoch sagen, wenn er mich nicht sofort ruhig ziehen ließe, würde ich meine Drohung gegen ihn ausführen. Ich trieb nun meine Leute zum Weitermarschiren an und blieb selbst zurück, bis alle aus dem Dorf heraus waren. Dann ritt ich langsam nach, das Gewehr schußfertig in der Hand, begleitet von dem lauten Schimpfen des Häuptlings. Meine drei Führer waren uneinig, welchen Weg sie weiterhin einschlagen sollten. Der eine kam und versprach mir, mich so zu führen, daß ich bis zum Kassai keinem Häuptling mehr Geschenke zu geben nöthig hätte, wenn ich mich ihm dafür erkenntlich zeigen wollte. Der Umstand, daß der Mann nur ein Ohr hatte, er erzählte selbst lachend, daß Kombo ihm das andere zur Strafe für einen Diebstahl abgeschnitten hatte, erhöhte mein Zutrauen zu dem von ihm vorgeschlagenen Wege nicht, und ich entschloß mich, den beiden andern zu folgen. Nach fünfstündigem Marsch, der meistens ohne sichtbaren Pfad durch dichte Grassavanne führte, die den Leuten das Vorwärtskommen ungemein erschwert, gelange ich nach Muelle, eine Stunde später nach Kassansche-Kamukossa. Der Ganguba, $2^1/_2$ m breit und ziemlich seicht, ist der erste Bach zum Kassai, den ich passirte, er fließt dicht an der Ortschaft vorüber. Obgleich

die Mittagsstunde vorüber, marschiren die Leute über das schwierigste Terrain weiter, als sie hören, daß ein von meinen Gefährten benutzter Lagerplatz in der Nähe sei. Auf einer Höhe finden sich prachtvolle große Hütten, die von einer Bihekaravane erbaut waren, welche sich auf dem Marsch nach Kabao, nördlich des Lowua, befand. Der Häuptling Kassansche, übrigens der erste, den ich auf dem ganzen Marsche kennen gelernt, der mich nicht anbettelte, erzählte, meine Gefährten hätten dasselbe Lager vor 20 Tagen benutzt und wären von hier in zwei Tagen zum Kassai marschirt.

Auf mein Versprechen hin, den Trägern eine Ziege zu schenken, falls wir in einem Tage den Fluß erreichten, fand uns der nächste Morgen schon früh munter; um ½6 Uhr war alles marschfertig, und vorwärts ging's, dem ersehnten Ziele zu. Der Marsch war heute bei weitem nicht so anstrengend als in den letzten Tagen; ein breiter, ebener Pfad, welcher nur wenige Schluchten passirte, führte in drei Stunden über ein sandiges Plateau nach Kassansche-Kiambo, wo ich trotz eifrigen Einspruchs des Häuptlings ohne Aufenthalt das Lager meiner vorausgegangenen Gefährten passirte. Ich überschritt den in tiefer Schlucht dem Kassai zuströmenden Tumbuije; eine Viertelstunde später kam der Strom selbst in Sicht. Er fließt in breiter Mulde zwischen sanften, theils mit Busch bestandenen, theils mit reiner Grassavanne bedeckten Höhen ruhig dahin. Ich hatte mir ein schöneres Bild von dem Flusse gemacht. Unsere Reise konnte mit dem Passiren desselben als ziemlich gesichert gelten. Mag es sein, daß der Gedanke, in dem Kassai einen Hauptabschnitt zu erreichen, unbewußt in mir die dunkle Vorstellung erweckt hatte, daß sich die Wichtigkeit des Punktes durch äußerliche Schönheit kennzeichnen müßte; jedenfalls fühlte ich mich, und nicht zum ersten mal in Afrika, etwas enttäuscht. Zwei Eingeborene, die mir begegnen, berichteten von einem heftigen Gefecht, das in Kikassa von dem Häuptling Bumba meinen Gefährten geliefert wäre. Unsere Verluste wären ziemlich erheblich gewesen. Ferner erzählten sie, daß einer der Herren am andern Ufer des Kassai acht Tage auf mich gewartet hätte und erst vor wenigen Tagen abgerückt wäre. Ich vermuthete, daß es mein Bruder gewesen war. Da mir mit meiner kleinen Schar der Aufenthalt in Kikassa jedenfalls schlecht bekommen wäre, beschloß ich, einen andern Hafen aufzusuchen, und wandte mich direct östlich; ich erreichte gegen 11 Uhr den Ort Kipoko, der nur durch eine Niede-

rung von ungefähr 300 m Breite von dem Flusse getrennt liegt. Die Ufer sind von schmalen Baumreihen umrahmt, unter deren Schatten ich wiederum ein altes Lager der Bihekaravane antraf, von dem ich Besitz nahm. Der Häuptling erschien bald, um über die Passage zu unterhandeln; er leitete die Sache durch Ueberreichung zweier Ziegen und einiger Hühner so angenehm ein, daß ich sofort seine Forderungen zu erfüllen gesonnen war, um so mehr, als diese wirklich bescheiden zu nennen waren. Natürlich ermunterte ihn mein Entgegenkommen zu erneuten Ansprüchen, jedoch die Drohung, in Kikassa übersetzen zu wollen, ließ ihn auf alles eingehen. Die Gegend ist sehr bevölkert, ein Dorf stößt fast an das andere, alle zeigen einen gewissen Wohlstand, die gut bearbeiteten Felder deuten auf eine fleißige Bevölkerung.

Zahlreiche Ananaspflanzungen bilden oft die Grenzraine der einzelnen Besitzungen, die Häuser sind meist von angepflanzten Oelpalmen umgeben. In tiefster Waldeinsamkeit fand ich eine lange Hütte mit zahlreichen Eingängen, die nur von 12—14jährigen Knaben bewohnt schien. Es waren die neu Beschnittenen aus den umliegenden Dörfern. Dieselben müssen so lange, bis ihre Wunde geheilt ist, fern von den Dörfern im Walde zubringen; kein Unbeschnittener, somit auch keine Frau, darf während dieses Zeitpunktes mit ihnen in Verkehr treten. Diese Ceremonie, die den Knaben zum Manne macht, bildet das einzige bedeutungsvolle Fest im Leben der Neger, daher wird die Rückkehr in das Dorf feierlich begangen.

Bumba-Kikassa und Kipoko sind beide dem Mai-Munene tributär, der etwas weiter flußaufwärts an den Kassaifällen wohnt. Mein Freund Kipoko war am ganzen Körper roth bemalt; sein Hüfttuch zeigte besonders schöne Farben und Verzierungen, die Arme waren bis zu den Ellenbogen dicht mit Messingringen bedeckt, und so sah er im Schmuck der aus Speer und Messer bestehenden Waffen äußerst stattlich und kriegerisch aus. Er besuchte mich gegen Abend noch einmal, um mir eigenhändig Palmwein zu überbringen, und versprach, am nächsten Morgen für zeitiges Uebersetzen Sorge tragen zu wollen, und er hielt Wort. Schon um 6 Uhr waren die Fährleute zur Stelle, und nachdem etwas mühsam die Passage der Ochsen bewerkstelligt war, schickte ich bei strömendem Regen meine Lasten und Leute nach. Der Häuptling kam wieder mit Palmwein und Maniokbrei, um noch mit mir zu frühstücken, wie er sich ausdrückte, und geleitete mich selbst, als letzten

meiner kleinen Schar, über den Strom zum andern Ufer. Ich belohnte die Fährleute mit je einer Hand voll Salz; nur die mich selbst übergesetzt hatten, erhielten eine Ladung Pulver; auch dem Häuptling, der sich für einen Neger wirklich anständig benommen hatte, schenkte ich beim Abschied noch einen Tassenkopf voll davon. Froh, endlich in Centralafrika angelangt zu sein, setzte ich dann meinen Marsch fort.

Es scheint, als ob der Kassai wirklich einen bedeutenden Abschnitt, sowol in zoologischer wie in botanischer Hinsicht machte; obwol am rechten Ufer noch dieselben Insektenarten vorkommen wie am linken, finden sich auch ganz unvermittelt vollkommen neue Formen, die bisher noch nicht beobachtet sind; ebenso traten neue, bis dahin nie gesehene Pflanzen, sowol baum- wie strauchartige, auf, und selbst die Gräser der Savanne sind theilweise von abweichenden Formen.

Die ersten Baluba — von Pogge und Wißmann wurde der hier wohnende Stamm die „diebischen Tuschilange“ genannt — machen ihrem Namen alle Ehre; es sind häßliche und wenig angenehm berührende Leute. Ich marschirte, geführt von einem Muluba, bis nach Tschimbundu, wo ich in einem Lager meiner Gefährten die Nacht verbrachte und woselbst ich einen Brief von Wolf vorfand, den er für mich dort zurückgelassen hatte; ich ersah aus demselben, daß die Herren bereits vor vierzehn Tagen hier durchpassirt waren und daß ich kaum Aussicht hatte, sie noch auf dem Marsche wieder einzuholen. Meine Vorräthe waren auf das äußerste zusammengeschmolzen; der Thee und der Kaffee waren zu Ende, seit über acht Tagen hatte ich kein Kochsalz mehr und mußte zu dem sehr unreinen Bangalasalz, das ich in Muata-Kumbana eingetauscht hatte, meine Zuflucht nehmen. Auch meine Tauschartikel waren schon fast auf ein Minimum reducirt, sodaß ich eilen mußte, meine Gefährten einzuholen. Von Tschimbundu marschirte ich durch dichte Urwälder in sieben Stunden nach Kapamba und durcheilte Kambialumbo, wo meine Gefährten gelagert hatten, zum Kummer meiner Leute ohne Aufenthalt. In der Nähe des Dorfes finden sich einige prachtvolle Lateritbildungen. Die Preise für Lebensmittel sind riesig hoch, ein Huhn, das ich bisher mit einer Elle bezahlt, soll hier drei bis vier Ellen kosten; da mir dies zu theuer, wurde mein Mahl sehr einfach: Maniok und Erdnüsse. Der siebenstündige Marsch hatte mich stark ermüdet, ich

fühlte mich unwohl und suchte früh mein Lager auf; ein Fieber schien im Anzuge. Meine Leute, die hier ihre Ziege, welche ich ihnen am Kassai geschenkt hatte, schlachteten, geriethen bei der Theilung miteinander in Streit, der zu Thätlichkeiten ausartete, sodaß ich mit der Peitsche einschreiten mußte. Diese Gier nach Fleisch ist ein widerwärtiger Zug im Charakter der Neger; niemals habe ich eine Fleischvertheilung erlebt, ohne daß sie nicht Veranlassung zu Zank und Prügeleien geworden wäre. Auch heute mußte ich einen Mann, der das Messer gezückt hatte, fesseln lassen. Mein Zustand, der ohnehin schlecht genug war, verschlimmerte sich durch die Aufregung noch bedeutend. Durch dichten Urwald marschirte ich am nächsten Tage trotz ziemlich heftigen Fiebers weiter, und nachdem ich Tambo, einen Lagerplatz meiner Gefährten, passirt hatte, erreichte ich Mukelle. Hier stellte sich das Fieber mit erneuter Heftigkeit ein; ich wurde jedoch gegen Abend noch einmal aus dem Bett getrieben durch einen Streit, den meine Leute mit den Einwohnern des Dorfes hatten, bei dem diese schon Miene zum Angriff machten. Ich hörte, daß zweien von meinen Leuten eingekaufte Hühner gestohlen seien und daß einer der Dorfbewohner mit einem Pfeil nach meiner Teckelhündin geschossen hätte. Ich ergriff den Häuptling, der mitten im Lager stand und heftig schrie und gesticulirte, bei seinen langen Zöpfen und erklärte, wenn nicht binnen einer Stunde die geraubten Hühner zur Stelle und zwei weitere Hühner als Sühne bezahlt wären, würde ich ihn mit zu Kalamba nehmen; beim geringsten Angriff und Befreiungsversuch durch seine Leute würde er getödtet. Das wirkte; binnen einer Viertelstunde war alles in Ordnung. Ich erhielt sogar einen Führer für den nächsten Tag. Der Marsch war für mich mit der schwerste von der ganzen Reise, ich fieberte heftig, litt etwas an Dysenterie und war so geschwächt, daß ich mehrmals von meinem Reitstier herunterstürzte, da ich thatsächlich absolut nicht mehr im Stande war, mich aufrecht zu erhalten; ich mußte deshalb auch bereits nach $2^1/_2$ Stunden in Mulumba-Kibamba liegen bleiben.

Meine Leute machten auch hier wieder Lärm mit den Eingeborenen. Je mehr sie sich dem Ziel der Reise näherten, um so übermüthiger wurden sie. Untereinander trieben sie Scherze und Kurzweil. Ich beobachtete, wie zwei derselben von den andern aufgefordert wurden, ihre Messer abzulegen und um eine in der Nähe

befindliche Hütte herumzulaufen; der zuerst sein Messer wieder im Gürtel hätte, sollte einige Perlen als Belohnung bekommen. Die Leute liefen, so schnell sie konnten, um die Hütte und steckten ihre Messer wieder an den gewohnten Ort zwischen der Haut und dem Gürtel. Beide aber schrien laut auf, denn die Messer hatten in der Zwischenzeit im Feuer gelegen. Der Scherz wurde nach Gebühr belacht. Am nächsten Morgen konnte ich keinen Führer bekommen, was mir, da ich mich sehr elend fühlte, im Grunde nicht unangenehm war, und so rückte ich erst am folgenden Tage bis nach Tschibari weiter. Hier traf ich einen Träger meines Bruders, der sich am Feuer erheblich verbrannt hatte und hier zurückgeblieben war, um sich mir anzuschließen. Er war jedoch noch so elend, daß ich ihn nicht mit mir nehmen konnte und ihn der Sorge des Dorfhäuptlings überlassen mußte, bei welchem ich einige Waaren zu seinem Unterhalt hinterlegte, bis ich Leute zu seiner Abholung zurücksenden würde.

Am nächsten Tage passirte ich den Luebo; ein Schwarm wüthender Wespen, die meine Leute und mich überfielen, erschwerten den Uebergang ungemein. Meinen armen Knopp richteten sie übel zu. Die Leute machen hier bereits einen sehr viel bessern Eindruck als in der Nähe des Kassai. Das Aussehen der Hütten und Dorfstraßen ist ebenfalls ein wesentlich saubereres als in der genannten Gegend. Mein Zustand besserte sich allmählich, sodaß ich auch im Stande war, wieder größere Märsche zu machen. Ich passirte Baika, Kilomba und blieb in Kibombe. Ein Muluba stahl zwei Patronen; die Sache führte wie üblich zur Prügelei, bei welcher die Baluba, obwol sie in dreifacher Ueberzahl vorhanden waren, sehr schlecht wegkamen. Meine Leute raubten ein Gewehr, das ich zu ihrem größten Zorne, als die Patronen eingeliefert wurden, wieder hingab. Die Landschaft gewinnt ungemein durch den Urwald, der oft in kleinen Parcellen an quelligen Stellen des Buschwaldes, bald in langgezogenen Streifen, bald in großen stundenlangen Flächen auftritt. Dazu kommt, daß auch der Buschwald hier einen mehr parkähnlichen Charakter trägt. Es sind große Grasflächen mit einzelnen, vollkommen dichten Buschpartien durchsetzt. Das Ganze macht bei der hügelig bergigen Terraingestaltung einen sehr schönen Eindruck. Wasser ist in allen Schluchten vorhanden; dasselbe ist meist klar und gut zu trinken. Der Boden ist vorherrschend sandig mit stark lehmigen Bei-

mischungen. Wir befanden uns im vorgerückten Frühjahr; Mais und Hirse standen in der Blüte, stellenweise gab es schon frische Maiskolben. Die Erdnuß blühte mit schöner, gelber Schmetterlingsblüte, die Bataten kamen soeben aus der Erde. Perlhühner und Frankoline hatten junge Brut. Von den erstern schoß ich eine ganze Anzahl, sie waren hier außerordentlich häufig, für meine Tafel bildeten sie eine willkommene Abwechselung.

Am 13. November kam ich nach sechsstündigem Marsch nach Mulamba-Kambulu-Bena-N'gansa, einem Dorf von fast 300 Häusern; ich sage absichtlich Häuser, denn die Wohnstätten weichen so erheblich von den bisher passirten Hütten ab, daß man sie mit dem Ausdrucke Häuser benennen kann. Die Bewohner machen einen sehr guten Eindruck. Sie sind freundlich und entgegenkommend und durchaus bescheiden in ihren Forderungen. Hanf-, Mais- und Erdnußpflanzungen umgeben jedes Haus. Der Vorplatz ist rein gefegt. Kleine aus Holz geschnittene oder aus Palmenschäften hergestellte Schemel stehen ringsumher, die Baluba scheinen nicht auf der Erde sitzen zu mögen. Die Männer beschäftigen sich Tag und Nacht mit Hanfrauchen, dabei fürchterlich brüllend, was meine vom Fieber noch angegriffenen Nerven von neuem irritirt. Den Weibern bleiben die Arbeiten überlassen, nur die Herstellung der Mabelestoffe liegt lediglich den Männern ob. Nach vierundeinhalbstündigem Marsch passirte ich am nächsten Tage den Mujau, den letzten Fluß, der mich von der Residenz Kalamba's trennte.

Der Besitzer des Hafens, Mutschaïla, ist der Beherrscher der Bena-Bela, eines kleinen Balubastammes. Ich passirte den 40 m breiten Fluß auf einem äußerst unsichern Kanoe. Spaßhaft war wiederum die Furcht meines Kochs und eines Trägers, der aschfahl sein Gesicht verhüllte, um so dem sichern Tode nicht ins Auge schauen zu müssen. Eine halbe Stunde vom jenseitigen Ufer des Flusses fand ich ein Lager meiner Gefährten, in dem ich halt machte. Mutschaïla überbrachte mir einen Brief Wißmann's, nach welchem die andern Herren erst vor acht Tagen hier durchgekommen waren. Der Häuptling macht einen guten Eindruck; er ist für einen Mulubu ungewöhnlich groß und stark. Auch er war bescheiden in seinen Forderungen, sodaß wir uns am nächsten Morgen als gute Freunde trennten. In wenigen Stunden mußte ich Kalamba erreichen. Meine Leute liefen, wie ich es auf dem

ganzen Marsch noch nicht erlebt hatte, um endlich an unser Ziel zu gelangen. Ich passirte noch zwei kleine Bäche, dann wurde halt gemacht; die Leute badeten und säuberten sich und jeder suchte die besten Zeuge, die er besaß, heraus, um so schön wie möglich in Mukenge einzurücken. Ich erkletterte noch eine Anhöhe, die dicht mit Anpflanzungen von Bohnen und Maniok bedeckt war, und sah nach kurzer Zeit, um eine Waldecke biegend, das Dorf vor mir liegen. Meine Leute feuerten Freudenschüsse ab, die bald vom Dorfe her erwidert wurden. Eine große Menschenmenge, darunter fast hundert der mit meinen Gefährten vorausgegangenen Träger, eilte uns mit lautem Willkommen entgegen. Auf der Kiota, dem Marktplatz, begrüßte mich Sangula-Meta, die Schwester Kalamba's, und Kalamba-Muana, der Thronfolger. Erstere ist die Priesterin des Hanfes. Ihre Bewillkommnung bestand darin, daß sie mir Stirn und Hände mit Hanfasche einrieb und mir dann mit weißem Thon, Pemba genannt, einen Strich auf den Rock machte. Sie führte mich zum Hause Pogge's, in dem der große Forscher, der uns allen ein Vorbild war, gewohnt hatte. Ich erfuhr, daß meine Gefährten nach dem Lulua weitergegangen seien, wo sie beschäftigt wären, einen Platz für die Anlage einer Station auszusuchen. Ich beschloß, in Kalamba zu nächtigen, und hatte nachmittags die große Freude, meinen Bruder, der die Nachricht von meiner Ankunft erhalten hatte, nach achtwöchentlicher Trennung in die Arme zu schließen. Unsere Unterhaltung wurde durch Kassongo, den Sohn eines gleichnamigen Bruders von Kalamba, etwas gestört. Derselbe erschien mit neun seiner festlich geschmückten Weiber, um in mir Dibue-Tosselle, seinen von ihm ermordeten Onkel zu begrüßen und mich seiner Freundschaft durch ein großes Hanfrauchen zu versichern. Die jungen, zum Theil recht hübschen Mädchen brachten eine große Pfeife herbei, die im Kreise herumging, und aus der jeder einige Züge thun mußte; auch mein Bruder und ich waren genöthigt, uns hierbei zu betheiligen, obwohl es gerade keine Annehmlichkeit war, mit der ganzen schwarzen Sippschaft dieselbe Pfeife zu benutzen. Nachdem ich Kalamba und Meta besucht hatte und ihnen die Reste meiner Waaren geschenkt hatte, marschirte ich am nächsten Morgen über Mupuja nach unserer Station, die ich nach zwei Marschstunden erreichte.

Siebentes Kapitel.

Ueberblick über das durchreiste Gebiet von der Küste bis Mukenge. Orographische Beschaffenheit, Flüsse, Thierreich, Vegetation, Klima.

Wenn wir das durchreiste Gebiet von der Küste bis Mukenge auf seine Bodengestaltung hin betrachten, so zeigt sich, daß dasselbe zwei oder wenn man will drei voneinander verschiedene Bildungen aufweist. Es umfaßt die Küstenregion und einen Theil der centralafrikanischen Hochebene. Letztere wird auf der Westseite durch ein plateauähnliches Randgebirge begrenzt, welches die Hochebene um 300—400 m überragt. Es ergeben sich somit folgende drei Abschnitte:

1) Die Küstenzone, welche das Gebiet von der Küste bis zum Westhange des westafrikanischen Randgebirges in einer Ausdehnung von circa 180 km in sich schließt;

2) das Randgebirge, welches sich circa 350 km von Westen nach Osten erstreckt;

3) die Hochebene bis Mukenge mit etwa 850 km.

Die Küstenniederung stellt sich als flaches Hügelland dar, welches durch den Kuanza und andere diesem parallel laufende Flüsse durchschnitten wird. In der Nähe des Kuanzathales treten an einzelnen Stellen größere Bergrücken aus der Ebene hervor, so bei Kalumba südlich vom Kuanza und nördlich von Muschima. Dieses Gebiet kennzeichnet sich durch ein einförmiges, unfruchtbares Aussehen und große Armuth der Vegetation; nur die breite Thalsenkung des Kuanza gewährt ein belebteres Bild. Charakteristisch sind hier die weitausgedehnten Niederungen zu beiden Seiten des Flusses. Da, wo dieselben durch leichte Terrainwellen unterbrochen werden, haben sich hin und wieder Eingeborene unter Palmen (Elaeïs guineensis) angesiedelt.

Bei Dondo beginnt das Randgebirge. Es wird eingeleitet durch eine ungefähr 50 km breite Uebergangsstufe. Diese ist wild und zerrissen; zahlreiche Wasseradern durchfurchen das Terrain. Die großen Flüsse, wie Kuanza und Lukulla, sind den Gebirgslinien entsprechend von Osten nach Westen gerichtet. Alle Flüsse, die vom Plateau kommen, müssen dies zerklüftete Uebergangsgebiet passiren und bilden in demselben Wasserfälle: so der Kuanza die Fälle von Kambambe und Condo (Kaiserin Augusta-Fall), und sein Nebenfluß der Lukulla den bei Luxillo. Das Plateau selbst trägt nicht den Charakter einer reinen Ebene, es ist vielmehr oft von breiten Thälern durchschnitten und zeigt viel Gehängebildungen; auch bizarre Felspartien fehlen nicht. So erhebt sich bei Pungo-N'dongo ein Felsgebirge, welches mehr als 100 m aus dem welligen Terrain emporragt. Abgesehen von solchen landschaftlichen Glanzpunkten bietet die Umgegend für das Auge wenig Anziehendes, sondern hat im großen und ganzen einen einförmigen Charakter, der durch die vorherrschende Baumsavanne keine Abwechselung bietet. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß das Gebiet unfruchtbar ist, im Gegentheil, die Pflanzungen gedeihen gut, nur fehlt ihm zum Theil landschaftliche Anmuth. — Ebenso zerrissen wie der Westhang ist auch der Osthang des Randgebirges, den wir bei Moanja passirten. Hier ist dieselbe malerische Schönheit wie bei Dondo. Hier sieht man klarer die Vorberge und den Aufstieg zum Randgebirge.

Bei Kafusch traten wir in den dritten Abschnitt, in die Hochebene, ein. In ihr liegt das Gebiet der Reise vom Randgebirge bis Mukenge. Die Abdachung der Hochebene ist bis zum 5.° südlicher Breite fast genau nach Norden gerichtet, dann wendet sich der Terrainfall nach Westnordwest zum Kongo. Auf der Oberfläche zeigt die Bodengestaltung flache Wellen, deren begraste und bebuschte Kämme die vorbezeichnete Richtung innehalten und im südlichen Theil zahlreicher und höher als im nördlichen sind. Entsprechend der allgemeinen Bodenform gestaltet sich der Lauf der Flußadern. In großer Zahl eilen diese von dem Hochlande, welches unter dem 12.° die Wasserscheide zwischen Kongo und Zambesi bildet, nach Norden, wobei sie sich fächerartig zu Hauptadern vereinigen. Die zahlreichen größern und kleinern Gewässer, welche wir auf dem Marsche von Malange nach Mukenge überschreiten mußten, bilden fünf derartige Flußsysteme, die sämmtlich ihre Wassermassen durch

den Kassai dem großen Kongo zuführen. Es sind dies die Flußgebiete des Kuango, Loange, Lowuo, Tschikapa und Lulua. Während die vier ersten dem Kassai von links zufließen, ergießt sich der Lulua von rechts in denselben. Alle Wasseradern sind mehr oder weniger tief eingeschnitten. Die linken Nebenflüsse des Kuango sind es nur dort, wo sie das Randgebirge durchbrechen. So der Lui an der Stelle, wo er die Yongoberge passirt. Besonders tief liegt das Thal des Loange. Die Thalsohle variirt in ihrer Breitenausdehnung sehr. Breite Thalsohlen, wie die des Kuango, Kuilu, und Luschiko, haben meist sumpfige Niederungen am östlichen Ufer. Der größere Theil der Flußthäler wird von Galeriewald begleitet. Ueberall tritt in den Flußbetten Gestein zu Tage, welches als Barre den Lauf des Wassers hemmt und die Schiffbarkeit verhindert. Trotz der vielen Flüsse, trotz der alljährlich starken Regengüsse und des lehmhaltigen Bodens ist der Vegetationscharakter auf der ersten Strecke des Marsches einförmig und spärlich. Die Bahnen der Thäler, die Thalgründe und meist auch die hochgelegenen wasserlosen Flächen sind von dem schilfartigen Savannengrase bestanden, welches weit über den Kopf des Menschen hinausragt und ihm Vordringen und Aussicht erschwert.

Die Fauna in dem durchreisten Gebiet ist eine an Arten reichhaltige, wenn auch an Individuen geringe zu nennen. Der Elefant (Elephas africanus) ist in den Hinterlanden Angolas fast ausgerottet; wir fanden ihn nur noch im Gebiet zwischen Loange und Mukenge in seltenen Fällen, wo hingegen das Flußpferd (Hippopotamus amphibius) noch in allen größern Flüssen vorkommt. Der Büffel (Bos brachyceros) ist im Gebiet nicht selten, während B. euryceros nur in der Gegend zwischen den südlichen Zuflüssen des Lulua vorgefunden wurde. Häufig soll er am Luebo und Mujau auftreten. Die Galeriewälder, Urwälder, welche in schmalen Streifen die Ufer von Bächen und Flüssen einrahmen, sind reich bevölkert mit Affen, Inkima in der Kalundasprache, verschiedener Art. Von Meerkatzen wurden Cercopithecus ruber und sabaeus häufig beobachtet; auch C. Mona zeigte sich in einzelnen Fällen. Cynocephalus Babuin und porcarius fanden wir in Pungo-N'dongo und weiterhin in der Nähe von Kela auf steinigem und gebirgigem Terrain. Colobus ursinus (Impulumba in der Kalundasprache) kommt im ganzen Gebiet zwischen Kuango und Mukenge, jedoch überall sehr selten, vor. Von Antilopen war die Schirrantilope (Ingulungu

der Kalunda), die in zwei Arten erlegt wurde, Tragelaphus euryceros und scriptus, die häufigste. Zwei andere Arten: Soko und Kifembe in der Kalundasprache, harren wol noch ihrer Bestimmung. Die erstere zeigt im Aeußern viel Aehnlichkeit mit unserm Rothwild; sie erreicht die Größe desselben, ihre Farbe ist hellröthlich und geht am Spiegel und an der Innenseite der Läufe sowie am Bauch ins Weißliche über. Kifembe, bei den Portugiesen der wilde Esel genannt, zeichnet sich durch unförmlich lange Gehöre aus; das



Tragelaphus scriptus.

Weibchen trägt bei dieser Art wie bei Tragelaphus kein Gehörn; auffallend ist der unproportionirte Bau. Der Widerrist ist sehr hoch, während die Hinterläufe unverhältnißmäßig kurz sind. Das Thier erreicht die Größe eines starken Damhirsches. Der Wasserbock (Cobus ellipsiprymna; Imbudi in der Kalundasprache) kommt in den sumpfigen Niederungen der Flüsse, jedoch ebenfalls selten, vor. Der stolzeste Vertreter der Antilopensippe, der zwischen Kela und Kassai, jedoch in der Regel nur in einzelnen Exemplaren angetroffen wurde, ist Hippotragus niger (Impalanka in der Kalundasprache), die Pferdeantilope. Die Zwergantilope Kasetsch (Cepha-

lolophus), von der Größe eines Terriers, kommt fast an allen gras- und buschreichen Oertlichkeiten vor. Von Raubthieren zeigte sich in seltenen Fällen, so im Walde von Kundungula, der Löwe (Tambu); der Leopard (Gissup) ist häufiger. Sein Verbreitungsbezirk geht von der Küste bis weit über Mukenge hinaus; doch ist auch er ein seltenes Wild zu nennen. Hyänen (Hyaena crocuta) sind in der Umgegend von Pungo-N'dongo und Malange nicht selten; in Innern haben wir sie nur in vereinzelten Fällen gespürt. Das Vorkommen von Hyaena striata ist nirgends beobachtet. Kleinere Katzen, Viverren, Musteliden und Fischottern sind im ganzen Gebiet vorhanden, wissen sich jedoch geschickt den Nachstellungen zu entziehen. Der Schakal (Canis aureus) ist wol über das ganze Gebiet verbreitet. Das Pinselohrschwein (Insuinde bei den Kalunda; Potamochoerus penicillatus) wurde in fast allen Galeriewäldern angetroffen, doch niemals glückte es, eins der gewandten und scheuen Thiere zu Schuß zu bekommen. Spuren vom Erdferkel (Orycteropus capensis), sowie seine verlassenen Baue fanden sich in Menge im Walde von Kundungulu, woselbst auch ein Erlegtes von den Eingeborenen zum Verkauf gebracht wurde. Sein Wildpret ist dem des Schweins im Geschmack am nächsten. Auch das Stachelschwein (Hystrix cristata) kommt in der Küstengegend, jedoch selten, vor. Fliegende Hunde (Pteropus-Arten; Gapukus bei den Kalunda) und mehrere Arten von Fledermäusen (Vespertilio und Vesperugo), die auch gesammelt sind, beleben gegen Abend die Luft. Mit letztern wetteifern in künstlichen Flugbewegungen der Ziegenmelker (Cosmetornis vexillarius; Kobabe in Kalunda), dessen Hochzeitskleid in der Regenzeit die prachtvollen verlängerten Schwungfedern zeigt. Ratten und Mäuse (Nsunse), sowie kleine Nager waren überall häufig. Erstere erreichen hier übrigens eine stattliche Größe. Von europäischem Wild wurde der Hase (Lepus timidus) einigemal erlegt. Er gleicht der in Europa hausenden, stammverwandten Art aufs Haar, nur ist er etwas schwächer wie diese. Am Kuanza soll der Manatus häufig sein, auch behaupteten die Baluba, daß er im Lulua vorkomme; doch fehlen sichere Beweise.

Von Raubvögeln waren der Gaukler (Helotarsus ecaudatus), sowie ein schwarzer, vielleicht noch unbestimmter Adler in bergigen Gegenden häufig. Der Geieradler (Tschimunge bei den Baluba; Gypohierax angolensis) wurde in den Küstengebieten häufig beobachtet, fehlte dann und trat erst wieder im Gebiet der Tupende und

weiter östlich auf. Sein Vorkommen scheint hier von den Oelpalmen abzuhängen. Eine Anzahl Falkenarten bevölkerten das ganze Gebiet. Ebenso ist der Milan (Milvus parasiticus) überall zu Hause. Der Schildrabe (Corvus scapulatus) liebt freie, ebene Gelände; nur in der Gegend von Muata-Kumbana wurde er auch in hügeligem Terrain beobachtet. Der Hornrabe (Tmetoceros abyssinicus; Guganschilla in der Mbundusprache) kommt bei Malange an der Morro de Bango vor. Buceros atratus, sowie einige kleinere Arten waren nicht selten.

Vier Arten von Tauben (Columbae) sind beobachtet. Turtur semitorquatus (Hiembe, Kal.) und albiventer, dann die stets in Schwärmen auftretende, prachtvoll gefärbte Papagaitaube (Treron calva) und die kleine Peristera afra, letztere beide hausen in lichter Savanne und Urwaldhölzern. Agapornis pullaria, der Zwergpapagai, kommt, jedoch selten, von der Küste bis zum Koango vor; vom Loange an findet sich der bekannte Graupapagai (Psittacus erythacus; Kolongo in der Kalundasprache) in großen Schwärmen. Die hübschen Thiere werden vielfach gefangen und bilden gezähmt einen Handelsartikel nach der Küste. In Baluba namentlich ist der Vogel häufig, er heißt dort Nsussu. Die rothe Spielart ist daselbst nicht übermäßig selten. Diese ist sehr gesucht und ein solcher Vogel wird ebenso theuer wie ein Sklave bezahlt. Die interessantesten Vögel, die wir vielfach beobachteten, waren die Turako, deren wir vier Arten feststellen konnten. In den Küstengegenden sind Corythaix leucotis und Schüttii die häufigsten. Erst weiter im Innern trafen wir den Turacus giganteus und eine zweite blaue Art, die wol noch nicht beschrieben ist. T. giganteus (Ndua der Kalunda) erreicht fast die Größe einer Truthenne. Er war es, dem unsere Nachstellungen vorzüglich galten. In der Savanne war hin und wieder eine Trappe (Otis tarda oder barbatus) anzutreffen. Das Hauptvogelwild im Gebiet sind Perlhühner (Numida meleagris; Infanga bei den Kalunda) und seltener vulturina, welche Savannenhölzer und Urwaldränder häufig bevölkern; dazu kommen im dichten Buschwalde zwei Arten Frankoline, eine schwarze von der Größe einer Birkhenne, mit schönen rothen Ständern, die andere braun und von ähnlichem Gefieder wie unsere Haselhühner, doch etwas schwächer. Beide Arten haben rothe Wangen. Im lichtern Holz und in der Grassavanne finden sich Wachteln und mehrere Arten Feldhühner (Perdicidae), die

in Gestalt und Wesen lebhaft an die europäischen Vertreter der Sippe erinnern.

Finken, Webervögel, Würger, Eisvögel, Kukuk, Wiedehopfe, Bienenfresser, an feuchten Lagen Rallen und eine Unmenge von andern Sumpfvögeln bevölkerten in buntem Gemisch die Savanne, den Busch und Savannenwald. Besonders auffallend durch ihr schönes Gefieder sind die Feuerweber (Euplectinae), verschiedene Bienenfresser (Meropidae) und die Paradieswitwen (Viduanae). Zahlreich sind in allen größern Flüssen die Krokodile (Ngandu in der Kalundasprache; Crocodilus vulgaris), über deren Gefährlichkeit bei den Eingeborenen jedoch sehr verschiedene Ansichten herrschen. Im allgemeinen sind die Schwarzen außerordentlich sorglos und es fehlt, wie schon früher erwähnt, nicht an Beispielen, wo sie ihre Sorglosigkeit mit dem Leben bezahlen mußten. Von Schlangen wurde der Python Sebae (Kolkoll der Kalunda) mehrfach beobachtet. Das größte Exemplar zeigte eine Länge von $5^1/_2$ m. Diese Art hält sich vorzugsweise in der Grasflur und im Savannenwalde auf und wird Menschen selten gefährlich. Es wurden noch verschiedene Arten nichtgiftiger Schlangen (Ngoka in der Kalundasprache) vorgefunden, von denen sich hauptsächlich einige Baumschlangen (Oryophilidae) durch ihre hellgrüne Färbung auszeichneten. Von Giftschlangen (Intoki der Kalunda) war die häufigste die Puffotter (Vipera arietans). Ihr Biß führt bei heißem Wetter schon in kürzester Zeit zum Tode.

Die Rhinocerosschlange (Vipera Rhinoceros), welche sich durch Farbenpracht bekanntlich besonders auszeichnet, fand sich häufig in der Kuiluniederung, wo unsere Leute an einem Tage fünf Exemplare erschlugen. Die Speischlange (Naja Haje) kommt in dem durchreisten Gebiete ebenfalls vor. Im Mulm der Urwaldbäume ist der Skorpion (Scorpio occitanus; Inkalla in der Kalundasprache) sehr häufig. Die Schwarzen beachteten das Thier wenig, wohingegen sie eine große Furcht vor den Tausendfüßen an den Tag legten. Von diesen sind zwei, ein walzenförmiger Julus und ein flacher Scolopender bekannt (Tschinsambale in der Kalundasprache). Ersterer ist ungefährlich, während der zweite giftig ist.

Von Fröschen wurde der Ochsen- und der Glockenfrosch beobachtet. Einige Kröten konnten nicht bestimmt werden. Von Eidechsen fand sich der mächtige Dimensionen erreichende Waran (Varanus monitor; Mussemwe in der Kalundasprache); ferner die

durch schöne Farben ausgezeichneten Agamen; kleinere Eidechsen und Geckonen waren ziemlich häufig und belebten die Dächer unserer Strohhütten.

Die Insektenwelt weist eine große Anzahl von Arten und Individuen auf; die angelegten Sammlungen sind durch den Herrn General Quedenfeld-Berlin bestimmt und beschrieben worden. Unter etwa 400 Arten befinden sich 94 bisher unbekannte.

Die Eingeborenen halten im allgemeinen wenig Hausthiere, und beschränken sich die Arten auf Rinder, Ziegen, Schafe, Schweine, Hühner, Enten, Tauben und Hunde. Doch ist der Verbreitungsbezirk nicht bei allen Thieren derselbe. Rinder (Ngombe in der Kalunda- und Balubasprache) finden sich nur bis zum Kuango; östlich desselben haben wir nur noch eine Heerde angetroffen. Erst seit etwa zehn Jahren wurden einige Stiere vom Kuango über den Kassai in das Land der Baluba eingeführt, welche das Stück mit zehn Sklaven bezahlten. Die Thiere gediehen dort vorzüglich, ebenso wie auch die von uns mitgebrachte Heerde. Es steht daher zu erwarten, daß das Rindvieh sich mehr und mehr einbürgern wird und bald in dieser Breitenlage von der West- nach der Ostküste heimisch sein wird.

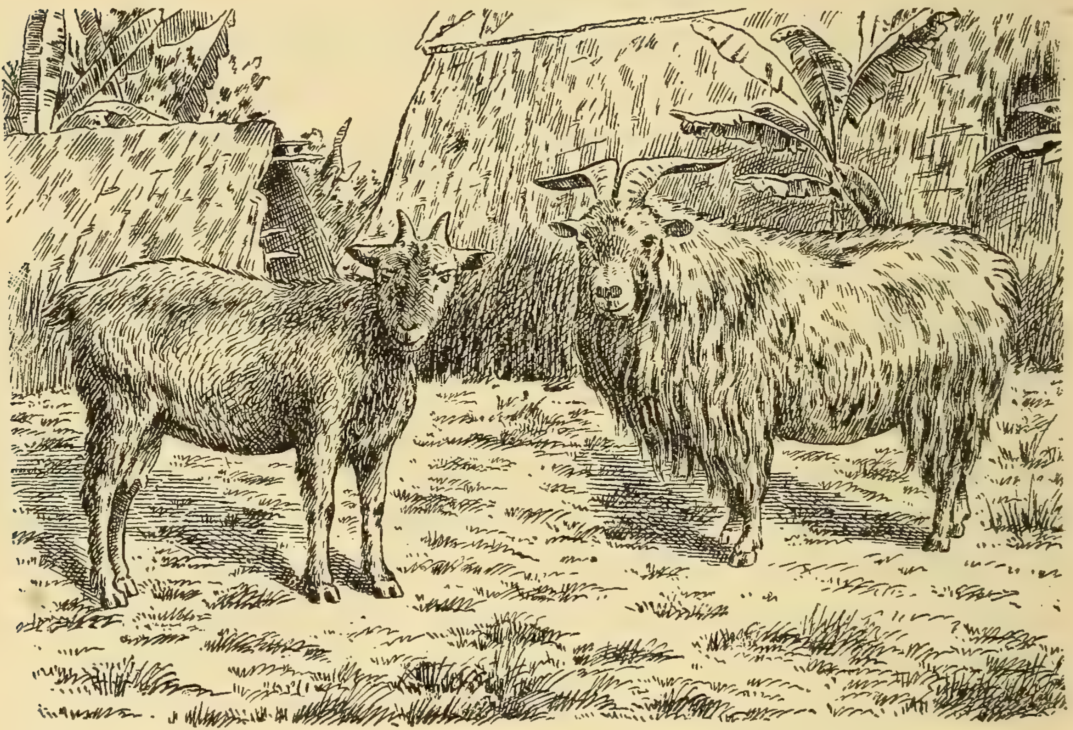
Weiter verbreitet, ja über das ganze Gebiet zerstreut, kommen Ziegen (Pembe in der Kalunda- und N'buische in der Balubasprache) vor. Sie lohnen die Zucht am meisten; es ist nicht selten, daß eine Mutterziege in einem Jahre in drei Würfen neun Junge zur Welt bringt.

Weder Kühe noch Ziegen werden gemolken, nur ihr Fleisch und ihre Häute werden benutzt. Das Ziegenfleisch hat übrigens in Afrika nicht den unangenehmen Beigeschmack, der ihm in Europa eigen zu sein pflegt. Selbst junge Böcke liefern einen schmackhaften Braten. Die selten, aber doch überall im Gebiete vorkommenden Schafe (Mukoko in der Kalundasprache) gehören der Gattung der Haarschafe an. Es sind schöne Thiere, von denen die Böcke ein ungemein kräftiges Gehörn tragen, das sie bei den Kämpfen um die Weibchen mit vielem Muth gegeneinander gebrauchen. Es finden sich hin und wieder gehörnte Weibchen, in seltenen Fällen gehörnlose Böcke; in einem Falle nur wurde ein Bock mit vier Hörnern beobachtet. Die Schafe pflanzen sich nicht so rasch wie die Ziegen fort; selten bringt ein Mutterschaf mehr als zwei Junge in einem Jahre zur Welt. Das Fleisch der Schafe galt uns als besonderer

Leckerbissen. Das Schwein (Kibonda in der Kalunda- und N'gulukn Naupata in der Balubasprache) wird selten als Hausthier gehalten. Wir fanden es bei den Bondo, Hollo, hin und wieder bei den Kalunda und Baluba. Das Thier gilt für unrein. Die Häuptlinge durften sein Fleisch nicht essen. Es gedeiht übrigens recht gut, hat äußerlich mit unsern hochbeinigen Landschweinen einige Aehnlichkeit, leidet jedoch auch in Afrika an Finnen, wie wir mehrfach feststellen konnten. Da die Schweine nicht allein den Schlangen zu Leibe gehen, sondern auch allen Unrath in der Nähe der Ortschaften und Ansiedelungen emsig vertilgen, so sind sie von unberechenbarem hygienischen Vortheil.

Die Hauptspeise des Reisenden bilden die Hühner (Nsolo in der Kalunda- und Balubasprache), die fast überall gehalten werden. In der Figur erinnern sie am meisten an unsere gewöhnlichen Landhühner, doch waren stellenweise auch andere Schläge vertreten. So wurde bei Muata-Kumbana ein solcher mit auffallend kurzen Ständern gefunden, der regelmäßig gezüchtet wurde. Wir führten eine Anzahl Cochinchinahühner mit uns, um mit ihnen eine große Rasse durch Kreuzung zu züchten. Die meisten hielten die Reise gut aus und kamen glücklich nach Mukenge, wo leider zwei Hennen von Katzen zerrissen wurden. An der Küste und dann erst wieder im Balubareiche fanden sich Enten, die vollkommen den bei uns bekannten türkischen Enten gleichen und von Angola eingeführt sind. Auch wir nahmen einen Stamm mit, welcher sich zahlreich vermehrt hat. Tauben fanden sich hin und wieder, jedoch selten, nur die Baluba, welche sie von den Kioque und den Arabern in Nyangwe erhalten haben, scheinen sie zu züchten. Die Hunde spielen bei den Negern eine untergeordnete Rolle. Ihre Rasse zeichnet sich durch spitze Schnauze, aufrechtstehende Ohren, hohe magere Läufe und einen Ringelschwanz aus. Sie haben in der Regel die Größe unserer Wachtelhunde, selten erreichen sie die eines schwachen Hühnerhundes. Die Behaarung ist kurz und straff anliegend. Das Wesen der Hunde ist, wol weil sich selten oder niemals jemand mit ihnen abgibt, unfreundlich und unangenehm. Sie sind meist feige und, da sie lediglich darauf angewiesen sind, ihren Unterhalt zu suchen, diebisch und handscheu. Bei den Bondo und Hollo wurden sie zur Jagd verwendet; bei andern Völkerschaften erfüllen sie kaum einen andern Zweck als den, die Dörfer vom

Unrath rein zu halten. Bei den Baluba waren sie äußerst selten, da sie infolge eines Befehls von Kalamba vor Jahren als unreine Thiere sämmtlich getödtet wurden und zur Zeit unserer Ankunft, wo dieser Befehl nicht mehr galt, erst in wenigen Exemplaren aus den Nachbarländern wieder eingeführt waren. Daß die Hunde in den Tropen nicht bellen, sondern heulen, ist eine bekannte Thatsache, die auch wir, soweit es die eingeborenen Hunde betrifft, bestätigen können. Unsere Teckel hingegen behielten, solange wir sie hatten, ihr helles Geläute bei und bewährten sich überhaupt vorzüglich. Sie waren



Ziegen in Mukenge.

sehr wachsam, ausdauernd und ertrugen die Strapazen des Marsches sowie auch die Hitze gut. Hauskatzen gehören zu den seltensten Erscheinungen, nur in drei oder vier Fällen wurden sie, einmal bei den Kalunda, die andern male bei den Baluba beobachtet.

Die Vegetation des durchreisten Gebiets läßt sich in drei Hauptgruppen unterscheiden. Die erste Gruppe umfaßt die Campine oder reine Grassavanne, die zweite die Baumsavanne vom Buschwald bis zum dichten Savannenwald, die dritte schließt den Urwald in sich.

Die Grassavanne ist, wie ihr Name andeutet, nur mit Gras bewachsen. Es fehlt ihr jedoch die Rasenbildung. Das Gras steht vielmehr in einzelnen Büscheln; die Halme schießen zu in Europa

ungeahnter Länge empor. Wir maßen solche von 4, ja 5,75 m. Das Marschiren in der Savanne ist äußerst beschwerlich. In der Trockenzeit, wenn die Gräser reif sind, setzen sich die Grannen in Haaren und Kleidern fest und rufen in der Haut ein unerträgliches Jucken hervor. Jede Aussicht von dem schmalen Pfade, der durch das wogende Grasmeer führt, ist dem Reiter oder Fußgänger benommen. Oft ist der Pfad selbst durch die langen, schilfartigen Halme, die in der Trockenzeit starr und hart werden, vollständig gesperrt, sodaß man gezwungen ist, sich mit den Händen einen Weg zu öffnen, wobei diese schmerzhafte Schnittwunden davontragen. In dieser Jahreszeit wird durch den reichlichen Thau der Marsch noch unangenehmer. Selbst wenn man die Vorsicht gebraucht, hinter der Karavane zu marschiren, sodaß diese beim Anstreichen an die Gräser den größten Theil des Wassers vorher abschüttelt, genügt meist schon eine Viertelstunde, um eine vollständige Durchnässung der Kleider herbeizuführen. — Es finden sich in der reinen Grassavanne vorzugsweise Paniceen und Cymbopogonen, denen eine Anzahl untergeordneter Gräser beigemischt ist.

Als Uebergänge zum Savannenwalde folgen dann die Busch-, Baum- und Waldsavanne. Das charakteristische Gewächs der Buschsavanne ist Anona senegalensis (Mbulu in der Kalundasprache). Dieselbe erreicht selten eine Höhe von $2^1/_2$—3 m; die Blätter sind groß, von zugespitzter, eiförmiger Gestalt, auf der Oberseite blaugrün, unten weißlich. Die gelbliche Frucht schmeckt fade, süßlich; in Hungergegenden wurde sie jedoch vielfach von unsern Leuten verzehrt. Bewundernswerth ist die Widerstandsfähigkeit des Strauchs; alljährlich wird er durch die Savannenbrände seiner jüngsten Triebe beraubt; alljährlich wird seine Rinde bis auf den Splint von dem Feuer vernichtet oder beschädigt; doch in kürzester Zeit heilt er die empfangenen Wunden aus und grünt fröhlich weiter. Der Anblick, den er darbietet, ist kein schöner zu nennen; die winkelig abstehenden Aeste mit ihrer in Fetzen herabhängenden Rinde geben ihm ein trostloses Aussehen. Sein Lichtbedürfniß ist außerordentlich. Die geringste Beschattung genügt, den sonst so hartlebigen Strauch sofort zum Absterben zu bringen. Daher findet man ihn auch nie in der Nähe anderer Bäume, geschweige denn im Savannenwalde. Beim Uebergang zur Baumsavanne treten dornige Sträucher, Oleander und Lorberarten auf. In der Baumsavanne selbst herrschen Eschenarten und Mimosen vor. Erwähnenswerth ist noch das Amomum

Granum Paradisi, dessen feuerrothe Früchte, die dicht über dem Wurzelknoten stehen, einen angenehmen, frischen, säuerlichen Geschmack haben; es kommt nur in feuchten Lagen vor.

Im Savannenwalde finden sich in der Hauptsache dieselben Gewächse, nur mit dem Unterschiede, daß die Bäume, welche auch hier selten eine bedeutende Höhe erreichen, dichter gedrängt stehen, und durch ihre vermehrte Beschattung den Graswuchs beeinträchtigen. Auf bessern Bodenlagen und in feuchten Senkungen tritt hier schon hin und wieder der Eriodendron (Baumwollbaum) auf, dessen eigentlicher Standort jedoch im Urwald zu suchen ist. Interessant ist die Verschiedenheit seines Aussehens in der Jugend und im vorgerückten Alter. Während er im ersten Stadium nur wenige, fast horizontal laufende Aeste zeigt, die eine geringe Laubfülle an ihren Enden etagenartig übereinander tragen, finden sich in spätern Jahren in den Zwischenräumen neue Aeste, die ein undurchdringliches Laubdach tragen. Der Baum gleicht dann in auffallender Weise unsern alten, im Freistand erwachsenen Eichen, wie man sie in Hutwaldungen und auf Triften noch hin und wieder findet. Noch auffälliger sind die seinen Stamm strebenartig stützenden Seitenwurzeln: dieselben sind stets bretartig, nur wenige Centimeter dick, haben aber oft eine Breite von 3—4 m und folgen dem Stamme zu einer gleichen Höhe. Zwischen ihren Wänden können kleinere Karavanen vollständig geschützten Raum zum Lagern finden. Der Stamm weist eine Doppelkegelform auf; die Spitze des einen Kegels liegt zwischen den erwähnten hohen Wurzeln; seine Basis fällt über dem obern Ende der Seitenwurzeln mit der des zweiten Kegels zusammen, dessen Spitze in der Krone des Baumes zu suchen ist. In der Vereinigungsstelle befindet sich der größte Stammdurchmesser.

Alljährlich werden von den Eingeborenen die ganzen Grasbestände dem Feuer preisgegeben; dies geschieht theils zu Zwecken der Jagd, theils um rascher eine frische Weide für das Vieh zu erhalten, theils auch aus bloßem Uebermuth und aus Freude an der Zerstörung. Die Savannenbrände, die vielfach als außerordentlich gefährlich geschildert werden, sind durchaus harmloser Natur; selbst wenn die Gräser anscheinend vollkommen trocken sind, enthalten sie noch so viel Feuchtigkeit, daß es meist gewisser Mühe bedarf, um das Feuer andauernd im Gang zu erhalten. Ueber demselben lagernde weiße Dampfwolken zeugen von dem immer noch vorhandenen Feuchtig-

keitsgrade der Pflanzen. Die sich entwickelnde Hitze und der starke Rauch und Qualm sind zwar lästig, doch vermögen sie kaum einem Menschen oder einem größern Thier Gefahr zu bringen. Nur Insekten, Schlangen und ähnliche Thiere mögen hier dem Element zum Opfer fallen. Einen hübschen Anblick gewährt es, die große Anzahl kleiner Vögel, welche in den den Flammen entfliehenden Insekten eine willkommene Beute finden, in ihrer rastlosen Jagdthätigkeit zu beobachten. Im dichtesten Qualm, mit den Flügeln oft die Flammen streifend, tummeln sie sich, um ihrer Nahrung nachzugehen.

Häufig erlegten wir bei solchen Gelegenheiten Exemplare, deren Gefieder unverkennbare Spuren der prasselnden Glut an sich trug und für Sammelzwecke unbrauchbar war. Die brennenden Gräser verursachen durch das Bersten der starken Halme ein derartiges Geräusch, daß man entferntes Pelotonfeuer zu hören glaubt. Die ganze Campine, Busch- und Baumsavanne wird auf diese Weise alljährlich mit der Asche des grasartigen Pflanzenwuchses gedüngt. Das Höhenwachsthum der Bäume leidet hierbei natürlich außerordentlich; einen geradezu trostlosen Anblick gewährt die frischgebrannte Savanne, da in der Regel die Gräser nur ausbrennen, ihre starken Halme jedoch schwarzgekohlt oft mehrfach geknickt gegen den Himmel stehen. Der Boden ist mit einer Schicht halbverbrannter Pflanzentheile, Kohlenstückchen und Asche bedeckt. Letztere erhebt sich beim geringsten Windstoß in dichten grauen Wolken und hüllt dieses Bild der Verwüstung und der trostlosen Einöde, die selbst von Thieren gemieden wird, in einen düstern Schleier. Bald aber sproßt aus den verkohlten Graswurzeln frisches Grün empor; nach dem ersten Regen bedeckt üppige junge Vegetation die kahle Fläche, und auf ihr entwickelt sich von neuem ein bewegtes Leben. Antilopen und Büffel finden sich ein, um die jungen Pflanzen zu äsen. Der schwarze Jäger lauert an solchen Stellen, um vom hohen Baume herab seine Beute zu erlegen. Zahlreiche Insekten kommen und mit ihnen hält auch die befiederte Welt ihren Einzug in die vor kurzem noch so verödeten Gegenden. Wie schon erwähnt, bringen die Brände kaum eine Gefahr; eine schwache Hecke belaubter Sträucher genügt, um ihrem Vordringen ein Ziel zu setzen. In Nothfällen ist es nicht schwierig, die Flammen mit grünen Zweigen auszuschlagen. Niemals erstrecken sich die Brände über die trockene Savanne hinaus, selbst mäßig dichte Baumgruppen hemmen ihren Fort-

schritt vollkommen. Von überraschender Schönheit sind die Savannenbrände zur Nachtzeit! Die nächste Umgebung gleicht dann einem meilenweiten rothen Flammenmeere, in welchem sich nur kleine Waldparcellen als dunkle Inseln abheben.

Der Urwald findet sich auf diesem Gebiete fast ausschließlich in sogenannten Galerien an Bach- und Flußufer gebunden. Ueber den großartigen Eindruck, den derselbe beim ersten Betreten auf den Beschauer macht, ist bereits früher gesprochen. Ueberraschend ist die Höhe der Stämme; Messungen an gefallenen oder zu Bauzwecken gefällten Stämmen ergaben in einzelnen Fällen 50 m bis zu den ersten Aesten, bis 68 m Kronenhöhe, 4 ja 5 m im Stammumfang unter den Aesten, beziehungsweise am untern Stammende. Nimmt man bei den großen Baumwollbäumen noch den Umfang der Tagwurzeln hinzu, so erhält man nicht selten 18—20 m. An den Flußufern findet sich häufig der Kaffee wildwachsend und da, wo sie nicht durch den Unverstand und Raubbau der Schwarzen ausgerottet ist, die Landolphia florida, aus welcher der vorzügliche afrikanische Kautschuk gewonnen wird.

Der Urwald zeigt nicht selten ein doppeltes Kronendach; das untere setzt in Höhe von einigen 20 m an, es wird von immergrünen Bäumen gebildet; hoch über dieses ragen dann die eigentlichen Riesen der Baumwelt, die alljährlich ihre Blätter abwerfen, zu einer Höhe von wol 70 m empor. Die Palmen, vorzugsweise die Oelpalme (Elaëis guineensis; Samba in der Kalunda- und Dibue in der Balubasprache), findet sich in bemerkenswerther Anzahl erst bei den Tupende, wo sie in nicht zu feuchten Niederungen oder auf flachen Hügeln der Landschaft ein anmuthiges Gepräge aufdrückt. Ausschließlich im Gebiete der Hollo und in wenigen Exemplaren in der Umgegend von Muata-Kumbana, auf salzhaltigem Boden trat die Fächerpalme (Borassus; Kabakappa in der Kalundasprache) auf, die mit ihren steifen, steil aufgerichteten Blattflächen, unter welchen meist eine beträchtliche Anzahl vertrockneter Blätter hängt, nicht im entferntesten den schönen Anblick der Elaëis gewährt. Vom Kuilu an findet sich in allen sumpfigen Waldungen, hauptsächlich an Flußufern, die Weinpalme (Raphia vinifera; Ditombe in der Kalundasprache); sie treibt ihre mächtigen Wedel fast direct aus der Erde; nur eine Art (Mabonde in der Kalundasprache) bildet einen Stamm. Diese ist es, aus deren Blattfasern die Eingeborenen kunstvolle Gewebe herzustellen wissen. Der Palmwein wird aus allen

drei Arten gewonnen, der wohlschmeckendste ist jedoch der aus der Oelpalme bereitete.

Als Culturpflanzen finden sich im Gebiet: der Maniok (Manihota utilissima), die Erdnuß (Arachis hypogaea), die Banane (Musa paradisiaca), der Pisang (Musa sapientum), verschiedene Arten Bohnen, der Erbsenstrauch (Cajanus indicus), die Erderbse (Voandzeja), die Bataten, die Yamswurzeln (Dioscorea), das Zuckerrohr (Saccharum officinarum), der Taback (Nicotiana rustica und virginiana), der Hanf (Cannabis indica), Mais (Zea), Hirse (Sorghum und Penicillaria). Der Maniok (Matambe in der Kalundasprache) hat wol in Centralafrika die größte Bedeutung als Volksnahrungsmittel erlangt. Er wird in kleinen Stengeltheilen in gehackten, vorbereiteten Boden gesteckt und treibt schon im ersten Jahre eine Anzahl fingerstarker Wurzeln, die bereits verwendbar sind. Seine volle Nutzbarkeit erlangt er jedoch erst im dritten Lebensjahre, in welchem die Wurzeln auf zusagendem Boden häufig die Länge und Dicke eines Oberams, ja Unterschenkels erreichen. Bei einigermaßen sorgfältiger Pflege dauert die Pflanze sieben und mehrere Jahre aus; sie gedeiht auf jeder Bodenart, auf trockenem Höhen- bis zum feuchten Urwaldboden. Nur vollkommen nasse Lagen sagen ihr nicht zu. Die Wurzel wird theils roh genossen, theils, nachdem sie in Wasserlöchern einige Tage gefault und dann getrocknet ist, als Bombo (Gandinge in der Kalundasprache) am Feuer geröstet oder zu Mehl (Fuba-Unge gandinge in der Kalundasprache) gestoßen, zu dem häufigsten Gericht, dem Nfundi (Luku in der Kalundasprache), verarbeitet. Zur Herstellung desselben wird eine kleine Hand voll Mehl mit Wasser aufgesetzt und nachdem dasselbe zu kochen begonnen, wird unter beständigem Umrühren so viel Mehl zugesetzt, bis ein dicker, zäher Brei entsteht. Die Wurzel ist außerordentlich stärkereich und ein gutes Nahrungsmittel.

Die Erdnuß gehört zu den Papilionaceen. Sie senkt eigenthümlicherweise ihre Schoten in die Erde, woselbst sie erst zur vollen Reife gelangen. Die Früchte heißen bei den Angola Ginguba, bei den Kalunda Inima. Sie sind stark ölhaltig (etwa 40—50 Procent) und geben geröstet ein ganz schmackhaftes Mahl. Aus den Küstenstrichen werden sie vielfach zur Gewinnung des Speiseöls nach Europa exportirt; die Hauptausfuhr findet vom Senegal und aus Rufisque statt.

Die Banane (Makonde in der Kalunda- und Balubasprache)

liefert in vielen Gegenden nächst dem Maniok den Eingeborenen die Hauptnahrung. Ihre prachtvollen Früchte erreichen bei den Pisangarten eine Länge von 30 und mehr cm; bei den edlern Arten sind die Früchte kleiner, 5—6 cm lang, aber sehr viel wohlschmeckender. Sie stehen häufig in Ständen von einigen funfzig an einer Spindel und es erreicht eine solche Frucht dann nicht selten ein Gewicht von nahezu einem Centner. Die Banane gedeiht auf jedem Boden, am besten auf etwas frischem. Sie wird durch Senkerpflanzung vermehrt. Hat sie einmal getragen, so wird der Stamm abgeschnitten und treibt dann aus der Wurzel eine große Anzahl von neuen fructificirenden Schößlingen. Die Bananenpflanzungen gewähren mit ihren hellgrünen, weit ausliegenden Blättern während der Regenzeit einen entzückenden Anblick. Je weiter jedoch die Trockenzeit vorrückt, desto unansehnlicher werden sie. Denn der heftige Wind, der mit jener einzusetzen pflegt, zerzaust die wenig widerstandsfähigen Blätter derartig, daß schließlich nur die Längsrippe und wenige daranhängende Blatttheilchen übrigbleiben.

Die Bohnen, die größere Sorte Zenge, die kleinere Makunde genannt, spielen nur bei den Baluba eine größere Rolle; angebaut werden sie zwar auch in den andern von uns durchzogenen Ländern, doch kommen sie erst in zweiter Linie bei Berücksichtigung der Nahrungsmittel in Betracht.

Der Erbsenstrauch findet sich keineswegs über das ganze Gebiet verbreitet; wir fanden ihn bei den Tupende, bei den Kalunda strichweise, bei den Baluba kam er am häufigsten vor. Ueberall jedoch ist er von untergeordneter Bedeutung und nur in der Nähe der Wohnungen zu finden. Nur die Kalunda und die Baluba züchten die Erderbsen, welche jedoch auch kaum von Wichtigkeit sind. Die Bataten, süße Kartoffeln, haben im Innern ebenfalls keine große Bedeutung erlangt. Sie fanden sich bei den Hollo, bei den Kalunda, jedoch nur in geringer Menge in der Nähe der Dörfer angebaut. Bei den Baluba allein waren sie häufiger; für uns bildeten sie jedesmal eine angenehme Abwechselung unserer einförmigen Mahlzeiten.

Yamswurzeln wurden nur im Bondo- und Hollogebiet angetroffen, in ganz vereinzelten Fällen auch bei den Baluba. Das Zuckerrohr (Muenge in der Kalundasprache) wird im ganzen durchreisten Gebiet in kleinen Mengen gebaut. Auffallend ist es, daß

dasselbe, welches in den Küstenstrichen der regelmäßigen Bewässerung bedarf, sich im Innern selbst in trockenen Lagen findet, wo es ein fröhliches Gedeihen zeigt. Der Mais (Milio in Angola und Kabeka bei den Kalunda) erlangt neben dem Maniok auch nur eine untergeordnete Bedeutung, doch wird er im ganzen Gebiet gebaut. In vielen Gegenden, wo die meteorologischen Verhältnisse ihn begünstigen, gibt er zwei, ja bei den Baluba sogar drei Ernten. Trotzdem wird, wie erwähnt, sein Anbau nur nebensächlich betrieben. Die Hirse (Katonde in der Kalundasprache) ist eine kleinere Sorte als die Kaffernhirse, sie dient fast ausschließlich zur Herstellung einer Art leichten Biers (Ponde bei den Baluba) und wird deshalb auch nur in geringem Maßstabe angebaut. Bei den Baluba finden sich beide Arten, Penicillaria und Sorghum, vor; die erstere war häufiger und wurde viel cultivirt; aus ihrem Mehl bereiten die Leute einen ähnlichen Brei wie aus Maniok, der z. B. bei Kalamba täglich gegessen wurde.

Verschiedene Arten von Kürbissen finden sich zwischen den Bohnen angebaut, sie dienen jedoch nicht zur Nahrung, sondern aus ihren harten Schalen verfertigen die Eingeborenen Gefäße zum Aufbewahren von Palmwein (Malufu), Hirsebier und zum Wasserholen, dann Trinkbecher, Tabackspfeifen und ähnliche Gegenstände. Ananas (Kiguenge in der Kalundasprache) finden sich von den Tupende besonders vom rechten Kassaiufer an sehr häufig wildwachsend, selten jedoch werden sie regelmäßig angebaut. Der Taback wurde im Kalundareiche eigenthümlicherweise gar nicht gefunden, während er in den der Küste nähergelegenen Strichen vorkommt. Im Balubareich ist er dagegen häufig. Fast alle Schwarzen sind leidenschaftliche Verehrer desselben, und so bildet er in den Gegenden, wo er nicht selbst gebaut wird, einen sehr guten Tauschartikel. Meistentheils fand sich Nicotiana rustica, während virginiana nur in den Küstenanlagen der Portugiesen angetroffen wurde. Schwierig zu entscheiden ist es, ob der Taback ebenso wie der Maniok eingeführt oder in Centralafrika zu Hause ist. Für die Einführung spricht, daß er in manchen Gebieten gänzlich fehlt; dagegen spricht, daß er in andern Gebieten, die nachweislich von Händlern noch nicht besucht wurden, vorgefunden und mit besonderm Namen bezeichnet wird. So nennen die Baluba beispielsweise den Taback getrocknet N'fuanga, grün Makaije und stellen eine Einführung in Abrede. Der Hanf (Liamba in der Kalunda- und Riamba in der Baluba-

sprache) findet sich erst in den von uns zuletzt passirten Kalundadörfern angebaut und wurde nur in seltenen Fällen vorher angetroffen. Er dient, wie später gezeigt werden wird, hier andern Zwecken als in Europa. Die Baumwollstaude (Gossypium herbaceum L.), schön gelb und roth blühend, wird hin und wieder bis zum Kuango, ferner in Lunda in der Nähe der Ortschaften angepflanzt; unsere Angola spannen mit Geschick Garn daraus.

Die Bodenbedeckung nach Procenten der Fläche ergibt sich nach oberflächlichen Schätzungen auf dem Marsche etwa wie folgt:

Von Malange bis zum Kuango: Grassavanne 17 Proc., Savannenwald in seinen verschiedenen Abstufungen 68 Proc.; vorherrschend im Savannenwald belegene Culturflächen 7 Proc., Urwald 7 Proc., Palmengegenden 0,5 Proc. und ganz kahle Blößen 0,5 Proc.

Vom Kuango bis zum Loange: Grassavanne 21 Proc., Savannenwald 60 Proc., Urwald 14 Proc., Blößen 1 Proc., Culturland ungefähr 4 Proc.

Vom Loange über Muata-Kumbana zum Kassai: Grassavanne 22 Proc., Savannenwald 30 Proc., Urwald 20 Proc., Palmen 8 Proc., Blößen nicht vorhanden, Culturland ohne Palmen 6 Proc., mit Palmen 14 Proc.

Vom Kassai bis Mukenge: Grassavanne 8 Proc., Savannenwald 40 Proc., Urwald 30 Proc., Palmen 8 Proc., Blößen 2 Proc., Culturland 12 Proc.

Für die Regionen, welche die Breite von Malange haben, pflegt die Regenzeit etwa Mitte September zu beginnen und bis Mai anzudauern; diese Zeit ist der eigentliche Sommer der Tropen, und betrug beispielsweise im März 1884 in Malange die mittlere Tagestemperatur 22,5° C., dagegen wurde als höchste Temperatur 32° und als niedrigste 16,6° C. beobachtet. Im Anfang fallen leichte Regen, dagegen im October und November fast täglich starke und andauernde Regengüsse. Im December und Januar regnet es dann wenig und erst im Februar setzt der regelmäßige Regen wieder ein, ist im April am stärksten und hört etwa Mitte Mai auf. Die übrigen vier Monate bilden die kalte, trockene Zeit, den Winter der Tropen. So hatten wir in Malange im Juni als Durchschnittstemperatur 20,8° C. und als Extrem 29,8 und 9,3° C. Während der Trockenzeit fällt des Morgens gewöhnlich ein reicher Thau und eine dichte Nebelschicht liegt über der Erde. Die Natur

ruht aus, die Steppengräser welken hin und verdorren, wenn sie nicht durch die meilenweit verheerenden Savannenbrände vorher hinweggefegt sind.

Auf unserm Marsch fiel bereits am 28. August der erste Regen und die Folge davon war ein rasches Anschwellen der zahlreichen Wasserläufe. An Stelle der bis dahin ausgetrockneten Uferniederungen befanden sich nun plötzlich schwer passirbare Sümpfe. Es verging von jetzt ab kaum ein Tag, an welchem wir nicht fast vollständig durchnäßt wurden. Auch die Grashütten boten im Lager selten genügenden Schutz gegen die starken Regengüsse.

Vom Fieber blieben wir alle während unsers fast viermonatlichen Landmarsches im allgemeinen verschont, und kein Mitglied der Expedition hat auch nur einen Tag deshalb den Marsch aufgehalten. Stellte sich eine Erkältung ein oder war der Lagerplatz sehr ungünstig, etwa in einer sumpfigen Niederung oder im dumpffeuchten Urwalde, waren die Anstrengungen des Tages außergewöhnlich große gewesen, hatte man auch nur das Gefühl des Unwohlseins, so wurde sofort eine einmalige große Dosis Chinin, etwa 0,5—1 g, genommen. Hierauf war jedoch der prophylaktische Gebrauch des Chinins beschränkt. Wochen-, monatelang täglich Chinin, wenn auch nur in kleinern Dosen, zu nehmen, ist sicherlich nicht zu empfehlen. Der Erfolg, den Ausbruch eines Fiebers dadurch zu verhindern, ist ein mindestens zweifelhafter, sicher jedoch ist, daß der fortwährende Chiningebrauch auch für das Nervensystem des kräftigsten Körpers schließlich nicht ohne üble Folgen bleibt und dann auch die Wirkungskraft des Mittels selbst im Erkrankungsfalle herabsetzt.

Das allgemeine körperliche Wohlbefinden war ein vorzügliches. Morgens früh, wenn der Ausmarsch erfolgte und man mit vollen Zügen die frische Morgenluft einsog, hatte man oft das Bedürfniß, sich durch einen Jauchzer Luft zu machen. Freilich gehört dazu, daß man von Haus aus nicht griesgrämig beanlagt und mit allem von vornherein unzufrieden ist, denn solche Naturen werden in Afrika sicher bald verärgert, fieberkrank und in natürlicher Reihenfolge schließlich vom Pessimismus erfaßt, den sie gewöhnlich mit nach Europa bringen und über Afrika dann ebenso wenig objectiv urtheilen wie solche, die in zu optimistischen Anschauungen befangen sind. Während diese sich aus den erfolgreichen Reisenden zu rekrutiren pflegen, sind die Pessimisten meistens solche, die in

Afrika nicht dahin gekommen sind, wohin sie wollten, und bitter enttäuscht zurückkehrten. Die einen wie die andern schaden um so mehr, als sie sich nicht selten auf Grund ihrer Erfahrungen ein Urtheil über das gesammte Afrika anmaßen, von dem sie doch schließlich nur einen verhältnißmäßig winzigen Theil wirklich kennen gelernt haben. Auch Afrika hat seine klimatogeographischen Grenzen, und besonders unterscheidet sich Innerafrika günstig von den Küstengebieten. Man muß ferner wohl berücksichtigen, ob die klimatischen Erfahrungen in dem niedriggelegenen Dondo oder in Malange, ob sie in der Nähe des Aequators oder weiter von demselben entfernt gesammelt sind, ob endlich das Klima der Gegend nach der angesessenen Bevölkerung oder den das Land durchziehenden Reisenden beurtheilt worden ist.

Auch die Eingeborenen Afrikas sind den Fiebererkrankungen ausgesetzt, und doch wurden sowol in den durchreisten Gebieten als auch unter unserer schwarzen Begleitung auffallend wenig Fieberfälle beobachtet.

Der Reisende ist aber den schädlichen Einflüssen eines fremden Klimas viel mehr ausgesetzt als der Eingeborene, schon weil seine ganze Lebensweise und Gewohnheiten andere werden müssen und er gezwungen ist, sich allen Witterungsverhältnissen, Strapazen und Entbehrungen rücksichtslos auszusetzen. Er ist um so widerstandsfähiger, je gesünder Körper und Geist sind. Eine kräftige Gesundheit und geistige Frische muß er mit nach Afrika bringen und so lange gut leben, als es die Verhältnisse gestatten, um so leichter wird er dann die unausbleiblichen Entbehrungen ertragen können. Eine zweckmäßige Reiseausrüstung ist von großer Wichtigkeit für sein ferneres Wohlergehen. Hier muß zunächst die Kleidung Berücksichtigung finden. Als Unterzeug empfiehlt sich Wolle; Baumwolle nur dann, wenn die Haut sehr reizbar sein sollte. Von uns hat übrigens niemand sich in der Wolle unbehaglich gefühlt, trotzdem wir nicht daran gewöhnt waren und unsere Unterzeuge zu stark und zu schwer waren. Die dünne sogenannte Jägerwolle scheint am empfehlenswerthesten zu sein, soll aber möglichst oft gewaschen werden.

An die Haut, als Regulator der thierischen Wärme, werden in dem tropischen Afrika erhöhte Ansprüche gestellt. Die ganze Hautoberfläche glitzert im Sonnenlicht von minimalen Schweißperlen, deren Verdunstung jedoch eine auffallend rasche ist. Hierdurch

erklärt es sich, daß Erkältungen so leicht auftreten. Beim Austritt aus der schattenlosen, heißen Savanne in den kühlen Urwald empfindet man infolge der schnellen Schweißverdunstung und der damit verbundenen Hautabkühlung ein plötzliches Frösteln und das Bedürfniß, Hals und Brust warmzuhalten. Bei derartigen raschen Temperaturwechseln gibt Wollkleidung nicht allein ein angenehmes Wohlbehagen, sondern auch den sichersten Schutz gegen Erkältungen. Tägliche Bäder, nachdem das Lager bezogen ist, sind für die Pflege der Haut das beste Mittel; sie machen sie weniger reizbar und reinigen die Poren. Eine kleine Badewanne, die zugleich als Koffer benutzt wird, sollte bei keiner Reiseausrüstung fehlen.

Als Fußbekleidung empfehlen sich lange Stiefel und Schnürschuhe, je nachdem ob man reitet oder geht. Schnürschuhe verdienen beim Marschiren unter allen Umständen den Vorzug, schon weil sie eine angenehme Erweiterung des Spann- und Gelenkumfanges zulassen, da die Füße infolge des Gehens bei großer Hitze leicht anschwellen. Die Beinkleider sind am besten aus starkem, jedoch nicht zu schwerem Drell herzustellen. Auf dem Marsch selbst empfiehlt es sich, statt eines Rockes eine Aermelweste mit etwa vier Außen- und einer Innentasche für Kompaß, Uhr, Bleistift, Blockpapier u. s. w. zu tragen. Im Lager pflegt sich abends infolge der Abkühlung das Bedürfniß einzustellen, noch einen warmen Rock anzuziehen.

Als Kopfbedeckung gewährt der bekannte Tropenhelm und die von Stanley empfohlene Kongomütze den besten Schutz, im Lager dagegen ist ein Fes sehr bequem und angenehm. Ein Regenmantel und einige wasserdichte Decken leisten in der Regenzeit gute Dienste und dürfen bei der Ausrüstung nicht vergessen werden.

Von großer Wichtigkeit für das Wohlbefinden des Reisenden ist es, sich mit einem dauerhaften passenden Zelt zu versehen. Man darf sich nicht darauf verlassen, daß täglich eine gute Grashütte gebaut werde, die hinreichenden Schutz gegen Regen und angenehme Kühle während der heißen Tagesstunden gewähre. Abgesehen davon, daß man oft in eine Gegend kommt, wo es sehr schwer hält, genügendes Gras für den Lagerbau zu finden, und dann nicht selten stundenlang warten muß, ehe ein dürftiges Grasdach hergestellt ist, pflegt im günstigsten Falle eine Stunde zu vergehen, ehe die ermüdeten Träger eine Hütte für ihren Herrn beendet haben. Glaubt man nun, endlich ein trockenes Unterkommen gefunden zu haben, so wird man zuweilen in der Nacht durch einen heftigen Regenguß, der das Nacht-

lager in kurzer Zeit in eine Badewanne verwandelt, unliebsam vom Gegentheil überzeugt. In den kühlen Nächten pfeift der Wind durch die Grashütte, sodaß man sich frierend in seine wollenen Decken hüllt. Die sogenannten afrikanischen Zelte, wie sie von Edginton in London hergestellt werden, gewähren das beste Unterkommen für den Reisenden. Ihr Doppeldach schützt sowol am Tage gegen die starke Hitze, als auch nachts gegen die Kälte. Das ganze Zelt mit allem Zubehör ist nur eine Trägerlast und kann in längstens zehn Minuten fertig aufgestellt sein.

Der Kassai bildet eine wichtige ethnographische Grenze. Von Malange bis hierher haben wir auf unserer Reise die Bondo, Hollo, Kamawu, Mananga, Bangala, Maschinsche, Kalunda, Kioque und Tupende kennen gelernt.

Bei allen fanden sich mit geringen Abweichungen dieselben Gebräuche. Es ist dies erklärlich theils durch die verwandtschaftlichen Beziehungen, welche unter diesen Völkerschaften infolge des fortwährenden Sklavenaustausches bestehen, theils durch deren Wanderungen.

So sind die Bangala am Kuango aus dem Lundareiche eingewandert, die Kioque haben sich von Süden zwischen die einzelnen Lundastämme geschoben, und die Tupende, welche vor 300 Jahren am Kuango saßen und von dort durch die Bangala verdrängt wurden, wohnen jetzt am Kassai. Die Bevölkerungszahl ist in all diesen Gebieten eine geringe. Es erklärt sich dies dadurch, daß seit mehr als 200 Jahren aus diesen Gegenden eine lebhafte Ausfuhr von Sklaven nach Angola stattgefunden hat, die dort nicht allein vornehmlich auf den Kaffeeplantagen verwendet, sondern zu Tausenden jährlich von Loanda und Benguella aus nach Brasilien verschifft wurden.

Das Regierungssystem hat bei allen Völkerschaften einen durchaus patriarchalischen Charakter. Jede Ortschaft hat ihren Häuptling, mehrere Dörfer gehören zu einem Oberhäuptling, welcher regelmäßig Tribut verlangt, wenn auch nicht immer von den entfernt liegenden erhält. Bei den Kalunda herrscht ein Muato-Jamwo und bei den Bangala ein Jaga als König über das ganze Volk. Die Kioque sind den Kalunda tributär. Alle Häuptlinge regieren absolut, haben jedoch eine Anzahl älterer Männer in ihrer Umgebung, mit denen sie ihre wichtigen Angelegenheiten berathen und welche auf ihre Entschließungen einen mächtigen Einfluß ausüben.

Doch trotz der unumschränkten Gewalt der Häuptlinge über ihre

Unterthanen gibt es andere Personen, welche eine größere Macht auf den Neger ausüben und für sein Wohl und Wehe von eingreifender Bedeutung sind. Es sind das die Medicinmänner, Wahrsager und Richter. Der Glaube an die Macht dieser Leute ist bei dem Neger tief eingewurzelt. Der Medicinmann beschäftigt sich nicht allein mit der Behandlung von Krankheiten, sondern er besitzt auch Zaubermittel (Fetische) gegen Unglücksfälle, wilde Thiere, Feinde, für Glück auf der Jagd und im Kriege, für den Schutz der Felder u. s. w. Die verschiedensten Sachen, Thierknochen, Zähne oder Schädel, Antilopen-, Ziegenhörner, Töpfe, geschnitzte Figuren u. dgl. können als Fetische dienen und von dem Medicinmann erstanden werden. Ob ein Gegenstand ein solches Idol oder Zaubermittel ist, kann ihm oft niemand ansehen, und auch der Glaube an denselben hängt vollkommen von der Einbildung des einzelnen ab. Ein Fetisch kann dem einen nützen, dem andern schaden. So soll auch der Besitzer eines Fetisch durch die Macht desselben seinen Feind krank machen, ja sogar tödten können.

In Angola befinden sich gewisse Orte, wo die Medicinmänner ihre Kunst erlernen, so Komulumbi und Masassa di Lomba. Unter Aufsicht älterer Lehrer dauert hier, fern von der Heimat, die Lehrzeit fünf Jahre, und erst nach Ablauf derselben kehrt der Schüler zu seinem Stamme zurück, um seine Thätigkeit zu beginnen. Außer dieser „gebildeten Klasse“ können auch noch besonders für diesen Beruf beanlagte Talente sich ohne eine derartige rationelle Ausbildung als Autodidakten bei ihren Stammesbrüdern Ansehen und Vertrauen erwerben.

Uebrigens fehlt nicht die Kenntniß einiger wirkungsvoller Arzneimittel. So wird von Cassia occidentalis die bittere Wurzel abgekocht und dann, an der Sonne getrocknet, gegen Fieber gegeben, oder es wird ein Aufguß aus den sehr bittern Blättern der „Malulo“ (Vernonia senegalensis) als Fiebermedicin gereicht. Eine Art Universalmedicin gibt das als Herba Santa Maria in Angola auch bei den Weißen bekannte und hochgeschätzte Chenopodium ambrosioides. Jeder Theil dieses etwa 0,5 m hohen Strauchs ist stark aromatisch. Die Blätter werden abgekocht innerlich gegeben oder frisch auf eine schmerzhafte Körperstelle gelegt. Gegen Kopfschmerz werden die Blattstiele in die Nasenlöcher gesteckt und bösartige Unterschenkelgeschwüre werden mit den Blättern verbunden. Bei kolikartigen Schmerzen werden frische Tabacksblätter in kochendes

Wasser getaucht und dann auf den Unterleib gelegt. Auch die Verwerthung der Ricinusstaude (Jatropha Curcas) als Abführmittel ist bekannt. Außer diesen nicht unwirksamen Heilmitteln, über deren Anwendung an der Küste schon Monteiro in seinem vorzüglichen Buche über Angola berichtet und deren Verbreitung und Kenntniß bereits bis über den Kassai reicht, spielt das Schröpfen in der Behandlung bei allen schmerzhaften innerlichen Krankheiten eine große Rolle. Man sieht kaum einen Erwachsenen, dessen Rücken nicht mehr oder weniger auffallende Schröpfnarben aufweist, und welche nicht selten eine nähere Beobachtung erfordern, um sie von Tätowirungsmustern zu unterscheiden.

Mit einem gewöhnlichen Messer werden oft schon bei dem geringsten Unwohlsein einige kräftige Schnitte in die Haut geführt, ein Antilopenhorn aufgesetzt, durch Saugen luftleer gemacht und dann die Oeffnung schnell verstopft. Ist es mit Blut angefüllt, so wird ein anderes genommen.

Das Wesentliche bei der Darreichung der Medicin sind die Vorbereitungen, die den Nimbus erhöhen und den Glauben an die Macht des Mittels stärken sollen.

Verhängnißvoller für Gut und Leben des Negers als die Medicinmänner sind die Wahrsager. Da Krankheiten, Unglücksfälle und auch der Tod nicht als natürliche Ereignisse angesehen werden, so bietet sich diesen Leuten ein großes Feld der Thätigkeit. Der vom Schicksal Betroffene will wissen, wer das Unglück angestiftet hat, und wendet sich nun an den Wahrsager, welcher sich zunächst Schläfen, Stirn, Mundwinkel und Brust mit Thon bestreicht, um damit anzudeuten, daß nicht er, sondern Hamba, der große Geist, jetzt reden werde.

Er versammelt dann die Freunde und nächsten Bekannten des Kranken oder Todten um sich und erklärt nach langen Präliminarien unter Gesang und Geklapper zuweilen, daß ein bereits Gestorbener der böse Zauberer sei.

Um diesen zu versöhnen, müssen nun an einen bestimmten Ort Geschenke oder Speisen gebracht werden, die vom bösen Geist über Nacht abgeholt werden sollen.

Nicht immer jedoch ist der Ausgang einer derartigen Consultation so harmlos. Oft nennt der Wahrsager eine lebende Person, die das Unglück verursacht haben soll und dann zum M'bambutrinken verurtheilt wird. Dieser Trank wird von dem Richter

(Kassange-Ka-M'bamba) aus der bittern Rinde des Erythrophlaeum zubereitet und dem Beschuldigten zum Trinken gegeben. Einige bekommen danach sofort Erbrechen und geben den Trank wieder von sich; dadurch ist ihre Unschuld erwiesen, und der Kläger muß nun oft eine große Entschädigung zahlen. Andere jedoch, nicht so kräftige Constitutionen, verfallen in Krämpfe und sterben, ein Beweis für alle, daß sie die Uebelthäter waren. Da der Kassange den Gifttrank selbst im geheimen zubereitet, so ist es nicht ausgeschlossen, daß er sich bei Ausübung seines unheimlichen Amtes oft durch persönliche Rücksichten beeinflussen läßt. Die Neger glauben sicher, daß ein sich unschuldig Fühlender ruhig M'bambu trinken könne, ohne zu sterben. So hatten wir eines Tages von Malange einen Ausflug gemacht und auf unserm Lagerplatz ein Messer vermißt. Wir glaubten anfangs, dasselbe sei von einem der zahlreichen Eingeborenen, die in unserer Nähe auf dem Boden hockten, gestohlen worden. Alle erklärten sich jedoch sofort, noch ehe wir die Beschuldigung ausgesprochen hatten, bereit, M'bambu zu trinken, um ihre Unschuld zu bezeugen. Selbstverständlich gingen wir nicht darauf ein und fanden auch nach genauerm Suchen das verlorene Messer.

Die von dem Medicinmann erworbenen Zaubermittel (Fetische) werden von den Besitzern sehr sorgsam gehütet und steigen besonders im Werthe, wenn ihre Herren in ihren Unternehmungen vom Glück begünstigt werden. In dankbarer Anerkennung wird dann jeder Erfolg dem mächtigen Fetisch zugeschrieben.

Häufig sieht man in der Nähe der Wohnungen eine Anzahl kleiner zierlicher Hütten oder Häuschen, in denen die Kitekas (Fetische) aufbewahrt werden. Da steht ein Hüttchen mit dem Zauber für Erhaltung der Gesundheit, dort ein anderes, welches der Ceres geweiht ist und den Besitzer vor Mangel an Lebensmitteln schützen soll. Maniok und Hirse sind in ihm niedergelegt. Nicht weit davon sehen wir ein Häuschen, in welchem Schädel und Gehörne des erlegten Wildes als Jagdtrophäen und glückverheißende Reliquien aufbewahrt werden. Eine andere kleine Hütte enthält den Fetisch, welcher einen reichen Kindersegen sichern soll. Auch auf das erfolgreiche Gelingen einer Handelsreise sind viele bedacht, indem sie einen kleinen Topf mit Wasser an ein Holzgerüst befestigen und bestimmte Pflanzen hineinlegen. Bevor der Besitzer seine Reise antritt, wäscht er sich mit dieser Flüssigkeit und glaubt nun, daß er wie ein gehörnter Siegfried gegen jeden Unfall gesichert sei.

Auch fehlen nicht die Penaten, gewöhnlich geschnitzte Holzfiguren, welche in der Wohnung selbst an einem besondern Platz aufbewahrt werden und in Abwesenheit des Besitzers Haus und Hof beschützen sollen. Außerdem werden noch kleine Schutzfetische (Schilu) in Form von geschnitzten Figuren oder kleinen Antilopenhörnern, die mit irgendeinem unkenntlichen Zauberbrei gefüllt sind, an einer Schnur um den Hals, seltener um die Hüften getragen.

Zu den Handlungen, die der Neger stets mit einem gewissen Ernst vorzunehmen pflegt, gehört die Begrüßung. Tritt er in den Kreis von seinesgleichen, so kauert er nieder, berührt zuerst den Boden, dann seine Brust mit den Handflächen und schlägt diese klatschend gegeneinander. Die Anwesenden erwidern den Gruß, indem sie ebenfalls gleichzeitig mehreremal in die Hände klatschen, erst laut, dann allmählich schwächer und schwächer. Ist ein Höherer anwesend, so küßt der Ankömmling außerdem noch im Anfang die Erde.

Hat er einen mächtigen Häuptling zu begrüßen, so beugt er sich vor diesem nieder, bringt durch Drehung seine rechte Schulter mit der Erde in Berührung, küßt den Boden und legt seine Handflächen auf die Brust. Die Kioque nehmen außerdem eine Hand voll Erde auf, welche sie je nach dem Range des Begrüßten niederfallen lassen oder auf der Brust verreiben. Die Hollo berühren, nachdem sie die Erde geküßt haben, dieselbe noch mit der Stirn. Beim Begegnen findet die Begrüßung dadurch statt, daß man dem Höhern in möglichst weitem Bogen aus dem Wege geht und dabei in die Hände klatscht. Die Massongo pflegen in geduckter Körperhaltung vorbeizuschleichen und mit den Fingern zu schnipsen. Trotz dieser formellen Begrüßungsceremonien scheint ein Abschiednehmen nirgendwo üblich zu sein.

Bei allen Stämmen war die Vielweiberei eingebürgert. Jeder Mann hat das Bestreben, sich so viele Frauen zu erwerben als möglich. Eine zahlreiche Familie sichert ihm eine einflußreiche Stellung unter seinen Stammesgenossen. Die Frauen besorgen den Haushalt und die Felder. Die Söhne sind seine Diener, gehen für ihn auf die Jagd und führen für ihn Krieg, während die Töchter durch Verheirathung ihm Gewinn einbringen. Je mehr Kinder eine Frau hat, um so theuerer ist sie daher ihrem Gatten. Die als Sklavinnen gekauften Frauen haben nicht die gleiche Stellung wie die eingeborenen. Sie können unter anderm beliebig verhandelt werden, letztere jedoch nicht. Uebrigens lassen weder die

einen noch die andern sich von dem Gatten etwa als willenlose Werkzeuge behandeln, sondern bewahren sich stets eine gewisse Selbständigkeit, ja man möchte glauben, daß die Behandlung und Stellung der Frauen vielfach eine bessere ist als in der Civilisation. Man hört z. B. nie davon, daß Frauen oder Kinder körperlich mishandelt wurden, wohl aber kam es vor, daß einige unserer Leute bedenklich unter der Herrschaft ihrer als Sklavinnen gekauften Frauen standen und von denselben sogar geprügelt wurden, ohne sich zur Wehr zu setzen.

Unser Dolmetscher Kaschawalla wurde von seinen Weibern vollständig tyrannisirt, und doch wagte er nicht, ihre fortwährenden Wünsche nach Perlen und bunten Zeugen abzuschlagen, sondern that vielmehr alles, um die Launen seiner Schönen zu befriedigen.

Tritt der Fall ein, daß der Gemahl einer seiner Frauen überdrüssig wird, so schickt er sie an ihren Vater oder Onkel mütterlicherseits zurück. Dieser sieht das nicht ungern, denn er hat von neuem Aussicht, mit seiner Schutzbefohlenen ein gutes Geschäft zu machen. Jedoch muß in diesem Falle und auch wenn der Gatte gestorben ist, die freie Wahl der Frau bei der Wiederverheirathung berücksichtigt werden. Bei der großen Ehrfurcht, welche die Familienglieder vor ihrem Versorger haben, bleibt aber dessen Entscheidung gewöhnlich maßgebend.

Während einige Stämme den Verkehr ihrer Frauen mit andern Männern mit dem Tode bestrafen, sehen andere darüber hinweg oder begünstigen ihn sogar, wenn er ihnen Nutzen einbringt. So schickten z. B. die Hollo ihre Frauen ins Lager, um dann später von den Verführten Strafentschädigung einzufordern.

Aus den lockern Banden der Ehe erklärt es sich, daß bei einzelnen Stämmen, z. B. den Bondo und Kalunda, stets die Söhne der ältesten Schwester und nicht die des Häuptlings selbst das Recht der Thronfolge haben.

Geht ein Häuptling mit seiner leiblichen Nichte eine Ehe ein, so werden deren Kinder denen seiner andern Frauen vorgezogen.

Mit Ueberschreiten des Kassai kommen wir zu Völkern, die in Sitten und Gebräuchen sich vielfach abweichend verhalten und ein erhöhtes ethnographisches Interesse beanspruchen.

Achtes Kapitel.

Das Volk der Baluba und die Anlage von Luluaburg.

Mukenge. — Umgebung. — Zustand der Station Mukenge. — Einzug. — Wißmann trifft Tschingenge wieder. — Berathung mit Kalamba. — Er will uns begleiten. — Luluaburg. — Kalamba's Besuch. — Mutullu. — Kischila. — Plan von Luluaburg. — Der Häuptling Tschinjama unser Unterthan. — Wolf's Aufgabe in Mukenge. — Wiederaufbau der Station Mukenge. — Ethnographische Aphorismen über die Baluba. — Mukanjanga und Mukenge. — Bürgerkrieg. — Staatswesen und Religion. — Riambatanz. — Fidi-Mukullu und Koëmbe. — Geistige Begabung der Baluba. — „Bena Mupongo!" — Tschipulumba. — Vielweiberei. — Familienleben. — Sklaverei. — Mukenge als Sklavenmarkt. — Sklavenausfuhr. — Sterblichkeit der Balubasklaven. — Kalamba als Herrscher, seine Schwester und sein Minister. — Sangula. — „Bantu, Moio!" — Tätowirung. — Geschichtliches über die Baluba. — Mischvolk. — Rechtsgefühl. — Kalamba's Politik. — Tschingenge wird durch Wißmann aus seiner Verbannung befreit. — Kalamba erhält Mutullu von Tschingenge. — Tschingenge's „Palast". — François bringt Kanoes den Lulua abwärts.

Mukenge, die Residenz des mächtigsten Balubahäuptlings Kalamba-Mukenge, liegt auf der Wasserscheide zwischen dem Mujau und Lulua und gewährt eine entzückende Fernsicht in die Thäler des Ndonge, Tschibascha, Kepe und Mikalaï, welche im Schmucke tropisch-üppiger Galeriewaldungen prangen. In der nächsten Nähe des Ortes liegen ausgedehnte Anpflanzungen von Mais, Hirse, Maniok, Erdnüssen u. s. w. Eine stattliche Rinderheerde, welche dem Häuptling gehört, weidet hirtenlos bald hier, bald dort.

Mukenge selbst zählt etwa 800 Hütten, die in Hausform zierlich aus Stroh geflochtene Wände und Dächer haben.

Jedoch bemerken wir auch etwa 10 große weißgetünchte Lehmhäuser, von denen das größte 20 m lang, 8 m breit und 6 m hoch der „Palast" des Häuptlings ist. Um denselben in weitem Kreise liegen innerhalb einer Umzäunung die kleinen Häuschen seiner oft



Die deutsche Station Mukenge (Pogge's Wohnhaus). S. 149.

nach Hunderten zählenden Frauen. Unter den übrigen Lehmhäusern, die zum Theil von den nächsten Verwandten Kalamba's bewohnt sind, erregt eins unsere besondere Aufmerksamkeit schon deshalb, weil es, dicht umgeben von elenden Hütten, auffallend verwahrlost und verfallen aussieht. Man vermißt die weiße Tünche an seinen Wänden. Das schadhafte Strohdach ist an einzelnen Stellen eingesunken und gewährt keinen Schutz mehr gegen Wind und Regen. Dies war das deutsche Stationsgebäude, welches Pogge im Jahre 1883 angelegt und bewohnt hatte! Nach seiner Abreise war es immer mehr dem Verfall entgegengegangen. Der Hofraum sowie die in der Umgebung von Pogge angelegten Culturen waren von Angolaleuten eingenommen, welche sich hier des Handels wegen aufhielten. Im Hause selbst, das aus zwei kleinen Räumen und einem Flur bestand, hatte sich ein schwarzer Schmied niedergelassen und durch seine Thätigkeit das Innere mit dichtem Ruß bedeckt.

Unser Einzug in Mukenge gestaltete sich sehr festlich. Auf der Kiota, dem freien Platze inmitten der Residenz, hatten sich Tausende angesammelt, um uns zu begrüßen. Unter ihnen befand sich auch der Häuptling Tschingenge, welcher überglücklich war, Wißmann wiederzusehen, der von allen Seiten umjubelt wurde.

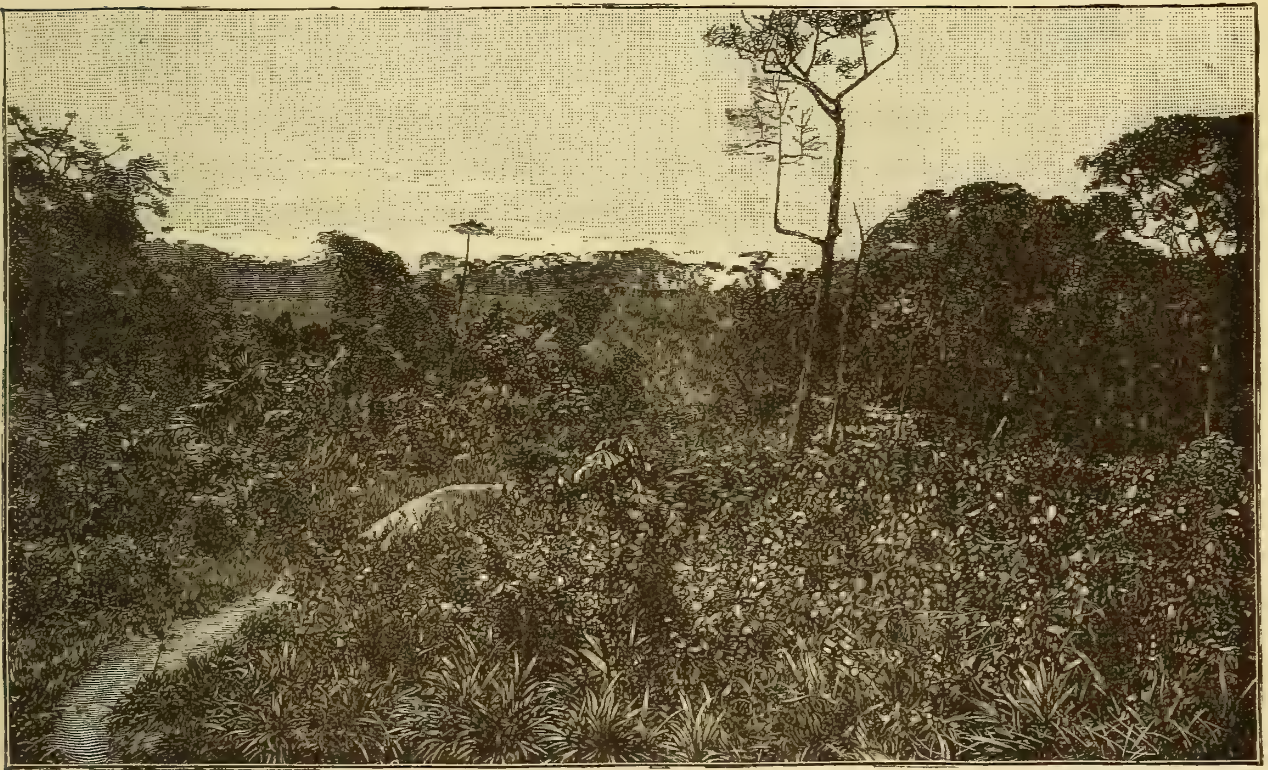
Als Pogge und Wißmann als die ersten Weißen das Land der Baluba im October 1881 betraten, waren die beiden Häuptlinge Kalamba und Tschingenge ebenso mächtige als feindliche Rivalen. Pogge blieb bei Kalamba-Mukenge, während Wißmann sein Lager in der 25 km östlich gelegenen Residenz Tschingenge's aufschlug. Inzwischen war aber Tschingenge von Kalamba unterworfen und befand sich bei unserer Ankunft als Gefangener in Mukenge. Mit freudiger Gewißheit erwartete er nun, daß Wißmann ihn befreien und ihm die frühere Machtstellung wieder verschaffen werde. Groß war das allseitige Erstaunen, daß Wißmann, den Kalamba vor drei Jahren mit seinen Getreuen bis Nyangwe begleitete und der dann von dort seinen Weg nach der Ostküste fortgesetzt hatte, nun von Westen zurückkehrte.

Nachdem die ersten Begrüßungsfeierlichkeiten möglichst lärmend unter dem Geknatter unzähliger Gewehrschüsse, unter Trommeln und Gejauchze vorüber waren, wurden Kalamba-Mukenge und seine Schwester Sangula, die in allen wichtigen Angelegenheiten eine einflußreiche, oft ausschlaggebende Stimme hat, von unsern weitern Absichten in Kenntniß gesetzt, nämlich, daß wir uns zunächst 10 km

nördlich von Mukenge am Lulua festsetzen und dort unsere Vorbereitungen für die Kassaireise treffen würden, wozu wir bestimmt auf ihre Theilnahme rechneten. Der Häuptling sah es ungern, daß wir unser Lager nicht in Mukenge selbst aufschlagen wollten; er erinnerte daran, daß auch Pogge bei ihm gewohnt und ein Haus gebaut habe, welches ja zu unserer Verfügung stände. Abgesehen davon, daß Mukenge als Station der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland erhalten bleiben sollte, empfahl es sich für unsere Expedition schon deshalb nicht, weil der Ort nicht am Flusse selbst gelegen war. Die Expedition mußte ferner bei Auswahl ihrer Operationsbasis darauf bedacht sein, daß dieselbe durch eine strategisch günstige Lage gegen etwaige Feindseligkeiten leicht zu vertheidigen sein würde. Hierauf mußten wir um so mehr Rücksicht nehmen, da die in Mukenge Handel treibenden Kioque und Bangala sich bereits als unsere Feinde erklärt hatten und die Eingeborenen gegen uns aufzureizen suchten. Die Bangala rühmten sich offen damit, daß sie in ihrem Lande einige zwanzig Weiße, welche sich dort festzusetzen versuchten, ungestraft ermordet und ausgeplündert hätten und daß die Weißen keineswegs so mächtig seien, als man glaube.

Zu dieser Behauptung waren die Bangala in gewisser Beziehung berechtigt, da die portugiesische Colonialregierung sie aus Schwäche nicht bestrafen konnte, sondern vielmehr mit ihnen einen schimpflichen Frieden geschlossen hatte. Da der erste und allmächtige Minister Kalamba-Mukenge's, Kokoba, ein Bangala war, so mußten wir um so mehr mit dem Einfluß der Bangala als einem wichtigen Factor rechnen und dementsprechend unsere Schutzmaßregeln treffen. Es galt daher, in möglichst günstiger Lage eine feste „Burg" zu bauen, welche wir auch mit unsern geringen Kräften gegen größere feindliche Massen im gegebenen Falle mit Aussicht auf Erfolg vertheidigen konnten. Um Kalamba und seine Unterthanen nicht mistrauisch zu machen, durften die wahren Beweggründe unsers Entschlusses nicht bekannt werden. Es fand sich auch leicht eine passende Erklärung für unsern Abzug. Wißmann machte dem Häuptling Vorwürfe, daß er die Wohnung und die Anlagen Pogge's so habe verfallen lassen; es sei ja unmöglich, in derselben zu leben, um so weniger, da wir so viele seien. Jedoch würde Wolf zurückkehren, um Haus und Hof wieder in Ordnung zu bringen und bei ihm zu bleiben. Dies beruhigte ihn, und er sowol als auch seine Schwester Sangula stellten ihre Begleitung

für die Kassaireise in Aussicht. Hierdurch war viel gewonnen! Unsere Angolaträger, die sich aus Furcht von vornherein geweigert hatten, die Weiterreise mit uns zu machen, wurden nun verhöhnt und verlacht, da sie weniger Muth zeigten als diese Wilden des Innern, über die sie sich sonst so erhaben dünkten. Die Folge war, daß bereits in den ersten Tagen sich einige meldeten und sagten: „Wenn Kalamba mit seinen Leuten mitgeht, dann wollen wir auch nicht zurückbleiben!“ Vorläufig traten wenigstens einige zwanzig für die Dauer eines Monats in den Dienst der Expedition.



Das Kepethal bei der Residenz Mukenge.

Am linken Ufer des Lulua, 10 km nördlich von Mukenge, wurde ein dominirender Hügel, der 70 m über dem Wasserspiegel des Flusses und 1200 m von diesem entfernt liegt, als Bauplatz für die Station Luluaburg ausgewählt. In wenigen Tagen entstanden geräumige, bienenkorbartige Grashütten für unsere einstweilige Unterkunft, sowie ein Lagerhaus für unsere Tauschwaaren und Gewehre. Der Häuptling Kalamba-Mukenge konnte vor Ungeduld kaum den Tag erwarten, an welchem wir seinen Besuch entgegennehmen wollten. Es wurden allerlei Vorbereitungen dazu getroffen. Einige unserer Leute waren mit rothem Fes und weißen

Matrosenjacken uniformirt, das von Herrn Krupp geschenkte Geschütz war aufgestellt und die Grashütte Wißmann's, mit Flaggen und Gewehren ausgeschmückt, als Empfangssalon hergerichtet.

Aus der Ferne wurde uns die Ankunft Kalamba's durch zahlreiche Gewehrschüsse angekündigt. Je näher der tausendköpfige Zug kam, um so stärker wurde das Gewehrgeknatter im wilden Durcheinander mit Trommeln und Gejauchze. Ein Vorläufer stellte sich alsbald ein, um das Nahen Kalamba's mitzutheilen und zugleich, daß es Zeit sei, dem mächtigen Häuptling den Mutullu, das Willkommengeschenk, zu schicken. Ehe dies nicht überreicht ist, pflegt Kalamba seine Hängematte, in der er unsichtbar den neugierigen Blicken liegt, nicht zu verlassen. Einige Ellen bunter Zeuge wurden ihm entgegengeschickt und bescheinigten ihm unsere freundschaftliche Gesinnung.

Nun näherte sich der Zug in raschem Tempo. Immer mehr schwoll die lärmende Menge bewaffneter, mit Federn geschmückter Krieger, Weiber, Mädchen und Kinder bunt durcheinander an. In der nächsten Umgebung Kalamba's befanden sich als hervorragende Persönlichkeiten sein „Minister" Kakoba, sein präsumtiver Nachfolger in der Herrschaft Kalamba-Muana und der Häuptling Tschingenge. Sangula, in der Hand einen Büschel grünen Hanfes, beschloß den Zug mit 15 singenden jungen Mädchen, welche Körbe und Kürbisschalen mit Maniokmehl, Hirsebier und Mais trugen. Vor der Wohnung Wißmann's machte der Zug halt. Die Frauen, Mädchen und Kinder begannen unter Gesang und Trommelbegleitung ihren Lieblingstanz, bei welchem Hüftbewegungen, bald vor- und rückwärts, bald drehend ausgeführt, ihre wilde Leidenschaft zum möglichst lebhaften Ausdruck bringen.

Kalamba verließ seine Hängematte, und alsbald hatten wir alle im Kreise unsere Plätze eingenommen, voller Spannung auf den Ausgang dieses Staatsbesuchs. Handelte es sich heute doch um Besprechung der Kassaireise und um die Entscheidung Kalamba's, ob wir auf seine Begleitung und Unterstützung rechnen durften oder nicht.

Günstig war für uns, daß Kalamba schwere Regierungssorgen hatte, da einige mächtige Häuptlinge sich weigerten, ihm Tribut zu zahlen, und er sich nicht stark genug fühlte, um die Widerspenstigen zum Gehorsam zu zwingen. Es lag ihm nun sehr viel daran, unsere Freundschaft und Unterstützung zu gewinnen und dadurch seinen Machteinfluß wieder zu stärken. Um unsern Freundschaftsbund zu besiegeln, hatte er sich auch bereit erklärt, mit uns „Kischila" zu

trinken, welches zur Blutsbrüderschaft verpflichtet. In Gegenwart der Betheiligten wurde zu diesem Zwecke statt des sonst üblichen Wassers von uns eine halbe Flasche Cognak erwärmt; in diese sollte jeder von uns und Kalamba nach der bestehenden Vorschrift einige Tropfen Blut fallen lassen, als Kalamba-Muana plötzlich in einer langen Rede Folgendes erklärte: „Wenn wir gegenseitig nach alter Sitte unser Blut trinken, wird das Volk sagen, wir seien keine Söhne des Riamba mehr, sondern blutdürstig geworden. Das Feuer ist die höchste Macht der Erde, und Riamba (Hanf) das einzige Mittel für Gesundheit und Leben! Wenn wir Kischila nun vom Feuer mit Riamba trinken, so ist dies unverbrüchlich. Wer es dann wagen wird, sein Wort zu brechen, der wird vom Feuer vertilgt werden, dem wird kein Feuer mehr brennen und leuchten und Riamba nicht mehr helfen. Ohne Feuer kann aber niemand das Eisen bearbeiten, ohne Eisen kann niemand seine Felder bebauen oder ein Haus errichten, ohne Riamba kann kein Mensch auf Erden leben, somit muß sich jeder hüten, das Feuer und Riamba durch seinen Wortbruch zu erzürnen!"

Wir gingen gern auf diesen Vorschlag ein, mit dem sich auch Kalamba und Sangula einverstanden erklärten. Letztere als Riamba-priesterin streute dann selbst einige Hanfkörner in den kochenden Cognak, von welchem jeder von uns und den anwesenden höchsten Häuptlingen trank. Kalamba's Schicksal war nun an das unserige gekettet. Er selbst, seine Schwester Sangula, sowie Tschingenge und mehrere Häuptlinge wollten uns mit großem Gefolge auf unsern weitern Reisen begleiten, und so konnten wir denn mit einiger Ruhe der nächsten Zukunft entgegensehen.

Luluaburg sollte inzwischen nach umstehendem Plan zu einer befestigten Station ausgebaut, statt der Grashütten mußten Lehmhäuser und ein Lagerhaus errichtet und Culturanlagen geschaffen werden. Der Häuptling Tschinjama, ein Vetter Kalamba's, baute sich auf einem benachbarten Hügel an, wodurch er mit seinen Unterthanen zu uns in ein abhängiges Verhältniß trat. Wolf begab sich allein mit einigen Leuten nach Mukenge zurück, um Kalamba immer wieder an sein Reiseversprechen zu erinnern, dem feindseligen Einfluß der Kioque und Bangala entgegenzuarbeiten und Pogge's Haus und ursprüngliche Anlagen für die Afrikanische Gesellschaft in Berlin wieder einzurichten.

Die Baluba, deren Land Pogge und Wißmann zuerst mit dem

Ueberschreiten des Kassai betreten hatten, waren dazu berufen, in der Forschungsgeschichte Afrikas eine außergewöhnlich hervorragende Rolle zu spielen. Bis vor etwa 15 Jahren hielten sie sich streng



Grundriß der Station Luluaburg. (v. François.)

a Pavillon; b Badehaus; c Wachthaus; d Haus für meteorologische Beobachtungen mit Sonnenuhr und Flagge; e Waarenhaus mit Speise-, Waffen- und Geschirrkammer; f Wohnhaus für Offiziere; g Küche und Vorrathskammer; h Arbeitsschuppen; i Speicher; k Hühnerstall mit Taubenschlag; l Gemüsegarten; m Stall für Schweine, Rinder, Ziegen und Schafe; n Kaserne; o Wohnung für Dolmetscher; p Wohnung für Handwerker.
c feuersicher eingedeckt; b, c, e, f, g, i, k, n, o, p haben eine $\frac{3}{4}$ Fuß starke Lehmwand.

abgeschlossen von ihren Nachbarvölkern. Unbestimmte Gerüchte über ihre Wildheit und ihren Kannibalismus waren über den Kassai nach Westen gedrungen. Erst in den letzten Jahren wurden sie als Tuschilange bezeichnet; sie waren mit den Kioque aus dem Lundareiche und den Bangala vom Kuango in freundschaftlichen Handelsverkehr getreten.

Diesen Wendepunkt hatte der jetzige Häuptling Kalamba-Mukenge herbeigeführt.

Als er sich vor etwa 15 Jahren, damals noch unbedeutend und ohne Einfluß in seinem Lande, eines Tages mit Pfeil und Bogen auf einen Jagdzug nach Westen begab, hörte er plötzlich den ihm noch unbekannten Knall eines Gewehrs. Nachdem er sich von seinem ersten Schrecken erholt hatte, ging er vorsichtig dem Schusse nach und sah sich einem Jäger gegenüber, der neben einem erlegten Elefanten stand. Dieser, der Kioquehäuptling Mukanjanga, hatte unbekümmert um die Entfernung das von ihm bereits verwundete Thier bis über den Kassai verfolgt und demselben in den Balubawäldern soeben den tödlichen Schuß gegeben. Kalamba, welcher damals nur den Namen Mukenge führte, konnte sich kaum vor Erstaunen fassen, als er diese Wirkung des Feuerrohrs sah. Ihm kam alles dieses übernatürlich vor. Der schlaue Kioquehäuptling aber gab sich für einen mächtigen Zauberer aus und erzählte Wunderdinge von der Macht seines rothbemalten Steinschloßgewehrs. Mukenge nahm ihn mit in sein Dorf, berichtete, was er gehört und gesehen, und begrüßte den Kioquehäuptling als seinen längst verstorbenen Vater. Seitdem nämlich das Hanfrauchen als Cultus bei den Baluba zuerst durch den östlich vom Muansangomma wohnenden Häuptling Muamba-Putu eingeführt ist, soll sich auch der Glaube an eine Art Seelenwanderung ausgebildet haben. So wurden auch bekanntlich Pogge und Wißmann bei ihrer Ankunft als früher verstorbene Häuptlinge begrüßt und mit den Namen Kassongo und Kabassu-Babu belegt. Kassongo war der Bruder und Vorgänger Kalamba's und auf einer Reise zu den Kioque gestorben, und Kabassu-Babu, ein mächtiger Häuptling der Bakua-Tschirimba und Gemahl der Sangula-Meta, auf einer Büffeljagd verunglückt.

Mit Mukanjanga und seinen Landsleuten wurde nun ein mächtiger Freundschaftsbund geschlossen. Mukenge nahm den bei den Kioque üblichen Häuptlingstitel Kalamba an und strebte danach, für Elfenbein und Sklaven möglichst viele Gewehre und Pulver

einzuhandeln. Pfeil und Bogen wurden verboten. Ein jeder sollte sich mit einem Gewehr versehen, wofür der Mann, wenn er kein Elfenbein hatte, seine Frauen und Kinder als Preis zahlte. Nach den Kioque kamen die Bangala, um ebenfalls Zwischenhandel zu treiben, dann einige Ambakisten und mit diesen die ersten Weißen Pogge und Wißmann.

Wenige Jahre vor deren Eintreffen hatte ein blutiger Bürgerkrieg unter den Baluba gewüthet. Die Alten waren nicht damit einverstanden, daß die Nachbarvölker zu ihnen kommen sollten, und wurden schließlich theils getödtet, theils vertrieben. Es gab dann einzelne entfernt liegende Ortschaften, in denen nun diese geflüchteten betagten Männer und Frauen lebten.

Nach diesem Kriege war die Macht Kalamba-Mukenge's immer mehr gewachsen. Er hatte sich die benachbarten Häuptlinge unterworfen und tributpflichtig gemacht, und strebte danach, sein neubegründetes Reich auch im Innern zu befestigen und lebensfähig zu machen. Rechtliche Grenzen zwischen Mein und Dein wurden gezogen, Mord mit dem Tode bestraft, fremde Händler sollten in Lubuku, d. h. Land der Freundschaft, wie das Reich Kalamba's genannt wurde, frei und ungehindert verkehren dürfen.

Mit Gewalt wurde nun der von Osten eingeführte Riambacultus, welcher in Sangula-Meta, der Schwester Kalamba's, seine eifrigste Priesterin fand, verbreitet. Sie sowol als ihr ebenfalls geistig hochstehender Bruder hatten die Ueberzeugung gewonnen, daß eine Art Staatsreligion das beste Mittel sein würde, um die wilden, zügellosen Baluba, welche bis dahin an keinerlei Ordnung gewöhnt waren, zu vereinigen und zusammenzuhalten. Die alten Fetische und Zaubermittel wurden auf Befehl Kalamba's zerstört und öffentlich verbrannt. An ihre Stelle sollte Riamba (Hanf) als Universalzauber- und Schutzmittel gegen alle Unbilden treten und ein geheiligtes Symbol des Friedens und der Freundschaft werden.

Die Anhänger Kalamba's nennen sich daher auch Bena-Riamba, d. h. Söhne des Hanfs, und begrüßen sich gegenseitig mit „Moio", was Leben und Gesundheit bedeutet. Das Hanfrauchen ist ihnen zur Pflicht gemacht. Alle Feste werden mit Riambarauchen gefeiert, bei der Riambapfeife, die gewöhnlich aus einem großen Flaschenkürbis angefertigt ist und nicht selten 1 m Umfang mißt, werden Freundschaftsbündnisse geschlossen und die wichtigsten Geschäfte abgewickelt. Hat jemand sich eines Vergehens schuldig gemacht, so

wird er zu einer bestimmten Anzahl Pfeifen Hanf verurtheilt, die er unter Aufsicht oft bis zur Bewußtlosigkeit rauchen muß.

Die Riambapfeife begleitet den Mann auf Reisen und in den Krieg. Ist er ermüdet, abgespannt und hungerig, so genügen einige Züge aus derselben, um ihn zu erneuter Thätigkeit anzufachen. An jedem Abend vereinigen sich die Männer auf der Kiota, dem Hauptplatze inmitten der Ortschaft, um Hanf zu rauchen, und auch die Stille der Nacht wird gewöhnlich von den spastischen Hustenanfällen eifriger Riambaraucher unangenehm unterbrochen.

Wenn auch das mäßige Rauchen des Hanfes schon vor dem Riambacultus bekannt war, so ist es doch durch denselben zu der rasenden Leidenschaft ausgeartet, mit welcher es jetzt betrieben wird und die der Mehrzahl eines hochstehenden Volkes ein frühzeitiges Grab gräbt. Ein eifriger Hanfraucher ist oft bereits in seinen besten Jahren lungenkrank, und die Schwindsucht fordert unter den Bena-Riamba zahlreiche Opfer.

Eine besondere Bedeutung hat auch der Riambatanz, der nicht allein bei allen festlichen Gelegenheiten, auf Kriegszügen, sondern auch fast täglich zur Unterhaltung und um den religiösen Eifer zu zeigen, bis zur Erschöpfung getanzt und bei welchem Hanf geraucht wird. Zur Zeit des Vollmondes wird während der Nacht ebenfalls ein derartiger Festtanz veranstaltet, damit die Feldfrüchte gedeihen mögen. Auch wenn der Häuptling besondere Kriegspläne oder Wünsche hat, läßt er Riamba tanzen. Nach dem Takte großer Trommeln, die mit den Handflächen geschlagen werden, entwickeln beide Geschlechter in allen Körper-, besonders aber den Hüft- und Schultergelenken, eine geradezu erstaunliche Beweglichkeit.

Während die erhobenen Arme sich fortwährend flatternd bewegen, werden Oberschenkel- und Unterleibsmuskeln so in Thätigkeit versetzt, daß An- und Abspannung derselben unmittelbar ineinander überzugehen scheinen. Bald produciren sich gewandte Solotänzer und -Tänzerinnen, bald tanzen aber auch alle zugleich in wildem chaotischen Durcheinander, bis ein Zustand wüster Raserei eintritt.

Gesänge ohne musikalische Basis, die sich nur zwischen wenigen Tönen bewegen und sich infolge ihrer unbestimmten Tonfolge kaum wiedergeben lassen, oft auch nur unartikulirte Laute, dienen zur Begleitung. Ein derartiger Riambatanz, besonders wie er fast allnächtlich in der Nähe des üblichen großen Holzfeuers auf der Kiota

zu Mukenge aufgeführt wird, macht den Eindruck, als ob alle bösen Geister der Unterwelt sich hier gesellig vereinigt hätten.

Die Baluba scheinen durchweg das Bewußtsein zu haben, daß ein höheres Wesen, ein guter Geist (Fidi-Mukullu), ihre Geschicke bestimme und ein böser Geist (Koëmbe) ihnen zu schaden suche. Von beiden können sie sich keine Vorstellung machen, auch konnte eine Erklärung für die Benennung Fidi und Koëmbe nicht gegeben werden. Da sie jedoch das Alter des guten Geistes nicht bestimmen können, nennen sie ihn Mukullu, d. h. alt.

Der Glaube an eine Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen nach dem Tode ist ebenfalls vorhanden. So sollen die Guten, sobald sie gestorben sind, gleich als hervorragende Persönlichkeiten oder gar Häuptlinge zurückkehren, während die Bösen erst

Baluba-Gesang.

Andante.

Mo - i - jé ma - - ma ja - me. Mo-

i - jé; tam - bu, ke - nu mo - ie.

von Fidi-Mukullu Strafen erhalten, ehe sie dem Leben auf der Erde wiedergegeben werden.

Für die geistige Ueberlegenheit der Baluba über alle bis dahin berührten Negerstämme, sogar die Angola, spricht, daß sie für alles ihnen Unbekannte eine Erklärung wünschen.

Manche unter ihnen, besonders Kalamba-Muana, der Stiefsohn und Thronfolger Kalamba's, stellten wiederholt Fragen über den Tod, das Jenseits und die Seele. Oft saß Kalamba-Muana stundenlang und lauschte unermüdlich den versuchten Erklärungen. Die Schlußfrage war dann gewöhnlich: „Woher weißt du das?“

Die Baluba sind ein Volk, das wie wol kaum ein anderes in Afrika ein dankbares Feld für Missionare bieten würde.

Sie pflegen dem Weißen mit unbegrenztem Vertrauen und Wißbegierde entgegenzukommen, während man gewöhnlich bei andern Negerstämmen das Gegentheil beobachtet.

Wenn auch Kalamba den Besitz der alten Kriegs- und Hausgötter, sowie anderer Fetische streng verboten hat, ist er doch nicht frei von einer gewissen Scheu vor ihnen, besonders vor denjenigen, die in den Händen seiner Feinde sind. Er ebenso wie seine Baluba suchen nach greifbaren, concreten Gegenständen, die sie mit den räthselhaften, unberechenbaren Wechselerscheinungen des menschlichen Daseins in Zusammenhang bringen. Daher der noch tiefeingewurzelte Glaube an die Macht der Fetische.


Stuhl mit Fetisch.

Alle bösen Menschen nennen sie „Bena mupongo“ (Bena: Söhne, mupongo: schlecht). Auch die Stelzvögel, besonders Störche und Riesenkraniche, sind den Bena-Riamba eigenthümlicherweise als Unglücksboten unheimlich. Kommen diese einzeln oder gar ein Zug derselben in Sicht, so laufen Männer, Frauen und Kinder zusammen, rufen: „Bena mupongo! Bena mupongo!“ und blasen dabei in die mächtigen Riambapfeifen, um so durch die Macht des Hanfes den bösen Einfluß der Vögel unschädlich zu machen.

Hat Kalamba sich einen feindlichen Häuptling, Tschipulumba, wie alle Nichtanhänger des Riambacultus genannt werden, unterworfen, so nimmt er ihm zunächst seine Fetische und läßt sie öffentlich verbrennen. Erst dann fühlt er sich beruhigt und erfolgt die Aufnahme des Tschipulumba in den Kreis der Bena-Riamba. Zu den Aufnahmeceremonien gehört auch, daß der Neubekehrte eine öffentliche Beichte über alle seine Vergehen ablegt. Ist dieses geschehen, dann wird ihm als Strafe wässeriger Pfefferextract in jeden innern Augenwinkel geträufelt, infolge dessen er oft wochenlang an heftigem Bindehautkatarrh leidet.

Die Vielweiberei ist allgemein. Der Mann ist berechtigt, eine beliebige Anzahl Frauen zu nehmen, vorausgesetzt, daß er den Kaufpreis dafür bezahlen kann. Doch wird vielfach zwischen freigeborenen Töchtern des Landes (Dibaka) und den eingeführten Sklavinnen unterschieden. Eine der Dibaka wird mit der Autorität über die

andern Frauen betraut und Muadi genannt. Streitigkeiten unter den vielen Gattinnen selbst sind äußerst selten, dagegen hat der alleinstehende Gemahl zuweilen unter der erdrückenden Majorität zu leiden.

Im allgemeinen scheint jedoch das Familienleben ein glückliches und zufriedenes zu sein. Ueberall herrscht Frohsinn und Sorglosigkeit! Der Mann baut die Hütte, geht auf die Jagd und raucht Riamba, die Frauen dagegen besorgen alle Feld- und Hausarbeiten, wobei sie sich jedoch niemals überanstrengen.

Auf Handelsreisen und Kriegszügen sind die Baluba stets von einer Anzahl Frauen, gewöhnlich den jüngsten und kräftigsten, begleitet. Diese tragen die Kochgeräthe, rauben unterwegs Lebensmittel und besorgen im Lager die Küche. Der Mann dagegen trägt nur seine Waffen und die Riambapfeife. Trotzdem, daß Frauen und Kinder verkauft und als Tribut an den Häuptling gezahlt werden, fehlt es nicht an rührenden Beispielen von Eltern- und Geschwisterliebe. Den Baluba ist ebenso wenig die Liebe als auch die Eifersucht fremd.

Im allgemeinen macht das weibliche Geschlecht, wol infolge des mäßigen Hanfrauchens, einen kräftigern und gesündern Eindruck als das männliche.

Den Sklaven fällt wie den Frauen ein Theil der Feldarbeit zu, doch werden auch sie niemals über ihre Kräfte angestrengt. Sie erfreuen sich einer guten, milden Behandlung und theilen mit ihrem Herrn die gleichen Mahlzeiten. Der Muluba (Singular von Baluba) hat nur das Bestreben, eine große Anzahl Frauen und Sklaven zu besitzen, weil dadurch sein Ansehen bedingt ist und steigt. Letztere zu schweren Arbeiten heranzuziehen, liegt ihm fern, und eine schlechte Behandlung derselben würde ihn in den Augen seiner Landsleute selbst herabsetzen. Doch schwebt stets wie ein Damoklesschwert die Gefahr über dem Haupte der Frauen, Kinder und Sklaven, außer Landes verkauft zu werden. Der Besitzer kann von diesem Recht Gebrauch machen, und die Gier nach Gewehren, Pulver und schönen Sachen treibt ihn leider oft dazu.

Ehe er jedoch seine Frau und Kinder verkauft, pflegt er seine moralischen Bedenken, die ihm keineswegs fremd sind, durch starkes Riambarauchen zu ersticken. Die erwachsenen Söhne sind selbständig und können nicht vom Vater verkauft werden, dagegen ist für eine heirathsfähige Tochter der gewöhnliche Preis ein Steinschloßgewehr

oder 10 m Kattun. Ein kräftiger Sklave gilt nur etwa 16 m Kattun oder $2^1/_2$ Pfd. Pulver, und Kinder je nach dem Alter weniger. Doch bereits einige Tagereisen östlich und südlich von Mukenge sind die Preise erheblich niedriger, und bei den östlichen Baluba werden erwachsene Sklaven gewöhnlich mit 2—4 m Kattun bezahlt. Der Menschenhandel steht in diesem Theile Centralafrikas noch in seiner vollsten Blüte, und Mukenge selbst ist der bedeutendste Sklavenmarkt. Vornehmlich sind es Kioque, Bangala und Ambakisten, welche



Dorfscene in Lubuku.

denselben von hier aus lebhaft nach der Küste zu betreiben und Tausende jährlich über den Kassai nach Westen führen.

Werden die Menschen von den Kioque gekauft, so ist ihr Los ein bei weitem besseres als wenn sie in die Hände der Bangala fallen. Bei den erstern verbleiben sie gewöhnlich, ohne weiter veräußert zu werden, während letztere einen lebhaften Zwischenhandel mit Sklaven nach den Pflanzungen in Angola betreiben und sie außerdem grausam behandeln.

Erfahrungsgemäß pflegen von den Baluba, die nach Angola ausgeführt werden, fast alle Männer in kurzer Zeit zu sterben, während junge Mädchen und Frauen, sowie kräftige Kinder das

Küstenklima verhältnißmäßig gut vertragen. In der Nähe von Malange hatte ein Plantagenbesitzer innerhalb eines Jahres alle seine männlichen Balubasklaven (84) mit Ausnahme eines einzigen durch den Tod verloren. Die meisten von ihnen sollen an Lungenkrankheiten gestorben sein, da sie die schroffen Uebergänge des wechselvollen Küstenklimas nicht vertragen konnten.

Im Gegensatz zu den Baluba befinden sich die Kalundasklaven in Angola wohl und sind als kräftige Arbeiter sehr gesucht. Die



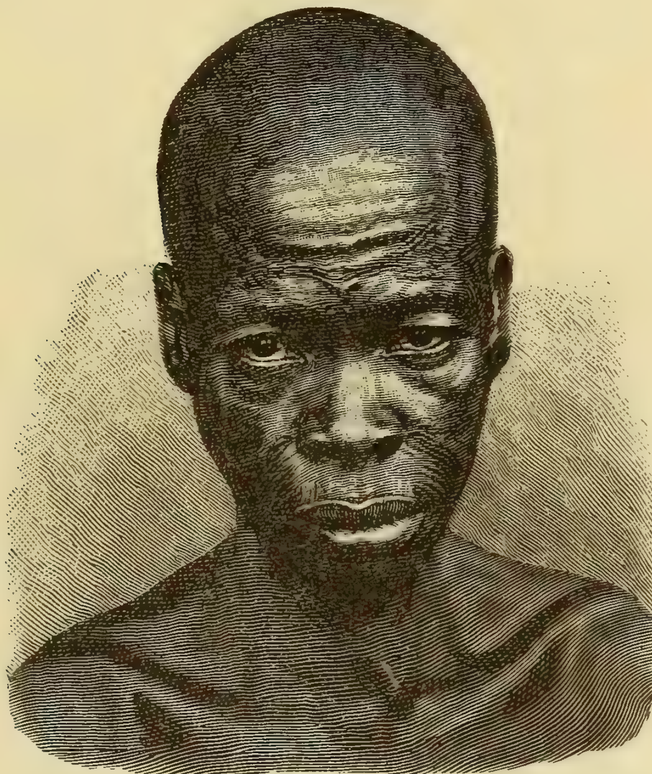
Sangula=Meta.

Erklärung hierfür mag vielleicht in der Gleichmäßigkeit des Lunda- und Angolaklimas begründet sein. In beiden Gebieten scheinen ähnliche schroffe klimatische Uebergänge zu bestehen. Nach den neuern Beobachtungen Wißmann's* betrug auf dessen Reise von Mukenge südöstlich im Juni und Juli 1886 schon bei 6,30° südl. Br. relativ das Minimum 6 und 7° C., während wir in Luluaburg 1885 als niedrigste Jahrestemperatur 12,8 und 1886 14,2° C. hatten.

* Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland (1887), XIV, Heft 4, S. 222.

Wenn bereits so wenig südlich von Mukenge andere klimatische Verhältnisse, eine ärmere Vegetation und Fauna vorkommen, so liefert uns dies wiederum den Beweis, wie vorsichtig der Reisende in Afrika mit seinem Urtheil über Gegenden sein muß, von denen er vielleicht gehört, die er aber nicht selbst aus eigener Anschauung kennen gelernt hat.

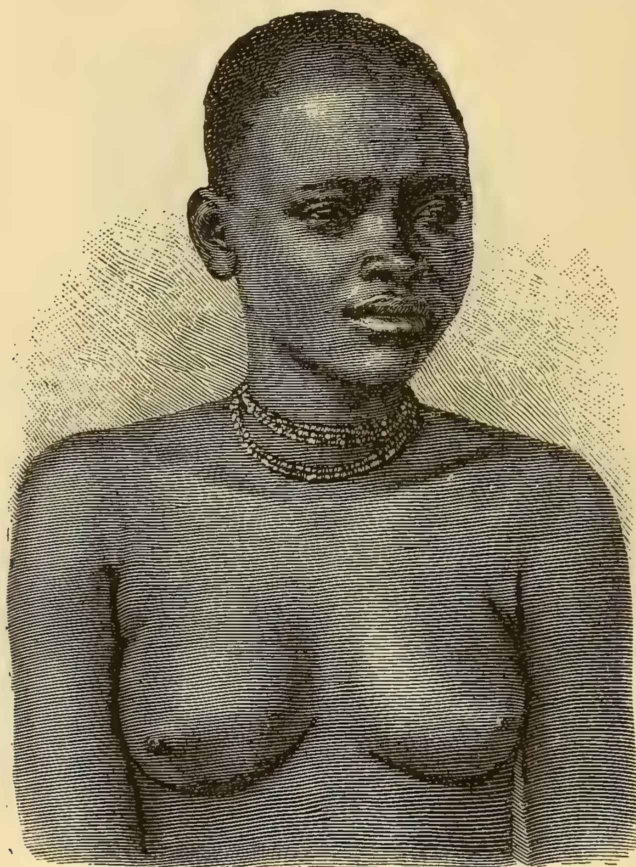
Kalamba läßt sich den üblichen Tribut von den verschiedenen Häuptlingen in Sklaven, Elfenbein, Gummi und Lebensmitteln entrichten. Er nimmt mit Vorliebe junge Mädchen, die theils in seinen



Muluba.

eigenen Harem wandern, theils von ihm an treuergebene Krieger geschenkt, oder auch als Sklavinnen wieder verkauft werden. Im allgemeinen ist seine Regierung eine sehr milde. Kalamba, eine große, stattliche Erscheinung von etwa 56 Jahren, neigt keineswegs zu Grausamkeiten. Er ist gutmüthig und langsam in seinen Entschlüssen, besonders wenn er Strafen bestimmen soll. Daher wird ihm vielfach vorgeworfen, daß er sich keine Autorität zu verschaffen wisse und manche böse Handlung ungestraft hingehen lasse. Wol aus diesem Grunde hatte sich vor einigen Jahren eine Umsturzpartei gebildet, die sogar unter seinen nächsten Verwandten ihre Anhänger fand.

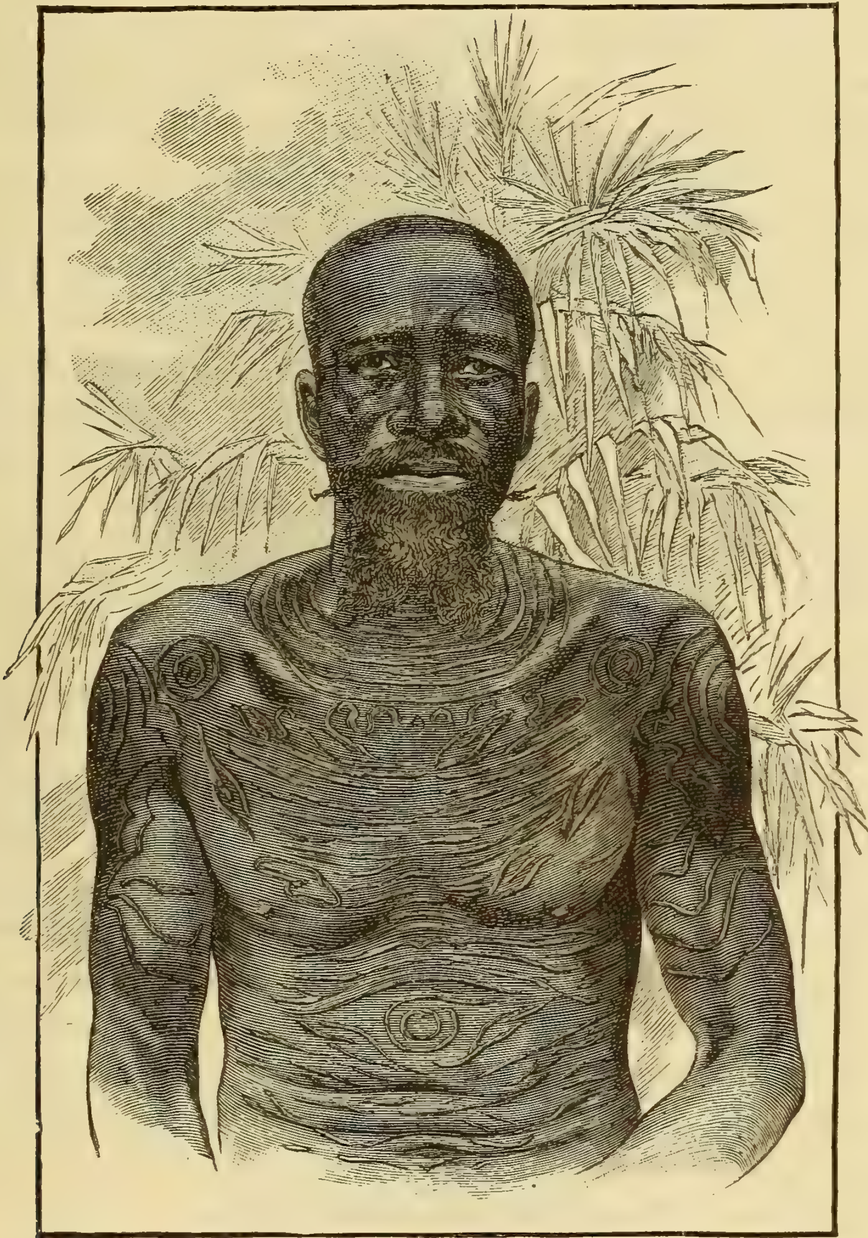
Nur mit Mühe entging Kalamba damals selbst dem Tode, während sein Bruder Dibue-Tossele ermordet und seine Schwester Meta schwer verwundet wurde. Eine Bangalakaravane trat für Kalamba gegen die Aufrührer ein, sodaß diese sich schließlich durch die Flucht retteten, aber nach einiger Zeit ungestraft zurückkehren durften. Meta nahm, als sie von ihrer Wunde genesen war, den Namen Sangula, d. h. die Wiederauferstandene, die Gerettete, an. Ihr geschwisterliches Verhältniß zu Kalamba ist ein wahrhaft rührend



Balubamädchen.

anhängliches, und sie begleitet ihn auf allen seinen Kriegszügen. Das Gefühl der Furcht ist ihr fremd, und sie tritt oft mit einem Büschel grünen Hanfes in der Hand unbewaffnet den Feinden entgegen, um eine drohende Anrede zu halten. Scheint diese keinen Eindruck zu machen, so sucht sie durch heftige Gesten und plötzliches Ablegen ihres einzigen Hüfttuches dem Gegner ihre Verachtung zu zeigen und ihre Krieger zum Kampfe anzufeuern. Auf alle Entschließungen ihres Bruders, auf die äußere und innere Politik übt Sangula den mächtigsten Einfluß aus; ohne sie wird kein Beschluß von irgendwelcher Bedeutung gefaßt. Da sie unsere ergebene Freun-

din war, ist sie uns von unberechenbarem Nutzen gewesen. Bei den wichtigsten Staats- und Strafverhandlungen nimmt sonst ein jeder, auch der jüngste, sich oft die Freiheit, Kalamba zu widersprechen.



Kalamba-Mukenge.

Eine weitere sehr wichtige Persönlichkeit ist Kakoba, ein eingewanderter Bangala, der durch schlaues und verschlagenes Wesen sich den Posten eines allmächtigen Ministers erworben und sich Kalamba unentbehrlich gemacht hat. Der muthmaßliche Nachfolger Kalamba's ist sein Stiefsohn Kalamba-Muana, ein energischer und geistig hochstehender, etwa 30 Jahre alter Muluba.

Kalamba selbst ist der höchste Richter. Alle Streitigkeiten werden durch ihn endgültig entschieden. Leichte und schwere Vergehen werden durch Riambarauchen bestraft. Die Anzahl der Pfeifen wird nach der Höhe der Strafe bemessen und hat in besondern, aber seltenen Fällen den Tod des Verurtheilten zur Folge. Alle Befehle und Verhandlungen werden mit einem „Moio!“ als Begrüßungswort eingeleitet. Bei besonders feierlichen Veranlassungen und auf dem Marsche tritt der Häuptling gewöhnlich unbekleidet des Nachts aus seiner Hütte ins Freie an ein großes Feuer, das in den Dörfern und auch im Lager fortwährend unterhalten wird, und ruft so oft „Bantu, Moio!“ (Bantu = Leute; Plural vom Singular muntu), bis er die Aufmerksamkeit aller auf sich gezogen hat und auch die etwa Schlafenden aufgewacht sind. Dann erzählt er in abgerissenen Sätzen, was er sagen will, und jedes seiner Worte wird von der Menge nachgesprochen. Den Schluß bildet dann ein langgezogenes „tōh-polāh“, d. h. ich habe ausgesprochen.

Auf diese Weise werden auch auf Kriegszügen in der Regel nach Mitternacht alle Befehle für den folgenden Tag mit einem „Bantu, Moio!“ bekannt gegeben.

Der übliche Mangel an Bekleidung wird bei den Baluba durch eine auffallend kunstvolle Tätowirung ersetzt, die in Afrika bisjetzt noch nicht ihresgleichen gefunden hat und in der kunstvollen Ausführung ihrer verschiedenen Muster an die der Neuseeländer erinnert. Bald sind es wellige Linien, bald punktförmige Erhabenheiten, bald schwungvolle Arabesken, die den ganzen Körper mit Ausnahme der Schienbeine, Rückseite der Unterarme, Hände, Füße und der weiblichen Brüste schmücken. Nicht immer sind diese hieroglyphenähnlichen Zeichen gleichmäßig und untereinander symmetrisch, aber man kann überall das Bestreben erkennen, die Muster den Körperformen anzuschmiegen. Concentrische Kreise, Rhomben und Spiralen wechseln mit offenen Winkeln und erhabenen Punkten.

Auch die Tätowirungen sind der Mode unterworfen, und man kann unter den westlichen Baluba drei verschiedene Arten unterscheiden. Die ältesten Leute haben concentrische Kreise, Punkte, Verticalstriche, offene Winkel und mäandrische Linien. Die Altersklasse 25—45 Jahre ist bestrebt gewesen, vornehmlich durch kunstvolle Arabesken die Haut zu verzieren, während die jüngern Jahrgänge der Bena-Riamba bereits Tätowirungszeichen von den Bangala entlehnt haben und diese gewöhnlich nur an der Stirn anbringen.



Tätowirung eines Muluba.

S. 166.

Bei den Kindern wird in der Regel gar keine Tätowirung mehr vorgenommen, und es werden daher nach einigen Jahrzehnten die echt tätowirten Baluba zu den Seltenheiten gehören und allmählich verschwinden.

Besonders geschickte Personen pflegen die Tätowirungen in der Weise vorzunehmen, daß sie in die Schnittwunden zerriebene Holzkohle streuen, um so ein schärferes Hervortreten der einzelnen Muster zu erzielen. Die Tätowirung der östlichen Baluba ist eine andere als die der westlichen, und unter diesen waren es in erster Linie die Bena-Riamba, welche dieselbe in der höchstentwickelten Kunstfertigkeit auf ihrem Körper zum Ausdruck brachten. Vereinzelt findet man auch in Mukenge die weiter östlich verbreitete Sitte, die obern und untern Schneidezähne spitzzufeilen.



Aeltere Tätowirung.

Die Haartrachten sind bei den Baluba im allgemeinen, ähnlich wie bei vielen andern Negerstämmen, sehr verschieden und möglichst phantastisch, doch machen die Bena-Riamba hiervon eine Ausnahme, da sie alle das Haar gleichmäßig kurzgeschnitten tragen oder sogar den Kopf rasiren.

Aus der Geschichte der westlichen Baluba, von denen wir zuerst als Tuschilange und Baschilange gehört haben, ist durch mündliche Ueberlieferung erhalten geblieben, daß ihre Einwanderung in die jetzigen Sitze bis an den Kassai aus Südosten stattgefunden hat. Die Häuptlinge Kataua, Kapuku-Muluba und Kanjoka hatten ihre Wohnsitze dort, verdrängt von ihren südlichen Nachbarn, verlassen müssen und waren nach Norden aufgebrochen.

Am Lulua stießen sie auf den mächtigen Häuptling Kalombue, mit dem sie einen Freundschaftsbund schlossen und der zur Besiegelung desselben dem Kataua seine Tochter als Frau gab.

Ein Häuptling Mukuakalembe-Andaii wurde von den Eroberern besiegt und die eingeborene Bevölkerung unterworfen.

Mit Gewalt drangen die Baluba allmählich bis an den Kassai vor. Es trat eine Zersplitterung in viele kleine unabhängige Stämme ein, von denen jeder seinen eigenen Häuptling hatte, bis es dann endlich Kalamba-Mukenge durch Einführung des Riambacultus und das Bündniß mit den Kioque gelang, sich ein größeres einheitliches Reich zu schaffen. Sonst läßt sich der rechtliche Machtbereich eines Häuptlings schwer bestimmen; derselbe wechselt unausgesetzt und oft sehr schnell. Die Häuptlinge rechnen zu ihren Unterthanen alle diejenigen, von denen sie Tribut erhalten oder einziehen. Wer sich als der Stärkere fühlt, fordert auch von denen Abgaben, welche bis dahin keine bezahlt haben. Im nächsten Jahre aber schon kann infolge veränderter Machtverhältnisse der bisherige Tributzahler Abgaben von seinem frühern Gebieter verlangen. Es gibt zwar zeitweise Persönlichkeiten, die sich ein großes Gebiet unterthänig gemacht haben und durch blutiges Regiment lange Zeit ihre Hoheit behaupten; es würde aber falsch sein, wenn man ihre Herrschaftsverhältnisse mit denen unserer Fürsten und Könige vergleichen wollte. Das Besitzthum schwankt unausgesetzt, und in der Regel stehen alle über den Umkreis von einigen Meilen von den Hauptstädten abgelegenen Ortschaften außer Verbindung mit diesen und geben nur dann ihren Tribut, wenn der Mächtigere sie auf einem Raubzuge berührt, oder sie seine Nähe fürchten.

Die Vorfahren der jetzigen Baluba werden mit Bestimmtheit als Anthropophagen bezeichnet, und die südlichen Stämme unter Katende sollen noch heutzutage dem Kannibalismus ergeben sein.

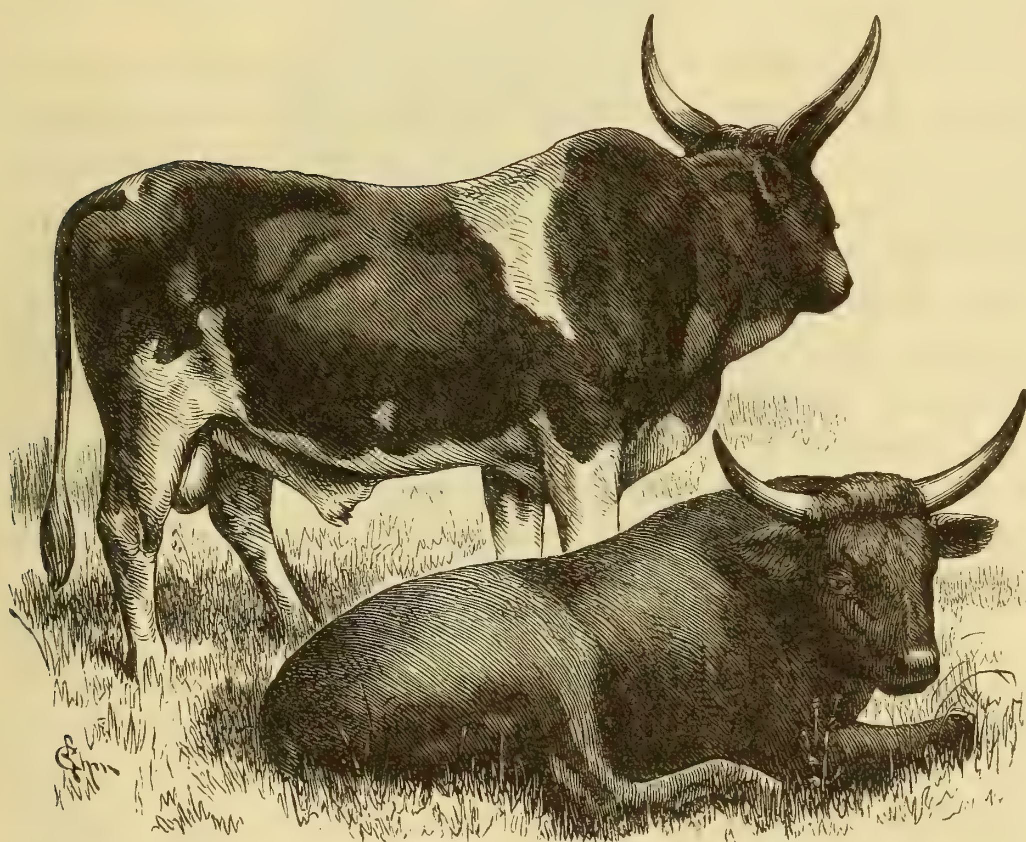
Nach dem jetzigen Stande unserer Kenntniß reichen die Baluba als eine große Völkerfamilie östlich bis an den Tanganjikasee, westlich bis an den Kassai, nördlich bis an die Bakete beziehentlich Bakuba, und südlich bis an das Lundareich. Das von den westlichen Baluba verdrängte Volk sollen die Bakete gewesen sein, und es ist auch dadurch erklärlich, daß wir diesen Volksstamm zur Zeit sowol nördlich als südlich von ihnen finden, ohne daß zwischen beiden Theilen noch irgendwelcher staatlicher Zusammenhang besteht.

Durch Vermischung mit der Urbevölkerung und Einführung von Sklavinnen als Frauen haben die westlichen Baluba einen vielfach von ihren östlichen Stammesgenossen verschiedenen Typus angenommen, ohne daß jedoch der Charakter der Zusammengehörig-

keit und das Band der gemeinsamen Sprache verloren gegangen ist. Wol mit infolge des übermäßigen Hanfrauchens sind sie auch erheblich schwächer und weniger widerstandsfähig.

Daß die Bena-Riamba ein Mischvolk sind, wird auch durch Wolf's anthropologische Messungen festgestellt. So ergeben beispielsweise 48 Messungen*:

Dolichokephale	4 =	8,3	Proc.,
Mesokephale	18 =	37,5	„
Brachykephale	23 =	47,5	„
Hyperbrachykephale . . .	3 =	6,3	„



Rindvieh in Mukenge.

Die Benennung Tuschilange und Baschilange wird von Kalamba selbst und seinen Unterthanen als Beschimpfung bezeichnet, und zwar weil bei frühern innern Streitigkeiten sich die beiden Gegenparteien „Baschilambua“ und „Baschilambembele“ schalten. Die Uebersetzung für Baschila ist „Leute“, für mbua „Hund“.

* Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, 1886, S. 754.

Diese Partei wurde nun „Baschilambua“ genannt, weil ihre Anhänger Hundefleisch aßen, was den andern verächtlich erschien. Die Gegner wurden als Entgelt „Baschilambembele“ genannt; mbembele = „Moskito“, d. h. Moskitoleute, weil ihre Pfeile nicht gefährlicher seien als Moskitostiche.

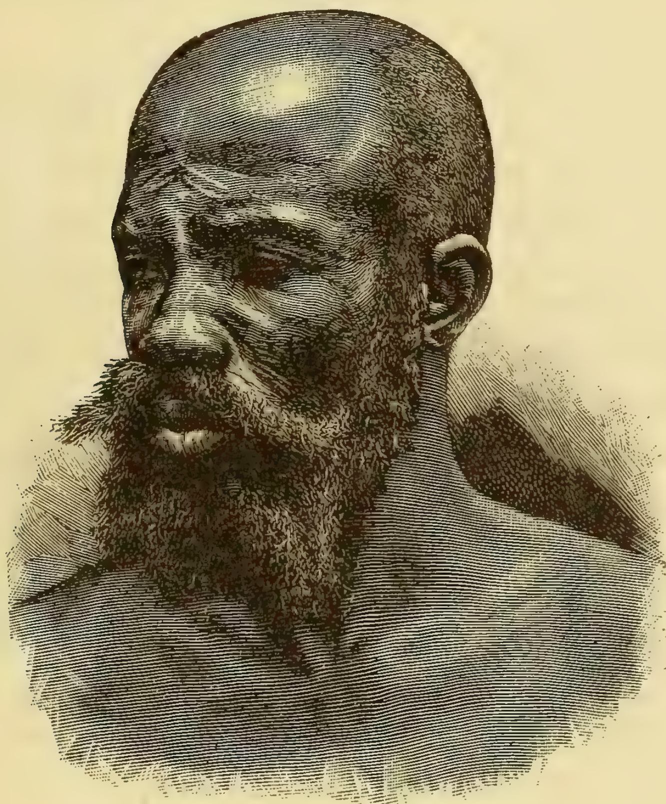
Gewohnheitsgemäß blieben diese so entstandenen Benennungen bestehen und es kamen noch zwei weniger gebräuchliche „Baschilakasange“ und „Bingujuija“ hinzu, welche Familiennamen ihren Ursprung verdanken. Durch Entstellung entstand nun aus diesen Namen bei den westlichen und südlichen Nachbarvölkern, welche statt Mu und Ba die Präfixe Ka und Tu haben, „Kaschilange“ und „Tuschilange“.

Die Bena-Riamba wollen nur Baluba benannt sein, und Kalamba erzählte selbst, daß, als die Kioque zuerst ins Land gekommen seien und sie als Tuschilange bezeichnet hätten, seine Unterthanen für jene das Schimpfwort „Diehndi“ (Maden) gebrauchten, weil die Kioque, wie diese Thiere ins Fleisch, in den Wohlstand anderer Völker schädlich einzudringen verständen. Die Kioque waren ursprünglich aus dem Süden in das Lundareich eingewandert und hatten auch hier bereits durch ihr schlaues, thätiges Wesen die trägern Kalunda zu übervortheilen, ja aus einzelnen Gebieten schon zu verdrängen gewußt. Die Benennung Kioko wird von Angoladolmetschern und -Trägern gebraucht, sie selbst nannten sich mit Bestimmtheit überall nur Kioque.

Kalamba's Politik ging dahin, alle Häuptlinge, deren Macht ihm bedenklich wurde, zu zwingen, sich in Mukenge selbst niederzulassen, um sie so beständig überwachen zu können und sie von ihren Anhängern zu trennen. Aus diesem Grunde hatte er auch Tschingenge zu sich befohlen. Uns mußte daran liegen, demselben wieder zu Macht und Ansehen zu verhelfen, um durch ihn einen Druck auf Kalamba ausüben zu können. Wißmann, der bei Tschingenge im Jahre 1881 eine freundliche Aufnahme gefunden hatte, forderte nun, daß dieser Häuptling von Kalamba entlassen werde, um in seine Heimat zurückkehren zu können. Mit dem größten Widerstreben gab Kalamba schließlich seine Einwilligung unter der Bedingung, daß er selbst den Gedemüthigten wieder einführen werde, um ihn dadurch offenkundig als seinen untergebenen Vasallen zu bezeichnen.

Wißmann und François geleiteten Tschingenge in sein Dorf

zurück. Er bat, damit er mit der nöthigen Feierlichkeit einziehen könne, um eine Tipoja, eine tragbare Hängematte, wie sie Mukanjanga und Kalamba benutzten. Da wir nicht mehr im Besitz einer solchen waren, wurde für ihn eine gewöhnliche Hängematte an eine Stange gebunden, in der er, allerdings den sengenden Strahlen der Sonne ohne Schutz ausgesetzt, den fünfstündigen Weg nach Tschirimba zurücklegte. Doch der eitle Tschingenge ertrug dieses Ungemach gern und würdevoll, um öffentlich zu zeigen,



Tschingenge.

daß auch er ein großer Häuptling sei, der nicht zu gehen brauche, sondern sich tragen lassen könne.

Die Baluba halten streng auf eine gewisse Etikette und Rangordnung. So darf im Gefolge Kalamba's sich niemand außer ihm selbst einer Tipoja bedienen. Die übrigen Häuptlinge gehen oder reiten auf Stieren hinter ihm. Jetzt aber, da Tschingenge ohne seinen gefürchteten Oberhäuptling reiste und selbst der Höchstcommandirende im Zuge war, durfte er sich ebenfalls tragen lassen. Vor seinem heimatlichen Dorfe angekommen, zeigte er durch drei Schüsse seine Rückkehr an und wurde von seinen getreuen Anhängern, deren Zahl während seiner Verbannung sehr zusammengeschmolzen war,

freudig begrüßt und im Triumph in seine Staatswohnung geleitet. Diese bestand aus einem etwa 20 m langen und 8 m breiten Lehmhause, dessen 5 m hohe Wände weißgetüncht waren. Das schadhafte Strohdach und das verwahrloste Innere bewiesen, daß es lange unbewohnt gestanden hatte.

Am nächsten Tage kündigten zahlreiche Gewehrschüsse und Trommeln die Ankunft Kalamba's an. In einer mit buntem Kattun dicht behangenen Tipoja ließ er sich mitten in das Dorf tragen, umjubelt von der Bevölkerung und seiner zahlreichen Begleitung.

Tschingenge sollte durch die Höhe des Mutullu (Bewillkommnungsgeschenk) besonders empfindlich getroffen werden, und so forderte Kalamba nicht weniger als sieben Sklavinnen. Es wurden ihm jedoch nur ein Mann und ein Weib zugeführt. Seine Minister und Würdenträger waren unzufrieden und verweigerten entschieden in seinem Namen die Annahme. Von beiden Seiten wurden jetzt lange Reden gehalten, bis Tschingenge sich schließlich bequemte, noch zwei Sklavinnen und vier Lasten Gummi hinzuzufügen. Kalamba war noch nicht zufrieden, doch machte ein plötzlich hereinbrechender Gewitterregen der Verhandlung ein Ende.

Am nächsten Tage erschien Sangula-Meta, die ebenfalls Mutullu beanspruchte, sich aber mit einer Sklavin begnügte, und mit ihr Tschinema, ein Schwager Kalamba's, der ehemals dem Tschingenge tributpflichtig gewesen war, sich aber dann mit Kalamba's Hülfe selbständig gemacht hatte. Dieser Abtrünnige war der erbittertste Gegner seines frühern Herrn geworden, den er bei jeder Gelegenheit bei Kalamba und Sangula anschwärzte.

Tschingenge hatte versprochen, uns für den Verkehr auf dem Lulua in der Nähe unserer Station einige Kanoes zu verkaufen. François machte sich nun mit denselben auf, um sie ihrem Bestimmungsort zuzuführen, erhielt aber von Wißmann den Auftrag, den Ueberlandweg zu nehmen, wenn etwa die Wasserfahrt gefährlich werden sollte, schon damit nicht durch etwaige Unglücksfälle die Baluba und unsere Leute von der Theilnahme an unserer Kassaifahrt abgeschreckt würden. François hatte auf dem prachtvollen Strom, der in seinem obern Laufe reich an Fällen und Stromschnellen ist, eine äußerst beschwerliche Reise zu bestehen, bei welcher ein Kanoe an einer Barre zerschellte, das von ihm selbst geführte in einer Schnelle kenterte und nur mit Mühe wieder flott gemacht werden

konnte. François selbst rettete sich durch Schwimmen, während seine Büchse und verschiedene Reiseeffecten, unter anderm ein eisernes Feldbett, verloren gingen. Glücklicherweise hatte er seine astronomischen Instrumente nicht dem unsichern Element anvertraut, sondern auf dem Landwege nach Luluaburg geschickt.

Stammbaum Kalamba-Mukenge's.

Kataua † und Tochter Kalombue's.

Kaschia-Munene †.

Tschipamba †.	Kassari †.
|	|
Tosselle †.	Buluaija-a-Mandue.
|	|
Kassongo †.	
Kalamba-Mukenge.	Tschinjama.
Dibue-Tosselle †.	Mupuja.
Sangula-Meta.	

Neuntes Kapitel.

Krieg gegen den Häuptling Katende.

Oberhoheitsverhältniß und Kriegsursachen. — Kriegserklärung. — Theilnahme am Feldzuge. — Kriegsstimmung in Mukenge. — Gewehrausgabe. — Kalamba's Erbitterung. — Kriegsheer. — Gefechtsübungen. — Ausmarsch. — Bäder. — Plünderung im eigenen Lande. — Vereinigung in Tschingenge. — Kriegsrath. — Abgesandte Katende's. — „Moio!" — Auf, in den Feind! — Dorf Katende wird geplündert. — Recognoscirungen. — Feind in der Nähe. — Aufmarsch zum Gefecht. — Flucht des Feindes. — Ruhetag. — Budi verwundet. — Ehre dem gefallenen Feinde! — Einzelgefechte auf allen Seiten. — Blinder Alarm. — Häuptling Katende gefangen. — Siegesfreude. — Katende geht in unsern Gewahrsam über. — Rückmarsch. — Unsere Helden. — Katende's Fetisch. — Kangombe-Fall. — Brennende Dörfer. — Die beiden Gegner. — Beutevertheilung. — Mukanjanga ist in Mukenge eingefallen. — Kalamba's Raubgier. — Verbrechen Tschilungo-Meso's. — Geschrei: „Katende, Katende!" — Der Dikonga wird die Zauberkraft genommen. — Ankunft auf der Station. — Geschichte Katende's.

Für den Beherrscher eines größern Landstrichs ist es nicht leicht, die Oberhoheit den untergebenen Häuptlingen gegenüber zu behaupten. Die alljährlichen Tribute, welche dem Oberhäuptling als Zoll der Unterthänigkeit erstattet werden, laufen nicht immer regelmäßig und freiwillig ein. Fast stets müssen die Saumseligen daran erinnert werden, und oft begibt sich der Regent selbst zu dem Unterhäuptling, um gebieterisch sein Recht zu fordern. Feststehende Satzungen über die zu leistenden Abgaben bestehen nicht. Der Tributzahler gibt, was er für gut befindet, und der Oberhäuptling entscheidet, ob er damit zufrieden ist oder nicht. Da er in der Regel nicht zufrieden ist, so wird die erste Abgabe schon derart knapp bemessen, daß ein Zuschlag ohne zu große Nachtheile für den Zahler erfolgen kann. Die Tributzahlung bildet jahraus jahrein die Hauptregierungssorge des Negerkönigs. Freude und Aerger,

Krieg und Frieden, Macht und Fall stehen damit in unmittelbarer Verbindung, denn oft verweigern die Unterhäuptlinge trotzig den Tribut und erklären sich unabhängig, sobald sie sich an Macht ebenbürtig fühlen und die Zauberkräfte ihres bisherigen Herrschers nicht mehr fürchten. Dann ist ein Kriegszug natürlich unausbleiblich und die Parteien ziehen in größter Erbitterung ins Feld. Es entspinnt sich ein Vernichtungskrieg im wahren Sinne des Wortes. Die Ortschaften werden geplündert und verheert, die Felder verwüstet, Männer, alte Weiber und Krüppel rücksichtslos gemordet, nur junge Weiber und Kinder wandern als Beute in Gefangenschaft und Sklaverei.

Bald nach unserm Eintreffen in Mukenge trug sich ein Vorfall zu, der einen Kriegszug zur Folge hatte. Vergeblich hatte Kalamba auf die Tributzahlung des Häuptlings Katende gewartet; er sandte Boten zu ihm, um die fälligen Abgaben einzutreiben, erhielt aber die höhnische Antwort: „Katende wird an Kalamba keinen Tribut zahlen, sondern verlangt zunächst Geschenke von Kalamba, weil er älter ist!" Damit war die Kriegserklärung gegeben. Kalamba wüthete, befahl sofort allgemeine Kriegsrüstung und forderte unsere Unterstützung gegen den ungehorsamen Häuptling. Leider waren wir durch „Kischila", das wir mit ihm getrunken hatten, verpflichtet, ihm beizustehen, wenn wir nicht den ganzen Erfolg unserer Reise in Frage stellen wollten. Denn unter keinen Umständen hätte uns ein einziger seiner Unterthanen auf den weitern Reisen begleitet, wenn wir unsere Hülfe in dieser kritischen Staatslage verweigert hätten.

Wir hatten persönlich keine Veranlassung, für den rebellischen Häuptling besonders freundschaftliche Gesinnungen zu zeigen, da dieser und seine Untergebenen Pogge früher beschimpft und ihm jegliches freundliche Entgegenkommen versagt hatten.

Ferner war bei einem Siege des ehrgeizigen Katende über Kalamba zu befürchten, daß er, da er sich bereits mit den Kioque verbunden hatte, die in uns gefährliche Gegner ihrer Handelsbestrebungen, besonders der Sklavenausfuhr, sahen, unsere Station überfallen würde. Schließlich konnten wir durch unsere Anwesenheit unnützem Blutvergießen vorbeugen und den Krieg in möglichst menschlicher Weise abzuwickeln versuchen.

Ohne unsere Unterstützung war die Lage Kalamba's eine sehr bedenkliche, da Katende über eine größere Anzahl von Kriegern ver-

fügte als er und ein energischer, unternehmender Mann war, der schon mehrmals den Tribut verweigert und auch die Lieblingsfrau Tschingenge's ungestraft ermordet hatte, ohne daß er zur Rechenschaft hätte gezogen werden können. Dadurch war ihm der Kamm geschwollen, und da er ein Bündniß mit den Kioque abgeschlossen hatte, fürchtete er auch uns nicht als Gegner und Bundesgenossen Kalamba's.

Kalamba stand mit seiner Macht in Tschingenge, getraute sich aber nicht, von hier aus weiter an die feindliche Grenze zu rücken. Katende wies alle Vermittelungsversuche höhnisch zurück und pochte auf seine Macht. Mit dem Ansehen Kalamba's stand es bereits bedenklich. Immer dringender wurden seine Bitten um unsere Hülfe. Da eine friedliche Verständigung mit Katende nicht möglich war, erfolgte am 9. December die Kriegserklärung und am 11. der Abmarsch.

Außer Wißmann nahmen noch Wolf, François und Franz Mueller an diesem afrikanischen Feldzuge theil, während Hans Mueller, Bugslag und Schneider auf der Station zurückblieben. Als Mannschaften waren 50 Angolaträger angeworben. Unter ihnen befand sich ein Schingahäuptling mit 15 und der Dolmetscher Humba mit 10 Leuten des Schingastammes. Am 11. December stellten sich die Krieger bei uns ein und empfingen als Uniform Matrosenjacken und Fes. In regellosen Haufen kamen nun auch die in der Residenz und nächsten Umgebung bisjetzt zurückgebliebenen streitbaren Männer Kalamba's in unsern Hofraum, um Waffen zu erbitten. Im gewöhnlichen Hüfttuch, aber jeder mit der unvermeidlichen Riambapfeife versehen, die als unbehülflicher Ballast an Schultern und Rücken hing oder wie ein Schoskind im Arme getragen wurde, glich die Menge mehr einem starken Orchester von Dudelsackpfeifern und Tubabläsern als dem beutelüsternen Troß muthiger Krieger. Bei weitem vertrauenerweckender nahm sich die Kriegerschar Tschinjama's und Mupuja's aus, die eine halbe Stunde später einzog. Dem Trupp voraus sprang ein Fahnenträger, der ein buntes Taschentuch als Kriegszeichen lustig im Winde flattern ließ. Ihm folgte auf einem kleinen schwarzen Stier der Häuptling in seiner Staatsrobe, einem französischen, stellenweise sehr schadhaften Artilleriewaffenrock, weiten rothen Hosen, die sich nach den Knien zu in engen Falten zusammenzogen, und einem breitkrämpigen alten Filzhut. Hinter ihm schritten 52 kampflustige Krieger, sämmtlich mit neuen Kattun-

tüchern uniformirt, welche Tschinjama von unserm Dolmetscher Germano für 26000 Bolos Gummi (1 Bolo ca. 40 g) eingetauscht hatte. Hierauf folgten als Proviantcolonne ungefähr 20 Weiber mit Lebensmitteln aller Art. Jedem Krieger wurde ein Miniégewehr mit vier Zündhütchen, jedoch ohne Pulver, ausgehändigt, und hierauf zog der Trupp in derselben Reihenfolge wieder von dannen. Am nächsten Morgen sollten sich alle Bewaffneten einfinden, um dann gemeinsam den Marsch nach Tschingenge, dem Sammelort des gesammten Kriegsheeres, anzutreten.

Unser Hof war denn auch am 12. früh bald von einer bunten Menge angefüllt, die in Gruppen und Trupps die Gewehre musterten, reinigten und die Handhabung prüften. Als wir zum Aufbruch fertig waren, stürmten die meisten eiligst fort, weil sie befürchteten, zum Tragen unserer Privat- und Patronenkoffer verwendet zu werden. Unterdessen übten sich die Schingakrieger im Vorgehen und Tirailliren gegen den Feind. Im Gänsemarsch, voran der Führer, schlichen die Kämpfer in geduckter Haltung vorwärts, wobei jede Bewegung des Häuptlings nachgeahmt wurde; jetzt bemerken sie den Feind, schnell ducken sie sich im Grase nieder, dann auf ein Zeichen springen alle auf, entwickeln sich zur Linie und beginnen die Gewehre zu gebrauchen.

Die Lust an dem in Aussicht stehenden Rauben und Raufen stand den Schinga auf dem Gesichte geschrieben. Das Anwerben für den Feldzug hatte deshalb auch wenig Schwierigkeiten verursacht, doch waren sie sehr ungehalten, als ihnen bei Todesstrafe verboten wurde, Weiber und Kinder der Feinde zu morden, wie sie es auf ihren Kriegszügen sonst gewöhnt waren. Für unsern Effectentransport wollten sich absolut keine Träger finden. Man konnte es den Leuten im Grunde auch nicht verdenken, denn sie wurden dadurch in ihrer Freiheit beschränkt und gingen vielleicht auch der Beute verlustig, welche beim Plündern der Ortschaften gemacht werden konnte.

Nachdem sich endlich nach vieler Mühe eine Anzahl von Weibern gefunden hatte, die unsere Lasten zu tragen bereit waren, setzte sich das kleine Heer in Bewegung. Das Bild, welches es auf dem Marsche bot, war höchst phantastisch! Die Familien und Verwandten gingen gewohnheitsgemäß in größern und kleinern Trupps zusammen, Männer, Weiber und Kinder in buntem Gewirr durcheinander; in ihrer Mitte wehten als Kriegsflaggen bunte und rothe Tücher an langen, schwankenden Stangen. Die Bewaffneten hatten ihren tätowirten Körper gewöhnlich noch durch weiße symbolische Striche

verziert, das Haar war oft mit bunten Federn geschmückt, oder es war ein Stück Zeug turbanartig um den Kopf gelegt. Weiber und Kinder waren beladen mit Lebensmitteln und Kochgeräthen.

Der kleine Reitstier Tschinjama's verspürte wenig Lust, die heimischen Felder zu verlassen, denn er sträubte sich beständig und mußte von einem Neger gezogen und von einem andern mit Peitschenschlägen angetrieben werden. Der Tag war heiß, der Marsch anstrengend; mit großem Jubel wurde deshalb von jung und alt jeder kleine Bach begrüßt, dessen bewaldete Uferränder Schutz gegen die Sonnenstrahlen boten und in dessen Wasser die erhitzten Glieder Kühlung finden konnten. Schnell wurden dann Waffen und Gepäck familienweise zusammengelegt. Männer, Weiber und Kinder warfen sich ohne den keuschen Schutz des Hüfttuches in die lockenden Wassermassen und planschten scherzend und mit jener sittlich harmlosen Art in den erfrischenden Wogen umher, die dem Naturmenschen noch eigen ist. Nach kurzem Aufenthalt ging es weiter. In dem ersten Orte, den wir erreichten, ein Dorf, welches Kalamba unterthänig war, machten wir halt. Leider, denn die Leute drangen alsbald plündernd und raubend in die Hütten ein. Den Kriegern war es vollkommen gleich, ob sie in den eigenen oder in den feindlichen Dörfern raubten, es war eben Krieg und sie hatten damit das Privilegium, überall plündern zu dürfen. Mit vieler Mühe gelang es uns, den Aufenthalt hier zu kürzen und den Marsch fortzusetzen. Was bis dahin aber schon geplündert worden war, ließ sich nicht rückgängig machen; jedenfalls waren wir um die Erfahrung reicher geworden, daß man mit diesen wilden Horden in einer Ortschaft nicht halt machen durfte.

Gegen 3 Uhr erreichten wir Tschingenge, wo das gesammte Kriegsheer vereinigt lag. Vor dem Orte stak auf langer Stange der gebleichte Schädel eines ehemals mächtigen räuberischen Häuptlings, den Tschingenge selbst mit eigener Hand erlegt hatte. Diese Siegestrophäe ging alsbald in Wolf's Besitz über und befindet sich nun mit andern Schädeln in der Sammlung des Anatomischen Museums in Berlin. Auf dem freien Dorfplatze tanzten in üblicher Weise Frauen und Mädchen; Krieger im Waffenschmuck eilten durch die Straßen, andere wieder lagerten in malerischen Gruppen vor den Hütten und sandten aus den schwerfälligen Riambapfeifen dicke Rauchwolken gen Himmel; zwischen diesem bunten Treiben aber spielten heiter und fröhlich die kleinen Kinder. Gegen

Abend erschien Tschingenge mit einem Theil seiner Krieger vor unserer Wohnung. Alsbald fand sich auch Kalamba mit großem Gefolge ein und alles gruppirte sich zu einem großen Kriegsrath. Wißmann redete Kalamba an, sagte, daß wir unserm Versprechen gemäß gekommen seien, um ihm gegen Katende beizustehen. Dann wurde die Marschordnung festgesetzt, die Art des Vorgehens besprochen, und endlich kamen wir zur Bestimmung der Abmarschzeit. Wißmann schlug vor, am morgenden Nachmittag abzumarschiren, aber Kalamba hatte es eilig, er brannte vor Sehnsucht, sich mit seinem Gegner zu messen, und erhob sich mit den Worten: „Wir rücken morgen in aller Frühe gegen den Feind!"

Noch an demselben Abend gaben wir an die Leute Munition aus. So stand denn dem frühen Abmarsch nichts mehr im Wege. Plötzlich tauchten jedoch bei Kalamba neue Bedenken auf: „Wie wollt ihr meine Leute von den Feinden unterscheiden?" fragte er in besorgtem Tone. „Gebt jedem ein Stück Papier, das er sich auf die Stirn klebt, dann können keine Verwechselungen vorkommen", war sein Vorschag, der auch sofort angenommen wurde. Ein Notizbuch wurde geopfert und jeder Krieger befestigte sich ein Stück weißen Papiers im Haar oder vor der Stirn. Diese Abzeichen hießen „Mikanda" (Brief, Botschaft).

Am 13. rückten wir an die Grenze. In Bumba, dem letzten Dorfe der Machtsphäre Tschingenge's, erwarteten uns Abgesandte des Feindes. „Katende hat", so begann der Wortführer, „sein Unrecht eingesehen und will an Kalamba fünf Sklaven Tribut bezahlen; er wünscht, daß Kalamba sich hiermit bescheide und mit seinen Kriegern nach Mukenge zurückkehre!" Es stellte sich bald heraus, daß dies gar nicht ernst gemeint war. Die Leute waren nur gekommen, um zu spioniren. Wir wußten dies damals noch nicht und warteten daher in Bumba auf weitere Nachrichten von Katende.

Die Nacht verlief sehr geräuschvoll und bereits um $2^1/_2$ Uhr früh weckte uns das betäubende Gerassel der Kriegstrommel, welche Meta eigenhändig und kraftvoll vor ihrer Hütte schlug. Katende's Boten waren nicht zurückgekehrt; Leute Kalamba's sollten sie, wie erzählt wurde, unweit Bumba erschlagen haben, indessen stellte sich dies später als Unwahrheit heraus. Das Gerücht war wol von Katende selbst in Umlauf gesetzt, weil er keinen Tribut freiwillig zahlen wollte und er, wie es schien, in dem Kriegszuge Kalamba's

nur eine drohende Demonstration erblickte. Als der Tag angebrochen war, gebot Kalamba mit einem lauten „Moio, moio!" Ruhe. „Katende will keinen Tribut zahlen! er hat Kalamba beleidigt! Kalamba will ihn und seine Krieger tödten, seine Weiber und Kinder rauben, seine Dörfer plündern, seinen Kopf auf einen Pfahl spießen!" Langsam und vernehmlich verkündete Kalamba so seinen Willen. Wie ein schallendes Echo hallten die Worte wild und schauerlich im Lager nach. Dann eilten die Krieger zu den Waffen, die Weiber belasteten sich mit Kochgeräthen und Lebensmitteln, und gegen 7 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung.

An der Spitze marschirten wir mit unsern Leuten, um so etwaige Grausamkeiten am besten verhindern zu können. Dann folgten Tschingenge und die 400 Bewaffneten Kalamba's, hierauf Kalamba selbst mit seinem Kanzler. Der Häuptling trug das rothe Kriegshüfttuch, auf der linken Schulter lag ein schweres Percussionsgewehr, an dem ein kleines Fäßchen mit 3 Pfund Pulver hing, und in der Rechten hielt er den Revolver, ein Geschenk der Expedition. Den Schluß bildeten etwa 1000 Unbewaffnete, Männer, Weiber und Kinder. Da auf dem schmalen Wege nur einer hinter dem andern vorwärtsziehen konnte, so nahm die Marschcolonne eine beträchtliche Länge ein.

Gegen $9^1/_2$ Uhr trafen wir vor der Residenz Katende's ein. Die Krieger entwickelten sich seitwärts der Straße und gingen in eiligem Schritt gegen die einzelnen Hütten vor. Auch wir begaben uns mit 40 Kriegern in das Dorf. Nirgends feindlicher Widerstand, die Einwohner hatten den Ort verlassen. Nur eine alte Frau und ein Krüppel waren zurückgeblieben und wurden von uns beschützt in Sicherheit gebracht. Die weitausgedehnte Anlage der Wohnungen, die immer zu 4—5 einen geschlossenen, von schönen Oelpalmgruppen beschatteten Hüttencomplex bildeten, wären leicht zu vertheidigen gewesen. Der Beuteertrag war nicht reichlich, denn die Feinde schienen, wenn auch von dem plötzlichen Angriff überrascht, doch nicht in Ueberstürzung geflohen zu sein. Vor einzelnen Hütten lagen noch Feuerkessel, Speisegeräthe und Lebensmittel verstreut; so namentlich viel Fruchtkolben der Maisstaude, welche die Neger mit Vorliebe in geröstetem Zustande genießen. Alles Lebende war jedoch in Sicherheit gebracht. Am Südende des Dorfes angekommen, waren wir eben im Begriff Lagervorbereitungen zu treffen, als zwei Boten athemlos mit der Nachricht herbeieilten,

daß sich große feindliche Massen eine Stunde entfernt in zwei Ortschaften aufhielten. Kleinere Abtheilungen waren dem flüchtigen Feinde gefolgt, stießen aber bei den Dörfern Sangilu und Kilandu auf so starken Widerstand, daß sie schleunigst den Rückzug antraten. Sofort griff nun alles zu den Waffen und weiter ging es dem Feinde entgegen. Schon von fern bemerkten wir ein unruhiges Menschengewirr zwischen den Hütten von Sangilu. Hier schien es also zum Entscheidungskampfe kommen zu sollen. Mit großer Gewandtheit stellten unsere Leute die Tirailleurlinien her, vorwärtsgehend drangen sie mit wüstem Geschrei in das Dorf ein, aber auch hier und später ebenfalls in Kilandu stießen sie ins leere Nest. Katende hatte sich mit seinen Leuten rechtzeitig zurückgezogen.

In Kilandu fanden wir eine alte Frau, welche sich in einer Termitenhöhle versteckt hatte. Wir zogen sie heraus und trafen eben Anstalten, das zitternde Weib der Mordlust der erregten Krieger zu entziehen, als ein Mann Kalamba's sich freundlich lächelnd näherte und, ehe wir es hindern konnten, mit dem Gewehrkolben nach ihr schlug. Dann ergriff er schnell die Flucht, um sich unserer Strafe zu entziehen, wurde aber alsbald eingebracht, und eine gute Tracht Prügel sollte ihn über das Strafbare seiner Handlungsweise belehren. Jedoch konnte er ebenso wenig als seine Kameraden einsehen, daß er sich einer schlechten That schuldig gemacht habe. „Wir haben von Kindheit an nur gelernt und gesehen, daß im Kriege alle Alten erschlagen werden müssen. Daher habe ich doch nichts Böses gethan!" Dies war seine Antwort, als wir ihm eine Strafpredigt hielten. In einem großen „Moio"-Tagesbefehl wurde nun auf unser Drängen durch Kalamba wiederum allen unter Androhung der strengsten Strafen, ja des Todes angesagt, keine alten oder wehrlosen Leute zu tödten. Die Folge war, daß sich späterhin ähnliche Fälle nicht wiederholten. Das arme Weib hatte glücklicherweise nur eine leichte Wunde erhalten und blieb in unserer Obhut, bis dafür gesorgt war, daß sie in einem sichern Versteck Unterkunft und Schutz fand.

Ueber Kilandu hinaus wollten wir nicht vordringen und bezogen ein Lager, das nach allen Seiten hin durch Sicherheitsposten und Patrouillen kriegsgemäß gedeckt wurde.

Im allgemeinen waren die vielen kleinen Unternehmungen ohne Blutvergießen verlaufen, nur Budi, Wolf's Diener, erlitt bei der Einnahme des Dorfes Bakua-Nbije einen Schuß durch die rechte

Hand, als er gerade im Begriff stand sein Gewehr zu laden. Die ersten empfindlichen Schmerzen wurden in der Hitze des Gefechts nicht beachtet, Budi zeigte vielmehr mit gewissem Triumph seine Wunde und kokettirte später gern mit der sorgsam von seinem Gebieter verbundenen Hand.

Die Streifereien brachten übrigens den Vortheil mit sich, daß wir über den Feind Nachricht erhielten. Katende sollte eine halbe Stunde westlich von Bakua-Nbije ein Lager bezogen und seine Streitmacht hier zusammengezogen haben. Diese Meldung verdankten wir Humba, der im Kundschafterdienst eine erstaunliche Gewandtheit entwickelte. Die Stellung des Feindes war also bekannt, am 16. sollte er angegriffen und vernichtet werden. Der Schlachtplan ging dahin, Katende entweder nach dem Lulua oder dem Mujau zu drängen, jedenfalls ihm den Rückzug abzuschneiden.

Um 6 Uhr am folgenden Morgen rückten wir ab. 100 m voraus der gewandte Humba mit zwei auserwählten Leuten, die als unsere Spitze das Terrain recognoscirten und mit großer Umsicht und unermüdlichem Eifer ihren Auftrag durchführten. Nach zweistündigem Marsch stießen wir auf den Feind. Mehrere Krieger hatten sich in der Savanne festgesetzt und versuchten Widerstand zu leisten. Ein Schuß aus Humba's Gewehr streckte einen derselben zu Boden, der Rest ergriff die Flucht. Unser Fahnenträger schwenkte über dem Todten die Fahne und auch andere ehrten den gefallenen Feind, indem sie an den Leichnam herantraten und grüne Zweige über ihn ausbreiteten.

Gegen 10 Uhr erreichten wir den Tschilengebach. Die Spitze hatte kaum den steilgeböschten Hang des jenseitigen Ufers erklommen, als sie mit mehrern Schüssen begrüßt wurde. Sofort entwickelten sich die Schützen des vordern Treffens zum Gefecht, welches durch Mueller's Vorgehen schnell günstig entschieden wurde. Wolf ging mit seinen Leuten nach dem Tschilengethal vor. Nicht nur hier, sondern auch in dem hohen Grase jenseit des Tschikapathals, wohin das Gros marschirte, befanden sich Leute Katende's versteckt. Wißmann sandte Tschinjama mit seinen Kriegern dorthin, während wir dann später auf dem die Gegend überhöhenden diesseitigen Thalrand uns vereinigten, um hier den weitern Verlauf des Gefechts abzuwarten und den Flüchtlingen nach dieser Richtung den Weg zu verlegen. Manche Kampfscene spielte sich vor unsern Augen ab. So wurde einer unserer Leute in der Savanne durch einen feindlichen

Krieger angegriffen, dieser fiel im Handgemenge zu Boden; schnell aber raffte er sich wieder empor und versuchte zu fliehen, doch sein stärkerer Gegner erreichte ihn, schmetterte ihn von neuem nieder, und während er mit dem Gewehrkolben zum Hieb ausholte, wurde der schon Verwundete von einem andern Krieger niedergeschossen.

Kurze Zeit nach diesem Vorfall ging von Kalamba die Meldung ein, Katende befände sich mit starkem Gefolge nicht weit von ihm in der Savanne, wir möchten eilen, um ihn — Kalamba — zu unterstützen. Als wir eintrafen, war von Katende nichts mehr zu erblicken. Wir brachen nun den Kampf ab und nahmen in Mujengu-Bunabakamuangua Quartier. Verluste waren auf unserer Seite auch heute nicht zu verzeichnen, nur ein Muluba hatte einen Pfeil ins Ohr erhalten; der Gegner dagegen ließ mehrere Todte auf dem Felde. Er war überall in eiliger Flucht begriffen und leistete nur geringen Widerstand.

Um 4 Uhr brachte Tschingenge die Nachricht, daß Katende mit seinen Kriegern heranrücke. Die Alarmtrommel rief sofort die Mannschaft zu den Waffen und es wurden Patronen vertheilt. Doch war es blinder Lärm, Katende wagte einen solch kühnen Offensivstoß nicht mehr. Als er vielmehr versuchte, sich über den Mujau zurückzuziehen, wurde er von seinen Helfershelfern, den verrätherischen Kioque, festgenommen und einem Häuptling Kalamba's, Dilobo, der glücklicherweise sein eigener Schwiegersohn war, überliefert. Dilobo benachrichtigte Kalamba durch einen Eilboten von der Gefangennahme und ließ sagen, daß er Katende selbst am nächsten Morgen bringen werde. Ueberall herrschte nun in dem ausgedehnten Lager ein großer Siegesjubel. Kalamba theilte uns sofort mit, daß Katende gefangen sei und sein Kopf, den er nun doch verlieren müsse, uns gehören solle. Da er wußte, daß Wolf Schädel sammelte, stellte er großmüthig den Katende's bereits zur Verfügung.

Am 17. December früh hatten wir eben unser Frühstück eingenommen, als sich ein lautes Schreien und Kreischen erhob und eine Menge schwarzer Krieger, Weiber und Kinder sich unserer Hütte näherte. Es war der gefangene Katende, den Kalamba in Begleitung von Meta, Kakoba und Dilobo uns zusandte.

Katende war ein Mann in den funfziger Jahren, hochgewachsen, von stattlichem Aeußern; er trug einen dunkeln Kinnbart und das wollige Haar in dichten Flechten glatt auf dem Kopf vertheilt. Alsbald begannen die Begrüßungshuldigungen, die er als Gefangener

besonders demüthig ausführen mußte: zuerst bestrich er die Stirn mit Erde, dann beugte er sich mit Stirn und Mund zum Boden nieder, legte sich endlich auf den Rücken und begann sich im Staub zu wälzen, wobei er gleichzeitig seinen Kopf mit Staub bedeckte. Kakoba, dem dies Bild der Unterwürfigkeit noch nicht reue- und demuthsvoll genug erschien, unterstützte ihn hierbei, indem er noch einige Hände voll Erde auf den schon lehmbraunen Körper vertheilte.

Katende, von oben bis unten bestaubt, wurde nun ins Verhör genommen. Er bestritt entschieden, Pogge einen Toka-Toka (Schimpfname der Albinos) genannt zu haben, er behauptete, daß er den Tribut nicht zu zahlen brauche, weil es Sitte sei, daß die Zahlung von dem Jüngern erstattet werde, und er sei älter als Kalamba. Wenn wir nicht Kalamba unterstützt hätten, wäre die Sache anders verlaufen; Kalamba hätte dann nicht über ihn triumphiren können, und er selbst würde nicht als Gefangener hier sitzen. Er erzählte ferner, daß er einen ernstlichen Kriegszug nicht so schnell erwartet habe; er selbst sei noch wenig gerüstet gewesen. Flüchtlinge hätten ihn in dem Augenblicke von dem Vordringen in Kenntniß gesetzt, als er nichts ahnend bei seinem Frühstück saß, und da sei ihm nur noch Zeit geblieben, die Reichskleinodien, im besondern die gefürchtete Dikonga, in Sicherheit zu bringen. Von Ort zu Ort habe er weiterfliehen müssen, bis ihn am Mujau die Kioque verrätherisch gefangen genommen hätten. Als er seine Erzählung beendet hatte, sollte er angeben, wo er die Reichsinsignien versteckt habe. Er wollte nicht mit der Sprache heraus, gab ausweichende Antworten, erhielt aber die entschiedene Weisung, die verlangten Gegenstände herauszugeben. In niedergedrückter Stimmung kehrte Katende in Kalamba's Lager zurück.

Als wir ihn bald darauf aufsuchten, um Erkundigungen über sein Ländergebiet einzuziehen, war er zur Unkenntlichkeit entstellt. Hauptthaar und Bart hatte man ihm nach Sitte der Bena-Riamba glatt abrasirt, und er selbst war durch die erlittene Schmach und die schnellen, harten Schicksalsschläge derart verwirrt und apathisch, daß man nichts Genaues von ihm herausbekommen konnte. Im Lager, wo unterdeß ein lebhafter Siegesjubel herrschte, war alles heiter, lärmte und scherzte. Von einer so großen Volksmenge war uns das Schauspiel eines Riambatanzes noch nicht geboten worden. Vor unsern Lagerhütten vereinigten sich mehrere hundert Krieger und Mädchen, um ihrer Siegesfreude durch ihren wilden National-



Kiambatanz in Mukenge.

S. 185.

tanz Ausdruck zu geben. Es war ein wirres Durcheinander springender Gestalten; das Auge konnte nicht mit Ruhe ein bestimmtes Bild festhalten, denn wollte man den geschmeidigen Bewegungen des einen folgen, so war er auch schon wieder in der Masse verschwunden. Nichts anderes sah man als das wilde Chaos sich wiegender und beugender Oberkörper und zappelnder Gliedmaßen. Der Tanz fesselte durch den Masseneindruck, nicht durch die Geschicklichkeit der einzelnen Tänzer. In den unermüdlichen Bewegungen, die mit großer Muskelanspannung ausgeführt wurden, und die besonders bei dem weiblichen Geschlecht eine erstaunliche Gelenkigkeit und Biegsamkeit in Lenden und Wirbelsäule zeigten, lag eine unverkennbare wilde Leidenschaft, die weder durch die drückende Hitze noch den herabtriefenden Schweiß gemildert werden konnte. Der Tanz schien auf die Leute gar nicht ermüdend zu wirken, im Gegentheil, die Tänzer wurden lebhafter und lebhafter und die allgemeine Aufregung theilte sich auch den am Tanze nicht betheiligten Zuschauern mit. Sie führten heftige Reden, in denen sie die Feinde, im besondern Katende, laut schmähten, sie stampften mit den Füßen, schlugen die Waffen gegeneinander und stießen von Zeit zu Zeit ihr unheimlich klingendes Kriegsgeheul aus. Unter diesen Umständen war Katende's Leben im höchsten Grade gefährdet. Wißmann forderte deshalb Kalamba auf, den Gefangenen an uns abzutreten, und wirklich wanderte Katende in unsern Gewahrsam über. Bequem war sein Aufenthalt in unserm Lager für uns keineswegs, da er Tag und Nacht bewacht werden mußte.

Kalamba konnte mit den Kriegserfolgen vollauf zufrieden sein, und er beschloß nun auch auf unser Drängen dem Rauben ein Ende zu machen und heimzukehren. In derselben Marschordnung wie vorher, d. h. wir an der Spitze, traten wir am 18. früh den Rückmarsch an. Katende ging zwischen uns und trug auf der Schulter eine etwa 1 m hohe ungeschickt geschnitzte Holzfigur, die über und über mit kleinen Flaschenkürbissen behängt war, seinen alten Penaten, in dessen Macht als Beschützer von Haus und Hof er sich nun getäuscht sehen mußte.

Die feindlichen Eingeborenen hatten abgebrochene vergiftete Holzpfeile hier in den schmalen Pfad gesteckt, sodaß sich mehrere unserer Leute damit ihre nackten Füße verletzten. Da an beiden Seiten meterhohes Gras über den Weg hing, konnte man die kleinen Pfeilspitzen nicht sehen, und wir waren daher gezwungen, um weitere

Verletzungen zu vermeiden, seitwärts durch die pfadlose Savanne zu marschiren.

Die mit Pfeilgift Verwundeten wurden sofort mit örtlichen Salmiakeinträufelungen und Umschnüren des betreffenden Gliedes oberhalb der Wunde behandelt. Es trat bei allen eine mehr oder weniger starke Anschwellung des Fußes, ja in einem Falle des Unterschenkels bis oberhalb des Knies ein. Nach acht Tagen waren jedoch alle wiederhergestellt.

Die Eingeborenen benutzen hier, soweit festgestellt werden konnte, Pflanzengift, um damit ihre Holzpfeile zu vergiften. Ist das Gift bereits alt, so wird seine Wirkung wol kaum den Tod zur Folge haben können. Im frischen Zustande soll es dagegen sehr gefährlich sein.

Trotz aller Bemühungen ist es leider nicht gelungen, frisches Pfeilgift zu erhalten oder über seine Gewinnung verwerthbares Material zu sammeln. Die betreffenden Eingeborenen wollten keine Auskunft darüber geben und machten ein für sie werthvolles Geheimniß daraus.

Es war für unsere Reitstiere nicht leicht, das Recht des Vortritts auf dem Marsche zu behaupten, denn die schwarzen Krieger drängten dicht nach und versuchten an die Spitze zu kommen. Sie fühlten sich anscheinend vor uns sicherer, denn so muthig sie auch gegen den Feind vorgelaufen waren, als das Gefecht gegen die einzelnen Abtheilungen seinen Anfang nahm, so besorgt waren sie doch, von feindlichen Truppen im Rücken angegriffen und überwältigt zu werden. Wir ließen sie denn auch nach und nach vorbeiziehen und befanden uns bald am Ende der Marschlinie. Die schwarzen Helden können mit ihrer Beinmuskulatur Unglaubliches leisten. Unsere Mannschaft war, wenn sie den Feind irgendwo erspähte, nicht mehr zu halten, sie riß uns, wenn man so sagen darf, nach vorn aus. Man kann den Leuten einen persönlichen Schneid nicht ganz absprechen, aber der hierbei gezeigte Muth war wesentlich durch ihre Raubgier begründet. Es konnte ihnen im Grunde genommen auch wenig passiren, denn sie würden einem stärkern Gegner schon rechtzeitig den Rücken zugedreht haben, um hinter uns Deckung zu nehmen. Wenn wir auch selbst keinen Schuß gegen den Feind gethan hatten, so fühlten doch alle, daß uns der Sieg zu danken war. Wir konnten dies an der Ehrfurcht, die uns von allen Seiten mehr denn je gezollt wurde, deutlich wahrnehmen.

In Kajenga, dem Wohnort eines Bruders unsers Gefangenen, nahmen wir für die Nacht zum 19. Quartier.

Am nächsten Tage wurden die Reichskleinodien überliefert. Katende gab uns erst die berühmte Alarmtrommel, deren Ton, wie die Leute erzählten, meilenweit gehört werden könne. Er hoffte, daß wir uns damit zufrieden erklären würden, und hatte schon während des Weges ängstlich vermieden, von der Dikonga zu sprechen; sie war sein Hauptfetisch und verlieh ihm Macht und Wohlstand. Das Vorzeigen derselben genügte bei seinen Unter-



Der gefangene Katende.

häuptlingen, um den Tribut einzuziehen. Kalamba selbst hatte vor diesem Fetisch eine große Furcht und schrieb ihm Wunderwirkung zu. Es war deshalb erklärlich, daß sich Katende ungern von ihr trennte, aber es mußte nun einmal geschehen. Wir fanden sie in der Savanne an der Stelle vor, welche er uns nach langem Zögern endlich bezeichnete.

Katende hatte die Dikonga von seinen Vorfahren geerbt. Ueber den Ursprung derselben wußte er nichts anzugeben, es war ihm auch gleichgültig, denn jeder seiner Unterthanen und seiner Nachbarn sollte in dem Glauben bleiben, daß sie von einem höhern Wesen der Familie Katende's gegeben sei.

Ein drittes Machtzeichen des Gefangenen bestand in einem

großen geschnitzten Elfenbeinzahn, den wir aber nicht erlangen konnten, da er ihn an die Kioque abgegeben haben wollte.

François und Mueller besuchten mit Kalamba und Gefolge von hier aus den etwa 10 km entfernten, durch Pogge bereits bekannten Kangombefall des Lulua, dessen eigentlicher Name von Wißmann neuerdings als Lulumba festgestellt ist. Der Weg führte sie durch ein Gebiet mit tiefeingeschnittenen kleinen Wasseradern, deren Ufer mit Galeriewald bestanden waren, über die Orte Bena-Jangan und Boni-Mazu nach dem Lulumbafall. Das Bett des Lulua erweitert sich hier bis zu 1500 m und bildet eine Kette von Inseln, die im herrlichsten Schmuck der Tropenvegetation prangen. Hart an dieser Inselreihe stürzt das Wasser in vielen Armen 6 m in die Tiefe. Von besonders fesselnder Schönheit ist ein 500 m weiter oberhalb gelegener Fall. Die dichtgedrängten Wassermassen stürzen hier über eine 7 m hohe senkrechte Felswand, die stellenweise mit ihren moosgrünen Klippen aus den weißschäumenden Wellen hervorragt, in das kreisförmige Fallbecken hinein, um dann ähnlich wie der Kassai beim Poggefall durch einen 20 m breiten Ausgang ins Freie zu gelangen.

Kalamba war voraus nach dem Lager zurückgegangen. Seine Leute hatten die feindlichen Dörfer geplündert und angezündet; sie standen in Flammen und gewährten zwar einen schönen, keineswegs aber anheimelnden Anblick.

In Kajenga kam Kalamba in unser Lager, um Katende zum Riambarauchen abzuholen und sich gleichzeitig die Dikonga anzusehen. Es war das erste mal, daß sich die Gegner gegenübertraten. „Jetzt sitzest du hier! Warum hast du meinen Forderungen nicht nachgegeben?“ herrschte Kalamba den Unglücklichen an. „Nicht ich bin schuld daran, sondern meine Familie, meine Weiber, meine Rathgeber!“ antwortete Katende. „Weißt du, daß dein Kopf in meiner Gewalt steht, weißt du, daß die Dikonga in meinen Händen ihre Macht verloren hat?“ „Ich weiß es, handle nach deinem Willen; doch bedenke, daß Katende ein mächtiger Häuptling ist und daß seine Söhne jede Schmach, die ihm angethan wird, einst rächen werden! Bedenke, daß ich nicht vor dir stehen würde, wenn du ohne Hülfe der weißen Männer gegen mich gekämpft hättest, und denke daran, daß auch du dereinst einem stärkern Feinde überliefert werden kannst!“ Kalamba hörte mit sichtbarem Misbehagen diese Entgegnungen. „Lasse ihn Riamba rauchen!“ wandte er sich

an Kakoba und verließ dann in stolzer Haltung die Hütte. Katende aber wurde von Bewaffneten in die Mitte genommen und trat in einen Kreis von etwa 12 Häuptlingen ein, vor denen er sich verantworten sollte. Er begann seinen Bericht, wie es die Neger lieben, mit einer langen Rede, in der er seine ganze Lebens- und Leidensgeschichte den Anwesenden vor Augen führte. Die Häuptlinge, unter denen sich übrigens Kalamba nicht befand, stellten hierauf verschiedene Fragen an ihn, die er jede umständlich zu beantworten wußte. Zwischendurch mußte er eine Pfeife mit Hanf rauchen. Dieses zwangsweise Rauchen einer sehr starken Riambamischung, sowie das Redestehen auf jede Frage waren eine unbequeme Strafe für den Gefangenen.

Am 20. December betraten wir wieder den heimatlichen Boden und gelangten nach Tschingenge, unserm ersten Vereinigungsort. Hier fand die Vertheilung der großen Beutevorräthe statt. Jeder der Häuptlinge erhielt seinen Antheil, Kalamba natürlich den größten. Ohne Zank und Streit ging es dabei nicht ab; der eine glaubte seine Verdienste zu wenig anerkannt, der andere bestand auf der Zuweisung eines besondern Gegenstandes und wollte diesen seinem Beutetheil zuerkannt haben. Es dauerte lange, bis eine Einigung erzielt war. Während dieser Zeit führten die Weiber ihren bekannten Riambatanz auf.

Auch wir konnten mit dem Ausgang dieses Feldzugs zufrieden sein. Kalamba, auf dessen Unterstützung wir für die Zukunft lediglich angewiesen waren, fühlte sich uns nun verpflichtet. Seine Macht war durch uns befestigt und sein Ansehen wiederhergestellt. Er sowie seine Schwester Sangula unterließen auch nicht, uns dafür in Worten herzlichst zu danken. Die Folgen dieses siegreichen Krieges waren von großer Tragweite.

Ein Sieg Katende's hätte vollständige Umwälzungen in Lubuku herbeigeführt und mit der Vernichtung Kalamba's geendet.

Mukenge als centralafrikanischer Stützpunkt sowol für unsere als auch weitere Forschungen und Unternehmungen wäre durch den Sturz Kalamba's voraussichtlich für immer verloren gegangen.

Ein feindlicher Zusammenstoß Kalamba's mit Katende konnte durch uns nicht verhindert werden. Wol ist es uns aber als Bundesgenossen Kalamba's möglich gewesen, einen solchen zu mäßigen und nicht in ein sonst übliches grausames Vernichtungsgemetzel enden zu lassen.

In die heitere Stimmung und allgemeine Zufriedenheit fiel wie ein schweres Gewitter die beunruhigende Nachricht, daß der mächtige Kioquehäuptling Mukanjanga in Mukenge eingefallen sei. Wir hatten bereits wiederholt gehört, daß dieser mit steigendem Mistrauen und Unwillen von unserer Anwesenheit in dem Lande Kalamba's, das er als seine Domäne betrachtete, gesprochen und uns mit Krieg bedroht hatte.

Beim Morgengrauen des folgenden Tages brachen wir nach Mukenge auf. Jedoch schon vor dem Abmarsch lief die Meldung ein, daß die gestrigen Gerüchte unbegründet seien, was Kalamba schon aus dem Grunde lieb war, weil er den Beschluß gefaßt hatte, weiter in die umliegenden Gebiete zu ziehen, um einmal einen Häuptling Tschingenge's, welcher schon seit längerer Zeit den Tribut verweigert hatte, zum Gehorsam zu zwingen und dann um von seinen eigenen Unterthanen Tribut einzutreiben. Von Tschilungo-Meso, dem ersten Häuptling der Bena-Mukangalla, forderte er 20 Sklaven. Dieser, welcher bis dahin nur einmal Abgaben an Kalamba gegeben hatte, ließ ihm aber sagen: „Kalamba kann keine Sklaven erhalten, denn Tschilungo-Meso ist klein und arm und hat keine Reichskleinodien wie Katende. Tschilungo will aber seinen guten Willen zeigen und einen Elfenbeinzahn als Abgabe schicken!" Kalamba sandte ihm die drohende Antwort zurück: „Kalamba hat Katende besiegt und ihn gefangen genommen, er wird ihn köpfen lassen; so geht es auch dir, wenn du den Tribut nicht zahlst, der verlangt wird!" Gleichzeitig schickte Kalamba einen Boten über den andern, endlich auch seinen Kanzler zu Wißmann, um von neuem unsern Beistand zu erbitten.

„Tschilungo-Meso", berichtete Kakoba, der alles versuchen wollte, um uns für die Theilnahme am Kriege zu gewinnen, „hat drei große Verbrechen begangen, nämlich: 1. als Sohn des Kiamba hat er sich vor $1\frac{1}{2}$ Jahren nicht an der Reise nach dem Lualaba betheiligt, wie damals Kalamba und Pogge gewünscht haben; 2. hat er einen auf dem diesseitigen Ufer verwundeten, von seinen Leuten aber getödteten Elefanten ganz behalten wollen und ist erst mit Gewalt dazu gezwungen worden, den einen Zahn, welcher nach Volkssitte demjenigen Jäger gehört, der das Thier zuerst verwundet hat, herauszugeben; 3. verwehrte er Kalamba das Ueberschreiten des Lulua. Ihr habt mit Kalamba Blutsbrüderschaft getrunken, ihr habt ihm gegen Katende beigestanden, ihr werdet ihn nicht im

Stich lassen, wenn er den übermüthigen Tschilungo-Meso züchtigen will!"

Kalamba wollte seinen Gegner unter allen Umständen festnehmen, nach Mukenge schaffen und zur dauernden Tributzahlung verpflichten. Obwol wir sein Unterstützungsgesuch rundweg ablehnten, bestand er trotzdem auf seinem Plan und ließ uns sagen, er würde gegen Tschilungo-Meso ins Feld ziehen, denn er müsse den Fetisch desselben, eine wunderthätige Holzfigur, sowie dessen gefährliche Streitaxt besitzen, doch hat ihn unser Einfluß daran gehindert.

Mukenge machte, als wir dort einzogen, einen sehr öden und verlassenen Eindruck; die wenigen Anwesenden empfingen uns aber mit Freude und großem Jubel. Sie begleiteten uns mit lautem Geschrei, aus dem immer das Wort: „Katende, Katende!" widerhallte. Der besiegte Häuptling wurde umtanzt und verhöhnt. Aber auch die vielen Beutesachen, vor allem die Dikonga und der Penat, erregten allgemeine Bewunderung. Wenn auch Kalamba-Muana, der während der Abwesenheit seines Stiefvaters die Regentschaft übernommen, sich bemüht hatte, den Leuten klar zu machen, daß die Dikonga nur ein Werk von Menschenhand sei, so stand doch alles mit respectvoller Scheu vor dem gefürchteten Gegenstand. Eine Riambapriesterin wurde gerufen, um durch ihre Beschwörung seine unheilbringende Kraft zu entziehen. Sie vollzog ihren Auftrag mit vieler Feierlichkeit, wobei sie tanzte und die Dikonga und den Fetisch mit Erde bewarf.

Nachdem wir am 22. December den Schingakriegern Waffen und Uniform wieder abgenommen und sie entlassen hatten, siedelten wir mit unserm Gefangenen nach der inzwischen durch Hans Mueller im Bau wesentlich geförderten Station über, wo wir nach zweiundeinhalbstündigem Marsch eintrafen. Unser Gefangener schien sich unter unserer Pflege sehr wohl zu fühlen. Er wurde redselig, erzählte viel von der Geschichte seines Landes und von seinen Zukunftsplänen.

Die Vorfahren Katende's waren wie auch die Kalamba-Mukenge's früher im Süden in der Landschaft Kanjika ansässig gewesen. Innere Zwistigkeiten und blutige Kämpfe mit den südlichen Nachbarn hatten sie ebenfalls veranlaßt, die jetzigen Wohnsitze aufzusuchen.

Katende ist nur Herrschertitel, während sein richtiger Name Kapanga-Munene (der Große) war.

Wir nahmen Katende schon seiner persönlichen Sicherheit wegen mit nach Luluaburg, wo er sich alsbald behaglich bei uns einrichtete. Eine starke Partei in Mukenge verlangte seinen Tod, doch wurde seine Auslieferung von uns bestimmt verweigert, ohne daß unser freundschaftliches Verhältniß mit Kalamba, der persönlich nicht so blutdürstig war, dadurch gestört wurde.

Als dann Kalamba bereits seine Residenz verlassen hatte, um sich mit uns auf dem Lulua zur Erforschung des Kassai einzuschiffen, wurde Katende von Wißmann durch unsern alten Dolmetscher Germano in sein Land zurückgeschickt und wieder als Häuptling eingesetzt.

Stammbaum Katende's.

N'Dai a Tanda †.
|
N'Dai a Panga †.
|
Kapanga-Mukelenge N'Dai †.
|
Kapanga-Munene Katende.



Kupferstange als Tauschartikel.

Zehntes Kapitel.

Thätigkeit und Ereignisse auf Luluaburg.

Ausbau von Luluaburg. — Häuserbau. — Culturversuche. — Reiche Ernten. — Boden. — Günstige Bewässerung. — Schlangen. — Arbeitsvertheilung. — Sonntagsfeier in Centralafrika. — Tauschartikel. — Preise. — Station Mukenge. — Franz Mueller's Tod. — Sein Grabmal am Lulua.

Wir befanden uns in der Zeit der heftigsten Regen und waren daher zunächst besorgt, unsere Waaren, Gewehre und Munition unter Dach und Fach zu bringen. Die Häuser wurden in der Weise gebaut, daß ein 30—40 cm tiefer Graben, dem Grundriß entsprechend, möglichst senkrecht ausgestochen wurde; in seine vier Ecken wurden die Eckpfosten, die oben gegabelt waren, eingelassen. Ueber die Gabeln kamen in Höhe der Wände zwei obere Schwellen, an diese lehnten sich eine Anzahl etwa armdicker Knüppel, die mit den starken Enden in den Graben gestellt und unter sich und mit den Schwellen durch Lianen und Palmrippen fest verbunden wurden. An den Giebelseiten wurden in der Mitte je eine hohe Gabelstange aufgerichtet, die den Firstbalken trugen, und an diesen wurden schwächere Knüppel nach den Schwellen als Sparren gelegt, die wiederum mit Lianen und Palmrippen oder Rohr fest verschnürt wurden. Hierauf kam eine 30 cm starke Grasschicht, die von unten her aufgebracht und schließlich auf dem Firstbalken durch Lianen festgeschnürt wurde. Die Wände wurden von innen und außen mit etwa 30 cm starker Lehm- und Thonschicht beworfen. Löcher für Thüre und Fenster wurden vorher in die Pfähle eingeschnitten.

In einem solchen Hause, das mit dem weit überstehenden Dache ein ganz freundliches Aussehen hat und das einen vollkommenen Schutz gegen Regen und Hitze gibt, ist nicht ein einziger Nagel, sei er von Holz oder Eisen, verwandt. Die Thür- und Fensterläden

werden durch Matten oder durch ein aus Palmrippen hergestelltes Flechtwerk vertreten.

Das Waarenhaus war zum Schutz gegen Feuersgefahr durch eine 3—4 cm dicke Lehmdecke in einen Lager- und Bodenraum getheilt.

In 5—6 Tagen stellten 30 Leute ein Haus von 19 m Länge, 5 m Tiefe und einer Wandhöhe von 2,25 m her. Eine Woche nachdem es fertig war, pflegte es trocken zu sein, sodaß man es beziehen konnte. In den $3^1/_2$ Monaten unsers Aufenthalts in Luluaburg, wie Wißmann die Station benannte, wurden zwei Wohnhäuser, eine Küche, Bade- und Waschhaus, sowie eine Kaserne für 60 Mann, Arbeitsschuppen und eine Anzahl von Viehställen fertiggestellt und das Ganze mit einem hohen Spriegelzaun im Sechseck umgeben. Die Zeit wurde außerdem zu Anbauversuchen europäischer und dortiger Culturgewächse verwendet. Hans Mueller legte drei Gärten auf verschiedenen Bodenarten an. Der erste, der vorzugsweise zur schnellen Erziehung von Pflänzlingen dienen sollte, lag in einer tiefen Schlucht im Urwalde, erwies sich jedoch später als wenig geeignet, da einmal der Boden zu feucht, dann aber auch die Beschattung von den Seiten eine zu schwere war.

Der Boden bestand hier fast ausschließlich aus noch unzersetztem Waldhumus, der aber bei der plötzlichen Lichtung des Holzbestandes und durchgreifender Bodenlockerung rasch zur Verwesung schritt. Stellenweise wurde er mit gutem Erfolg für das Gedeihen der Pflanzen leicht übersandet.

Der zweite Garten lag an einem Osthange ebenfalls auf Waldboden, der hier jedoch weit trockener war und nicht so starke Humuslage aufwies. Der dritte endlich befand sich auf Höhenboden theils in der nächsten Nähe der Station, theils sogar in der Einzäunung selbst. Der Boden, ein Verwitterungsproduct von Laterit, war in der Hauptsache durch Eisen rothgefärbter Lehm, der jedoch häufig starke Sandbeimischungen enthielt.

Angebaut mit recht guten, ja überraschend günstigen Erfolgen wurden: Gurken, rothe Rüben, Radieschen, Rettiche, Zwiebeln, Lauch und Salat; mit geringerm Erfolge Mohrrüben und Teltower Rüben; gar nicht gedeihen wollten Hafer, Gerste, Roggen und Weizen, sowie Klee und Luzerne. Die Keimung war oft eine überraschend schnelle, auch bei den genannten Getreidearten, doch vertrugen die Pflanzen auf die Dauer nicht den Aufenthalt in dem zuerst beschriebenen Garten; die besten Erfolge wurden erzielt, wenn sie



Die Wache auf Luluaburg.

S. 194.

sobald als thunlich aus diesem in den auf der Station selbst belegenen Garten versetzt wurden.

Zu berücksichtigen ist noch, daß die Sämereien durch die lange Reise jedenfalls schon bedeutend an Keimkraft verloren hatten.

Mais, Maniok, Erdnüsse, Zuckerrohr liefern bei fast müheloser Bestellung überraschende Erträge, der Mais gibt drei Ernten in einem Jahre, die Hirse mit Sicherheit zwei, häufig ebenfalls drei. Der Hanf wächst überall bei ganz geringer Bodenlockerung, der Taback gedeiht vorzüglich; Bataten, Tomaten, Yamswurzeln und Erbsenstrauch wachsen fast wild. Bohnen in drei verschiedenen Sorten bedecken große Felder und lohnen die geringe an sie gewandte Arbeit mit reichen Ernten. Von großer Bedeutung für die Zukunft ist hier der Anbau des Reis. Pogge, der selbst erfahrener Landwirth war, hatte ihn im Juli 1882 von Njangwe mitgebracht; wir konnten schon große Säcke davon einkaufen, um sie als Proviant mit auf die Reise zu nehmen.

Unsere auf Luluaburg angestellten und bisjetzt weiter fortgeführten Versuche bestätigen durchaus die Ansicht Pogge's über den fruchtbaren und ertragfähigen Boden in Lubuku, und dieser ebenso bescheidene als erfolgreiche Reisende, dem gewiß Uebertreibung ebenso fern lag als die Absicht, die Verdienste anderer neidisch herabzusetzen, hat in seinen Berichten* nicht zu viel behauptet.

Der Boden in Lubuku hat übrigens, soweit sich durch vier von Professor Maerker in Halle gütigst untersuchte Proben feststellen läßt, einen für unsere Verhältnisse geringen Gehalt an Stickstoff, Phosphorsäure und Kali und ist sein Culturwerth wol hauptsächlich durch günstige Wasserverhältnisse bedingt. Aehnliches finden wir ja auch in den obern Nilgegenden, wo bekanntlich Laterit gerade die fruchtbarsten Gebiete erfüllt.

Die Wasserverhältnisse sind in Lubuku andere und bei weitem bessere als an der Küste. Abgesehen davon, daß die Gesammtregenmenge in einem Jahre eine größere ist, z. B. in Luluaburg 1461,3 mm 1885, in Vivi dagegen nur 1079 mm nach Dr. von Danckelman's Beobachtungen 1882/83**, vertheilen sich auch die

* Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland (1884), IV, Heft 3, S. 195.

** Mémoire sur les observations météorologiques faites à Vivi etc. par A. von Danckelman (Berlin, Asher & Co., 1884).

Regentage günstiger, und gibt es in Lubuku keine ausgesprochene Trockenzeit wie am untern Kongo und in Angola.

Luluaburg:

	Zahl der Regentage:		Regenhöhe in Millimeter:
	1885	1886	1885
Januar	13	10	134,3
Februar	13	11	114,3
März	14	11	127,4
April	14	12	150,1
Mai	10	3	63,7
Juni	2	1	10,6
Juli	1	1	5,2
August	4	3	73,0
September	12	12	190,7
October	15	13	181,2
November	17	16	230,6
December	11	10	180,1
			1461,2

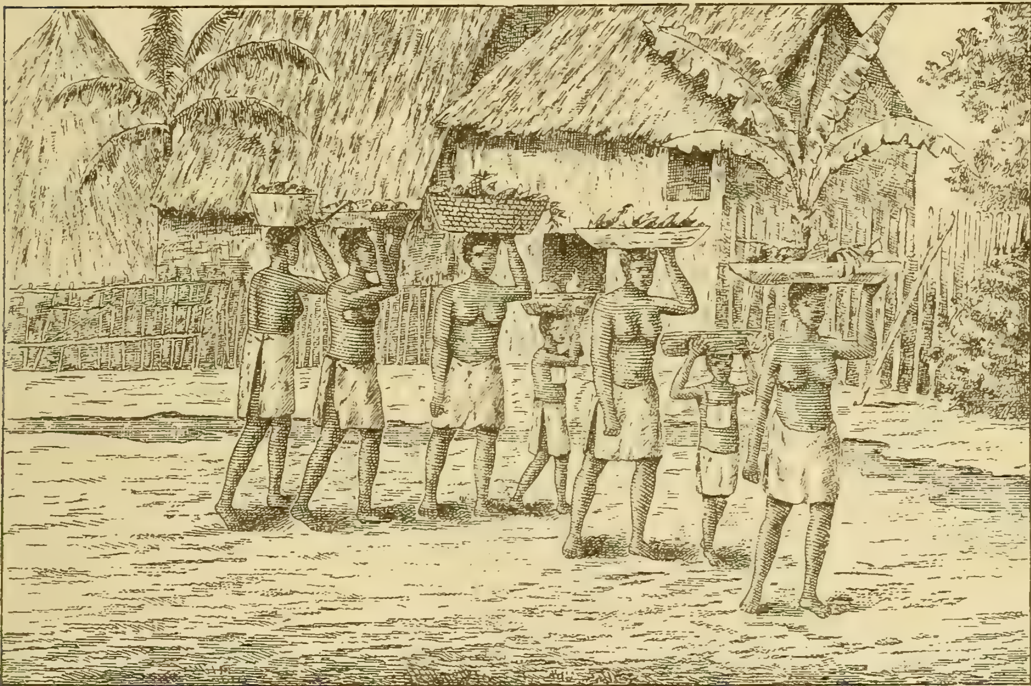
Die Thaubildung ist besonders in den regenarmen Monaten eine außerordentlich starke.

Die größte persönliche Gefahr für den weißen Anbauer liegt jedoch in der Urbarmachung des jungfräulichen Bodens, und sind für derartige Arbeiten gewiß am besten die Eingeborenen zu verwenden.

Auffallend war die Menge von Schlangen in der Umgebung von Luluaburg; es kamen nicht weniger als 11 Bisse zu unserer Kenntniß. Davon verliefen vier mit tödlichem Ausgang, die andern konnten glücklicherweise noch rechtzeitig mit Ammoniak behandelt werden und verliefen ohne dauernden Schaden für die Gesundheit. Bei weitem die häufigste Giftschlange war in jener Gegend die Puffotter, auch kam eine vielleicht noch unbekannte, gelb und grün gestreifte Art vor. Pythonen waren ebenfalls nicht selten. Mueller II. erschlug einen solchen in seinem Zimmer in Mukenge, als er im Begriff war sein Bett aufzusuchen. Unsere großen Abgänge an Federvieh, für welche keine Ursache aufzufinden war, sind wol auf diese Schlangenart zurückzuführen.

Das Leben sowie die Beschäftigung auf der Station gestaltete sich für jeden, der dieselbe bewohnte oder besuchte, zu einem sehr regelmäßigen. Früh 3/4 6 Uhr trat die schwarze Mannschaft an, Bugslag verlas dieselbe, jeder Fehlende wurde notirt, um in Strafe

genommen zu werden. Mueller I. theilte dann die Leute den verschiedenen Arbeiten zu: ein Theil hatte Holz, ein Theil Gras, ein Theil Lehm zu holen, während der Rest die Gartenarbeiten zu verrichten hatte. Für das Rindvieh waren zwei Hirten angestellt, während Ziegen und Schafe sich selbst überlassen blieben und frei umherliefen. Um 6 Uhr vereinigte der Thee die sämmtlichen Weißen, dann ging ein jeder nach Wißmann's Anordnung seiner Beschäftigung nach. Die beiden Mueller beaufsichtigten die Bauten und Culturanlagen, bei welchen Bugslag und Schneider halfen, François zeich-



Frauen zum Markt gehend.

nete an seinen Karten, Wolf war in Mukenge oder auf Reisen. Mittags 12 Uhr wurde das gemeinsame Frühstück eingenommen, abends zwischen 6 und 7 Uhr kam die Hauptmahlzeit, der schließlich gegen 9 Uhr noch Thee folgte. Um 10 Uhr lag bereits alles im tiefen Schlummer.

Es mag sein, daß diese so geregelte Lebensweise viel dazu beigetragen, daß bis auf den traurigen Fall von Mueller I. der Gesundheitszustand ein so guter war. Wir alle sind zu der Ueberzeugung gekommen, die wiederum Pogge's Ansichten bestätigt, daß bei regelmäßiger, nicht zu schwerer Arbeit der Weiße sich auch in Centralafrika wohlbefinden kann. Jede Unregelmäßigkeit dagegen rächt sich oft bitter und ist sorgfältig zu vermeiden. Der Zimmer-

mann Bugslag hat von morgens früh bis abends spät angestrengt körperlich beim Bau der Station auch in der Sonne gearbeitet und sich doch stets wohl dabei befunden. Bugslag war nicht zufrieden, wenn er nicht selbst mit anfassen konnte. Seinem praktischen Geschick und großen Arbeitseifer, den wir oft vergeblich zu zügeln suchten, ist es zu danken, daß die Stationsbauten so schnell fertig wurden. Der Sonntag war für alle, Weiße und Schwarze, ein Ruhe- und Feiertag.

Im Anfange der Bauzeit hatten wir oft Mühe, die nöthigen Lebensmittel für uns alle aufzutreiben, da wir uns eines vorzüglichen Appetits erfreuten. Mukenge lag freilich nur 10 km entfernt, doch hatten die Residenzbewohner wenig Lust, ihre Vorräthe so weit zum Markt zu bringen. Nach und nach glückte es uns, durch Ankauf von Schafen und Ziegen einen kleinen Bestand auf der Station zu bilden, aus welchem, wenn kein Markt zu Stande kommen wollte, das Nöthige genommen wurde. Die Preise für Lebensmittel stellten sich wie folgt; die Werthberechnung gründet sich dabei auf die Voraussetzung, daß

60 cm Kattun den gleichen Werth haben wie
10 Fäden mittelgroße rothe Perlen,
25 „ kleine feine Stickperlen,
25 Stück Kaurimuscheln,
50 „ Messingnägel,
1 Spiegel,
60 cm Messingdraht,
50 Kugeln Gummi (ca. 2000 g), daß ferner
$2^1/_2$ m Kattun gleichwerthig sind mit
$1^4/_5$ m bunter Leinwand,
$1^4/_5$ „ bedruckter Taschentücher,
100 Stück mittelgroßen bunten Perlen,
1 Klingel,
2 Schellen,
200 Stück Kaurimuscheln,
100 „ großen Kaurimuscheln,
1 Tasse voll kleiner weißer Stickperlen.
5 m Kattun entsprechen dann dem Werthe von
1 Regenschirm,
1 Faß Pulver ($1-1^1/_4$ kg),

100 großen weißen Perlen,
50 der größten weißen Perlen,
1 Kupferkreuz.

10 m Kattun sind gleichwerthig mit
1 Faß Pulver = 2 Tassen = 1 kg.

20 m Kattun sind gleichwerthig mit 1 Steinschloßgewehr.

Danach stellen sich nun folgende Preise für Lebensmittel:

1 Fisch von ca. 3 kg kostet	12 Faden kleiner Perlen	= 0,18	Mark,
1 Huhn kostet	60 cm Kattun	= 0,42	„
1 Ziege oder 1 Schaf kostet	$2\frac{1}{2}$ m Kattun	= 1,76	„
1 Schwein von ca. 50—60 kg	5 m „	= 3,52	„
12 Eier	24 Messingnägel	= 0,18	„
1 Liter Palmöl	17 „	= 0,12	„
1 „ Honig	6 „	= 0,20	„
1 „ Erdnüsse	8 „	= 0,06	„
1 „ Reis	8 „	= 0,06	„
1 „ Bohnen	8 „	= 0,06	„
1 „ Bataten, Yamswurzeln	8 „	= 0,06	„
1 „ Mais, Hirse	10 „	= 0,07	„
30 Stück Bananen	10 Faden kleine Perlen	= 0,20	„
10 „ Pisang (große Bananen)	10 „ „ „	= 0,20	„
10 Ananas	10 Messingnägel	= 0,07	„
1 Liter Pilze	4 „	= 0,03	„
1 „ Raupen	8 „	= 0,06	„
1 „ Termiten	10 „	= 0,07	„
1 „ Tomaten	5—6 „	= 0,03	„
29 Stück Maniok	60 cm Kattun	= 0,42	„
1 Liter Maniokmehl	30 „ „	= 0,21	„
20 Stück getrockneter Maniok	1,20 m Kattun	= 0,84	„
1 Handvoll rothen Pfeffer für	5 Messingnägel	= 0,03	„
1 Stange Salz von den Hollo zu 1,5 kg	$1\frac{4}{5}$ m Kattun	= 1,26	„
1 „ „ im Lande bereitet zu 250 g	10 Faden feine Perlen	= 0,20	„
10 Stangen Zuckerrohr für	100 Messingnägel	= 0,74	„
4 Liter Palmwein, Hirse- oder Honigbier	1 m Kattun	= 0,70	„

Die Eingeborenen nahmen mit Vorliebe als Tauschwaaren für Arbeitsleistung und Lebensmittel Kattune, rothgeblümt und blau-weißgestreift, Glasperlen, Messingstangen, Polsternägel und Pulver.

Letzteres wurde jedoch von uns als Regel nicht zu dem Zweck ausgegeben.

Inzwischen war auch die von Pogge in Mukenge angelegte, nach seiner Abreise jedoch gänzlich verfallene Station für die Afrikanische Gesellschaft in Berlin durch Wolf wieder aufgebaut und eingerichtet. Das Wohnhaus befand sich nun in einem guten Zustande und lag umgeben von sechs kleinen Häuschen für Küche und Bedienung in der Mitte eines eingefriedigten 50 : 100 m großen Platzes, den Bananen- und Ananasanpflanzungen zierten. Ein entsprechend eingerichtetes Häuschen für meteorologische Beobachtungen war noch besonders erbaut.

Etwa 200 m abseits lag noch ein starker Corral, welcher 20 Stück Reitstiere und Rindvieh aufnehmen konnte.

Wir erwarteten täglich das Eintreffen einer Expedition von der Afrikanischen Gesellschaft in Berlin, um ihr dieses Besitzthum mit einem traulichen Heim übergeben zu können.

Leider sollten wir Luluaburg nicht ohne ein schweres Opfer erbauen. Mueller I., der die Neubauten leitete, überall selbst Hand mit anlegte und half, wobei er von Bugslag auf das thatkräftigste unterstützt wurde, hatte einige Tage das Ausstechen des zum Bewurf der Häuser nöthigen Thons in dem Alluvium des Lulua beaufsichtigt, als er plötzlich am 7. Januar heftig am Fieber erkrankte; am nächsten Morgen stellten sich die bedenklichsten Symptome eines perniciösen Fiebers ein; er fing an heftig zu erbrechen, am Nachmittag delirirte er schon und hatte erst gegen Abend ruhige und klare Momente. Mueller besaß einen Widerwillen gegen Chinin; er weigerte sich, dasselbe zu nehmen, und es konnte ihm nur mit vieler Mühe verabreicht werden. Am 8. früh war er vollkommen theilnahmlos, fieberte stark bei einer Bluttemperatur von 41,8°, ja hin und wieder 42,5°. Alle Pflege, alle Mittel blieben leider erfolglos, er wurde sichtbar schwächer und schwächer, gegen 7 Uhr abends schien das entflohene Bewußtsein noch einmal wiederzukehren, mit einem traurigen Blick auf seinen trostlosen Bruder und einem leichten schmerzlichen Zucken des Mundes hauchte er in dessen Armen sein Leben aus.

Er war ein energischer Soldat, ehrenhaft und pflichtgetreu bis zum Tode gewesen, er hatte es durch seine Strenge gegen sich und durch sein ruhiges und besonnenes Wesen seinen Kameraden und Untergebenen gegenüber verstanden, sich bei allen die höchste Achtung und Verehrung zu verschaffen.

Das Begräbniß war würdevoll und feierlich. Bugslag hatte einen mit der deutschen Flagge geschmückten Sarg gezimmert, acht von Mueller's Trägern hatten um die Ehre gebeten, ihn zu Grabe zu tragen. Die Weißen folgten dem Sarge, dann kam ein Zug unserer Leute in Uniform mit Gewehren. Beschlossen wurde das Gefolge durch alle anwesenden Träger und eine Menge Eingeborener. Das Grab war am Urwaldrande vor zwei riesigen Sandsteinblöcken ausgehoben. Ein Eriodendron streckte seine dichten Zweige über



Lieutenant Franz Mueller I. †

dasselbe aus. Wißmann sprach mit abgezogenem Hute ein Vaterunser, nachdem der Sarg in die Tiefe gesenkt war, und wünschte dem entschlafenen Kameraden eine sanfte Ruhe in afrikanischer Erde, fern der Heimat. Dann warf jeder der Leidtragenden einige Hände voll Erde in die offene Gruft, die von Mueller's eigenen Leuten zugeschaufelt wurde. Drei Salven wurden als Ehrengruß dem verstorbenen Soldaten über das Grab gefeuert; in demselben Augenblick brach mit einem heftigen Donnerschlag ein Gewitter los, wie es nur die Tropen kennen. Der den ersten Schlag verursachende Blitz hatte einen Urwaldriesen getroffen, welcher mit lautem Krachen

und Geprassel zur Erde stürzte. Es war, als ob die Natur sich dem letzten Scheidegruß anschließen wollte. Bugslag hatte nachher das Grab durch eine Umzäunung und ein einfaches Holzkreuz, das den Namen des Entschlafenen trägt, in sinniger Weise geschmückt. Es wird noch lange erhalten werden und den Herren, die in Luluaburg stationirt sind, erzählen von dem Mitbegründer ihres Heims.

Der Gesundheitszustand war sonst auf der Station im allgemeinen gut zu nennen. Leichte Fieber kamen hin und wieder vor, aber alle wurden glücklich und bald überwunden, obschon die angestrengte Thätigkeit bei den Neubauten und Culturanlagen schlimmere Folgen befürchten ließ. Nur Mueller II., der gerade die Anlage der Culturen leitete und hierbei den durch das Umgraben des Humus frei werdenden Miasmen am meisten ausgesetzt war, litt einige Zeit an Malarien; diese nahmen durch die starke seelische Erregung bei dem plötzlichen Tode seines Bruders derartig zu, daß er auf das Krankenlager geworfen und nach fast sechswöchentlichem ernstlichen Leiden erst durch Uebersiedelung nach Mukenge und den damit verbundenen Luftwechsel einigermaßen wiederhergestellt wurde. Er übernahm dann die Station in Mukenge, woselbst er sich mit seinen Sammlungen und photographischen Aufnahmen beschäftigte, bis er zum Bau der Kanoes nach dem untern Lulua aufbrach.



Franz Mueller's Grab.

S. 202.

Elftes Kapitel.

Wolf's Bericht über seine Reise in das Land der Bakuba.

Mein Auftrag. — Abmarsch. — Neujahrsfest am Lulua. — Zusammentreffen mit François. — Inmitten kriegführender Parteien. — Am Muansangomma. — Saturnino de Souza Machado und Lopez de Carvalho. — Kapuku-Tschimbundu. — Abschied von François. — Der entflohene Führer. — Weitermarsch. — Trauernachricht von Luluaburg. — Tschiehwu. — Der Lulua-Fall von Bena-Tschidila. — Urwälder. — Ankunft bei den Bakete. — Muanika. — Räuberisches Gesindel. — Glücklicher Durchbruch! — Das erste Bakubadorf. — Bulango Buampata. — Ein Neffe Lukengo's. — Ein Python. — Desertion. — Blutige Eifersuchtsscene. — Budi. — Das entscheidende Augurium. — Ibanschi. — Zusammentreffen mit Lukengo-Muana. — Besuch und Gegenbesuch. — Geographische Neuigkeiten. — Der Sankuru mündet in den Kassai! — Die entführte Sklavin. — Der Langala. — Meine Träger streiken. — Aufbruch von Ibanschi. — Mukadiota, eine Pygmäencolonie. — Die Batua sind die Urbevölkerung des Landes. — Der mächtige Makabu-Buanga kommt in meinen Besitz. — Luluaburg.

Am 30. December 1884 verließ ich mit 27 Mann, unter denen sich 12 Baluba befanden, Mukenge. Ich hatte vom Chef der Expedition den Auftrag erhalten, mich zunächst nach dem Muansangomma zu begeben und von dort weiter die Bakuba zu besuchen, da es für die Lösung unserer Aufgabe von großer Wichtigkeit sein mußte, mit diesem kriegerischen Volk, dessen westliche Grenzen bis an den Lulua und theilweise an den Kassai reichen sollten, in freundschaftliche Beziehung zu treten.

Den Bakubahäuptling Lukengo umgab ein sagenhafter Nimbus. Die Baluba erzählten die unglaublichsten Geschichten von seiner Macht und seiner Grausamkeit. Für einen Fremden, sagten sie, sei es nicht möglich, das Land der Bakuba zu betreten, auch hätten diese eine andere Sprache, und man könne sich mit ihnen nicht verständigen.

Am rechten Ufer des Muansangomma hatte sich bei dem Häuptling Kapuku-Tschimbundu der portugiesische Händler Saturnino de Souza Machado festgesetzt, welcher in der Hoffnung auf reiche Elfenbeinquellen dem von Pogge und Wißmann eröffneten Weg nach Mukenge gefolgt und bis hierher schließlich gelangt war. Ich beabsichtigte nun, zunächst mich bei ihm mit Tauschwaaren für meine Weiterreise zu versehen, auch für Luluaburg Bestellungen zu machen und weitere Erkundigungen einzuziehen. Ferner sollte sich bei Tschimbundu ein Sklave befinden, der im Lande der Bakuba gewesen sei, deren Sprache verstände und mir als Führer dienen könne.

Ueber einen Höhenrücken, der die Wasserscheide zwischen Mujau und Lulua bildet und der zu beiden Seiten einen Blick in die anmuthigen Thalsenkungen der vielen kleinern mit Galeriewäldern eingesäumten Wasseradern gestattet, gelangte ich von Mukenge zunächst bis Bena-N'Samba, wo mein erstes Nachtlager sein sollte.

Beim Eintritt der Dunkelheit trafen meine letzten Nachzügler, denen der Abschied von Mukenge besonders schwer geworden war, ein. Hier unter den Bena-N'Samba und im unmittelbaren Machtbereiche Kalamba's war es noch nicht erforderlich, aus Sicherheitsgründen meine kleine Karavane zusammenzuhalten.

Abends zogen Hunderte von fliegenden Hunden (Pteropiden) zuerst einzeln, dann in dichten Scharen über mein Lager nach Norden. Die Eingeborenen nennen sie Midihma (Sing. Mudihma) und erzählen, daß sie regelmäßig abends nach dem Mujau fliegen, um sich dort Nahrung zu suchen, und in der Frühe nach dem Lulua zurückkehren, wo sie auf der Insel Musenku mitten im Flusse ihre Nester haben.

In der Nacht fiel ein leichter Regen, der jedoch meinen Weitermarsch am nächsten Tage nach Muatschitebua, wo ich über den Lulua setzen wollte, nicht hinderte. Ueberall freundliche, ja herzliche Begrüßung seitens der Eingeborenen! Beim Abmarsch früh morgens gaben mir Hunderte das Geleit. An beiden Seiten des schmalen Pfades liefen Mädchen und Kinder in zwangloser Toilette durch das hohe Gras der Savanne, um mit meinem Reitstier gleichen Schritt zu halten und mir ihr freundliches „Moio" immer wieder zuzurufen.

Ich marschirte durch das etwa 60 Hütten zählende Dorf Muatschitebua gleich an den Lulua. Ein sanfter Hang, mit Savanne bedeckt, neigte sich am linken Ufer zu einem 200 m breiten

Wiesenstreifen hinab, und ebenso allmählich stieg die Ufererhebung jenseits an. Der Fluß war hier nur 200 m breit, hatte eine mittlere Geschwindigkeit von 60 m in der Minute, zeigte oberhalb der Fähre eine bewaldete Insel und 800 m unterhalb derselben Stromschnellen. Die Bewohner von Muatschitebua wünschten dringend, daß ich bei ihnen übernachten möchte. Der Häuptling Tschitebua, ein ergebener Anhänger Kalamba's, erbot sich, als alle Bitten, mich zum Bleiben zu bestimmen, vergeblich waren, mich selbst in mein nächstes Lager nach Puihma-Mutschima am rechten Ufer zu begleiten. Die dortigen Eingeborenen, deren Häuptling sein jüngerer Bruder ist, waren mit ihrer Tributzahlung an Kalamba im Rückstande und sollen aus Furcht, daß sich dessen Abgesandte in meinem Gefolge befinden möchten, geflohen sein. Obschon die Entfernung bis Mukenge nur etwa 35 km beträgt, gibt ihnen doch der dazwischen fließende Lulua ein Gefühl unabhängiger Sicherheit vor regelmäßigen Besuchen des gefürchteten Oberhäuptlings, und sie wagen es daher, oft jahrelang keinen Tribut zu zahlen.

Während ich noch mit dem Uebersetzen in einem Kanoe, welches 4 Traglasten und 4 Mann in einer halben Stunde an das rechte menschenleere Ufer befördert, beschäftigt war, suchte ich die furchtsamen Bewohner von Puihma-Mutschima durch Boten zu beruhigen und von meinen friedlichen Absichten zu überzeugen. Meine 3 Reitstiere passirten ein wenig oberhalb der Fährstelle wie gewöhnlich schwimmend den Fluß. Sie wurden zu dem Zwecke abgesattelt und an einem Strick, der durch die Nasenscheidewand gezogen war, von einem Kanoe aus geleitet.

Muatschitebua heißt im Deutschen „der Ort, wo der Häuptling Tschitebua wohnt“. Der Ortsname wird also durch das Präfix „Mua“ vor dem betreffenden Häuptlingsnamen gebildet.

Ich erfahre hier die uns bis dahin noch unbekannte Thatsache, daß der Muansangomma nicht ein selbständiger Fluß ist, sondern sich mit dem Lubudi vereinigt; wohin dieser geht, weiß man jedoch nicht.

Mein schwarzer Dolmetscher Kaschawalla, dessen Gedächtniß und Sprachkenntniß erstaunlich ist, leistet mir im Verkehr mit den Eingeborenen vorzügliche Dienste. Er gehört zu den gebildetsten Ambakisten aus Angola, spricht fließend portugiesisch und hat Pogge und Wißmann seinerzeit bis Njangwe begleitet. Da er bereits vorher sich zwei Jahre in Lubuku aufgehalten hat, ist er mit den

Baluba-Verhältnissen sehr vertraut und kann über alle Einzelheiten die besten Aufschlüsse geben.

Abgesehen von seiner Gewohnheit, sich möglichst oft in Palmwein zu betrinken, seinem Körpergewicht von mehr als 100 kg, das nicht selten ein unangenehmes Reisehinderniß ist, und seiner Schwäche gegen das weibliche Geschlecht, gibt es in schwarzer Haut kaum einen ehrlichern und zuverlässigern Dolmetscher als Kaschawalla. Er ist ebenfalls beritten und bildet, während ich persönlich an der Spitze reite, mit dem weiblichen Gefolge, das unter seiner ritterlichen Obhut steht, den Schluß meiner kleinen Karavane. Die 12 Baluba, welche mich mit ihrem Häuptling Schakiondo begleiten, haben der Landesgewohnheit gemäß alle mit wenigen Ausnahmen ihre jungen Frauen mit sich gebracht.

Da mit dem Uebersetzen des Lulua die Sicherheitsverhältnisse bereits zweifelhaft werden, so wird geschlossen im Gänsemarsch weiter marschirt.

Meine Friedensboten hatten ihren Zweck erreicht. Als ich mich durch einen Palmenhain dem Dorfe Puihma-Mutschima näherte, kam mir die zahlreiche Bevölkerung jubelnd und händeklatschend entgegen. An der Spitze befand sich der Häuptling, welcher als Zeichen des Friedens und der Freundschaft einen Büschel grünen Hanfs in der Hand trug und mir als erstes Geschenk eine Ziege und drei Hühner überreichte. Meinen ermüdeten Leuten wurden sofort Wohnungen eingeräumt, und alsbald war auch auf der Kiota des etwa 100 Hütten zählenden Dorfes mein Zelt aufgebaut. In der herrlichen Mondnacht, um ein mächtiges Holzfeuer und unter den Wedeln hochstämmiger Palmen wurde von der jungen Bevölkerung und meinen Leuten bis früh 5 Uhr mir zu Ehren Riamba getanzt und dazu getrommelt und gesungen.

Obschon mich der Lärm nicht schlafen ließ, wollte ich doch heute am Sylvesterabend, dessen Bedeutung allerdings allen, sogar Kaschawalla fremd war, nicht diese ausgelassene Fröhlichkeit verhindern.

Am andern Tage erfuhr ich, daß François mir gefolgt sei und sich bereits am linken Lulua-Ufer befinde, um von Saturnino am Muansangomma die zu bestellenden Waaren abzuholen. Ich beschloß daher, auf ihn zu warten, um den kurzen Weg bis dahin noch mit ihm zusammen zu machen.

Der Häuptling machte noch ein verwildertes Schwein zum Geschenk, das aber erst geschossen werden mußte und sich in dem

nahen Gebüsch aufhalten sollte. Ich gab meinen Leuten Patronen und schickte sie auf die Jagd. Alsbald kamen sie mit dem erlegten Schwein zurück, das von zwei Baluba an einer Stange gebunden auf der Schulter getragen und mir zu Füßen gelegt wurde.

Mittags traf François ein, und mit Palmwein und Ananas, die in dieser herrlichen Natur wild wächst, feierten wir beide unser zweites Neujahr auf afrikanischem Boden.

Ueber mit Gras bedeckte Höhenzüge, deren Spitzen oft Palmengruppen malerisch zierten, durch zahlreiche tiefeingeschnittene Thäler und viele kleine Wasserläufe mit waldigen Ufern näherten wir uns am 2. Januar nach 25 km Marsch dem Dorfe Kitukula. Schon in und bei dem vorher passirten Dorfe Muatschentangana waren uns mehrere bewaffnete Eingeborene aufgefallen, die in gewisser Unruhe unsern Vorbeimarsch beobachtet hatten; jetzt fanden wir allenthalben in der Savanne Leute versteckt, die, sobald sie uns wahrnahmen, erschreckt entflohen.

Als wir einen 260 m breiten Sumpf am linken Ufer des Belle-Kesse durchschritten, um dann die jenseitige steile Böschung hinaufzuklettern, kamen mir einige zwanzig bewaffnete, mit Federn geschmückte Schinga entgegen, die uns mit wildem Geschrei begrüßten. Der Anführer dieser wilden Gesellen, die mit Saturnino von Angola als Träger hierher gekommen waren und denen die Mittel zur Heimkehr fehlten, erzählte mir, daß sie sich als Bundesgenossen des Häuptlings Kitukula der Bena-Kajembe, welcher sich zur Zeit mit den Bena-N'Gungu im Kriege befände, hier aufhielten. Wir waren also vorher, ohne es zu wissen, durch die kriegführenden Parteien marschirt, deren keine unsere Absichten und Stellungnahme kannte.

In Begleitung der Schinga rückten wir in das etwa 80 Hütten zählende Dorf Kitukula's ein. Der Häuptling kam mir sofort entgegen, legte sich zum Zeichen der Unterwürfigkeit vor meine Fahne auf den Boden und bewarf seine Brust mit Erde. Er bat mich dann dringend, ihm gegen die Bena-N'Gungu beizustehen. Die Ursache des Kriegszustandes war folgende: Ein junges Mädchen der Bena-N'Gungu ist an einen Unterthanen Kapuku-Tschimbundu's verheirathet gewesen, aber nach ihrem Heimatsdorfe zurückgeflohen, um dort einen Mann ihrer Wahl zu heirathen. Kurze Zeit nachher kamen Leute Kitukula's nach Kapuku; man nahm ihnen hier zwei Steinschloßgewehre ab und sagte: „Verschafft uns die

Entflohene zurück, ihr als Verwandte der Bena-N'Gungu seid uns für sie verantwortlich!" Als sie in ihr Dorf zurückgekehrt den Hergang erzählten, forderte ihr Häuptling Kitukula von den Bena-N'Gungu die Herausgabe des Mädchens oder zwei Gewehre, um seine Leute schadlos zu halten. Ersteres wurde bestimmt verweigert und vorläufig nur ein Gewehr bezahlt. Kitukula wartete nun vergebens auf das zweite Gewehr und nahm die Schinga als Bundesgenossen an, um dadurch seiner berechtigten Forderung mehr Nachdruck zu verleihen. Dies war der Zustand bei unserer Ankunft.

Nachdem ich dem Häuptling erklärt hatte, daß er auf unsern Beistand nicht rechnen könne, und ihm zuredete, vorläufig noch mit kriegerischen Maßregeln zu warten, versprach er sein Möglichstes zu thun, um den Frieden zu erhalten. Während unserer Anwesenheit unterblieben auch alle Feindseligkeiten.

Die kriegerischen Schinga jedoch, denen nur am Rauben und Plündern lag, hatten nach unserer Abreise den Häuptling wieder umgestimmt. Er und der Anführer der Schinga, Bansa-Kiluanschi, zogen nun mit Bewaffneten in das Dorf der Bena-N'Gungu und verlangten entschieden das zweite Gewehr. Man antwortete ihnen: „Wir wollen dies später bezahlen, aber wenn ihr nicht warten, sondern Krieg haben wollt, gut, so laßt uns kämpfen!" Sofort entwickelte sich nun ein Gefecht, in welchem zwei Schinga durch Pfeilschüsse verwundet wurden. Hierdurch zu wilder Wuth entflammt, stürmte ihr Anführer Kiluanschi auf den Häuptling der Bena-N'Gungu los und tödtete ihn auf der Stelle.

Kitukula kehrte als Sieger in sein Dorf zurück, und am nächsten Tage zogen die beutebeladenen Schinga weiter nach dem Muansangomma. Doch die Bena-N'Gungu und die Verwandten des gefallenen Häuptlings bereiteten sich auf einen Rachezug vor, überfielen und brannten das Dorf Kitukula's nieder und schnitten ihm selbst den Kopf ab, den sie als Sühne auf das Grab ihres Häuptlings legten. Als der mächtige Kapuku-Tschimbundu am Muansangomma hiervon hörte, warf er sich, aufgestachelt durch die Schinga, als Rächer Kitukula's auf, ließ sich selbst von den Bena-N'Gungu vier Gewehre und eine Sklavin als Strafe zahlen und verbrannte dann ihre Ortschaft.

Aehnliche Fälle mit ihren traurigen Folgen pflegen sich in diesem Theile Centralafrikas immerfort zu wiederholen. Beständig schweben zwischen kleinern Häuptlingen derartige Streitigkeiten, und

man ist stets bereit, dieselben mit den Waffen in der Hand zum Austrage zu bringen. Die Eingeborenen wissen sich hier bereits immer mehr dem Einflusse Kalamba's zu entziehen und zeigen dies auch durch ein unabhängiges, ja zuweilen freches Benehmen.

Als wir Kitukula verließen, führte uns der Marsch weiter auf durchschnittenem Gelände mit einer üppigen Oelpalmenvegetation, die der Gegend einen besondern anziehenden Reiz verlieh. Einzeln und in Gruppen stehen hier mit stolzer Strahlenkrone hochgewachsene Palmen. Im Schatten ihrer immergrünen Wedel, in denen sich oft Hunderte von Nestern der buntgefiederten, farbenprächtigen Webervögel befinden, liegen die Dörfer der Baluba.

Es war dies eine angenehme Ueberraschung für uns, da in den Ortschaften der strenggläubigen Bena-Riamba auf Befehl Kalamba's alle Palmen und Schattenbäume früher niedergeschlagen wurden, weil Riambarauchen und Berathungen nur unter freiem Himmel abgehalten werden sollen. Nachdem wir in glühender Sonnenhitze viele große Dörfer, von denen einige mehr als hundert Hütten zählten, berührt hatten, verfinsterte sich plötzlich der Himmel, und ein heftiger Platzregen zwang uns, in dem nächstgelegenen Kajemba Kuna Obdach zu suchen.

Auch in ihrem Aeußern zeigen sich hier die Eingeborenen nicht als Bena-Riamba, sondern als Tschipulumba. Sie tragen außer Steinschloßgewehren auch Bogen und Pfeile, Speere und Messer. In Kopf- und Barthaare sind Perlen und Kaurimuscheln geflochten, und die Haut ist vielfach mit Tukula (Rothholzfarbe) stark roth gefärbt. Um die Hüften tragen beide Geschlechter hierselbst aus Raphiafaser gewebte Tücher, während die übrige Bekleidung durch die gleiche kunstvolle Tätowirung wie am linken Lulua-Ufer und durch dicke kupferne Arm- und Beinringe ersetzt wird.

In allen Ortschaften zeigt sich eine auffallend verschiedene Bauart der Hütten. Als Material dient Gras der Savanne, Wedel und Rippen der Weinpalme (Raphia vinifera) und Baumrinde. Einzelne Hütten sind unten rund bei nur 2 m Durchmesser und laufen dann bei 2—3 m Höhe spitz zu, andere sind bienenkorbartig und haben eine byzantinische Kuppel, wieder andere zeigen in kleinerm Maßstabe die Form unserer Bauerhäuser.

Am 4. Januar früh 10 Uhr hatten wir den Muansangomma erreicht, der uns eine gewisse Enttäuschung bereitete, da wir ihn uns größer vorgestellt hatten. Wir mußten zwei Flußarme von

10, beziehungsweise 15 m Breite und eine von diesen gebildete 30 m breite Insel überschreiten. 250 m unterhalb beträgt die Gesammtbreite des Flusses nur 20 m. In scharfen Krümmungen schlängelt sich der Muansangomma durch eine üppige Urwaldniederung. Von beiden Ufern berühren sich fast die überhängenden Aeste mächtiger Baumriesen, deren Lianengewirr die Spiegelfläche des schnellfließenden Flusses berührt, während das klare Wasser die Reflexe langblätteriger Pandanus und federartiger Farrn wiedergibt.

Auf Baumstämmen, die von beiden Ufern nach der Insel hinübergelegt waren, überschritten wir den 5 m tiefen Fluß, während die Reitstiere etwa 200 m oberhalb durchschwimmen mußten. Die kleine Insel zeigte in üppigem Wachsthum zahlreich den Farbstrauch Bixa orellana, aus dessen Früchten der bekannte orangegelbe Farbstoff Orlean gewonnen wird. In den Uferniederungen traf man fast schrittweise die Kautschukliane Landolphia, deren Güte mit der am Luebo wetteifert. Die Kautschukgewinnung ist erst seit 10 Jahren bekannt, doch läßt der dem Neger eigene Raubbau befürchten, daß die Liane auch hier seltener werden wird.

Da die Baumbrücke des zweiten Flußarmes ausgebessert werden mußte, langten wir erst um 1 Uhr mittags in dem 3 km entfernten Dorfe Kapuku-Tschimbundu's an, das auf einem langgedehnten Bergrücken lag, der nach Süden allmählich zum Muansangomma und nach Norden mit stark convexer Böschung zum Kussulabach abfiel. Am nördlichen Hange befand sich das Wohn- und Lagerhaus Saturnino's, der uns mit seinem Begleiter Lopez de Carvalho auf das freundlichste aufnahm. Seine afrikanische Köchin bereitete uns ein vorzügliches Essen, wozu wir erfrischenden Palmwein tranken und als Nachtisch Bananen und Ananas aßen. Diese portugiesische Handelsexpedition, welche unter großen Mühen und schweren Verlusten an Menschen und Waaren so weit gekommen war, hatte sich einstweilen hier festgesetzt. Es war ihr bisjetzt noch nicht möglich gewesen, weiter vorzudringen, sie rechnete nun auf die Hülfe und Begleitung des Häuptlings Kapuku-Tschimbundu.

Saturnino hatte bereits Elfenbein und Gummi eingekauft, besaß jedoch noch immer reichen Vorrath an Waaren, aus dem ich meinen Bedarf an Tauschartikeln für meine Weiterreise entnehmen konnte.

Leider war mein in Aussicht genommener Führer, ein Sklave des Häuptlings, aus Furcht vor Strafe wegen eines Diebstahls

flüchtig geworden. Er war der einzige, der mir hätte Auskunft geben können und auch die Bakubasprache verstand.

Als der Häuptling Kapuku-Tschimbundu mit 15 Frauen, einer kleinen hübschen Auslese seines reichen Harems, mir einen Besuch machte, versprach er sein Möglichstes zu thun, um den Entflohenen durch Versprechungen der Straflosigkeit und einer Belohnung zur Rückkehr zu bewegen. Doch waren alle diese Bemühungen vergeblich. Der flüchtige Sklave traute seinem Häuptling nicht, von dessen Grausamkeit und Vorliebe für Hinrichtungen er zu oft Zeuge gewesen war.

Es gab niemand, der das Land der Bakuba kannte. Der Häuptling selbst war früher bis in einen Grenzort gekommen, hatte aber dann zurückkehren müssen, da man mit Waffengewalt seinen Weitermarsch verhinderte. Die Bakete und Bakuba sollen jede freundschaftliche Annäherung ihrer Nachbarvölker ablehnen und auf jeden sofort mit Pfeilen schießen, der ihr Land zu betreten versucht. Wer mit ihnen Elfenbeinhandel treiben will, darf nach den zwei Baketedörfern Kapungo und Kabao, die am rechten Lulua-Ufer liegen, kommen, aber weiter nicht. Der portugiesische Elfenbeinhändler Silva Porto soll zweimal den Versuch gemacht haben, weiter vorzudringen, aber jedesmal mit Gewalt zurückgewiesen worden sein. Unwegsame Urwälder sollen außerdem noch eine natürliche Grenze zwischen den Baluba und Bakete bilden. Wenn ich auch überzeugt war, daß derartige Schilderungen, wie gewöhnlich, weit übertrieben wurden, so machten sie leider auf meine Leute, besonders aber auf meinen Dolmetscher Kaschawalla einen niederschlagenden Eindruck.

Der Häuptling Kapuku-Tschimbundu war einer der weitestgereisten Baluba. Er hieß eigentlich Kapuku-Kangonde und hatte sich Tschimbundu genannt, weil er auf seinen Reisen in das Land der Kioque bis Kimbundu gelangt war. Es ist eine beliebte Sitte der Baluba, Eigennamen entlegenen Volksstämmen, die sie kennen gelernt haben, zu entlehnen, oder sich nach weit entfernten Orten oder Flüssen zu benennen. So nennt sich Kalamba-Mukenge seit seiner Rückkehr aus Njangwe sehr gern Lualaba.

Die Residenz Kapuku's zählt etwa 300 Hütten oder Häuschen. Fast alle sind verschieden gebaut, und hat der Häuptling die Baupläne augenscheinlich auf seinen Reisen gesammelt, da wir hier sogar Kioque- und Kalunda-Hütten finden.

Von besonderm Interesse waren Pfahlbauten. Ein Häuschen mit zierlichem Strohdach stand auf $1^1/_2$ m hohen Pfählen;

auf einer Holztreppe gelangte man in die Wohnung selbst, die aus zwei kleinen Räumen bestand.

In der Mitte der Ortschaft war das Haus des Häuptlings, das nach Bakuba-Art aus dem Material der Weinpalme gebaut war. Es war 38 m lang, 7 m breit, 5 m hoch und hatte nur einen Raum. Umgeben war dieser afrikanische Palast von zahlreichen kleinen Häuschen für die Frauen des Häuptlings, die abwechselnd für drei Tage sich der Gunst ihres Herrn und Gebieters ausschließlich erfreuen dürfen.

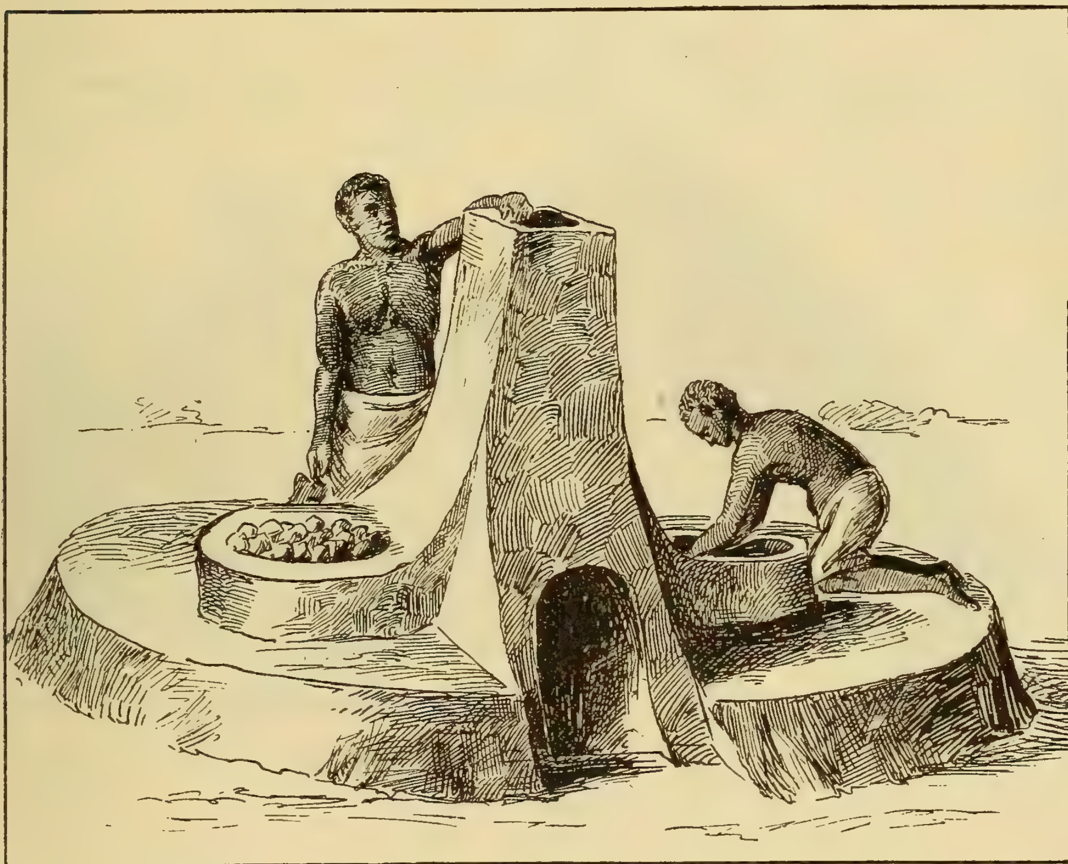
Kapuku sprach mir seine Verwunderung aus, daß ich nicht auch einen großen Harem hätte. Er habe nur 80 Frauen, würde aber, wenn er so mächtig und reich als ich sei, gewiß 300 haben. Der Reichthum eines Mannes wird nach der Anzahl Frauen bestimmt, die er sein eigen nennt. Auch hier sind die Frauen und Mädchen Handelsartikel und werden vielfach nach Kabao gebracht, um dort für Elfenbein verkauft zu werden.

Eine stattliche Rinderheerde, die in dieser Gegend vorzügliche Weide findet, hatte der Häuptling ebenfalls durch Zwischenhändler vom Kuango für Sklaven erstanden und für das Stück unter Umständen 10, ja 12 erwachsene Mädchen gezahlt.

Bei Kapuku weilte zum Besuch der alte Balubahäuptling Muamba-Putu, welcher zuerst den Riambacultus einführte und weiter östlich sein Gebiet hat. In rother Uniformsjacke und das wollige Haar mit rothen Papagaienfedern geschmückt, machte er seinen Besuch und lud mich dringend ein, mit ihm zu kommen. Er hatte einige Elefantenzähne mitgebracht, die er an Saturnino verkaufen wollte, konnte sich aber mit ihm nicht über den Preis einigen. Ihm gefielen alle die bunten Sachen und die Auswahl wurde ihm daher schwer. Er verlangte einfach alles was er sah.

Am rechten Ufer des Kussula wohnen Baluba, die sich als Tschipulumba keinem großen Häuptling unterordnen und sich von allem Verkehr abschließen. Sie verkaufen keine Angehörigen als Sklaven und haben vor einiger Zeit sogar eine Bangala-Karavane, welche in der Nähe ihres Gebietes passirt war, überfallen, derselben die Sklaven abgenommen und diese in Freiheit gesetzt. Kapuku hat vergebens versucht, sie zu bekriegen, und muß jetzt ihre feindselige Nachbarschaft geduldig ertragen. Der Kussula ist die Grenze zwischen seinem und ihrem Gebiete.

Die Eingeborenen am Muansangomma erfreuen sich als Eisenarbeiter eines großen Rufes. Sie finden das Erz als Raseneisenstein an der Bodenoberfläche und sind der Mühe enthoben, es in der Tiefe suchen zu müssen. Obschon ihre Werkzeuge Aehnlichkeit mit denen der Kioque haben, behaupten die Baluba doch, daß die Eisengewinnung und Verarbeitung ihnen bekannt gewesen sei, ehe sie mit den Nachbarvölkern in Verkehr getreten seien. Der Schmelz-

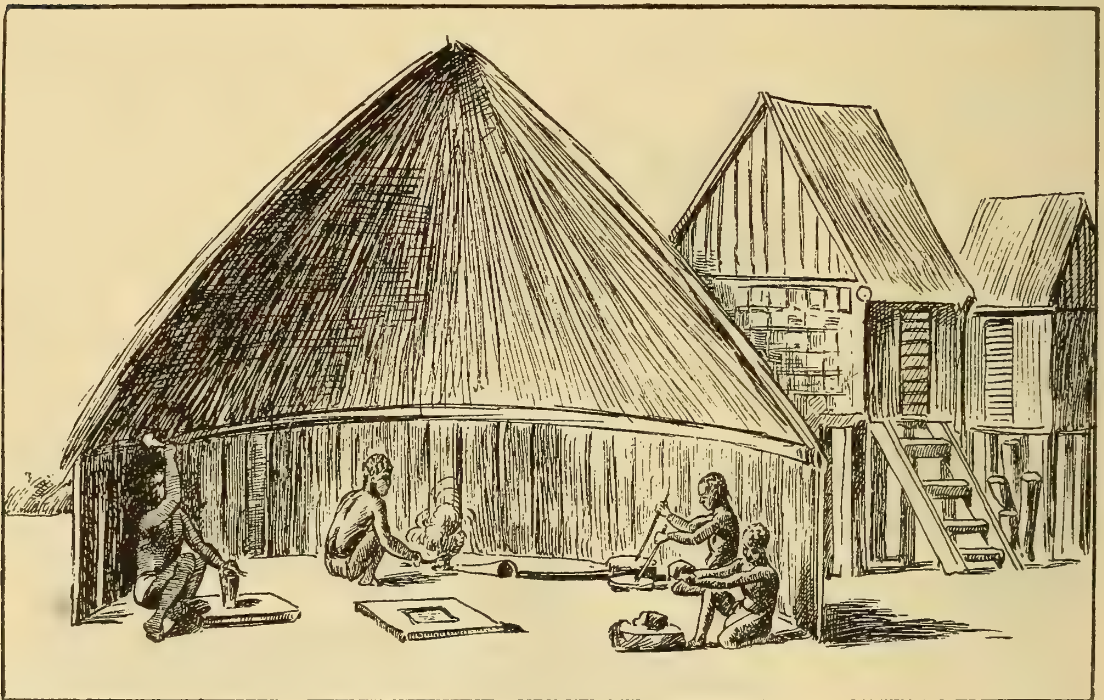


Schmelzofen.

ofen ist aus Lehm gebaut, 2—3 m hoch, hat an der Basis einen Durchmesser von 1,5 m und verläuft konisch. Die Erze werden von oben eingeschüttet, in zwei becherartige Seitenöffnungen dagegen, welche zugleich einen beständigen Luftzug unterhalten, die Holzkohlen, während man an der Basis des Ofens das Eisen und die Schlacken in etwa 8—12 Stunden, je nach der Stärke des Brandes, herausnehmen kann.

Die Schmiede besteht aus einer runden Hütte mit Spitzdach, hat gewöhnlich 5 m Durchmesser und ist von allen Seiten offen. In der Mitte befindet sich ein beständiges Feuer, das durch einen

Blasebalg geschürt wird. Letzterer besteht aus einem durchbohrten 0,5 m langen Holzblock mit einer aus Lehm geformten trichterartigen Spitze. Am hintern Ende befinden sich zwei Oeffnungen, die mit Häuten überspannt sind. Diese werden durch zwei mit ihrer Mitte befestigte Stäbchen in Bewegung gebracht. Der Hammer besteht aus solidem Eisen, die Zange ist eine umgeknickte Palmenrippe, während ein eiserner Keil, in ein Stück Holz getrieben, als Amboß dient. Die Baluba wollen ursprünglich das Eisen mit Steinwerkzeugen bearbeitet haben.



Schmiede.

Am 8. Januar trat François mit den von Saturnino entnommenen Waaren die Rückreise nach Luluaburg an. Meine Leute hätten sich ihm gern angeschlossen, um dadurch der gefürchteten Reise zu den Bakuba zu entgehen.

Inzwischen waren alle Bemühungen, einen Führer zu erhalten, erfolglos gewesen. Um meine kleine Karavane wenigstens bei etwaigen Feindseligkeiten einigermaßen widerstandsfähig zu machen, hatte ich noch sieben Schinga, die sich hier herren- und mittellos umhertrieben, angeworben, und ich verfügte daher jetzt im ganzen über 34 Mann, welche mit 22 Gewehren bewaffnet waren. Da ich kein Zelt besaß und in der schlimmen Regenzeit reiste, hatte ich mir inzwischen mit Benutzung einer wasserdichten Plane ein solches

aus Baumwollzeug und Mabele (einheimische, aus der Raphiafaser gewebte Stoffe) von Kaschawalla, der ein sehr geschickter Schneider war, und einigen meiner Leute nähen und herstellen lassen.

Man erzählte meinen Leuten täglich neue Geschichten über die grausamen und kriegerischen Bakuba, wodurch dieselben sehr furchtsam wurden. Ich durfte daher nicht länger auf einen Führer warten und beschloß, von hier fort nahe an die Bakete-Grenze zu marschiren, diese schnell zu überschreiten und dann womöglich unerwartet bei den Bakuba zu erscheinen. Die mächtigen, unbewohnten Urwälder, unter diesen auch der Malombola, in den man morgens früh ein- und abends austritt, ohne die Sonne gesehen zu haben, sollten meinen Plan begünstigen und meine Reise den Bakete verbergen.

Ich hatte einen Onkel Kapuku's, den Häuptling Tschikuëschi, in meine Dienste genommen, der mich zunächst zu seinem Neffen Tschiehwu, dem Häuptling der Benam-Behla, führen wollte. Der vielgereiste Bruder Tschiehwu's, Tschingomma, d. h. Gewehr, sollte angeblich die Bakete- und Bakubasprache und die Verhältnisse genau kennen und würde wahrscheinlich als Führer in meine Dienste treten.

Am 21. Januar marschirte ich von Kapuku ab; Tschikuëschi ging mit seiner albinotischen Gemahlin voran, um die Eingeborenen über meine Ankunft zu beruhigen. Meine Baluba fingen bereits an, auf dem Wege die Felder zu plündern, und nur mit Mühe gelang es mir, ernstliche Streitigkeiten zu verhindern. Sie betrachten die Eingeborenen als Unterthanen Kalamba's und maßen sich selbst daher das Recht an, für ihren Unterhalt hier nach Belieben zu sorgen. Sind sie nämlich im Gefolge ihres Häuptlings auf Reisen, so nehmen sie überall Lebensmittel ohne zu fragen, und niemand von den getreuen Bena-Riamba wagt ihnen entgegenzutreten. Diese eingeborenen Baluba betrachten sich jedoch unabhängig von Kalamba und wollen sich ein derartiges Benehmen nicht gefallen lassen, rotten sich vielmehr zu Hunderten in drohender Stellung zusammen. Als sie dann sahen, daß ich ihnen recht gab und selbst das Plündern zu verhindern suchte, wurden sie freundlich und erklärten sich bald durch eine kleine Entschädigung zufriedengestellt.

Nachdem ich heute in einem Dorfe der Bena-Kadiehbu gelagert habe, gelange ich am nächsten Tage durch eine dichtbevölkerte Gegend nach Bakuanpika, deren Bewohner wieder getreue Bena-Riamba sind, da der Bruder des Häuptlings ein Schwiegersohn Kalamba's war und sich auch meinem Zuge angeschlossen hatte.

Am Nachmittage gegen 5 Uhr erhielt ich hier durch einen Boten, welcher mir in Eilmärschen gefolgt war, von Wißmann die Trauernachricht von dem Tode unsers Kameraden Franz Mueller. Als ich Luluaburg verließ, befand er sich noch im besten Wohlsein, und nun hat bereits ein tückisches Fieber seinem hoffnungsvollen Leben ein jähes Ende bereitet. Ehre seinem Andenken!

Tief erschüttert zog ich mich in mein Zelt zurück, um nicht meine Leute und die zahlreich umherstehenden Eingeborenen zu Zeugen meines Schmerzes über den Verlust eines treuen Kameraden zu machen. Mit der Trauernachricht erhielt ich zugleich die Weisung, bereits Anfang März wieder in Luluaburg einzutreffen. Für meine Reise, die nach dem mir anfangs ertheilten Auftrage keiner bestimmten Zeitbeschränkung unterworfen war, konnte ich infolge dieses Trauerfalls nur noch mit Wochen rechnen und mußte daher andere Dispositionen treffen.

Früh am nächsten Morgen trat ich meinen Weitermarsch an, der mich über durchschnittenes Gelände und durch mehrere kleine Bäche, die ihr krystallhelles Wasser dem Lulua zuführten, heute bis in das Dorf des Benam-Behla-Häuptlings Tschiehwu brachte. Er und sein Bruder Tschingomma knieten zur Begrüßung vor meinem Reitstier nieder, warfen Erde gegen die Brust, berührten mit der Stirn und darauf mit Bauch und Rücken den Boden. Als Zeichen vollständiger Unterwürfigkeit schickte der Häuptling mir dann noch zwei seiner Gewehre, die während meines Aufenthalts im Lande der Benam-Behla in meinem Besitze bleiben sollten. Ich saß darauf ab, erzählte ihm den Zweck meines Besuches und ließ inmitten seines Dorfes mein Zelt aufschlagen, während für meine Leute sofort Wohnungen eingeräumt wurden. Die „Residenz“ zählte nicht mehr als 100 Hütten und lag an dem Hange eines Hügels, der steil bis an das linke bewaldete Ufer des Lombelle, eines 20 m breiten Nebenflusses des Lulua, abfällt. Der Häuptling Tschiehwu, welcher sich wegen seines kriegerischen Geistes den stolzen Namen Dibinga, d. i. Löwe in der Bakete- und Bakubasprache, beigelegt hat, schickte mir sofort erfrischenden Palmwein von vorzüglicher Güte und erklärte sich mit seinem Bruder Tschingomma bereit, mich als Führer weiter zu begleiten. Beide behaupteten, einen günstigen Weg zu wissen, der die meisten Aussichten für einen glücklichen Durchmarsch durch die Bakete bieten würde. Jedoch sei bei der ausgesprochenen Feindseligkeit der Bakuba und Bakete gegen alle Fremde das Gelingen

immerhin noch sehr fraglich, und da sie ihr Leben dabei aufs Spiel setzten, erwarteten sie von mir eine große Belohnung in Kaurimuscheln.

Während des heutigen Marsches hatte ich das Rauschen eines fernen Wasserfalls gehört. Man sagte mir, daß es von dem Luluafalle bei Bena-Tschidila herrühre; auf weitere Fragen erhielt ich die wichtige Mittheilung, daß unterhalb des Falls der Lulua abwärts bei hohem Wasserstande für die Kanoefahrt schiffbar sei, in der Trockenzeit aber Stromschnellen zum Vorschein kämen. Dies konnte für unsere Erforschung des Kassai von großer Wichtigkeit sein, da wir über den Unterlauf des Lulua nichts Bestimmtes hatten erfahren können und nicht wußten, wo wir unsere Kanoes bauen und uns dann einschiffen konnten. Ich beschloß daher, von hier aus die Fälle von Tschidila zu besuchen, um darüber nach Luluaburg berichten zu können.

Am nächsten Morgen folgte einem Gewitter aus Westen ein anhaltender Regen. Auch in der Nacht hatte ich wiederum deutlich das Rauschen des Luluafalls gehört, doch war der Regen so heftig, daß für heute ein Besuch desselben unterbleiben mußte. Der Häuptling schien ein Interesse daran zu haben, mich von hier nach Kabao, dem bereits erwähnten Elfenbeinmarkt der Bakete und Bakuba, zu führen, von wo eine Weiterreise nicht möglich gewesen wäre. Es steht allen Fremden frei, Kabao zu besuchen, da die Bakuba ihre Elfenbeinvorräthe dahin schicken. Auch der portugiesische Elfenbeinhändler Silva Porto ist bereits dort gewesen, wurde aber zur Rückkehr gezwungen.

Ich wies das Ansinnen des Häuptlings, welches mich etwas mistrauisch machte, entschieden zurück und verlangte von ihm, daß er mit mir in nördlicher Richtung, auch nöthigenfalls durch unwegsames Gebiet, in das Land der Bakuba eindringen solle. Nach langem Zögern und Bedenken willigten er und sein Bruder Tschingomma ein.

11 km in südlicher Richtung von Tschiehwu befanden sich die Fälle von Bena-Tschidila. In sieben größern und kleinern Armen stürzten sich die Wassermassen des Lulua 3 m hoch über mächtige Granitblöcke in ein 150 m breites Becken. Die Scenerie war entzückend schön! Die kleinen Inseln inmitten des Flusses zeigten eine üppige tropische Vegetation, während auf einer größern bewaldeten Insel, welche unterhalb des Falls den Fluß in zwei Arme theilt,

unter hochgewachsenen Oelpalmen das Dorf der Bena=Tschidila, d. h. Leute von der Insel, malerisch versteckt lag.

Weiter abwärts befanden sich noch kleinere Stromschnellen, die jedoch nach Aussage der Eingeborenen bei hohem Wasserstand kein Hinderniß für die Kanoefahrt sein sollten. Die Uferwaldungen waren reich an mächtigen Urwaldriesen, besonders an Eriodendren,



1 Fetisch=Trommel; 2 und 3 Fetisch=Schnupftabacksdose der Baluba.

die sich für den schnellen Bau größerer Kanoes, wie wir sie für die Kassaireise bedurften, eigneten. Im Dorfe des Häuptlings Luehsa, das unmittelbar am rechten Ufer auf einer etwa 30 m hohen Anhöhe lag, fand ich freundliche Aufnahme und erfrischenden Palmwein, den hier die Baluba trinken, während er den Bena=Riamba streng verboten ist. Kalamba hat, um der Trunkenheit zu steuern, denselben verboten und Hirsebier als Nationalgetränk eingeführt.

Auch der Neger hat das Bedürfniß nach berauschenden Ge=

tränken; Kalamba sah wohl ein, daß es nicht möglich sei, durch strenge Gesetze den Genuß derselben mit Erfolg ganz zu verbieten, wohl aber ihn zu mäßigen. Man findet zuweilen alle Bewohner einer Ortschaft in Palmwein betrunken.

Fast mühelos und ohne Kosten wird Palmwein gewonnen, und es liefert die Elaëis guineensis den besten. Morgens und abends verschafft der Eingeborene sich denselben frisch durch Anschneiden des männlichen Blütenkolbens, dessen Saft alsbald die angehängte Kürbisflasche füllt. Bleibt der Wein einige Stunden stehen, so geht er in Gährung über und wirkt dann stark berauschend. Die Eingeborenen pflegen, gewöhnlich nur um sich zu betrinken, den gegohrenen, der einen scharf säuerlichen Geschmack hat, dem frischen vorzuziehen. Während nun ein jeder sich Palmwein verschaffen kann, setzt die Gewinnung des Hirsebiers in erster Linie schon einen gewissen Wohlstand voraus, da man zunächst viel Hirse haben muß und es dann auch viel Zeit und Mühe erfordert.

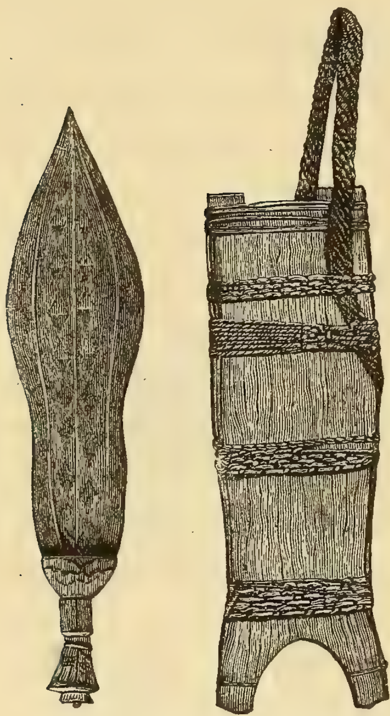
Der Baustil des in einem Haine von Oelpalmen gelegenen Dorfes Luehsa zeigte mancherlei Verschiedenheiten. Einzelne Wohnungen standen als kleine Häuschen auf Pfählen von $^1/_3$ m Höhe über dem Boden, wiederum andere waren bienenkorbartig und hatten ein hohes Spitzdach. Die Thüren bestanden aus horizontal übereinandergelegten, unter sich mit Lianen verbundenen Palmenrippen und konnten nach oben aufgerollt werden. Das Innere einer jeden Wohnung, die überaus reinlich gehalten war, zeigte zwei kleine Räume; Wände und Dach waren zierlich aus Stroh geflochten, während Stützen und Sparren aus Bäumen oder Palmenrippen bestanden.

Als ich nachmittags in mein Lager zurückgekehrt war, machte ich sofort an Wißmann einen Bericht über Bena-Tschibila. Es ist infolge dessen später in dieser Gegend unser Kanoebauplatz gewählt worden und die Einschiffung erfolgt.

Bei Tschiehwu traf ich einen kleinen Trupp Bihéleute, welche im Dienste des schwarzen portugiesischen Händlers Antonio Alvez, der durch Cameron's Reise bekannt geworden ist, standen und mit Waaren hierher gekommen waren, um Sklaven aufzukaufen, die ihr würdiger Herr gegen Elfenbein in Kabao vortheilhaft umtauschen wollte.

Am 17. Januar erfolgte der Aufbruch. Ueber den Lombelle wurde an einer Stelle, wo dieser Fluß nur 12 m breit war, eine

Baumbrücke geschlagen. Seine steil abfallenden Ufer waren dicht bewaldet und zeigten zahlreiche Oelpalmen, vermischt mit mächtigen Urwaldriesen. Weiterhin führte der Marsch noch durch fünf kleine, tiefeingeschnittene Wasserläufe, die sämmtlich in den Tschienda, einen kleinen Zufluß des Lulua, münden. Das Gras der Savanne erreichte oft die Höhe von 2 m und bereitete beim Marsch auf den schmalen, kaum 1 Fuß breiten Pfaden ein unangenehmes Hinderniß. Es fällt bereits auf, daß die Baumbewachsung zunimmt, und auf den Kuppen der Hügel befinden sich kleinere Wälder. Unmittelbar am Wege bemerkte ich oft 2—3 m tiefe, sorgfältig zugedeckte Fallgruben für Wildschweine. Meine Teckel „Peppi“ und „Andere“ hatten das Unglück, in eine solche Grube zu stürzen, wurden jedoch nicht verletzt. Oft befinden sich zugespitzte Pfähle in dem Boden derartiger Gruben, um das Wild, Büffel und Schweine, beim Hineinstürzen aufzuspießen.



Schwert (Muquale) der Baluba mit Holzscheide.

In Luambaii, einem Dorfe der Benam-Behla, deren Häuptling sich den stolzen Bakuba-Herrschertitel „Lukengo“ beigelegt hat, wird für heute Lager gemacht. Tschiehwu, der mit seinem Bruder Tschingomma und größerm Gefolge beiderlei Geschlechts sich mir angeschlossen hat, findet, obschon man ihm das Recht zuerkennt, hier Abgaben zu fordern, keine freundliche Aufnahme. Der Dorfhäuptling in Gesellschaft seines Sohnes und Bruders erklärte mir, daß Tschiehwu nicht weiter reisen dürfe. Einer von seinen Unterthanen habe einen Sklaven, dessen Angehörige hier lebten, wegen Fluchtversuchs erschossen. Dies sei ein Mord, und doch weigere sich Tschiehwu, den Mörder ihnen auszuliefern, damit er zur Strafe verbrannt werde. Früher habe Willkür geherrscht, jetzt aber müsse nach ihrem Gesetze jeder, welcher einen andern tödte, mit dem Feuertode bestraft werden; auch der mächtigste Häuptling könne einen Mörder nicht beschützen, und sie hofften nicht, daß ich, der erste weiße Mann, den sie gesehen, ihnen unrecht geben werde. Nachdem ich ihnen die Versicherung ertheilt, daß ich den Mord keineswegs vertheidige, ihre Rechtsanschauungen

vielmehr lobe, sagte ich, daß Tschiehwu jetzt in meinem Dienste stände, um mir als Führer zu dienen. Wenn er diese Verpflichtung erfüllt hätte, könnten sie mit ihm die Sache weiter verhandeln. Dieser Vorschlag wurde angenommen und am nächsten Morgen bei Tagesanbruch der Weitermarsch angetreten. Die folgenden Tage führten fast durch ununterbrochenen Urwald, sodaß mit Beil und Messer ein Weg durch Lianengewirr und üppig wucherndes Unterholz gebahnt werden mußte. Mit überraschender Sicherheit wußten Tschiehwu und Tschingomma, welche in diesen Wäldern den Spuren der zahlreichen Elefanten oft gefolgt waren, die Richtung beizubehalten. Oft war der Wildpfad, dem wir folgten, durch einen umgestürzten Urwaldriesen oder durch heruntergefallene, abgestorbene Aeste und Zweige vollständig verlegt, sodaß es unmöglich schien, weiter zu kommen und den Anschluß zu finden. Um meine Reitstiere durch derartige Walddickichte zu bringen, mußte abgesessen und mit dem Messer fortwährend das Sattelzeug von den Lianen gelöst werden, die sich in demselben verfangen hatten.

Auf schmalen Lichtungen, die wie grüne Oasen in dieser Urwaldregion sich vereinzelt befanden, traf ich kleine, von einem großen Häuptling unabhängige Baluba-Ansiedelungen, deren Bewohner auf ihren Jagdzügen ursprünglich hier gelagert hatten und dann seßhaft geworden waren. Sie befanden sich theilweise noch in dem Uebergangsstadium vom Jäger zum Ackerbauer. Für Anpflanzungen von Mais, Maniok, Bohnen, Bananen werden hier dem Urwald neue Culturflächen abgewonnen.

Die Gegend ist sehr wildreich. Täglich sehe ich frische Elefanten-, Büffel- und Wildschweinspuren, und die Eingeborenen erzählen, daß die Thiere nicht selten bis an ihre Hütten kommen. Als ich am 22. Januar aus dem Urwald auf eine Lichtung traf, wo nach Angabe meiner Führer sich eine Ansiedelung befinden sollte, sah ich plötzlich meinen Pfad durch umgerissene Bäume verlegt. Frische Losung und Spuren zeigten alsbald, daß eine Elefantenheerde hier ihr übermüthiges Zerstörungsspiel getrieben hatte. Von den Hütten, welche schon lange von ihren Bewohnern verlassen schienen, hatten die Thiere das Dach abgedeckt und starke Palmen in der Mitte spielend umgeknickt. Alles lag in wüstem Durcheinander. Die Elefanten, nach den Spuren eine Familie von großen und kleinen, hatten hier in der letzten Nacht gelagert und vor ihrem Aufbruch heute früh in ausgelassenem Uebermuth einige Kraftproben

gegeben. Perlhühner, Tauben und der graue Papagai in großen Scharen wurden ebenfalls häufig beobachtet.

Oft führte der Marsch durch ausgedehnte Felder Ananas, die auch hier im Schatten des Urwaldes wild wächst, und deren saftige Frucht ich mühelos pflücken konnte. Nach Angaben der Eingeborenen sollen die Elefanten diese Ananasfelder besuchen und eine Vorliebe für diese Königin der Früchte haben.

Die Bewohner der verschiedenen von mir bisjetzt seit Luambaii berührten Ansiedelungen sind Baluba. Sie haben sich familienweise zusammengefunden und benannt, sind alle voneinander unabhängig und erkennen keinen größern Häuptling an; ebenso wenig sind sie Bena-Riamba. Wenn sie auch noch vielfach die bereits früher erwähnte Baluba-Tätowirung zeigen, so ist doch in ihren Sitten und Wesen eine Vermischung mit den Bakete nicht zu verkennen.

Am 22. Januar befand sich mein Lager auf einer Urwaldoase der Bakua-Tschaba, im Schatten einer dichten Weinpalmengruppe. Fast täglich ziehen Gewitter in Nordosten auf, denen dann heftige Regen folgen, die den Marsch sehr erschweren.

An mein Lager grenzt der heilige Wald Dihto, in welchem das von den Bakete herübergenommene Heilmittel Lukalula aufbewahrt wird, dessen Genuß den guten Menschen Schutz gegen alle bösen Zaubereien verleihen, den Verbrechern aber den Tod bringen soll. Ein besonderer Priester verabreicht Lukalula im Walde selbst. In Streitfragen kann jeder, der sich schuldlos fühlt, den geheiligten Wald ungestraft betreten und Lukalula, eine Mischung, deren Zusammensetzung nur dem Priester bekannt ist, genießen, während der Schuldige sich dadurch den Tod holt.

Ich befand mich hier bereits in der Nähe der Bakete, die bisjetzt von meiner Nähe noch nichts wußten. Meine Führer Tschiehwu und Tschingomma wurden ängstlich und machten Weitläufigkeiten; letzterer verlangte sogar, daß ich ihm eine Sklavin kaufen und schenken sollte, sonst würde er nicht weitergehen. Ich sah mich gezwungen, beide durch Drohungen mit dem Revolver zum Aufbruch zu bewegen; sie mußten vor mir marschiren und waren überzeugt, daß ich sie bei einem Fluchtversuch sofort niederschießen würde. In dem Urwalde selbst war an ein Entrinnen nicht zu denken, da dichtes Unterholz und Lianengewirr ein Abbiegen von dem schmalen Pfade verhinderten. Ueber den 10 m breiten und 2 m tiefen Pumba,

der in den Luehlo, einen Zufluß des Lulua, mündet, mußte eine Brücke geschlagen werden, wobei ich mit meinen Leuten und Reitstieren von den bissigen Kissonde-Ameisen arg belästigt wurde.

Am rechten Ufer lag im Walde versteckt das letzte kleine Balubadorf des Häuptlings Dibinga dia Dibinga, d. h. Löwe, Sohn des Löwen. Auch mein Führer Tschiehwu läßt sich gern Dibinga nennen, obschon die Baluba für den Löwen die Benennung „Tambue" haben.

Ich habe seit dem Kuengo nie wieder Löwenspuren angetroffen, und auch bei den Baluba, Bakete und Bakuba trotz vielfacher Erkundigungen von keinem Eingeborenen gehört, daß er einen Löwen gesehen habe. Wenn diese Völker dennoch von seiner Kraft mit Furcht und Bewunderung sprechen, bestimmte Namen für ihn haben, welche sie auf ihre hervorragenden Krieger und Häuptlinge mit Stolz übertragen, so ist wol anzunehmen, daß der Löwe in diesen Gegenden früher heimisch gewesen ist oder sich noch in seltenen Fällen zeigt. Leoparden sind dagegen hier überall verhältnißmäßig häufig und brechen nicht selten in die Ortschaften ein. In solchen Fällen wird dann eine große Treibjagd abgehalten. Die Leopardenfelle gehören den Häuptlingen und dienen diesen als Lager und Kleidung. Auch Tschiehwu hatte ein Leopardenfell bei sich, das ein Sklave für ihn trug und stets auf dem Boden ausbreitete, wenn sein Herr sich setzen oder ausruhen wollte.

Etwa 10 km von der letzten Baluba-Ansiedelung befand sich im Urwalde eine Kitanda, ein 20 zu 40 m großer freier Platz, auf welchem an bestimmten Tagen sich die Bakete und Baluba als auf neutralem Boden bewaffnet einfinden, um gegenseitig Tauschhandel mit Lebensmitteln, Aschensalz, Sklaven, Elfenbein und Mabelestoffen zu treiben. Noch 3 km weiter und ich befand mich am Luehlo, der ein Zufluß des Lulua ist und die Grenze zwischen den Baluba und Bakete bildet. Nicht weit vom jenseitigen, dicht bewaldeten und leicht ansteigenden Ufer sollte sich das erste große Baketedorf Muanika befinden. Der Luehlo war hier künstlich auf 250 m erweitert, da in seinem Gebiete besonders die Salzgräser gedeihen sollen, deren Asche ausgelaugt wird und den Eingeborenen Aschensalz für ihren Bedarf und Tauschhandel liefert.

Der Uebergang machte große Schwierigkeiten, da nur an einzelnen Stellen sich Reste einer Brücke aus zusammengelegten Baumstämmen unter Wasser befanden, dessen Tiefe bei sumpfigem Boden

0,5—1 m betrug, und undurchdringliche Papyrusdickichte oft quer über den Fluß reichten.

Am jenseitigen Ufer befanden sich einige Bakete, die, als sie die geringe Zahl meiner Begleiter sahen, furchtlos stehen blieben und den Uebergang beobachteten. Sie waren mit Bogen, Pfeilen und langen Speeren bewaffnet, hatten ihren Körper roth gefärbt und trugen um die Hüften ein vielfach in Falten zusammengelegtes Mabeletuch. Auf dem Wirbel saß, durch eine Kupfernadel auf dem welligen, sonst kurzgeschorenen Haupthaar befestigt, ein kleines, aus der Raphiafaser geflochtenes Käppchen, dessen Spitze ein bunter Federbusch zierte. Als Kaschawalla mit Mühe durch den Luehlo gekommen war und sie mit freundlicher Anrede begrüßte, während ich mitten im Flusse stehend den Uebergang leitete, verhielten sie sich erst schweigend, sagten dann aber herausfordernd, wie wir eigentlich wagen könnten, ihr Gebiet zu betreten, er, Kaschawalla, sei ja waffenlos und bereits in ihrer Gewalt. Die Bakete, nur an Bogen und Speere gewöhnt, schienen die Gewehre, welche noch vielfach zum Stützen der Lasten gebraucht wurden, nicht als Waffen anzusehen und uns, da wir nur wenige waren, für ungefährlich zu halten. Kaschawalla raffte allen Muth zusammen und zeigte ihnen drohend seinen umgeschnallten Revolver, den sie auch anfangs gar nicht für eine Waffe gelten ließen.

Der Luehlo ist zugleich die Grenze für das Vorkommen der Feuerwaffen. Während an unsern letzten Lagerplätzen noch vereinzelte Steinschloßgewehre gesehen wurden, sind Bogen, Pfeile, Speere und Messer von jetzt ab die ausschließliche Bewaffnung der Eingeborenen. Ebenso verschwinden alle europäischen Zeuge als Bekleidung und werden nur selbstgewebte Stoffe aus der Raphiafaser als Hüfttücher getragen.

Sobald alle meine Leute den Fluß passirt hatten, ließ ich sofort sammeln und geschlossen aufbrechen. Ich wollte den Bakete keine Zeit lassen, ihren Landsleuten meine Ankunft im voraus anzukündigen. Nach halbstündigem Marsche durch den leicht ansteigenden, lichten Galeriewald des rechten Flußufers befand ich mich auf einem mit Savanne und Palmen bestandenen Plateau vor dem etwa 350—400 Häuschen zählenden, regelmäßig in länglichem Viereck angelegten Muanika. Ein derartiges, nach einem bestimmten Plane gebautes Dorf mit einer langen, geraden, etwa 6 m breiten Hauptstraße und zwei etwa 1,5 m breiten, dieser parallelen

Seitenstraßen, hatte ich bisjetzt in Afrika noch nicht gesehen. Alle Wohnungen waren zierlich in Häuserform aus dem Material der Weinpalme gebaut. In der Mitte Muanikas standen Palmen und mächtige Schattenbäume. Während ich von diesem anmuthigen Gesammteindrucke noch eingenommen war, kamen plötzlich mit wildem Geschrei einige Hundert Bewaffnete hervorgestürzt, welche sich mir entgegenwarfen und meine Leute auseinanderzudrängen versuchten. Die friedlichsten Versicherungen meinerseits führten schließlich etwas Beruhigung herbei. Ich gelangte in das Dorf, umringt von der tobenden Menge. Als ich jetzt aber durch dasselbe weiter marschiren wollte, suchte man mich mit Gewalt zurückzuhalten. Einige hielten die Zügel der Reitstiere, andere versuchten den Trägern die Lasten wegzureißen. Ich mußte halt machen, meine Leute sammelten sich geschlossen um mich und drängten jeden Unberufenen mit Gewehrkolben zurück, ohne jedoch zu weitern Thätlichkeiten überzugehen. Die Menge wurde jetzt stutzig, schrie dann aber wieder, daß ich nicht weiter dürfe. Ich verlangte nun bestimmt den Häuptling, um mit ihm zu verhandeln. Alsbald machte sich ein hochgewachsener, herculisch gebauter, besonders reich mit Federn und dicken Kupferringen um Hand- und Fußgelenke geschmückter Neger Platz durch die dichtgedrängte schreiende Menge und stellte sich mir schweißtriefend als der Häuptling Tambue-Tschidika vor. Der Löwe (Tambue = Löwe) Tschidika schien vernünftiger als seine Unterthanen zu sein. Ich erklärte ihm meine friedlichen Absichten, aber auch, daß ich bereit sei, jeden Angriff abzuwehren, außerhalb des Dorfes Lager beziehen wolle und wir dann freundschaftlich weiter verhandeln könnten. Tschiehwu, welcher die Baketesprache verstand, machte den Dolmetscher, erzählte ihnen dann noch eigenmächtig als Zugabe in wohlgesetzter Rede von meinen gefährlichen Waffen, der Zauberkraft der Weißen u. s. w. Die freundschaftlichen Gegenversicherungen des Häuptlings und seine Erklärung, daß er einverstanden sei, wurden jedoch von der tobenden Menge übertönt, die entschieden verlangte, daß ich im Dorfe bleiben solle oder zurück müsse. Im Einverständniß mit dem Häuptling brach ich plötzlich auf und machte mir mit Hülfe meines Reitstiers freie Bahn. Tambue warf mit seinen gespreizten Ellenbogen selbst einige seiner Getreuen zu Boden, und als ich 300 m außerhalb des Dorfes auf einem günstigen Platze mit freiem Schußfelde halt machte, um ein Lager zu bauen, legte sich die Aufregung. Auf Veranlassung des Häupt-

lings, der von Gewehren bereits gehört hatte, während die meisten seiner Unterthanen dieselben und deren Wirkung nicht kannten, wurden ein paar schnell aufeinanderfolgende Schüsse aus einem Chassepot in eine etwa 100 m entfernte Palmenkrone geschickt. Als die Eingeborenen sich nur schwer von dem Schrecken, den der ungewohnte Schall hervorrief, erholen konnten und zugleich einen zerschossenen Palmwedel aus der Höhe niederfallen sahen, bekamen sie eine hohe Meinung von der Wirkung meiner Gewehre, welche die meisten anfangs nur für Knittel gehalten hatten. Während einige meiner Leute die abgelegten Lasten bewachten, holten die übrigen Holz und Gras für den Bau eines Lagers, das der Sicherheit wegen noch mit Schanzpfählen umgeben wurde. Trotzdem wurde abends ein Chassepotgewehr, eine Uniformjacke und ein Fes gestohlen, jedoch durch den Häuptling infolge meiner Drohungen am nächsten Tage (25. Januar) zurückgebracht.

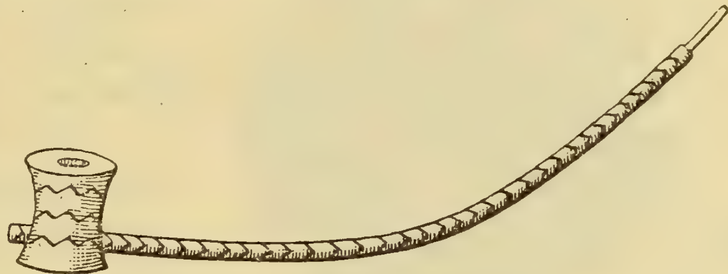
Die Bakete sind ein gedrungener kräftiger Menschenschlag, der sich in seinem Aeußern von den im allgemeinen hochgewachsenen, schlanken Baluba wesentlich unterscheidet. Sie sind frech, zudringlich und in Muanika anscheinend fortwährend vom Palmwein betrunken. Ich bin überzeugt, daß sie sofort versucht hätten, mich zu überfallen und auszuplündern, wenn sie nicht durch die moralische Ueberlegenheit, welche dem Weißen im Innern Afrikas eine besondere Gewalt über den Neger verleiht, in Schach gehalten worden wären. Ich ließ dem Häuptling sagen, daß, wenn man mir das gestohlene Gewehr nicht zurückliefere, ich Muanika angreifen würde, und war von dem Erfolge meiner Drohung überzeugt.

Die Bakete rauchen keinen Hanf, aber statt dessen viel Taback, der hier überall ohne Pflege überraschend wächst und gedeiht. Ich habe nur die Nicotiana rustica vorgefunden. Diese Art findet sich ebenfalls im Lande der Baluba und ist mir bei meiner spätern Reise wiederum vielfach bei Volksstämmen am Sankuru begegnet, die angeblich auch noch nicht durch Zwischenhändler mit der außerafrikanischen Cultur in Berührung gekommen waren. Die Bakete und Bakuba rauchen aus besondern Pfeifen, deren Form nur ihnen eigen ist und die mich zuerst an die Dinkapfeife* erinnerte.

In aller Frühe des 26. brach ich auf. Muanika lag noch in dichtem Nebel. In der Nacht war ein starkes Gewitter gewesen

* Schweinfurth, „Im Herzen von Afrika", S. 93.

und dann ein heftiger Regen gefallen, der alle Eingeborenen noch in ihren Hütten hielt und so meinen Abmarsch ohne Störung ermöglichte. Meine Leute waren sehr marschlustig, da sie die Bakete fürchteten. Kaum 200 m vom Lager entfernt, nahm uns wieder ein mächtiger Urwald auf, in welchem bei dem trüben regnerischen Wetter vollständige Dämmerung herrschte. Trotz des schlüpfrigen Bodens und der nassen, schwer niederhängenden Zweige und Lianen, welche das Fortkommen hier sehr erschwerten, wollte niemand der letzte sein. Nachdem die beiden je 200 m breiten, stark versumpften Flüsse Mukaije und Muehte, deren Wasser durch den Mulengesch und Luehlo schließlich in den Lulua gelangt, durchwatet und ihre steilen Urwaldufer mühevoll ab- und angestiegen waren, hatte ich die Bakete hinter mir und das erste Bakubadorf Mundongo erreicht. Glücklicherweise zählte es nur 40 kleine Häuschen, und benahmen sich die wenigen Eingeborenen, als sie unerwartet zum ersten mal in ihrem Leben einen Weißen und gar noch auf einem Reitstier sahen, vollständig kopflos. Sie standen anfangs wie festgebannt, und doch schien es, als ob sie am liebsten geflohen wären. Einige hielten sich dann vor Erstaunen sprachlos die Hohlhand vor den Mund, andere liefen planlos mit ihren Speeren hin und her, während mich eine Frau mit dem Ausdruck höchster Ueberraschung anstarrte und sich dabei mit Kraftanstrengung in die Bauchfalten kniff, sodaß sich der Schmerz, welchen sie sich selbst zufügte, in ihrem Gesicht widerspiegelte. Als die Eingeborenen sich ein wenig beruhigt hatten, unterbrachen sie ihr auffallendes Erstaunen über meine Person, meine Stiere und Teckel zuweilen durch ein tiefes, kurz hervorgestoßenes „Uh! Uh!"


Tabackspfeife der Bakuba.

Ich konnte nicht umhin, mit steigendem Interesse diese Gruppe Bakuba zu beobachten, welche die Typen eines noch echt centralafrikanischen Volkes darstellten. Es waren kräftige Gestalten, deren Aeußeres so ganz dem Bilde entsprach, das die Phantasie sich von einem wilden Naturmenschen zu entwerfen pflegt. Schon ihre äußere Erscheinung ließ erkennen, daß die Bakuba eine andere Rasse als

die Baluba bilden. Alle waren bei über mittlerer Körpergröße kräftig gebaut, hatten breite Schultern, stark entwickelte Muskulatur auch der Waden und große Hände und Füße. Aehnlich wie bei den Bakete, bestand ihre Kleidung aus einem rothgefärbten, vielfach in Falten gelegten, selbstgewebten Mabelehüfttuch, während um Hand- und Fußgelenke dicke blankgeputzte Kupferringe lagen, und außer dem erwähnten kleinen Käppchen mit Federbusch noch lange Reiher- und Perlhuhnfedern den Kopfputz bildeten. Der sorgfältig gearbeitete Bogen, die mit Federn geschmackvoll geschmückten Pfeile, die spiegelblanken, ciselirten Spitzen der über mannshohen Speere, kunstvoll geschmiedete Dolchmesser, welche ohne Scheide hinter der Hüftschnur an der rechten Seite hingen, ließen auf eine eigenartige hohe innerafrikanische Culturstufe schließen, welche durch den Zwischenhandel unbeeinflußt ihre Ursprünglichkeit noch nicht verloren hatte.


Kopfbedeckung der Baluba.

Das kleine Dorf war regelmäßig angelegt; an einer geraden, etwa 3 m breiten Straße lagen zierlich gebaute Häuschen, deren Baumaterial ausschließlich die Palme geliefert hatte. Von Hausthieren kamen nur Ziegen, Hühner und Hunde vor. Maniok wird fast gar nicht mehr angebaut, dagegen Mais, Hirse und Bohnen. Meine Leute waren niedergeschlagen und unzufrieden, daß sie nun nicht mehr ihren gewohnten „Funsch", dicken Brei aus gekochtem Maniokmehl, täglich essen konnten und sich an Mais gewöhnen mußten.

Die beliebtesten Tauschartikel waren Kaurimuscheln und eine schwarz-weiß gestreifte ovale Glasperle, die in Angola unter dem Namen Almandrilha bekannt ist. Für ein Huhn wurden beispielsweise 25 Kauris oder 5 Almandrilhas gegeben. Man konnte nur für diese beiden Artikel Lebensmittel eintauschen. Europäische Zeuge wurden nicht als Bezahlung angenommen.

Von Mundongo führte der Marsch weiter durch Urwald und einen 250 m breiten Sumpf, durch den sich der Mulengesch, ein kleiner Zufluß des Lulua, als eine 4—6 m breit fließende Wasser-

aber windet. Infolge der heftigen Regen, die in dieser Jahreszeit fast täglich fallen, sind aus den Urwaldbächen Flüsse geworden und ihre Ufer stark versumpft.

In dem nächsten Bakubadorf Bulango-Buampata war man bereits von meiner Ankunft benachrichtigt, und der Häuptling empfing mich inmitten einer tausendköpfigen Menge, die sich im Gegensatze zu den Bakete ernst und ruhig benahm. Meine friedlichen Versicherungen wurden schweigend angehört, und man ließ mich ungehindert außerhalb des Dorfes meinen Lagerplatz wählen. Als meine Leute beschäftigt waren, Gras und Gestrüpp wegzuräumen, fanden sie einen Python, welcher hier in einem Knäuel zusammengerollt lag. Ich tödtete die graugrüne, schwarzgefleckte Schlange, welche eine Länge von 14 Fuß hatte, durch einen Schuß Rehposten. Infolge des ungewohnten Gewehrknalls waren vier Bakuba, welche in meiner nächsten Nähe gestanden hatten, zu Boden gefallen und der Rest entflohen. Die ganze Bevölkerung von Bulango war alarmirt und es folgte der Aufregung das größte Erstaunen, als man die zerfetzte todte Schlange sah. Man hatte eine solche Wirkung meinen Waffen nicht zugetraut.

Der hiesige Häuptling Kampimpi ist ein Neffe des mächtigen Bakubahäuptlings Lukengo, etwa 30 Jahre alt und hat ein würdevolles, sicheres Benehmen. Er ist stets von einigen ältern Männern umgeben und es wird ihm die höchste Achtung erwiesen. Als Zeichen seiner hohen Stellung trägt er einen kunstvoll mit Kupfer eingelegten Speer, der ihm von Lukengo übergeben worden ist.

Nachdem das Lager aufgeschlagen war, kam der Häuptling mit einem kleinen Gefolge zu mir, um über Zweck und Ziel meiner Reise Näheres zu erfahren. Sein feindseliges Mistrauen, das er anfangs offen zeigte, schwand allmählich, als ich zunächst betonte, daß ich kein Elfenbein kaufen und ihren Markt nicht stören wolle. Meine Absicht sei, nur mit ihnen und Lukengo Freundschaft zu schließen und mitzutheilen, daß in nächster Zeit mehrere Weiße mit zahlreicher Begleitung in Kanoes den Lulua und Kassai hinunterkommen würden, um einen kürzern Weg nach ihrer Heimat zu suchen; daß diese Weißen als Freunde kommen, für Lebensmittel schöne Geschenke geben und niemand in seinem Rechte stören wollten; Lukengo möge dieses seinen Unterthanen am Lulua und Kassai mittheilen, damit diese uns als Freunde und nicht als Feinde auf-

nähmen. Um zu beweisen, daß wir die friedlichsten Absichten hätten, sei ich vorher zu ihnen gekommen.

Diese Erklärung genügte. Der Häuptling sagte, er glaube mir, jedoch sei durch meine Ankunft die ganze Bevölkerung in Aufregung gerathen und diese würde in den nächsten Tagen steigen. Da ein Gesetz bestehe, daß jeder Fremde, der das Bakubaland betrete, als Feind zu behandeln sei, so müßten vorher meine friedlichen Absichten allgemein bekannt gemacht werden, um die aufgeregten Gemüther zu beruhigen. Tausende würden schon am nächsten Tage hier sein; er wolle jedoch alles aufbieten, um Feindseligkeiten zu vermeiden, und auch an seinen Onkel Lukengo über mich berichten; ich möge aber nicht unterlassen, mein Lager streng zu bewachen, und bei eintretender Dunkelheit jeden erschießen, welcher sich nähere. Es sei besser, daß außerhalb des Lagers ein Marktplatz bestimmt würde, wo meine Leute sich die nothwendigen Lebensmittel eintauschen könnten. Ich solle niemand innerhalb der Lagerumzäunung lassen, die Bakuba seien sehr räuberisch, und in diesem außerordentlichen Falle könne er nicht die Verantwortung für meine Sicherheit übernehmen. Er erzählte mir ferner, daß der alte Lukengo, von dem ich gehört hätte, sein Großvater, seit langer Zeit gelähmt, blind und sprachlos sei, und daß aus diesem Grunde dessen Sohn Mbotte-Kumambua seit Jahren alle Reichsinsignien und die Herrschaft übernommen habe. Der Name Lukengo sei Herrschertitel und jetzt auf seinen Onkel Mbotte übergegangen. Sein Großvater heiße Buape-Mabinschi, und weil dieser noch lebe, nenne das Volk seinen Onkel noch vielfach Lukengo-Muana, d. h. Lukengo den Jüngeren. Der jeweilige Lukengo habe einen Stellvertreter, welcher den Titel „Buëmbe“ führe. Der jetzige heiße Mikobbe-Buëmbe und sei der Bruder seines Großvaters und bereits dessen Stellvertreter gewesen. Zwischen beiden Brüdern sei jedoch ein feindseliges Verhältniß entstanden, als sein Großvater vor langen Jahren erkrankte und dafür den Buëmbe als bösen Zauberer verantwortlich gemacht und beschuldigt hatte, daß dieser ihm nach dem Leben trachte, um selbst Lukengo zu werden. Damit dies nicht eintrete, habe er bereits damals seinen Sohn Mbotte, welcher auch beim Volke sehr beliebt war, zu seinem Nachfolger ernannt. Dieser habe dann, als die Gebrechen seines Vaters zunahmen, alle Reichsinsignien erhalten und die Herrschaft als Lukengo angetreten. Zur Zeit bestehe eine blutige Familienfehde; so sei vor kurzem Kongokamm, ein Sohn Mikobbe's, von

einem Sohn Buape's in den Hinterhalt gelockt und mit seinen Begleitern ermordet worden; dafür habe nun Mikobbe selbst wieder einen Sohn seines Bruders getödtet. Das ganze Land sei deshalb in Aufregung.

Nach diesen werthvollen Mittheilungen verabschiedete sich der Häuptling mit dem Bemerken, daß er als mein Freund handeln und mir zunächst Fleisch schicken wolle. Alsbald kamen auch als Geschenke von ihm eine Ziege, Hühner, Mais und Palmwein. Am Abend war das Lager fertig. Es befand sich auf einer Anhöhe etwa 400 m von der 200 Hütten zählenden Ortschaft unter einer Gruppe von Oelpalmen. In der Mitte stand mein Zelt, umgeben von den Grashütten meiner Leute. Die Umzäunung bildeten dicht aneinandergestellte 2 m hohe, armdicke Pfähle. Ein Posten bewachte den einzigen Ausgang. In der Stille der folgenden Nacht theilte der Häuptling durch Trommelsprache den umliegenden Ortschaften mit, was ich ihm gesagt hatte. Stundenlang dauerte diese Unterhaltung, die zuweilen nach der Heftigkeit, mit welcher die einzelnen Schläge geführt wurden, zu urtheilen, einen lebhaften Charakter anzunehmen schien. Während der Pausen hörte man aus weiter Ferne den Schall der Antwort gebenden Trommel.

Außer in Kamerun hatte ich bisjetzt noch keine Gelegenheit gehabt, eine solche Fertigkeit in der Trommelsprache zu hören, die übrigens, weniger ausgebildet oder nur als Signalsystem, allen von mir bisjetzt berührten afrikanischen Völkerstämmen bekannt war. Die Trommel bestand hier aus einem etwa 1 m langen und 0,5 m im Umfang messenden, ausgehöhlten Stück harten Holzes mit einem 3—5 cm breiten Längsschlitz. Die ungleich dicken Wandungen wurden mit zwei Schlägeln geschlagen und konnten somit verschiedene Töne hervorbringen.

Nur der Häuptling hat das Recht, sich dieser Trommel zu bedienen, und sie pflegt sich daher stets in oder unmittelbar neben seiner Wohnung zu befinden.

In den nächsten Tagen kamen Tausende von schaulustigen Eingeborenen von nah und fern herbeigeströmt, um mich und meine Begleitung anzustaunen. Der Lagerzaun mußte täglich erneuert werden, da er immer wieder von den Neugierigen erklettert und als ein unangenehmes Hinderniß von ihnen oft mit Gewalt beseitigt wurde. Der ungewohnte Anblick meiner Reitstiere rief ebenfalls allgemeines Erstaunen hervor. Sie hielten dieselben für gezähmte

Büffel und glaubten, daß nur die höchste Zauberkraft diese sonst wilden Thiere bändigen könne.

Die Bakuba sind sehr abergläubisch und bezeichnen alle früher nicht gesehenen Sachen sofort als Zaubermittel, von denen sie Unheil für sich befürchten. So galt ich mit allem, was ich besaß, für den gefährlichsten Zauberer, den sie bisjetzt gesehen hatten und von dessen Anwesenheit im Lande nichts Gutes zu erwarten sei. Wenn ich Uhr oder Kompaß hervorzog, entstand eine allgemeine Aufregung. Eine Erklärung für das ihnen Unbekannte verlangten sie, im Gegensatz zu den Baluba, nicht, wiesen dieselbe vielmehr feindselig zurück und drangen auf dessen sofortige Entfernung. Anthropologische Messungen mit meinen Instrumenten vorzunehmen, war absolut unmöglich; das Bandmaß genügte, um eine Panik hervorzurufen, und doch hatte ich sogar Gips bei mir, um Gesichtsmasken anzufertigen! Ich war bitter enttäuscht.

Meine armen Reitstiere magerten sichtlich ab, da sie, durch Hunderte von Zuschauern belästigt, keine Zeit zum Fressen fanden. Ich mußte sie schließlich unter Bedeckung in aller Frühe des Tages weitertreiben und entfernt von der Ortschaft weiden lassen.

Infolge abergläubischer Furcht war die allgemeine Stimmung keineswegs freundlich für mich, sondern wurde täglich feindseliger. Die zahlreichen Bakete, welche von Kabao herüberkamen und erbost waren, daß ich ihre Grenzsperre durchbrochen hatte, thaten ihr Möglichstes, um die Bakuba immer mehr gegen mich aufzureizen. Man verlangte laut, daß ich abreisen und zurückkehren solle. Es bedurfte öfters der energischen Einsprache des Häuptlings, um einen feindlichen Zusammenstoß zu verhindern. So wurde während einer Nacht ein Einbruch in mein Lager versucht, doch frühzeitig von meinem ausgestellten Posten bemerkt und durch einen Alarmschuß vereitelt. Ohne bewaffnete Begleitung konnte kein Wasser geholt werden. Meine Balubaführer Tschingomma und Tschikuehschi wurden schließlich, als die feindseligen Bedrohungen zunahmen, so ängstlich, daß sie mich verließen und zurückkehrten. Die kriegerische Stimmung wurde wesentlich dadurch gesteigert, daß gewöhnlich gegen Mittag eine allgemeine Trunkenheit in Palmwein herrschte. Nur meine Baluba machten eine löbliche Ausnahme. Mein dicker Dolmetscher Kaschawalla, der sogar von den Angola wegen seines Mangels an persönlichem Muth belächelt wurde, betrank sich sowol aus Leidenschaft als auch aus Furcht fast täglich

und spielte dann im Lager die Rolle eines schwarzen Falstaff. Bei meinem Leibdiener Budi, welcher mir sonst sklavisch ergeben war, brachte die Trunkenheit alle schlummernde Wildheit zum Ausbruch. In der Nacht vom 11. zum 12. Februar wurde ich durch ein Röcheln und Stöhnen aus der unmittelbaren Nähe meines Zeltes aufgeweckt. Ich stand schnell auf und kam noch zur rechten Zeit, um meinem betrunkenen Budi ein Messer zu entreißen, mit dem er den Hals eines ebenfalls nicht nüchternen und bereits aus mehrern Wunden blutenden Kameraden bearbeitete. Der Streit war aus Eifersucht entstanden und sollte nun seinen blutigen Abschluß finden. Budi entsprang aus dem Lager und versuchte sogar die Bakuba zu einem Angriff auf mich zu veranlassen. Erst am nächsten Morgen kehrte er ernüchtert zu mir zurück und bereute nun tief seine Handlungsweise. Da er als der beste meiner Leute mir bereits viele Beweise sowol seiner Anhänglichkeit als auch seines persönlichen Muthes gegeben und in einem unzurechnungsfähigen Zustande gehandelt hatte, nahm ich ihn wieder in Gnaden auf.



Budi.

Inzwischen waren der Häuptling Kampimpi und Tschiehwu mit Gefolge als außerordentliche Gesandtschaft von mir zu Lukengo geschickt worden und kamen mit einem Vetter desselben zurück, der mir die Nachricht brachte, daß Lukengo einen großen Familienrath zusammenberufen und dann inmitten einer zahlreichen Volksmenge angeordnet habe, man solle einem Hahn den Gifttrank „Ipomme" einflößen, und wenn dieser wieder erbrochen würde, so sei dies ein Beweis, daß ich als Freund käme, wenn aber der Hahn stürbe, so müsse man mich in der That als Feind behandeln. Da der Hahn glücklicherweise den Gifttrank unter Würgen wieder von sich gegeben habe, sei Lukengo überzeugt, daß ich sein Freund sei, und ich dürfe daher von Bulango weiterreisen, Lukengo wolle mir selbst von Musenge, seiner alten Residenz, entgegenkommen. Der feindselige Wider=

stand seitens der Bevölkerung hörte nun auf. Man wagte nicht, dem Willen des Herrschers entgegenzutreten.

Am 13. Februar fand der Aufbruch nach Ibanschi statt, wo sich Lukengo selbst befinden sollte.

Nach 10 km Marsch durch Urwald änderte sich der Vegetationscharakter. Die Savanne wurde vorherrschend, in der nur einige wenige verkrüppelte Bäume standen und selten kleine Urwaldparcellen mit Ananasfeldern eine Abwechselung bildeten. Das Gras war überall durch Brände kurzgehalten und schien daher eine beliebte Weide für Büffel zu sein, deren kürzliche Anwesenheit zahlreiche Spuren anzeigten.

Am Mittag war das auf der Spitze eines sanft ansteigenden Hügels liegende, 200—300 Hütten zählende Ibanschi erreicht. 1 km westlich lag eine zweite ebenso große Ortschaft, und zwischen beiden schlug ich im Schatten einer Gruppe üppiger Weinpalmen mein Lager auf. Die Eingeborenen benahmen sich sehr ruhig und drückten ihr Erstaunen nur durch Kopfschütteln und Zuhalten des Mundes aus. Zuweilen hörte man auch hier ein kurzes, tief hervorgestoßenes Uh! Uh!

Sie gehören zu den Bena-Bussonge, demjenigen Bakubastamm, welchem auch Lukengo selbst angehört und welcher seinem Herrscher die besten und treuesten Krieger stellt. Das anständige, ruhige Benehmen hatte seinen guten Grund, da Lukengo bereits vor meiner Ankunft den Befehl gegeben hatte, daß jeder, der mich belästige oder gar mich zu bestehlen wage, sofort geköpft werden solle. Alle waren mit langen Speeren bewaffnet, die sie bei meiner Begrüßung in den Boden steckten, sich selbst auf beide Knie niederlassend und mit den Fingerspitzen beider Hände wiederholt zuerst die Erde und dann ihre Brust berührend.

So war es mir denn nun vergönnt, inmitten dieses Volks zu sein, dessen Land noch kein Weißer vor mir betreten, das, selbst seinen nächsten Nachbarn noch unbekannt, in dem märchenhaften Zauber der Sage bis dahin gelebt und sich seine echte Ursprünglichkeit erhalten hatte. Die erste Kunde von den Bakuba hat der bekannte portugiesische Elfenbeinhändler Silva Porto gebracht, welcher die Baketemärkte Kapungo und Kabao erreichte, aber nicht darüber hinaus gelangte.

Lukengo-Muana war mir mit dem ganzen Pomp eines Bakuba-Herrschers und mit zahlreichem Gefolge von Musenge, das etwa 40 km in nördlicher Richtung liegen soll, entgegengereist, um hier



Zusammentreffen mit Lukengo-Muana. S. 235.

in Ibanschi mich zu erwarten. Gleich am Tage meiner Ankunft kam eine Gesandtschaft von ihm, welche mir Ziegen, Hühner, Mais, Zuckerrohr und mächtige Kalebassen voll Palmwein als seine Bewillkommnungsgeschenke überbrachte. In der Nacht wurde dann durch die Trommelsprache verkündigt, daß niemand bei Todesstrafe es wagen solle, mich etwa zu berauben. Am nächsten Tage mittags wollte Lukengo mich selbst besuchen, und da mein Lager zu klein war, um ihn und sein voraussichtlich zahlreiches Gefolge aufzunehmen, bestimmte ich einen Platz außerhalb desselben im Schatten üppiger Weinpalmen. Ueberall herrschte ein sehr bewegtes Leben, in Ibanschi wurde getrommelt und auf Elfenbeinhörnern geblasen. Bakubakrieger in Trupps zu etwa 50—100 Mann kamen von allen Seiten aus der Umgegend herbei, um zu dem Hoflager ihres Herrschers zu stoßen. Einige meiner Leute traten als Wache in weißen Matrosenjacken mit rothem Fes und aufgepflanztem Seitengewehr an, um das Lager gegen die vielen Neugierigen zu schützen und den Platz freizuhalten. Alsbald kündete ein wüster Lärm, der sich lavinenartig von Ibanschi aus fortpflanzte, den Aufbruch des Häuptlings an. Mit meinem dicken Dolmetscher Kaschawalla neben mir, erwartete ich ihn. Die Verständigung mit den Bakuba war schwierig, da von meinen Leuten niemand ihre Sprache kannte. Glücklicherweise hatte sich ein Mukete aus Muanika meinem Zuge angeschlossen, der die Baluba- und Bakubasprache verstand. Mein Dolmetscher Kaschawalla, welcher die verschiedenen Sprachen und Dialekte, auch die der Baluba, schnell gelernt hatte, meinte, daß ihm die Bakubasprache von allen die schwierigste sei. Es mußte somit eine doppelte Verdolmetschung stattfinden. Der Mukete übersetzte in Baluba und Kaschawalla mir dann in Portugiesisch.

Inzwischen war der königliche Zug näher gekommen. Die Menschenmenge zählte nach Tausenden. Lukengo saß in einer Tragbahre, die von acht kräftigen Sklaven getragen wurde. Blasen auf Elfenbeinhörnern und wildes Bearbeiten mächtiger Trommeln mit den Handflächen bildeten die Begleitungsmusik. Etwa 10 m von mir entfernt hielt die Tragbahre; Lukengo richtete sich auf und starrte mich bewegungslos an. Die nächststehenden Zuschauer warfen sich auf die Knie und begrüßten ihren Herrscher mit den Rufen: „Lukengo! Lukengo! Uh! Uh!" und durch Händeklatschen, das allmählich schwächer wurde. Nach einer Pause regungslosen Schweigens ließ er die Tragbahre niedersetzen und betrat den Boden, noch immer

unverwandt seinen Blick auf mich gerichtet. Ich hatte jetzt die beste Gelegenheit, ihn zu beobachten.

Lukengo-Muana mochte etwa 50 Jahre alt sein. Er war groß und corpulent; sein Gewicht betrug gewiß weit über 2 Centner. Den Kopf zierte der mit Federn geschmückte Bakuba-Hut und vier lange Reiher- und rothe Corythaixfedern staken neben einer aus Messing geschmiedeten Hand in dem kurzgeschorenen Haar. Ein Stirnband, sowie zwei handbreite, auf der mächtigen Brust gekreuzte Schärpen und der faltige Hüftenschurz waren dicht mit Kaurimuscheln besetzt. Die Stoffe waren sämmtlich aus den Fasern der Raphiapalme gewebt und roth gefärbt. Der Hüftenschurz wurde von einer daumendicken, aus einer Büffelhaut gedrehten Schnur gehalten, an welcher vorn eine Tasche aus Wildkatzenfell und an der rechten Seite ein blankes, kunstvoll aus Messing geschmiedetes und mit Kupfer eingelegtes Dolchmesser hing, eine der Reichsinsignien des jeweiligen Lukengo; um Arm- und Fußgelenke lagen dicke Kupferringe, während die mächtigen Unterschenkel zur Hälfte noch in Kaurihalbstiefeln steckten, die aus dicht mit diesen beliebten Muscheln geschmückten breiten Mabelestreifen bestanden. In der rechten Hand trug der Bakubaherrscher sein Scepter, einen Büffelschweif, dessen Holzgriff mit Kupfer beschlagen und mit Kauris verziert war. Um beide Augen war ein weißer Kreis mit Thon und ein tiefschwarzer, daumenbreiter Streifen über Stirn, Nasenrücken, Ober- und Unterlippe bis an den untern Kinnrand gezogen. Sein Kopf war wohlgeformt, seine Gesichtsbildung war dem äußern Anschein nach eine kaukasische und hatte energische, aber keineswegs grausame Züge.

Ich beobachtete mit wachsendem Staunen diesen Negerfürsten, dessen Name „Lukengo“ den Inbegriff unbeschränkter Macht und Grausamkeit bezeichnen sollte und der mit einem bisher noch nicht gesehenen Pomp mir gegenübertrat. Mein vielgereister Dolmetscher Kaschawalla, der auch längere Zeit im Lundareiche gewesen war, erging sich in dem bewundernden Ausruf, daß nur Muata-Jammo mit diesem Lukengo verglichen werden könne.

Während die Menge noch auf den Knien lag, kam mir Lukengo, von drei Speerträgern begleitet, entgegen. Ich bot ihm meine Hand, die er aus Unkenntniß dieser Begrüßungsart nicht annahm, sondern mit seinem Scepter berührte, das ich jedoch beiseiteschob und seine Rechte erfaßte. Er zuckte erstaunt über meine Kühnheit zusammen, und ein Murren der Versammlung begleitete diese

Bewegung des Herrschers, das jedoch sofort verstummte, als er mich dann als seinen ersten weißen Freund begrüßte und willkommen hieß. In wohlgesetzter Rede und mit würdevoller Ruhe bezeichnete er sich als den regierenden Lukengo; er betonte, daß sein Vater noch lebe, sich aber schon vor Jahren altersschwach und krank zurückgezogen und ihm die Herrschaft mit den Reichsinsignien übertragen habe; wol beständen zur Zeit innere Unruhen und Zwiste im eigenen Lande und auch in seiner Familie, doch wisse er dieselben mit Gewalt zu dämpfen und alle Widersacher niederzuwerfen; nicht umsonst trage er als Abzeichen seiner Macht diese Feder in seinem Haar, wobei er auf eine blutrothe Corythaixfeder zeigte; er sei überzeugt, daß ich kein Geschäftsmann sei, denn sonst hätte ich mich nach Kabao wenden müssen und wäre nicht in das Herz seines Landes, zu seinem eigenen Stammvolke, den Bena-Bussonge, gelangt; daß ich es verstanden hätte, mit meinen wenigen Leuten durch die Bakete, welche als seine Sklaven die strengsten Wächter der Landesgrenze seien, zu den Bakuba selbst zu gelangen, erfülle ihn mit Bewunderung und müsse ich sicher mächtige Zaubermittel (Nnenge) haben.

Nachdem ich seine feierliche Ansprache erwidert, ihn meiner friedlichen Absichten versichert und den Zweck meiner Reise erklärt hatte, wünschte er noch meine Spieluhr, die von den Bakuba Lukonde genannt wurde, zu sehen. Sein Erstaunen war grenzenlos, als die lustigen Weisen derselben erklangen und er sich das „Wie" nicht erklären konnte. Doch er verstand sich würdevoll zu mäßigen, hielt die Hand vor den Mund, um vielleicht etwaige unwillkürliche laute Ausrufe der Verwunderung zu verhindern, und entfernte sich ebenso majestätisch, wie er gekommen war.

Am nächsten Tage machte ich ihm meinen Gegenbesuch. In einer offenen Halle, deren Dach kunstvoll aus den Rippen und Fasern der Raphiapalme zusammengesetzt und geflochten war und welche etwa 50 m lang, 20 m breit und 15 m hoch war, sollte der Empfang stattfinden. Als ich eintraf, erwartete mich bereits Lukengo-Muana mit zahlreichem Gefolge. Zwischen zwei mächtigen halbverwitterten Elefantenzähnen, die zur Hälfte in die Erde gegraben waren, hatte er sich auf eine mit einheimischen Stoffen malerisch bedeckte Trommel gesetzt. Sein Staatskleid sah heute insofern anders aus, als die Grundfarbe statt roth blau war. In seiner nächsten Nähe saßen einige seiner Lieblingsfrauen und ein paar alte Räthe. Einige

riesengroße Speerträger mit blankgeputzten Waffen standen neben ihm. Im weiten Umkreise hockte die Menge dicht gedrängt und lautlos auf den Knien. Ich saß dem Häuptling gegenüber auf meinem Feldstuhl, und nachdem ich ihn als meinen neugewonnenen Freund begrüßt hatte, erzählte ich ihm von unserer bevorstehenden Kassaireise, dem Zweck derselben und von unsern freundschaftlichen Gesinnungen. Er drückte wiederum seine Freude über meinen Besuch aus und versicherte, daß seine Unterthanen am Kassai uns nun nicht mehr als Feinde, sondern als seine Freunde begrüßen würden; er wolle im ganzen Lande diesbezügliche Befehle ertheilen lassen. Durch Austausch von Geschenken solle jetzt unsere Freundschaft besiegelt werden und ich von ihm erhalten, was ich wünsche. Fleisch und Palmwein würden seine Batua mir täglich ins Lager bringen.

Wünschte während der Verhandlung einer der alten Räthe oder der Dolmetscher zu sprechen, so mußte derselbe kniend erst dreimal in die Hände klatschen, worauf der Herrscher das Gesicht zu ihm wandte, ein Zeichen, daß er seine Rede beginnen konnte. In der folgenden Nacht wurde wiederum das Ergebniß des heutigen Tages durch die Trommelsprache weiter bekannt gegeben.

Lukengo kam am nächsten Morgen mit kleinerm Gefolge selbst in mein Lager, um meine Geschenke für sich in Empfang zu nehmen. Mit seiner Lieblingsfrau trat er zu mir in mein Zelt, gefolgt von einem Sklaven, der eine große Kürbisflasche frischen Palmweins für mich trug und sich auf seine Knie vor mir niederließ, von dem Weine in seine hohle Hand goß, denselben zuerst kostete zum Beweise, daß er nicht vergiftet sei, ihn mir überreichte und sich dann entfernte. Der Häuptling bat mich nun dringend, ich möge ihm doch meine Brust und Füße zeigen, man könne doch nicht glauben, daß ich am ganzen Körper weiß sei. Da ich meinen Oberkörper nur mit einem wollenen Hemd bekleidet hatte, und wir unter uns, im engern Kreise waren, zeigte ich meine Brust und meinen Arm. Er und seine Favoritin waren höchst überrascht, befühlten und streichelten fortwährend meine weiße Haut, als ob sie sich von ihrer Echtheit überzeugen wollten. Meine Füße zu zeigen weigerte ich mich, und wurde daher auf der Erfüllung dieses Wunsches nicht weiter bestanden.

Lukengo war sehr erfreut über die Geschenke, die in bunten Zeugen, Perlen, Messing und Kauris bestanden. Anfangs glaubte

er, es sei wenig, doch erklärte er sich zufrieden und sagte, er würde mir dafür geben, was ich wünschte. Ich verlangte nun vor allem Waffen, selbstgewebte Stoffe, Matten und Geräthe aller Art; alles würde mir versprochen.

Nur konnte ich weder Bakubaschädel erhalten noch Messungen machen. Das war unmöglich! Bei dem eingefleischten Aberglauben der Bakuba, die alles, was ich besaß, ohnehin als Zaubermittel betrachteten, war nicht daran zu denken, meine Meßinstrumente auch nur ihrem Körper zu nähern. Hatte doch selbst ein Theil unserer Träger sich dagegen gesträubt, wie vielmehr diese Bakuba, die bis dahin in vollständiger Abgeschlossenheit gelebt und mich, den ersten Weißen, der zu ihnen kam, als einen gefährlichen Zauberer ansahen, an den sie sich erst gewöhnen mußten.

Die Geschenke für Lukengo wurden in seiner Gegenwart verpackt; jedes Päckchen wurde von ihm zuletzt selbst zugenäht und durch einen besondern Knoten verschlossen, um dadurch die Unverletzlichkeit des Inhalts und denselben als königliches Eigenthum anzudeuten. Er übergab dann die Sachen Sklavinnen zum Tragen, machte jede derselben verantwortlich und drohte, ihr den Kopf abschlagen zu lassen, wenn später auch nur das Geringste fehlen sollte. Jede hörte ihm auf ihren Knien schweigend zu, klatschte dann dreimal in die Hände, zum Zeichen, daß sie ihn verstanden hatte, stand auf und entfernte sich mit dem anvertrauten Gute ihres Herrn. Auf meine Frage, weshalb er nicht von seinen kräftigen Sklaven die Sachen forttragen lasse, antwortete er, daß Männer diebischer und räuberischer als Frauen seien und letztere auch nicht wegen Aussicht auf Gewinn ihr Leben so leicht aufs Spiel zu setzen pflegten. Er habe die Erfahrung gemacht, daß, trotzdem er jeden, der ihn zu bestehlen wage, rücksichtslos tödte, Männer es immer wieder versuchten; Frauen hätten ihn aber niemals bestohlen. Seine Bakuba seien räuberisch und gewaltthätig, und ich dürfe dieselben nicht nach ihrem Benehmen in Ibanschi beurtheilen. Nur seine Anwesenheit und die Furcht vor seiner Person hielten sie hier im Zaum, sonst würden sie auch mich zu berauben suchen. Ich muß gestehen, daß er seine Unterthanen richtig beurtheilte. Meine bisjetzt gesammelten Erfahrungen bestätigten seine Ansicht vollständig.

An den folgenden Tagen besuchten mich nun täglich die Verwandten, Frauen und Räthe Lukengo's, welche sich ebenso wie die Bevölkerung ruhig und anständig benahmen. Fortwährend war auch

hier mein Lager von einer nach Hunderten zählenden Zuschauermenge umgeben, die aus allen Theilen des Landes herbeiströmte, doch hatte ich mich niemals über irgendwelche Belästigung zu beklagen. Viele kamen mit Elfenbein, oft an einem Tage mit mehr als 50 großen und kleinen Zähnen, und boten mir dieselben zum Kauf an. Wohlweislich ließ ich mich nicht darauf ein, da sonst meine Freundschaft mit Lukengo beendet gewesen wäre. Vielleicht war dies auch nur eine Falle, um mich, wenn ich Elfenbein gekauft hätte, sofort als staatsgefährlichen Händler hinzustellen.

Von einem der alten Räthe Lukengo's, der im Auftrage seines Herrn viele Reisen nach Norden gemacht hatte, um Elfenbein einzutauschen, erhielt ich höchst wichtige hydrographische Aufschlüsse, die mir im Anfange unglaublich erschienen. So erzählte mir derselbe von einem großen, mächtigen Flusse Schankole, auch Sankole genannt, der aus Süden komme und dann mit einem großen nordwestlichen Bogen in den Kassai, den die Bakuba hier N'schalle melle nennen, münden sollte. Ich konnte zuletzt nicht mehr zweifeln, daß dieser Sankole der Sankuru sei, von dem man bis dahin annahm, daß er bei etwa 18° 35′ östl. L. von Greenwich und 1° 30′ nördl. Br. sich direct mit dem Kongo vereinige. Mein Gewährsmann erzählte mir ferner von einem noch weiter nördlich anfangs fast parallel mit dem Sankole laufenden kleinern Flusse, den er Lukenje nannte und der ebenfalls in den Kassai und dieser selbst schließlich in den N'schalle munene, d. h. großen Fluß, münde. Staunend und doch noch voller Zweifel hörte und sah ich diesem Manne zu, als er mit sicherer Hand mir den Lauf der Flüsse in den Sand zeichnete. Und doch sind seine Angaben vollständig richtig gewesen! Den Lauf des Sankuru habe ich auf einer spätern Reise selbst festlegen können, während der Lukenje von Kund und Tappenbeck fast zu gleicher Zeit als ein rechter Zufluß des Kassai erforscht wurde; daß der Muansangomma in den Lubudi und dieser dann in den Sankole münde, wurde mir ebenfalls mitgetheilt. Auch über einen linken großen Zufluß des Kassai unterhalb der Luluamündung wußte man Bescheid; es sei dies ein Fluß mit rother Wasserfarbe und werde N'schalle tembuë, d. h. rother Fluß genannt. Hier mußte es sich um den Loange handeln, was sich später ebenfalls bestätigte.

Ueber die am Sankole und Kassai wohnenden Völkerstämme, deren Namen und Zugehörigkeit, erhielt ich ebenfalls höchst werthvolle Aufschlüsse, die sich später im großen und ganzen auch als richtig

erwiesen haben und uns auf der Kassaireise als Anknüpfungspunkte wichtige Dienste leisteten.

Lukengo selbst und die übrigen Bakuba schienen jedoch keineswegs erfreut zu sein, daß ich alles dies erfahren hatte, und ich mußte meinen Gewährsmann allein in mein Zelt nehmen, um ungestört meine Aufzeichnungen machen zu können. Eine alte, durch Zwischenhandel hierher gelangte Balubasklavin, welche durch kleine Geschenke redselig gemacht wurde, gab mir die am glaubwürdigsten scheinenden geographischen Aufschlüsse über das Bakubareich und die Ausdehnung der Macht Lukengo's. Sie war bereits seit langen Jahren Sklavin Lukengo's und erzählte, daß, wenn auch alle Bakuba den Namen ihres Herrschers fürchteten, sich doch viele Stämme im Norden und Osten ungestraft als unabhängig betrachteten und keinen Tribut zahlten; übrigens sei mein Freund der wirkliche Häuptling und nicht mehr sein altersschwacher Vater. Die westliche Grenze des Reiches bildeten nach ihrer Angabe der Lulua und Kassai, die östliche der Lubudi, die südliche die Baluba und die nördliche sei unbestimmt. Auf meiner spätern Reise fand ich, daß die Bakubastämme am linken Sankuru-Ufer sich bis auf die Bangombe unter dem Häuptling Kumbadihto, an der Lubudimündung, als unabhängig von Lukengo betrachteten, obschon sein Name auch bei ihnen in gefürchtetem Ansehen stand und mir seine Freundschaft daher auch hier große Dienste leistete.

Mit den Bakuba beginnt nach Norden zu eine neue Rassenreihe. Mit ihren südlichen Nachbarn, den Baluba, haben sie nichts gemein. Die Erklärung der Gegensätze zwischen diesen beiden Völkern, die so scharf voneinander geschieden sind, daß ich vergebens in meiner Erinnerung an die bisjetzt durchreisten Länder nach ähnlichen Völkern suche, wird uns dadurch gegeben, daß die Bakuba nach ihrer Angabe ursprünglich von Nordosten einwanderten, während, wie früher erwähnt, die Baluba aus Südosten gekommen sind.

Die Bena-Bussonge sind das Stammvolk der Bakuba unter Lukengo. Als vor Generationen, so erzählt die ungeschriebene Ueberlieferung der Bakuba, das ganze Gebiet um Ibanschi und Musenge bis an den Lulua noch undurchdringlicher Urwald war, wohnten die Bena-Bussonge als ein kleiner Stamm unter ihrem Häuptling Lukengo am linken Lulua-Ufer mit den mächtigern Bena-Bikenge zusammen, die ebenfalls Bakuba waren. Eines Tages verlangte der Häuptling der Bikenge von Lukengo Tribut, welchen dieser mit

dem Bemerken verweigerte, daß er ihm ebenbürtig und nicht sein Unterthan sei. Man glaubte schließlich ein Mittel gefunden zu haben, um die Entscheidung herbeizuführen, wer von ihnen in Zukunft als Oberhäuptling gelten sollte. Die Bikenge und Bussonge sollten je eine Kupferplatte nach einer bestimmten Form anfertigen und die Häuptlinge diese Platten zu gleicher Zeit in den Lulua werfen; wessen Platte oben bleibe, sei als Oberhäuptling von allen anzuerkennen. Am Abend vor dem Tage der Entscheidung hörte die junge Frau eines Bikenge, die selbst vom Stamme Lukengo's war, daß ihr Mann und dessen Stammesgenossen einen Betrug beabsichtigten. Sie hatten ein Stück Palmenholz genommen und dasselbe so dünn mit Kupfer überzogen, daß es nicht schwer genug war, um unterzusinken. Rasch entschlossen wußte sie heimlich während der Nacht die falsche Platte zu entwenden und eilte mit derselben zu Lukengo, dem sie den beabsichtigten Betrug erzählte. Es wurden nun die Platten vertauscht, die junge Frau nahm die Platt von Lukengo und legte sie an Stelle der entwendeten. Am nächsten Morgen in aller Frühe war Lukengo bereits mit seinen Anhängern am Lulua und rief die Bikenge herbei, die sich nun überlistet sahen. Lukengo warf dann die leichte Platte in den Lulua und erklärte sich, da sie nicht untersank, zum Herrscher aller Bakuba, zog es aber doch vor, nicht mehr mit den Bikenge benachbart zu sein, sondern siedelte nach dem rechten Lulua-Ufer über, wo er mitten im Urwald ein neues Reich gründete und allmählich seine Herrschaft nach Nordosten über die dort ansässigen Batua und Bakete ausdehnte. Die junge Verrätherin entfloh der Rache der Bikenge und ihres Mannes zu Lukengo, der sie zum Dank als seine erste Gattin annahm und das Gesetz erließ, daß zur Erinnerung an ihre patriotische Handlung seinen Unterthanen nur die Monogamie mit Bakubamädchen gestattet sei. Ein jeder Mukuba (Singular von Bakuba) darf infolge dessen nur e i n e rechtmäßige Frau von seinem Stamme heirathen, seine übrigen Frauen, in deren Anzahl er nicht beschränkt ist, dürfen keine Bakuba, sondern nur Sklavinnen sein. Lukengo selbst und seine Verwandten in Häuptlingsstellung machen eine Ausnahme, sie können nach Belieben ihren Harem aus den Töchtern des Landes vervollständigen; für ihn sind alle Bakuba und Bakete Sklaven. Bei seinen eigenen Töchtern hat er außerdem das jus primae noctis.

Während die Stellung der Frau bei den Bakuba keineswegs

eine gedrückte ist, macht man einen schroffern Unterschied zwischen Sklaven und Frauen, als es bei den Balubn der Fall ist.

Bei allen geschäftlichen Abschlüssen wird die Frau zu Rathe gezogen und sie gibt gewöhnlich sogar die Entscheidung. Der äußere Verkehr zwischen den Gatten berührt sehr angenehm, ja man fühlt sich veranlaßt, das Familienleben ein natürliches, glückliches zu nennen, welches beiden Theilen hier mehr Zufriedenheit zu bieten scheint als oft in der Civilisation, trotz der laxen Moral des weiblichen Geschlechts. Nicht allein Mädchen, sondern auch Frauen machten tagtäglich im Lager schamlose Anträge, eine Beobachtung, die bei den Baluba nie von mir gemacht wurde.

Bei Heirathsabschlüssen ist die Einwilligung der Frau erforderlich, wenn sie nicht etwa auf Befehl Lukengo's vergeben wird. Den Aeltern der Braut muß der Bräutigam, je nach Rang und Vermögen, 500—10000 Kauris geben; dadurch ist die Trauung vollzogen. Die junge Frau bringt alsdann ihrem Manne eine Schüssel mit Speisen, wozu dieser Verwandte und Freunde einladet. Dieses ist der Hochzeitsschmaus, den aber der Mann seinen Schwiegerältern mit 100—200 Kauris bezahlen muß. Dem Kinde wird bei der Geburt sowol vom Vater als auch von der Mutter ein Name gegeben, der gewöhnlich dem Thier- oder Kriegsleben entlehnt ist oder mit der körperlichen Entwickelung des Neugeborenen zusammenhängt. Die herangewachsenen Söhne und Töchter können dann entscheiden, welchen von beiden Namen sie beibehalten wollen. Stirbt das Kind einer Mukuba, so wird es in der Heimat der Mutter beigesetzt, während man das verstorbene Kind einer Sklavin an dem Wohnorte des Vaters beerdigt.

Bei Todesfällen finden Menschenopfer statt, deren Zahl sich nach Stand und Vermögen des Verstorbenen und dessen Familie richtet. Stirbt ein gewöhnlicher Mukuba, so soll mindestens ein Sklave oder eine Sklavin getödtet werden, um das Grab mit dem Freien zu theilen. Die Familie hält es für ihre Pflicht, ein derartiges unglückliches Opfer zu beschaffen. Die Leiche des Freien wird in Mpelle, die kunstvoll gewebten Stoffe der Raphiafaser, gehüllt; man legt ihr Kauris in den Mund und bettet sie dann auf eine Matte. Das etwa 1,5—2 m tiefe Grab wird an einer Seite für den aufzunehmenden Leichnam unterhöhlt.

Also auch bei den Bakuba findet sich diese so weit in Afrika verbreitete Sitte der Beerdigung, die nach einigen Erkundigungen

durch die Absicht erklärt wird, den Todten nicht unmittelbar die Schwere der Erde tragen zu lassen, nach andern aber ihn gegen Raubthiere schützen soll. Der getödtete Sklave wird unter den Leichnam des freien Mukuba gelegt. Wird die Trauer besonders tief empfunden, so essen die Leidtragenden ein Jahr hindurch nur Erdnüsse und Mais.

Stirbt der Lukengo, so bleibt dessen Körper drei Monate unbeerdigt, und werden während dieser Zeit täglich Sklaven und Verbrecher getödtet; das letzte Opfer wird an den fürstlichen Leichnam herangeführt und ihm bedeutet, daß ihm die Ehre zugedacht sei, mit dem todten Lukengo dasselbe Grab zu theilen. Auch wenn Verwandte Lukengo's sterben, werden je nach Vorrath mehrere der dem Tode Geweihten durch Erschlagen mit Knitteln, Erhängen oder mit dem Richtmesser umgebracht. Um nun den Bedarf an Schlachtopfern decken zu können und durch Abschlachten seiner Sklaven nicht seinen Wohlstand zu sehr zu schädigen, hat Lukengo, der unbeschränkte Herr über Leben und Tod, bestimmt, daß alle, die sich irgendwelcher kleiner Vergehen gegen seine geheiligte Person oder sein Besitzthum schuldig gemacht haben, als Schlachtopfer für etwaige Todesfälle in seiner Familie vorgemerkt werden. Inzwischen können sie sich frei im Lande bewegen, bis sie dann im gegebenen Falle auf Befehl irgendwo plötzlich von den ausgeschickten Henkern überrascht und sofort getödtet werden.

Die Bakuba beziehen fast ausschließlich von den Baluba ihren Bedarf an Sklaven, die sie gewöhnlich auf den Baketemärkten Kabao und Kapungu gegen Elfenbein eintauschen. Die Bakete sind ihnen tributär und werden ebenso wie die Batua Sklaven genannt, wenn auch nicht als solche behandelt.

Ich erwähnte bereits vorher, daß die Bakuba den Eindruck kräftig gebauter, noch unverfälschter Wilden machen, welche in ihrem Auftreten eine entschlossene Selbständigkeit und eine kriegerische Wildheit zeigen. Das geschmeidige, sanfte Wesen der Baluba ist ihnen vollständig fremd und erscheint ihnen verächtlich. Der eigenartige Gesammteindruck, den schon wenige Bakuba in ihrer Nationaltracht hervorrufen, wird dem Reisenden, der zum ersten mal mit diesem Volke zusammentrifft, unvergeßlich bleiben. Sie tragen das Haar kurz geschoren; nur auf dem Hinterhaupt bleibt ein Büschel stehen, um bei den Männern mit einer langen Kupfer- oder Eisennadel ein kleines, aus der Raphiafaser geflochtenes und mit einem

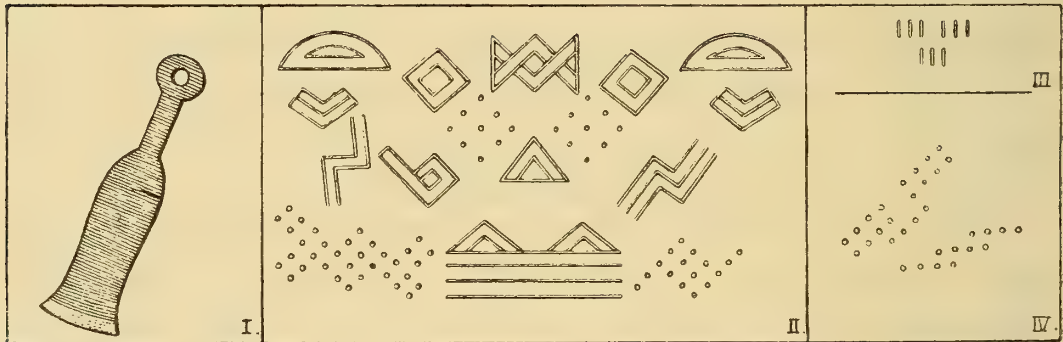
Federbusch geziertes, spitz zulaufendes Hütchen daran zu befestigen. Der wohlgeformte Kopf nähert sich mehr der Brachykephalie als der Dolichokephalie. Die prognathe Form, wie sie so oft als typisch für den Neger gezeichnet wird, ist mir bei den Bakuba nie aufgefallen. Die Nase ist oft wohlgebildet und zeigt im allgemeinen die katarrhine Form nicht so schroff ausgeprägt, wie dies häufig bei den Baluba der Fall ist. Besonders bei dem weiblichen Geschlecht findet man durchschnittlich hübsche Gesichter, die uns nicht selten an europäische Formen erinnern. Auffallend war es mir, hier wie auch bereits früher unter den Kalunda, Baluba und Bakete vereinzelt unter den Männern einen scharf ausgesprochenen semitischen Typus zu finden. Aehnliche Beobachtungen habe ich während meiner letzten Reise am Sankuru öfters gemacht. Sollte die Ursache hierfür vielleicht in einer Verbindung mit dem Nordosten Afrikas zu suchen sein? Wenn man sich der großen Völkerverschiebungen erinnert, die in Afrika vorgegangen sind und sich noch stets vollziehen, so ist die Möglichkeit eines derartigen Zusammenhangs wol nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, wenn derselbe vorläufig auch nur als eine Vermuthung hingestellt wird.

Als Stammeszeichen fehlen bei beiden Geschlechtern die zwei obern Schneidezähne. Beim Eintritt der Mannbarkeit werden dieselben mit zwei Holzklöppeln herausgeschlagen. Trotz des starken Blutverlustes und der mir als schrecklich geschilderten Schmerzen, besonders im Nacken, hat eine solche grausame Sitte bei den Bakuba Eingang gefunden und sich erhalten. In den beiden Lippen befinden sich horizontale Schnitte, in die Rothholzfarbe gestreut wird und so kosmetisch wirken soll. Brust und Schultern sind kräftig und wohlgeformt. Ueberhaupt ist die Gesammtmuskulatur des Körpers scharf ausgeprägt, auch sind die Waden regelmäßig und oft stark entwickelt. Hände und Füße sind bei beiden Geschlechtern groß im Gegensatz zu den Baluba, unter denen besonders Frauen und Mädchen sich gewöhnlich durch zierliche Gliedmaßen und zarten Knochenbau auszeichnen. Die Körperhöhe der Bakuba ist durchgehends groß. Die ganze Höhe beträgt bei den Männern etwa 170 und bei den Weibern 160 cm. Die Grundfarbe der Haut ist eine gleichmäßigere als bei den Baluba und entspricht etwa einer tiefdunkeln Bronze. Der ganze Körper wird mit Tukula (Rothholzfarbe) röthlichbraun gefärbt. Eine besondere Sorgfalt wird auf das Beschneiden und Färben der Finger- und Zehennägel

gelegt. Bei feierlichen und kriegerischen Gelegenheiten wird dann oft ein tiefschwarzer Strich über Stirn und Nasenrücken oder ein weißer Kreis um das Auge gezogen, damit dessen Dunkel schärfer hervortrete und dadurch das Aussehen an Wildheit gewinne.

Als weitere Stammesmerkmale haben die Bakuba bestimmte eigenartige Tätowirungsmuster. Die Männer haben gewöhnlich nur neun verticale, zu drei nebeneinander stehende Striche an den Schläfen. Das weibliche Geschlecht pflegt unter der Brusthöhle und am Halse Verzierungen anzubringen. Alle Merkmale sind erhaben. In die einzelnen Schnittwunden wird, ähnlich wie bei den Baluba, pulverisirte Holzkohle gebracht, um dadurch ein schärferes Hervortreten und dunkleres Abheben derselben von der Hautfarbe zu erzielen.

Das grobe Gewebe aus der Raphiafaser wird Mbala genannt und von den Männern gewebt, während das feine, bunte mit den

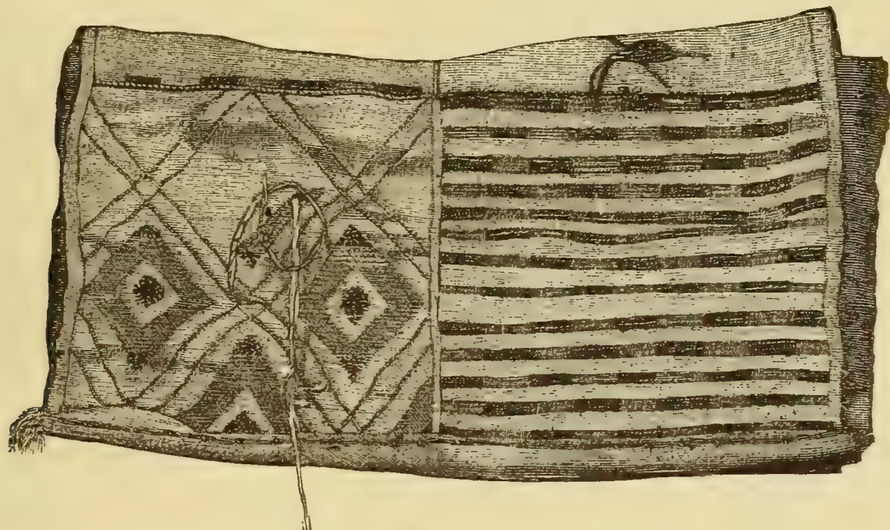


I Messer zum Tätowiren; II Tätowirungsmuster auf der Brust, III an der Schläfengegend, IV am Halse.

verschiedenartigsten, roth, schwarz und gelb gefärbten Mustern versehene Mpelle von den Frauen hergestellt wird. Die Bakuba besitzen eine eigenartige Fertigkeit, wie ich sie bei keinem andern Stamme gesehen habe, aus den Fasern der Raphia Zeuge zu weben, sie zu färben und zu sticken, die sie dann nicht allein für gewöhnlich und bei feierlichen Gelegenheiten selbst tragen, sondern die auch als Tauschwaaren, und zwar zu ihren Nachbarvölkern mehr nach Norden als nach Süden gelangen. Die Mbala wird von den Männern in ähnlicher Weise wie bei den Tupende und Baluba zubereitet und gewebt. Darauf wird jedes etwa 1 m lange und 0,5 m breite Stück mit Rothholzfarbe roth gefärbt. Jetzt beginnt die Arbeit der Frauen. Mit im Lande geschmiedeten Nadeln werden die verschiedenartigsten Muster hineingenäht, die einzelnen Fäden dann auf dem Daumennagel kurz abgeschnitten und ausgefranst. Man kann die Geschicklichkeit nicht genug bewundern, mit der die

einzelnen Zeichnungen ohne alle Vorlage auf der Mbala geschmackvoll und symmetrisch zum Ausdruck gebracht werden. Ebenso künstlerisch verfahren sie auch in der Anfertigung von Körben und Matten, die als Unterlage beim Sitzen und Schlafen dienen und blau, roth und gelb gefärbte Muster zeigen.

Während die Herstellung der rothen Farbe aus Rothholz, welche zu diesem Zwecke pulverisirt und mit Erde und Wasser zerrieben wird, der schwarzen aus Holzkohle und der weißen aus Thon bekannt ist, konnte ich über die Gewinnung der blauen und gelben Farbe nichts Bestimmtes erfahren. Die Bakuba suchten dies absichtlich zu verbergen und als ihr Geheimniß zu bewahren. Einzelne ihrer Zeuge werden auch, um sie recht weich zu machen, mit



Gewebte Matte mit unfertiger Knüpfarbeit.

Holzblöcken gestampft und gewalkt, wodurch die Haltbarkeit allerdings leidet. Diese Stoffe sind mit kleinen schwarzen, ineinandergreifenden Ringen, welche eingenäht werden, oft auch mit schwarzer Randeinfassung und erbsen- oder bohnengroßen Troddeln geziert.

Als ich von Ibanschi aus den Langala, einen Nebenfluß des Kassai, besuchte, hatte Lukengo mir einen Führer mitgegeben. Der Weg führte in fast nördlicher Richtung über durchschnittenes Gelände, theils durch offene Savannen, theils aber auch durch lichten Urwald, in welchem besonders Baumriesen aus der Familie der Sterculiaceen und Burseraceen bei einer Höhe bis 60 m durch ihre imponirende Mächtigkeit auffielen. Einen derselben maß ich, welcher 30 m bis zu den ersten Aesten hoch war, einen Umfang von 7,30 m hatte und dessen Aeste und Zweige dicht mit jenem pseudoparasiti-

schen Farrn besetzt waren, der von Schweinfurth wegen des Aussehens treffend Elefantenohr (Platycerium elephantotis) genannt worden ist.

Die ansässige dichte Bevölkerung war überall bestrebt, dem Urwald durch Rodungen neue Culturstrecken abzugewinnen. Für die Fruchtbarkeit des Bodens sprachen die ausgedehnten üppigen Maisculturen, welche hier eine dreimalige Ernte im Jahre geben sollen.

Die Bewohner von Bongotschala, das etwa 2—300 Hütten zählte, waren über meine Ankunft sehr aufgereizt und mußten durch den Boten Lukengo's erst beruhigt werden. Der Langala, von dessen Größe man mir übertriebene Schilderungen gemacht hatte, war nur 5 m breit und 2 m tief. Seine flachen Ufer waren dicht bewaldet und zeigten zahlreiche Elefanten- und Büffelspuren.

Das eigentliche Reich Lukengo's fällt etwa zwischen 5° 10′ und 4° südl. Br. sowie 21° 10′ und 22° 20′ östl. L. von Greenwich, ist daher bei einem Flächenraum von annähernd 400 Quadratmeilen nicht von der Ausdehnung, die man vielleicht nach den Schilderungen der Eingeborenen hätte erwarten sollen. Das Innere des Landes ist dicht bevölkert. Die weite Umgegend von Ibanschi trägt bereits den Savannencharakter und grenzt fast Dorf an Dorf, sodaß nach der oberflächlichen Schätzung eines Reisenden hier mindestens 200 Einwohner auf die Quadratmeile gerechnet werden können.

Ueberall finden sich ausgedehnte Culturanlagen, doch statt Maniok werden vorwiegend Mais und Erdnüsse, außerdem Hirse und Zuckerrohr angebaut. Das Hauptnahrungsmittel bildet der Mais, und wird aus demselben ein dicker Brei gekocht, der mit Palmöl angefettet und mit rothem, überall wildwachsendem Pfeffer gewürzt wird. Große Pisangfrüchte (Musa sapientum) und Erdnüsse dienen geröstet in Verbindung mit Zuckerrohr als Zu- und Zwischenkost der Mahlzeiten früh, mittags und abends. Nach dem Stande der Feldfrüchte zu urtheilen mußte der Boden sehr ergiebig sein. An Hausthieren fanden sich nur Ziegen und Hühner, die vorzüglich genährt in großer Anzahl vorhanden waren. Während die Oelpalme hier überall vertreten ist, wird die Weinpalme (Raphia vinifera) sogar in der Nähe von Ortschaften angepflanzt und gepflegt, um aus ihren Fasern die kunstvollen Bakubastoffe und Matten als wahre Erzeugnisse einer autochthonen Cultur zu weben und zu flechten.

Die Feldarbeit wird vom weiblichen Geschlecht verrichtet. Nur Rodungen zum Zwecke neuer Culturanlagen führen die Männer aus,

welche sich sonst neben Jagd und Fischfang eifrigst mit dem Elfenbeinhandel beschäftigen. Im Lande selbst gibt es nach den Spuren zu urtheilen noch viele Elefanten, doch kaufen auch die Bakuba Elfenbein von ihren nördlichen Nachbarn, besonders von den Bassongo-Mino, die am rechten Ufer des Sankuru wohnen und von deren Wildheit und Kannibalismus sie grauenerregende Geschichten zu erzählen wußten. Lukengo selbst ist einer der größten Elfenbeinhändler Centralafrikas. Die Zähne aller Elefanten in seinem Lande erklärt er als sein Eigenthum und läßt nur das im Ausland gekaufte Elfenbein seinen Unterthanen. Kabao soll nach seiner Bestimmung der ausschließliche Markt sein. Dort werden große Elfenbeinvorräthe aufgestapelt und können von den Nachbarvölkern oder Händlern gegen Sklaven, Kupfer, Messing, Perlen, Kauris, rothe und blaue Flanellstoffe eingetauscht werden. Damit der Handel mit dem Hinterlande nicht verdorben wird, darf kein Fremder das Land betreten. Die Bakuba wollen das Handelsmonopol behalten und beschützen es mit den Waffen in der Hand.



Mpelle. Gewebe der Bakuba.

Die Regierungsform ist eine streng absolute. Lukengo ist der unumschränkte Gebieter. In den Grenzdistricten sind neben den Unterhäuptlingen auch noch seine Söhne und Neffen als Gouverneure angestellt, so Kampimpi in Bulango und Tschimbundu in

Pianga. Als eines Tages der Häuptling von Ibanschi es wagte, von mir Geschenke zu verlangen, und Lukengo hiervon gehört hatte, wurde dieser sehr ärgerlich und sagte ihm: „Wie kannst du es wagen, von meinem Freunde irgendetwas zu fordern, ohne überhaupt selbst ihm vorher Geschenke gegeben zu haben? Vergiß nicht, daß du und deine Leute meine Sklaven sind; wenn es mir gefällt, nehme ich sogar euere Weiber und schenke sie meinem Freunde!“ Der Häuptling von Ibanschi hörte mit seinem Gefolge demüthig zu und schien wirklich zu fürchten, daß sein Herr die Drohung ausführen und ich ein derartiges Geschenk bereitwilligst annehmen würde. Er schickte mir daher sofort eine Ziege, Hühner, Mais und Palmwein, um mich freundlich zu stimmen.

Wenn Lukengo aß, trank oder rauchte, durfte bei Todesstrafe niemand, seine Lieblingsfrau ausgenommen, zusehen. Morgens brauchte er gewöhnlich bis zwei Stunden, ehe seine Toilette fertig war, wobei seine Frauen ihm behülflich waren. Als ich ihn eines Tages dabei überraschte und, ohne mich um die wachthabenden Sklaven zu kümmern, bei ihm eintrat, sah ich, wie eine seiner Frauen damit beschäftigt war, seine Zehen- und Fingernägel sorgfältig zu beschneiden und mit Rothholzfarbe zu färben. Eine zweite putzte seine dicken kupfernen Arm- und Fußgelenksringe. Dann wurden tiefschwarze symbolische Striche über Nasenrücken und Stirn gezogen. Die Farbe des faltigen Hüfttuches war an diesem Tage roth. Der König liebte es, sich besonders sorgfältig zu schmücken und möglichst viel Abwechselung in seiner Staatskleidung zu zeigen.

Auch als Richter konnte ich Lukengo in einer Angelegenheit, die einen meiner Baluba betraf, kennen lernen. Dieser war eines Tages aus meinem Lager verschwunden und zu gleicher Zeit eine junge Sklavin aus Ibanschi. Es stellte sich heraus, daß er diese, die ebenfalls eine Muluba war, entführt und zur Flucht beredet hatte. Beide wurden jedoch von jagenden Bakuba im Walde aufgegriffen und nach Ibanschi zurückgebracht. Nach dem Gesetze des Landes mußte der Entführer sterben. Ich erklärte mich nun bereit, ihn freizukaufen. Man wollte jedoch anfangs hierauf nicht eingehen und verlangte schließlich 10000 Kaurimuscheln als Freikaufsgeld. Ich schickte nun zu Lukengo, der sofort die Erklärung abgab, daß, da der Entführer mir, seinem Freunde, gehöre, die Strenge des Gesetzes keine Anwendung finden solle; auch sei die geforderte Entschädigung von 10000 Kauris zu hoch, und er bestimmte

3000 als hinreichend. Diese seien in der Weise zu vertheilen, daß der Besitzer der Sklavin 1000 als Entschädigung, die Häscher 1000 als Belohnung und er selbst 1000 als Richter zu erhalten habe. Niemand wagte sich gegen diesen Urtheilsspruch zu äußern, und der gefesselte Muluba, welcher sich schon auf einen sichern Tod gefaßt gemacht hatte und vor Schrecken grau aussah, wurde mir sofort ins Lager gebracht.

Ich will hier bemerken, daß bei Angst, Kälte und Hunger die Hautfarbe der Neger ein graues Aussehen bekommt, während sie bei Zorn und nach der Mahlzeit dunkler wird. In ähnlichen Fällen und infolge derselben Ursache, die bekanntlich durch den Einfluß der Nerven auf die Blutgefäße bestimmt ist, wird der Weiße blaß oder roth.

Anknüpfend sei noch erwähnt, daß die Farbe der Neugeborenen nach meinen Beobachtungen an der Küste und im Innern gleich nach der Geburt hellrosa und täuschend ähnlich wie bei einem Kinde kaukasischer Rasse ist. Nach einigen Tagen tritt ein Stich ins Bräunliche ein. Der Zeitpunkt jedoch, wann die Dunkelfärbung bei Neugeborenen zuerst auftritt und wann sie völlig beendet ist, richtet sich in Afrika nach der geographischen Lage des Geburtsortes und war an der Küste und im Innern nicht der gleiche. Die Farbe der Regenbogenhaut, nach welcher wir bekanntlich die des Auges beurtheilen, fand ich in allen Fällen gleich nach der Geburt braun. Daß die Hautfarbe der erwachsenen Bakuba eine mehr gleichmäßigere als bei den Baluba ist, wurde bereits an anderer Stelle erwähnt. Auch albinotische Individuen, unsere Kakerlaken, kamen hier ebenfalls verhältnißmäßig häufig vor. Die Augen dieser Toka-Toka (Blasse), wie sie von den Baluba verächtlich genannt wurden, zeigten stets eine mehr oder weniger starke Lichtscheu und daher Tagesblindheit. Die Farbe ihrer Haut und gekräuselten Haare war ein schmutziges Blond. In ihrer lichten Nacktheit machten sie einen unangenehmen Eindruck, während hingegen die schwarze Körperfarbe ohne die bedeckende Kleidung das ästhetische Gefühl nicht zu verletzen pflegt.

Am 18. Februar war großer Markttag in Ibanschi. Früh gegen 9 Uhr schickte Lukengo zu mir und bat mich, ihn zu besuchen. Er erwartete mich in der Halle inmitten seiner Leibgarde, die heute wol mehr als 300 Lanzenträger zählen mochte. Seine Kleidung war besonders festlich und Roth die Grundfarbe, doch waren seine

Schärpen und sein faltiger Schurz so reich mit Kaurimuscheln besetzt, daß man den einheimischen Stoff kaum erkennen konnte.

Der Markt, welcher hier alle fünf Tage abgehalten wird, war heute von Tausenden von Neugierigen aus dem ganzen Lande besucht, die alle herbeigeströmt waren, um mich zu sehen. Lukengo wollte nun diese Gelegenheit benutzen, um offenkundig der Menge zu zeigen, daß wir beide Freunde seien. Er reichte mir jetzt selbst die Hand, und wir gingen beide dann zusammen auf den weit ausgedehnten Marktplatz, der sich in unmittelbarer Nähe der Ortschaft befand. In zierlicher Anordnung wurden hier einheimische Stoffe, Matten, Töpferarbeiten, Rothholz, Körbe, Mais, Erdnüsse, Hirse, Bananen, Ananas, Palmöl und Palmwein, dann abseits Ziegen und Hühner zum Verkauf angeboten. Frauen und Mädchen waren die geschäftigen Verkäuferinnen der verschiedenen Waaren, nur Ziegen und Wein wurden von Männern verhandelt. Inmitten des Marktplatzes hielt Lukengo eine Ansprache und erzählte, daß er mit mir unverbrüchliche Freundschaft geschlossen habe und für mich sein Land stets offen sei. Er wandte sich dann noch besonders an die Bakete und an die Leute von Pianga, die als säumige Tributzahler sich nicht seines Wohlwollens erfreuten, und betonte, daß, wenn sie ihren Pflichten gegen ihn nicht stets nachkämen, er sie mit meiner Hülfe bekriegen und vernichten würde.

Nachdem er seine Rede beendet hatte, wurde durch seine Leibgarde plötzlich der Platz rücksichtslos gesäubert und ein großer Halbkreis gebildet. Zwei riesengroße Sklaven traten mit langen Trommeln vor, die sie zwischen den Beinen mit den Knien festhielten und mit ihren Handflächen zu bearbeiten anfingen. Lukengo wollte tanzen. Er trat allein auf den schattenlosen Platz, hob sich abwechselnd auf die Zehenspitzen, machte dann mit dem Speer in der Hand mächtige Ausfallsschritte nach links und rechts oder Hochsprünge in die Luft, wobei die vielen Kupferringe um Arm- und Fußgelenke klirrend aneinanderschlugen und sich manche Kaurimuscheln von seinen fliegenden Schärpen lösten. Immer wilder wurden seine Bewegungen und um so wilder schrien auch die begeisterten Zuschauer, sodaß die Trommelschläger trotz der größten Kraftanstrengung Mühe hatten, sich vernehmbar zu machen. Alle Augen waren nur auf Lukengo gerichtet, der plötzlich etwas ruhiger wurde, auf den Zehenspitzen ging und seinen mächtigen Körper hin- und herwiegte, um alsbald wieder in tollen Sprüngen über den freien Platz zu rasen.

Diese Leistung in glühender Mittagssonne von einem Körper, der über 2 Centner wog und mindestens an 30 Pfund Kleidung, Schmucksachen und Waffen trug, war geradezu erstaunlich. Erschöpft hielt Lukengo einige Minuten inne und lehnte sich gegen zwei bereitstehende Sklaven, um alsbald einen neuen Tanz zu beginnen. Bei diesem war er Vortänzer, wobei er dieselben Bewegungen wie vorher zum besten gab, die dann von allen nachgemacht wurden. Hinter ihm befanden sich rangweise seine Häuptlinge, Minister und Krieger, einer hinter dem andern; dann kamen für sich, ebenfalls in einer Reihe, die Frauen und Mädchen, deren Tanzbewegungen verschieden von denen der Männer waren und darin bestanden, daß sie sich abwechselnd bald auf dem einen, bald auf dem andern Fuße wiegten und eine erstaunliche Hüftgelenkigkeit nach allen möglichen Richtungen entwickelten, wobei die linke Hand mit gespreizten Fingern hoch über den Kopf und die rechte dagegen gerade hinunter gehalten wurde. Finger und Handgelenke waren stets in correspondirender Bewegung mit den Hüften. Die Kleidung bestand nur aus einem dünnen Hüftschurz, der bei den Männern faltig bis an die Knie, bei dem weiblichen Geschlechte dagegen bis auf die Füße reichte und keine Falten hatte.

Etwa 2 Uhr mittags mochte der Tanz beendet sein, als Lukengo sich erschöpft zurückzog und seine erregte Leibgarde nun wie auf ein gegebenes Zeichen den Markt plünderte. Niemand konnte sie hindern, da es ihr eigener Herr nicht that und dieser solche Ausschreitungen seiner Krieger nicht als straffällig ansah. Die schreienden beraubten Marktweiber aber machten nun mich für ihren Verlust verantwortlich, indem sie folgerten, wenn ich nicht in ihr Land gekommen wäre, würde Lukengo nicht zu meiner Begrüßung hier sein und dann hätten sie ihre Sachen behalten. Allmählich legte sich jedoch mit Hülfe weniger Kauris ihre Entrüstung, um so mehr, als meine Leute große Einkäufe gemacht hatten und ich ja doch der Freund ihres Herrschers war.

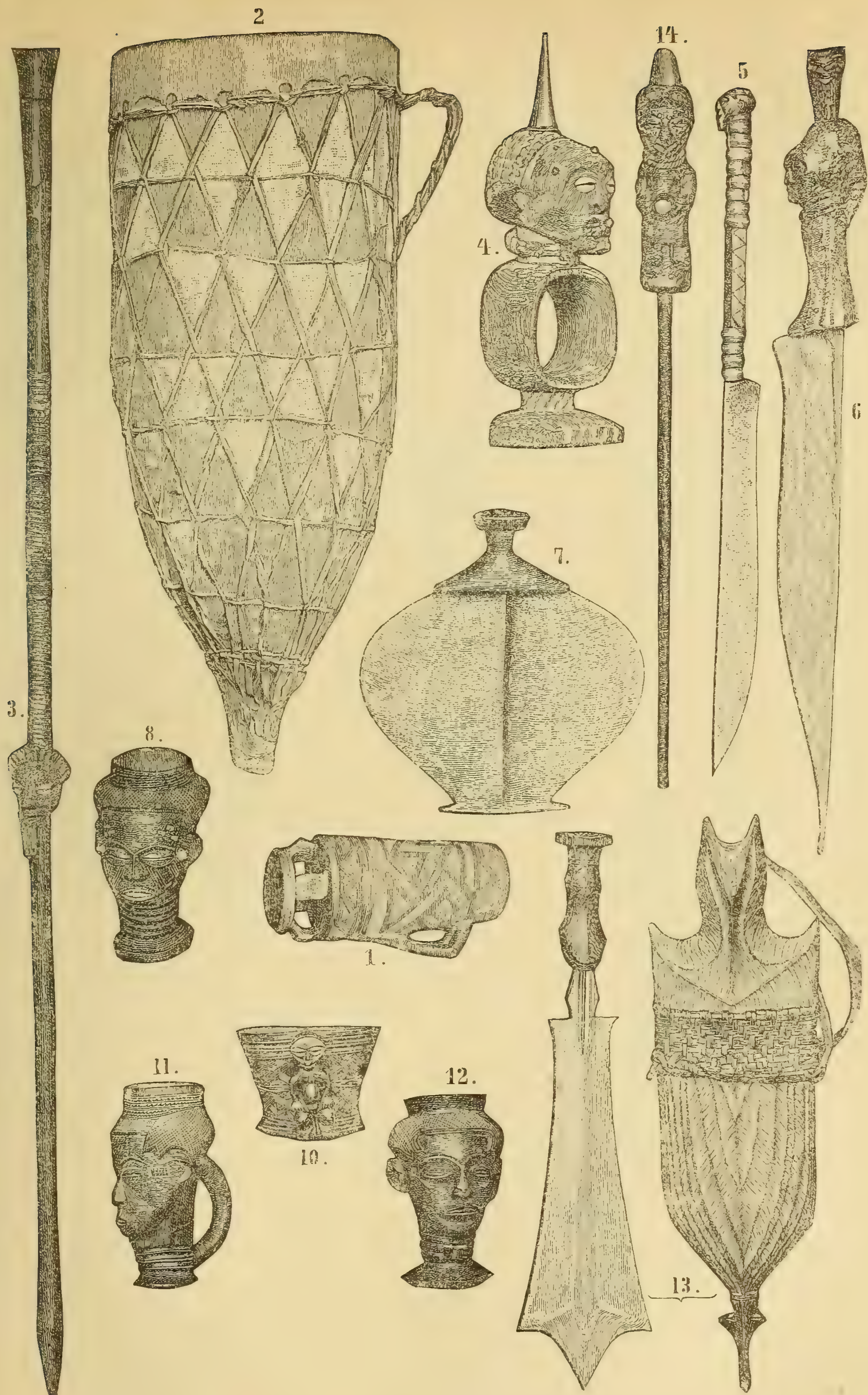
Lukengo hat in seinem Reiche die durch Zwischenhandel erworbenen Kaurimuscheln, ovale bunte Perlen mit schwarzer Grundfarbe, welche in Angola Almandrilha genannt werden, Messing und Kupfer als Münzen eingeführt. Die Kaurimuscheln sind etwa dem Werthe nach mit unserm Kupfer-, die Perlen mit Silbergeld, Messing und afrikanisches Kupfer mit Gold zu vergleichen. Strafzahlungen und Abgaben erfolgen zum Theil in Kauris; so mußte jeder, der den

Markt Kabao besuchte, an Lukengo 3 Kaurimuscheln zahlen. Ein Sklave kostete 2—5000 Kauris, eine Ziege 800—1000, ein Huhn 20—30, eine Kürbisflasche Palmwein 5 Kauris, ein Maiskolben und eine Maniokwurzel je 1 Kauri. 100 Perlen sind gleichwerthig mit 1000 Kaurimuscheln. Messing und Kupfer werden nur bei größern Geschäftsabschlüssen, wie Sklaven- und Elfenbeinkäufen, gegeben. Das Kupfer wird im Süden des Lundareiches gewonnen und kommt durch den Zwischenhandel gewöhnlich in der Form eines Andreaskreuzes, seltener in Stangen hierher. Die Kupferkreuze werden von den geschickten Bakubaschmieden zu Arm- und Fußringen, zu Staatswaffen für die Häuptlinge und zu langen Nadeln verarbeitet, welche, wie bereits bemerkt wurde, dazu dienen, um die Kopfbedeckung an dem wolligen Haar zu befestigen. Auch werden aus dem Kupfer feine Drähte gezogen, mit denen sie die Griffe ihrer Dolchmesser und ihre Speerschäfte umwickeln. Die Schmiedevorrichtungen sind ähnlich wie bei den Baluba, doch sind die Handwerkszeuge besser und werden geschickter gebraucht. Außer einem keilförmigen Eisenstücke als Hammer ist noch der kleine Amboß von Eisen, während die Kneifzangen aus einer umgeknickten Palmrippe bestehen. Das Metall selbst findet sich auch in ihrem Lande als Raseneisenerz.

Die Waffen der Bakuba haben eine besondere Form, die von der anderer Stämme abweichend ist. Dolchmesser, Lanzen- und Pfeilspitzen haben an beiden Seiten eine Blutrinne, welche bei den Baluba fehlt. Die größte Mannichfaltigkeit in der Form bieten die Pfeilspitzen, die stets in großer Anzahl, bis zu 50, in einer geflochtenen Tasche an der linken Schulter getragen werden. Der Bogen ist 1,5 m lang und hat eine Sehne aus gespaltenem Rohr. Schilde werden nicht gebraucht. Der übliche Dolch Ikullo wird ohne Scheide rechts hinter der Hüftschnur getragen.

Das Material für ihre großen buntgefärbten Matten, die oft 1,5 m lang und 1 m breit sind, sowie für ihre 1 m und mehr langen Tragkörbe liefert die Raphiapalme und der Rotang. Die Körbe werden von den Frauen auf dem Kopfe getragen.

Geradezu überraschend ist die Technik der Bakuba im Bau ihrer zierlichen Hütten und mächtigen Hallen, worin sie alle von mir bis dahin berührten Völkerstämme weit übertrafen. Schon die Anlage einer jeden Ortschaft ist, wie bereits früher bemerkt, eine regelmäßige. An den langen Straßen befinden sich die einzelnen Häuschen in

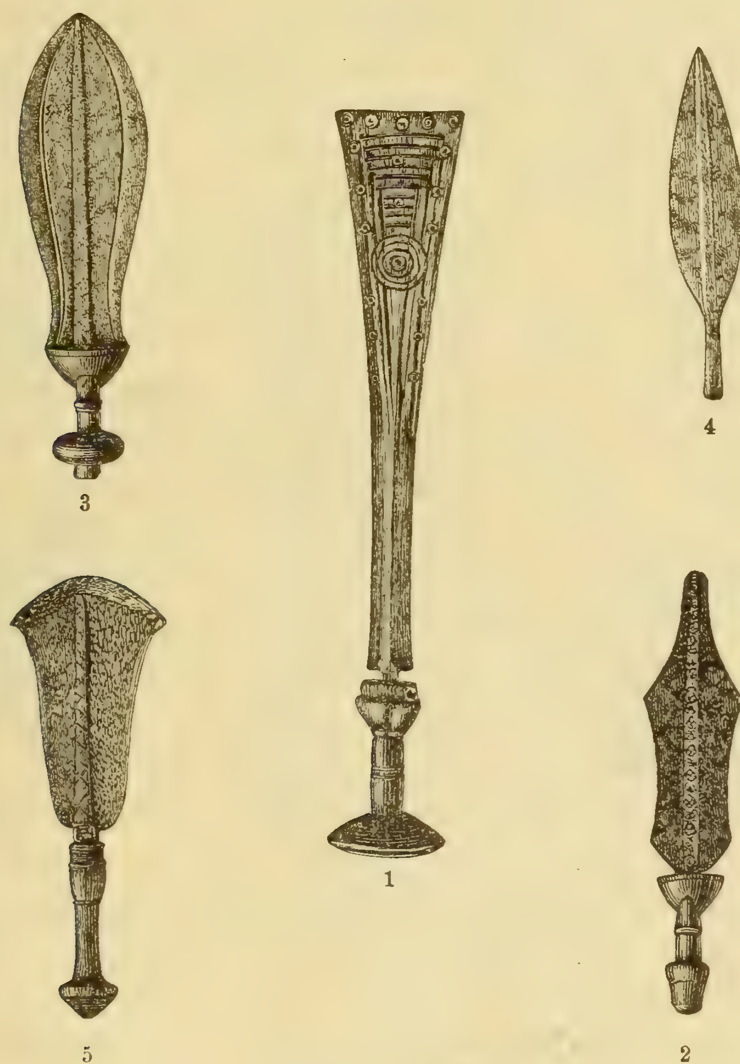


S. 254.

Ethnographische Gegenstände aus dem Kassai- und Sankurugebiet.

1 Reichgeschnitzter Holzpokal; Griff in Form eines Armes. Bangodi. (Mueller.) — 2 Trommel. Bassongo-Mino. (Dr. Wolf.) — 3 Häuptlingsstock. Bena-Luwemba; Sankuru. (Dr. Wolf.) — 4 Reise-Fetisch. Sankuru; Koto. (Dr. Wolf.) — 5 Messer. Oestlich vom Lomami. (Wißmann.) — 6 Schwert mit Kupfergriff in Form eines Kopfes. Sankuru. (Dr. Wolf.) — 7 Breitklingiges Messer. Kassai. (Dr. Wolf.) — 8 Becher in Form eines tätowirten Gesichts; Nase, Augen ꝛc. mit Kupfer, Messingblech und Eisenstiften verziert. Bakuba. (Wißmann.) — 10 Geschnitzte Holzschale, als Henkel eine menschliche Figur. Bakuba. (Wißmann.) — 11 u. 12 Holzbecher in Form eines Kopfes. Sankuru. (Dr. Wolf.) — 13 Alte Form der Baluba-Messer nebst Scheide. Sankuru. (Dr. Wolf.) — 14 Häuptlingsstock. Baluba. (Mueller.)

europäischem Baustil nebeneinander. Jede Wohnung pflegt 3—4 m lang, 2 m breit und 2 m hoch zu sein; sie besteht aus einem, seltener aus zwei Räumen und hat eine etwa 0,5 m im Quadrat große Oeffnung als Thür. Die Weinpalme liefert auch für den Häuserbau das erforderliche Material. Bänke und Stühle sind



Waffen der Bakuba.

1 Ilohno; 2 Lugehne (Dolch aus Kupfer gearbeitet); 3 Ikullo, gewöhnliches Dolchmesser, und 4 Lanzenspitze der Bakuba; 5 Dolchmesser der Bassongo-Mino. 1 und 2 sind Paradewaffen.

ebenfalls aus den Blattrippen der Raphia hergestellt, welche durch Pflöcke und Rotangfäden zusammengehalten werden.

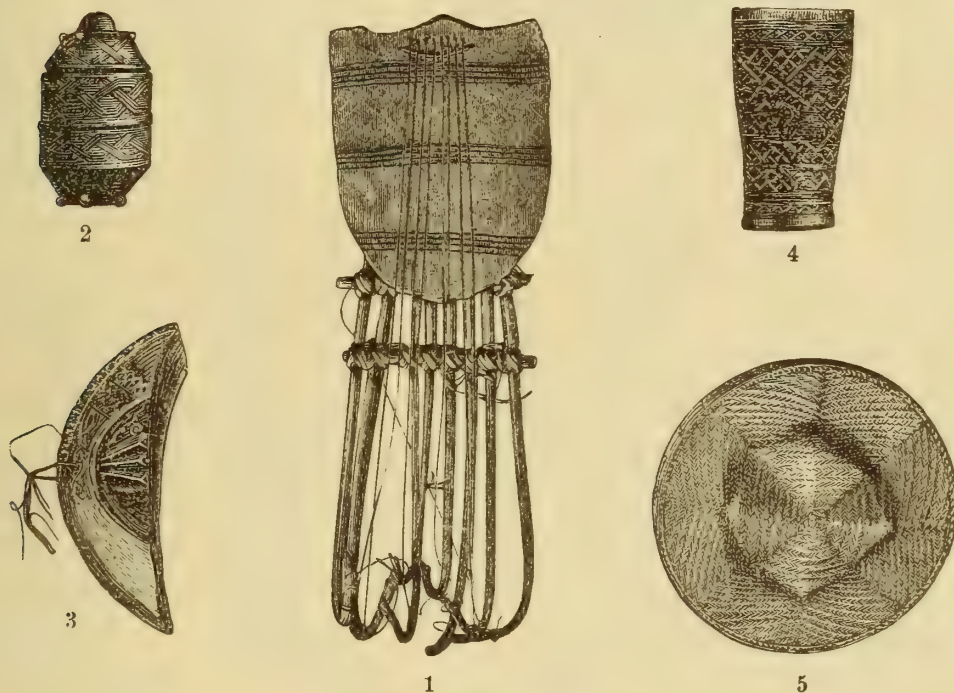
Auf den freien Plätzen der Ortschaft stehen Oelpalmen oder mächtige Schattenbäume und viele der kleinen Häuschen liegen zwischen Bananen versteckt. Ueberall herrscht die peinlichste Sauberkeit. Mit Palmenwedeln wird täglich vor jeder Wohnung gefegt. Vor der Hütte wird gekocht, und in der offenen Halle oder unter einem schattigen

Baume pflegen die Männer sich während der Tageshitze rauchend aufzuhalten. Ueberall sieht man frohe, sorglose Gesichter, nirgends Elend oder Unzufriedenheit. Auch die Sklaven machen keine Ausnahme, sie sind wohlgenährt und verrathen als Kinder des Augenblicks nicht, daß die nächsten Tage ihnen vielleicht schon unheilvoll werden können. Sie kümmern sich nicht um die Zukunft, weil sie das Gefühl der Selbstbestimmung niemals gekannt haben. Die zahlreiche Dorfjugend strotzt in voller Gesundheit und fühlt sich in ihrer freien Bewegung weder durch mahnende Worte noch durch irgendwelche Kleidung behindert. Rhachitis und Scrophulose sind hier noch fremd. Ein derartiges Bild innerafrikanischen Lebens, das noch nicht durch europäische Cultur gefälscht und beeinflußt ist, bleibt dem Reisenden sowol wegen seiner fesselnden Natürlichkeit als auch wegen seines seltenen Vorkommens in dauernder Erinnerung. Die Bakuba bieten uns die überraschende Erscheinung, daß der Zwischenhandel ihre autochthone Cultur nicht vernichten konnte. Die erste persönliche Bekanntschaft mit dem Weißen genügte aber, um ihrem Geschmack eine andere Richtung zu geben. So fingen sie schon während meiner Anwesenheit an, ihre selbstgewebten Stoffe mit den von mir geschenkten europäischen Zeugen zu besetzen und zu schmücken. Eine Probe dieses ersten Uebergangs einheimischer zur fremden Cultur kam zufällig in meine Hände und befindet sich im Königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin.

Als musikalische Instrumente gebrauchen die Bakuba lange Holztrommeln, welche mit den Handflächen geschlagen werden, Hörner aus Elfenbein und ein mandolinenartiges Saiteninstrument, Lukonde genannt, welches etwa ein Mittelding zwischen Mandoline und Guitarre ist. Der an einem Ende offene Resonanzboden desselben ist gewöhnlich mit zierlichen Schnitzereien versehen. Die Saiten sind feine Fäden aus Bast, Gras, Rotang oder der Raphia, liegen ähnlich wie bei der Guitarre nebeneinander und verbinden den Resonanzboden mit fünf von denselben ausgehenden fingerdicken gebogenen Stäbchen. Das Instrument wird durch straffes Anspannen der Saiten gestimmt. Die Töne und verschiedenen Accorde sind für das Ohr angenehm, und der Spieler pflegt dieselben mit improvisirtem Gesang zu begleiten. Die Wiedergabe einer bestimmten Melodie schien jedoch nicht möglich zu sein. Oefters wurde ich von einem besondern Sänger besucht, der sich mit der Lukonde vor mein Zelt setzte und dann mit musikalischer Begleitung mich schwungvoll

feierte. Er hörte nicht eher auf, bis ich ihn mit einigen Kauris belohnt hatte.

In der Anfertigung von kleinen Holzkästchen zum Aufbewahren ihrer Kauris, Perlen und Farbstoffe und von becherartigen Trinkgefäßen mit zierlichen Schnitzereien entfalten die Bakuba eine erstaunliche Geschicklichkeit. Auch die Tabackspfeifen, ihre steten Begleiter, sind aus Holz geschnitzt und haben eine charakteristische Form, welche die Bakete von ihnen entlehnt haben. Ihre Kanoes und Ruder sind ebenfalls sorgfältig gearbeitet, unterscheiden sich von



Culturgegenstände der Bakuba.
1 Mandoline der Bakuba; 2 und 3 geschnitzte Schmuckkästchen; 4 geschnitzter Trinkbecher; 5 Körbchen.

den bisjetzt angetroffenen und schließen sich in ihrer Form an die von hier gegen Norden hin üblichen. Jedes Kanoe, aus einem Baumstamme gehauen, hat glatte Wände, einen flachen Kiel und ist vorn und hinten zugespitzt. Die Ruder sind flach, oft mit Schnitzereien versehen und haben einen langen Stiel. Die Bakuba sind das erste bisjetzt angetroffene Volk, das im Stehen rudert, während die Baluba ihre muldenartigen, rohgearbeiteten Kanoes mit kurzen schaufelförmigen Rudern sitzend fortbewegen.

Auf allen Gebieten, auch in der Töpferei, sah ich Leistungen, welche alle der bisjetzt berührten Völker weit in Schatten stellten und sich als eigenartige, ursprüngliche documentirten. Es war von

besonderm Interesse für mich, daß meine Angola und auch Baluba die überlegene Geschicklichkeit und Cultur der Bakuba bewundernd anerkannten.

Woher kommt diese Cultur? Diese Frage legte ich mir wieder und wieder vor. Ausgeschlossen ist, daß sie von Süden, Osten oder Westen gekommen sein kann; so bleibt nur der Norden übrig. Wol liegt die weitere Frage nahe, und meine spätere Sankurureise hat mich so kühn gemacht, sie hier, wenn auch mit Vorsicht aufzuwerfen, ob nicht diese autochthone centralafrikanische Cultur mit der altägyptischen in Verbindung stehe? Verschiedene Beobachtungen bei den Bakuba erinnern mich lebhaft an die geistreichen Schilderungen Schweinfurth's über die Niam-Niam und Monbuttu. Abgesehen von den Augurien mit Hühnern, der Knabenbeschneidung beim Eintritt der Reife, die dort wie hier vorkommen und denen eine ethnographische Bedeutung wol nicht abzusprechen ist, gewähren die Erzeugnisse der Bakuba-Cultur berechtigte Anhaltspunkte für kühne Schlußfolgerungen auf dem Entwickelungsgebiete des centralafrikanischen Völkerlebens.

Zu meinem lebhaften Bedauern war mein Aufenthalt auf diesem dankbaren Felde ethnographisch-anthropologischer Forschung wegen der bevorstehenden Kassaireise nur nach Wochen bemessen. Ich mußte mich von den Bakuba trennen, als sie sich an mich gewöhnt hatten und unser gegenseitiges freundschaftliches Verhältniß mich zu den kühnsten Hoffnungen berechtigte.

Ich verabschiedete mich von Lukengo-Muana sehr freundschaftlich, nachdem er eingesehen hatte, daß er mich nicht überreden konnte, noch länger bei ihm zu bleiben. Einige seiner Räthe wollten ihn zwar veranlassen, meine Abreise zu verhindern und mich mit Gewalt im Lande zu behalten, bis alle meine schönen Sachen zu Ende seien; Lukengo wies jedoch dieses Ansinnen streng von der Hand, entließ mich reichbeschenkt mit Elfenbein, Waffen, Zeugen und Lebensmitteln und erklärte, daß für mich das Bakubaland stets offen bleiben würde.

Da die nahe bevorstehende Kassaireise meine baldige Rückkehr forderte, setzte ich den 5. März für den Aufbruch von Ibanschi fest, um womöglich auf einem andern Wege das Balubaland zu erreichen. Mein sehnlichster Wunsch war, einige Ansiedelungen der Batua zu besuchen, jenes centralafrikanischen Zwergvolks, von dem die Bakuba mir so wunderbare Schilderungen machten. Man hatte mir in



S. 258.

Ethnographische Gegenstände aus dem Kassai- und Sankurugebiet.

1 Buanga, weiblicher Fetisch. Bakuanpika; Baluba. (Dr. Wolf.) — 2 Löffel aus Holz mit menschlicher Figur als Griff. (Mueller). — 3 Tabackspfeife, aus Holz geschnitzt; langes Mundstück aus Eisen. (Wißmann.) — 4 Schwert mit reich geschnitztem Holzgriff. Bakuba. (Wißmann.) — 5 Gürtel aus hohl gebogenem Leder mit drei Beschlägen aus Kupferblech in der Form von eidechsenartigen Thieren. Ubagiwe. (Wißmann.) — 6 Halsband mit Menschenzähnen und einem Fetisch aus einem Antilopenhorn und Haarbündel; von Kannibalen herrührend. Bassange. (Wißmann.) — 7 Großes Kriegsamulet aus Büffelhorn, reich geschnitzt. (Mueller.) — 8 Maske, geschnitzt und bemalt, mit zwei Hörnern und mit Bart aus Raphiafasern. Bakuba. — 9 Kleiner Fetisch aus Holz mit Kupferbeschlag, Pelz- und Schlangenhautbekleidung. (Dr. Pogge.) — 10 Fetisch; Widderhorn, an der Spitze durchbohrt, an der Basis ein dichtes Geflecht, in dem etwa 60—70 menschliche Zähne stecken; in der Mitte des kolbenartig aufgetriebenen nasalen Endes ein kleines Antilopenhorn. Bena-N'Gongo. (Wißmann.)

Ibanschi erzählt, daß, wenn ich mich von Bulango nach Osten wenden würde, ich wahrscheinlich eine oder die andere Ortschaft mit noch unvermischten Batua (Singular: Mutua) berühren könne.

Im Gefolge Lukengo's hatte ich bereits einige Angehörige dieses Pygmäenvolks gesehen, denen die ausschließliche Beschäftigung oblag, Palmwein und Wild für die Tafel des Häuptlings zu besorgen. Lukengo erzählte mir, daß in seinem Reiche jeder bedeutende Unterhäuptling von ihm zu demselben Zwecke Batua zuertheilt bekäme.

Diese Batua hatten bereits viel von den Bakubasitten angenommen und sich sogar auch schon zum Theil mit diesem Volke vermischt, sodaß einige derselben sich nur noch durch ihre Stammesbenennung unterschieden. Mir lag nun vor allem daran, jene Batua zu besuchen, welche sich noch unvermischt vor ihren Unterdrückern in die fernen Urwälder zurückgezogen hatten und, nur von dem Ergebniß der Jagd lebend, fortwährend ihren Wohnort wechselten. Solche sollte es nach bestimmter Aussage der Bakuba noch geben. Wol konnte man mir die Gegend angeben, wo die Batua sich muthmaßlich aufhalten würden, doch war eine Ansiedelung derselben wegen des häufigen Wechsels unbekannt. Man pflege mit diesen Batua nur an bestimmten Tagen auf Marktplätzen zusammenzutreffen, die mitten im Urwald gelegen seien und als neutrales Gebiet betrachtet würden. Die Batua kämen dorthin, um das frische oder getrocknete Fleisch der erlegten Jagdthiere gegen Mais, Erdnüsse u. s. w. umzutauschen, da sie selbst keine Ackerbauer, sondern nur Jäger seien. Ein weiterer Verkehr finde mit ihnen nicht statt.

Derartige Schilderungen mußten den lebhaften Wunsch in mir rege machen, dieses hochinteressante Pygmäenvolk, in dessen Nähe ich mich zweifellos befand, in seinen heimischen Ansiedelungen aufzusuchen. Das Gelingen hing freilich mehr oder weniger nur von einem glücklichen Zufall ab. Ich wollte jedoch den Versuch machen und entwarf dementsprechend meinen Reiseplan. Inzwischen hatten nun aber meine Angola- und Schingaleute unter sich anders beschlossen. Am Tage vor dem festgesetzten Aufbruch von Ibanschi trat mein Dolmetscher Kaschawalla mit besorgter Miene zu mir ins Zelt und meldete mir, daß die Träger sich verabredet hätten, meine Sachen nicht weiter zu tragen, sondern vielmehr ledig auf dem nächsten Wege zurückkehren wollten. Es handelte sich hier augenscheinlich um einen gewöhnlichen Erpressungsversuch, den die Angola und besonders die Schinga stets zu machen pflegen, wenn

sie glauben, mit Aussicht auf Erfolg an ihrem Herrn einen solchen ausüben zu können. Sie wußten, daß mir viel daran lag, die Batua aufzusuchen, und hatten mit Rücksicht darauf ihren Plan gemacht. Ihr Vorgehen ärgerte mich um so mehr, da ich sie auf dieser Reise öfters beschenkt hatte und Ibanschi für sie ein wirkliches Capua geworden war. Kaschawalla und mein Leibdiener Budi erzählten mir, daß die Leute fest entschlossen seien, mir den Gehorsam aufzukündigen, es sei denn, daß ich etwa in lange zeitraubende Verhandlungen über besonders zu gewährende Vergütung mit ihnen treten würde. Ich wollte jedoch nicht nachgeben und rechnete auf die Unterstützung meiner zwölf Baluba.

Die Meuterer mußten ihre Gewehre abliefern und es wurde ihnen bedeutet, daß ich ihrem unbilligen Wunsche nicht willfahren würde. Sie beharrten trotzdem auf ihrem Entschlusse. Meine Baluba, die mir blind ergeben waren, erhielten nun scharfe Munition für ihre Gewehre und ich theilte ihnen mit, daß, wenn am nächsten Tage zur festgesetzten Zeit die Träger sich widersetzen und zu marschiren weigern würden, sie auf meinen Befehl feuern müßten.

Ihr Häuptling Scha-Tschionda erwiderte mir, daß die Baluba mir stets und blindlings gehorchen würden und daß irgendwelche Erklärung meinerseits nicht nöthig sei. Sie würden mich nie verlassen und nöthigenfalls meine Sachen selbst tragen. Als am nächsten Morgen wie gewöhnlich um 5 Uhr zum Aufbruch geblasen wurde und meine Baluba sich bewaffnet aufstellten, kam allmählich von den Angola und Schinga einer nach dem andern mit verlegener Miene aus seiner Hütte, um seine Last zusammenzuschnüren und fertig zu machen. Ohne irgendwelche Weitläufigkeit erfolgte der Abmarsch. Im nächsten Lager angekommen, suchte jeder mir irgendeine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen und erwähnte dabei, ich möge nicht böse sein, man habe nur einen Spaß machen wollen und es gar nicht ernstlich gemeint. Als ich ihnen erwiderte, ich wüßte das wohl, die scharfe Munition für meine Baluba sei auch nur Spaß gewesen, entstand eine wiehernde Heiterkeit, und bald war alles vergessen.

Es ist mir nie möglich gewesen, meinen schwarzen Begleitern trotz des vielen Aergers, den man oft mit ihnen hat, lange ernstlich zu zürnen. Mit einem entschiedenen ruhigen Auftreten, einer patriarchalischen, peinlich gerechten Behandlung kann man auch diese Leute an seine Person fesseln. Ich habe bis zuletzt einige Angola stets bei

mir gehabt, welche mir oft große Schwierigkeiten gemacht, aber mich doch nicht verlassen haben und von denen mir der schließliche Abschied recht schwer geworden ist. Man braucht kein philanthropischer Schwärmer zu sein, wenn man in der schwarzen Haut ebenso gute Menschen als in der weißen findet.

In Eilmärschen ging es weiter. Am 7. März wurde unter großen Schwierigkeiten der 250 m breite, versumpfte Luehlo durch- und überschritten. Das erste, 2—3 m tiefe Drittel des Flusses mußte überbrückt werden und der Uebergang dauerte daher zwei Stunden. Am linken Ufer angekommen und im Begriff abzureiten, traf ich eine Anzahl eingeborene Bakete, die über mein unerwartetes Erscheinen in das höchste Erstaunen geriethen. Eine alte Frau zeigte dasselbe dadurch, daß sie in der größten Aufregung ihren Körper abwechselnd auf dem einen und andern Fuße wiegte, sich in die Bauchfalten kniff, diese abzog und dann mit beiden Händen den Mund zuhielt.

Durch endlosen Urwald sollte der Weitermarsch führen. Einen ortskundigen Führer hatte ich nicht; doch folgte ich auf dem schmalen Elefantensteige meinem Kompaß nach Osten. Ein heftiges Gewitter hüllte alsbald den dichten Urwald in fast nächtliches Dunkel, und der folgende Platzregen erschwerte das Fortkommen erheblich. Um 2 Uhr mittags trat ich plötzlich auf eine etwa 500—1000 m weite Lichtung, wo sich eine kleine, 15—20 Hütten zählende Ansiedelung befand. Der Vortrupp meiner Leute kam alsbald eiligst zurück und berichtete mir, daß die Bewohner auffallend kleine Menschen und daher wol Batua seien. Da mir vor allem daran lag, mit diesen in einen freundschaftlichen Verkehr zu treten und ich sie durch mein unerwartetes Eintreffen nicht etwa vertreiben wollte, wartete ich selbst noch, während meine Leute wieder vorgingen, um sie auf den Anblick eines Weißen vorzubereiten. Dies gelang auch.

Staunend und in scheuer Zurückhaltung betrachteten mich die Batua, Männer, Frauen und Kinder, als ich mich auf meinem Reitstier in ihrer Mitte befand. Nach meiner Schätzung hatte keiner von ihnen über 1,50 m ganze Körperlänge. Sie machten durchaus den Eindruck normal und kräftig gebauter Menschen. Glücklicherweise sprachen einige von ihnen die Balubasprache und war dadurch eine Verständigung mit ihnen möglich.

Es warua ßerordentlich schwierig, von ihnen irgendwelche Erkundigungen zu erhalten. Sie konnten sich scheinbar von ihrem

Erstaunen über meine unerwartete Ankunft gar nicht erholen und waren sehr mistrauisch. Nur mit der größten Mühe konnte Kaschawalla, zu dem sonst alle Eingeborenen schnell Vertrauen zu fassen pflegten, etwas von ihrer Sprache erfahren.

Dieselbe war sowol von der Bakuba- als auch der Balubasprache verschieden. Einige Worte derselben haben jedoch zweifellos gleichen Stamm, so z. B. das Zahlwort vier = inchi der Batua, inch der Bakuba und inai der Baluba, während dagegen „eins" in der Batuasprache kosch, in der der Bakuba kuhotsche und der Baluba jomuë heißt, also die größte Verschiedenheit zeigt, ebenso wie der Pfeil, welchen die Baluba muketa, die Bakuba ponschio und die Batua schebbo nennen.



Pfeifenkopf der Batua.

Die Hautfarbe der Batua war ein gleichmäßiges Dunkelbraun, welches den Nrn. 28, 37 und 43 der pariser Farbentafeln entsprach und ein wenig heller als das der Bakuba war. Um die Hüften trugen sie ein aus der Raphiafaser gewebtes schmales Tuch. Ihre Bewaffnung bestand aus Bogen und Pfeilen und bei einigen außerdem noch aus Messern, die jedoch entweder von den Bakuba oder Baluba durch Zwischenhandel erworben waren. Der Bogen war bis zu $1\frac{1}{2}$ m lang; seine Sehne bestand aus gespaltenem Rohr. Die Pfeile waren meistens aus Holz, da eiserne von ihnen nicht angefertigt werden, sondern von den Bakuba und Baluba herrühren; sie wurden in einem aus Rotang geflochtenen Köcher an der linken Schulter getragen. Kleine verwahrloste Grashütten in Bienenkorbform und ein paar ebenso ärmliche Häuschen mit einem Dach aus Palmenwedeln dienten als Wohnungen, in deren Nähe ein paar Maniok- und Maisstauden auf einem vernachlässigten Erdnußfelde standen. Außer Hühnern fand ich keine Hausthiere.

Die Batua beschäftigen sich sonst nicht mit Ackerbau, sondern ausschließlich mit der Jagd, die sie, obwol geschickte Bogenschützen,

auch noch mit Fallen betreiben. Die Umgegend von Mukadiota, wie die Batua-Ansiedelung benannt wurde, soll sehr wildreich sein. Elefanten, Büffel, Wildschweine und Antilopen sind häufig und sollen oft aus dem mächtigen Urwald, der meilenweit sich im Umkreise ausdehnt, auf die Lichtung treten. Die Batua folgen dem angeschossenen Wilde, bis sie Gelegenheit finden, es zur Strecke zu bringen. Im Urwald selbst pflegt der Mutua sich in der Nähe der Wechsel eine Höhle zu graben, von wo aus er seine Pfeile abschießt oder sich näher an das Wild heranschleicht. Außerdem legt er zahlreiche, bis 4 m tiefe Fallgruben für Elefanten und Büffel an. Das Fleisch des erlegten Thieres wird in kleine Stücke geschnitten und auf einem Holzgerüste über dem Feuer getrocknet.

An bestimmten Tagen finden auf neutralem Boden im Urwalde, gewöhnlich in der Mitte zwischen den nächstliegenden Ortschaften, Märkte statt, auf denen die Batua für Fleisch die Erzeugnisse des Ackerbaues und sonstige Lebensbedürfnisse eintauschen. Da Fleisch ein sehr begehrter Tauschartikel ist und die Batua als geschickte Nimrode die Märkte damit versorgen, werden sie gern gesehen, und weder die Bakuba noch Baluba versuchen hier, dieses wandernde Jägervolk seiner Selbständigkeit zu berauben. Ihr Häuptling trug keine besondern Abzeichen und verkehrte mit seinen Untergebenen auf patriarchalischem Fuße.

Die Batua zeigen keine physiognomischen Merkmale, die sie etwa auch äußerlich als eine niedrig stehende Rasse kennzeichneten. Das einzig Auffallende war ihre geringe Körperlänge. Um diese zu messen, benutzte ich einen Speer, an dem ich Maßeintheilungen angebracht hatte, und den ich bei der Unterhaltung wie zufällig neben sie stellte und so unbemerkt die Messung vornahm. Ich fand auf diese Weise bei meinem ersten Zusammentreffen mit den Batua 140—144 cm größte Körperlänge. Der kleinste ausgewachsene Mutua maß damals 140 cm. Als ich später mit einer allerdings geringern Anzahl Batua, die übrigens echte Typen zu sein schienen, zusammentraf, bekam ich nur 130—135 cm als größtes Durchschnittsmaß. Ich halte jedoch die erstern Zahlenwerthe 140—144 cm für wissenschaftlich wichtiger, weil diese bei einer größern Anzahl — 65 unter 98 Messungen — gefunden wurden und dann auch mit meinen durch Beobachtung und Vergleichung angestellten Schätzungen besser übereinstimmen. Sind wir erst in der Lage, zahlreichere genaue Messungen verwerthen zu können, so wird, glaube ich an-

nehmen zu dürfen, das Durchschnittsmaß der Batua ein nicht viel geringeres als das der Buschmänner sein, deren größte Körperlänge nach Fritsch's Messungen auf 144 cm festgesetzt ist.

Alle meine Erkundigungen führen mich zu der Annahme, daß die Batua, von deren Existenz bereits Aristoteles und Herodot erzählen, die Urbevölkerung Centralafrikas darstellen. Diese Angaben machten mir sowol die Bakuba als auch Baluba, von denen die erstern, wie bereits früher erwähnt, aus Nordwesten und die Baluba aus Südosten eingewandert sein wollen, und welche die Batua aus ihren Sitzen verdrängten. Die Suahili sprechenden Araber hatten Stanley von dem Vorhandensein eines Zwergvolkes im südlichen Kongobecken erzählt und dasselbe die Watwa genannt. Batua und Watwa sind aber etymologisch dieselben Benennungen. „Ba" ist der gewöhnliche Plural-Präfix für viele Volksnamen östlich vom Kassai, westlich vom Lualaba (Kongo) und nördlich von etwa 6° 30′ südl. Br., entspricht aber dem „Wa" in der Suahilisprache. Da ich die Betonung stets auf „Ba" gelegt hörte, ist es mir selbst oft schwer geworden, zu entscheiden, ob die Eingeborenen Bátua oder Bátwa sagten. In der englischen Schreibweise des Suahili wird außerdem statt „u" „w" geschrieben.

Daß eine Verbindung zwischen den Batua, den Akká, von denen uns Schweinfurth in seinem classischen Werk „Im Herzen von Afrika" eine so anziehende Schilderung gibt, und den Buschmännern Südafrikas, von denen wir Fritsch* genaue Beobachtungen verdanken, ursprünglich bestanden hat, scheint mir nicht zweifelhaft zu sein. Die durchschnittliche Körpergröße ist als gemeinsames Merkmal dieselbe. Etwaige Abweichungen in ihrer äußern Erscheinung können wegen der räumlichen Entfernung durch andere tellurische und klimatische Einflüsse oder durch eine verschiedene Lebensweise ihre Erklärung finden. Wenn man die afrikanischen Zwergvölker als degenerirte Abkömmlinge anderer Negerstämme betrachten will, so muß ich die von mir beobachteten Batua als eine Ausnahme bezeichnen. Die einzelnen Körpertheile standen in richtigem Verhältniß zueinander, auch war der Brustkorb wohlgeformt, und ihre äußere Erscheinung machte keineswegs den Eindruck des Pathologischen. Die bei den Akká und Buschmännern von Schweinfurth und Fritsch beobachteten Hängebäuche waren bei den Batua nicht

* „Die Eingeborenen Südafrikas", von Gustav Fritsch (Breslau 1872).



Baluba-Fetische (Buanga).

1 u. 2 Makabu=Buanga (1 Seitenansicht). 3 u. 4 Männlicher Schutzfetisch (3 Seitenansicht). 5 u. 6 Weiblicher Schutzfetisch der Felder, die Ceres der Baluba, welche als Zeichen des Ueberflusses und der Arbeitsamkeit in der linken Hand eine Schale voll Maniokmehl und in der rechten einen Maniokstampfer trägt.

S. 265.

vorhanden, wol weil diese als Jäger mehr animalische als vegetabilische Nahrung zu sich nehmen.

Durch fast undurchdringlichen Urwald führte mich mein Marsch tagelang weiter nach Südosten. Fortwährend waren ein paar Leute thätig, um mit Messer und Beil das hinderliche Lianengewirr zu zerhauen. Mein kleiner Diener Muangala, welcher meine beiden Teckel „Peppi" und „Andere" an der Leine führte, zeigte eine glückliche Geistesgegenwart, indem er über eine unmittelbar vor ihm befindliche Puffotter mit einem großen Satze wegsprang und so der Gefahr entging, von ihr gebissen zu werden.

Von Bakua-Massanga an, einem Balubadorf mit etwa hundert Hütten, hatte die Landschaft wieder vorherrschend den Savannencharakter. Ueber scharf gegliedertes Gelände mit zahlreichen Wasserläufen, deren bewaldete Ufer steil geböscht oder stark versumpft waren, führte von nun an der Rückmarsch nach dem Lulua. Die Eingeborenen begrüßten mich überall mit Jubel und begleiteten mich stundenlang.

Mit meinem Dolmetscher Tschiehwu, dem Häuptling der Benam-Behla, hatte ich vor seiner demnächstigen Entlassung noch ein ernstes Wort zu reden. Auf der Reise hatte er mich mehrfach schmählich hintergangen und im Lande der Bakuba sogar verrätherische Absichten gegen mich gehabt. Ich hatte ihm dafür eine empfindliche Strafe angedroht. Er versuchte nun durch Kaschawalla meine Gunst wiederzugewinnen, und bot mir sogar Elfenbein und Sklaven an, um sein Vergehen zu sühnen. Ich wies jedoch alles zurück, sodaß sein böses Gewissen ihn das Schlimmste befürchten ließ.

Auf der Hinreise hatte ich in seinem Hause einen echten Balubafetisch gesehen, der als einzig in seiner Art mein höchstes Interesse in Anspruch nahm. Auch Kaschawalla, welcher mich zuerst auf denselben aufmerksam machte, versicherte mir, daß er nie einen solchen gesehen hätte. Ich versuchte damals, den Fetisch von Tschiehwu zu erhalten, doch der Häuptling gab mir die Versicherung, daß er sich um keinen Preis von demselben trennen würde. Er nannte ihn Makabu-Buanga, den Schutzgott seines Hauses und seiner Ansiedelung, zu dem er und seine Unterthanen unbegrenztes Vertrauen hätten. Wenn er, der Häuptling, abwesend sei, beschütze der Makabu-Buanga, dessen Macht traditionell sei, sein Eigenthum. Ich hatte mich damals leider überzeugen müssen, daß es unmöglich sei,

diesen echten Balubafetisch zu erwerben. Jetzt verlangte ich von dem Häuptling die Auslieferung desselben als Sühne für sein Vergehen. Vergebens sträubte er sich und bot mir andere Geschenke an. Ich blieb unerbittlich. Kaschawalla leitete sehr geschickt die Verhandlung, hielt dem Häuptling die Schwere seiner Schuld vor und erzählte ihm, daß ich fest entschlossen sei, ihn gefangen zu nehmen und Kalamba zur Bestrafung zu überliefern; wenn er mir aber den Makabu-Buanga gebe, solle alles vergeben und vergessen sein. Kaschawalla betonte noch, daß doch der Makabu-Buanga seinen Beruf als Schutzgott in der besten Weise erfülle, wenn durch seine Uebergabe an mich die augenblicklich drohende Gefahr von dem bisherigen Besitzer abgewendet würde.

Nach langem Sträuben und augenscheinlich heftigem innern Kampfe erklärte sich der Häuptling endlich bereit. Von dem nächsten Lagerplatze war die Residenz Tschiehwu's nur 15 km entfernt. Ich schickte nun meinen Budi mit einigen Leuten dorthin, um den berühmten Fetisch abzuholen, den ein bevollmächtigter Abgesandter des Häuptlings übergeben sollte, da dieser in abergläubischer Furcht es selbst nicht wagte.

Es war schon spät am Abend, als meine Leute mit dem Makabu-Buanga im Triumphe zurückkamen. Die Unterthanen Tschiehwu's hatten noch viele Schwierigkeiten gemacht und die Herausgabe ihres Schutzgottes verweigert, obschon der Abgesandte des Häuptlings sich bemüht hatte, sie von der Nothwendigkeit zu überzeugen. Als dann bei einbrechender Dunkelheit die Aufregung sich einigermaßen gelegt hatte, wurde durch den Bevollmächtigten des Häuptlings der Makabu-Buanga heimlich wohlverpackt überliefert, mit welchem Budi sich dann eiligst entfernte.

Die geschnitzte Holzfigur ist als ein echter Balubahäuptling dargestellt, der als Zeichen seiner Würde an einer Hüftschnur vor den Schenkeln ein Leopardenfell und in der rechten Hand das dreispitzige Schwert trägt. Die alten Tätowirungsmuster sind ebenfalls als Schmuck eingeschnitten und beweisen, daß der Fetisch nicht ein Machwerk der jetzigen Generation ist.

Da Kalamba-Mukenge, wie bereits früher bemerkt, allen Fetischen und alten Waffen Vernichtung geschworen hat und dieselbe auch rücksichtslos ausführt, um den Riambacultus dafür einzusetzen, schätzte ich mich stets besonders glücklich, wenn es mir gelang, einiges, das noch den Stempel des Unverfälschten und Ursprüng-

lichen trägt, aus dem Völkerleben der ethnologisch interessanten Baluba für die Wissenschaft zu retten. Kalamba läßt alle Fetische öffentlich verbrennen und die Besitzer empfindlich bestrafen. Nur wenige Balubahäuptlinge, die möglichst weit von Mukenge wohnen und in die Macht ihrer Fetische ein besonderes Vertrauen gesetzt haben, wagen es dieselben zu behalten. Sie sowol als auch ihre Unterthanen verheimlichen den Besitz und trennen sich nur im äußersten Falle von ihren bewährten Penaten. Unter gewöhnlichen Verhältnissen hätte ich daher für keine Opfer den Makabu-Buanga erhalten können, der sein Heim nun im Königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin gefunden hat.

Am 17. März überschritt ich den Lulua und traf am selben Tage nachmittags in Luluaburg ein, das, ein Werk der unermüdlichen Schaffungskraft Wißmann's, in seinem Ausbau und mit seinen üppigen Feldern einen überraschenden Eindruck auf mich machte. Vieles und Schweres hatte sich in meiner Abwesenheit zugetragen! Ein Kamerad, den ich noch gesund verlassen hatte, war trotz der sachkundigen Behandlung Wißmann's rasch einem perniciösen Fieber erlegen. Seit zwei Monaten war er hier im Innern Afrikas für immer zur Ruhe gebettet; sein Bruder, Hans Mueller, befand sich seit Wochen als Reconvalescent in Mukenge. Wißmann zeigte die Spuren der Mühen und Anstrengungen, welche ihm die aufopfernde Pflege zweier Kranker verursacht hatte. Wir besuchten zusammen das Grab des verstorbenen Kameraden, dessen hoffnungsvoller Zukunft ein schneller Tod ein Ende gesetzt und der nun als erster Europäer am Ufer des Lulua in idyllischer Stille ein Bett der Ruhe und des Friedens gefunden hatte. Ehre seinem Andenken!

Zwölftes Kapitel.

François' Bericht über seine Reise zu Mona-Tenda.

Auftrag für meine Reise. — Meine Begleitung. — Uebergang über den Lulua. — Tschilungo-Meso. — Ich treffe alte Bekannte. — Uebergang über den Lubi. — Der gastfreie Häuptling Ngange. — Meine doppelläufige Büchse. — Ich treffe Leute Kalamba's. — Nächtliche Moios. — Der verwachsene Fluß Pinda-Kalala. — Zwei Nebenbuhler treffen sich in meinem Zelte. — Beunruhigende Nachrichten. — Pinda droht mich zu überfallen. — Abmarsch. — Tenda mit seiner Räuberbande. — Meine Karavane wird überfallen. — Einzug in Tenda's Residenz. — Ich bin in eine Verbrecherhöhle gerathen. — Charakter und Tracht der Kanjoka. — Geschichtliches über die Kanjoka. — Tenda gibt ein Moio aus. — Ich beschenke den Häuptling. — Festjubel im Ort. — Tenda wünscht Pantoffeln. — Neue Festumzüge. — Umschlag in der Volksstimmung. — Unruhige Nacht. — Krisis. — Friede. — Informationen über die Umgegend. — Die unglückliche Tochter Zappu-Zapp's. — Tenda und seine Räuberbande gibt mir das Geleit. — Tschingeo. — Endlich ohne die raubende Begleitung. — Lateritbildung in einem Quellkessel. — Dorf Kamuanda. — Ich treffe Kalamba und sein Gefolge. — Gestörtes Abendessen. — Abmarsch nach Ndemba. — Germano's schlaflose Nacht. — Tengo. — Ueberfahrt über den Lulua. — Heimkehr.

Mona-Tenda, ein selbständiger Balubahäuptling, zu dessen Herrschaft 20—30 Ortschaften im Gebiete Kanjoka gehören, hatte wiederholt Gesandte mit Geschenken an die Expedition geschickt und um den Besuch der weißen Männer gebeten. Da gleichzeitig die Route dorthin kartographisch festgelegt werden sollte, so erhielt ich vom Chef der Expedition den Auftrag, mit Geschenken zu Mona-Tenda zu gehen. Am 8. März abends war ich mit meinen Leuten und Sachen reisefertig. Meine Begleitung bestand aus acht Malangeträgern, die mit Chassepotgewehren bewaffnet waren, der Gesandtschaft Tenda's, dem Dolmetscher Germano und dem kleinen Schiko, einem Malangeknaben, der mir als Diener und Dolmetscher vor-

zügliche Dienste leistete. Der kleine Kerl war äußerst sprachgewandt, verstand die Balubasprache besser wie Germano und konnte sich auch portuguiesisch sehr gut verständigen.

Am Morgen des 9. März verließ ich die Station.

Der Uebergang über den 400 m breiten Lulua erfolgte in Kanoes. Eine kleine Terrier-Hündin, welche mich begleiten wollte, wurde von der Strömung 1000 m stromab und an das linke Ufer zurückgetrieben. Sie war nach diesem Misgeschick so eingeschüchtert, daß sie trotz Rufens in vollem Lauf nach der Station zurückeilte. Der hohe Wasserstand des Flusses und die damit verbundene große Stromgeschwindigkeit hielten mich zwei Stunden auf, sodaß ich erst gegen 1 Uhr mittags Tschilungo-Meso, die Residenz des schon öfter genannten Häuptlings, erreichen konnte. Tschilungo-Meso selbst war auf Raubzügen abwesend, doch machte sein Sohn für ihn in sehr gastfreier Weise die Honneurs. Seiner Vermittelung dankte ich es im wesentlichen, daß mein Marsch keine Verzögerung erlitt. Die Leute der würdigen Gesandtschaft Tenda's, die jetzt als meine Führer fungirten, hatten sich nämlich durch fremdes Gut bereichert und waren dabei in flagranti ertappt worden. Nach dem Landesbrauch blühte ihnen eine empfindliche Strafe und mein Weitermarsch würde hierdurch bedenklich in Frage gestellt worden sein. Zum Glück ließ sich die Angelegenheit jedoch ohne unbequeme Folgen ebnen und ich konnte am folgenden Morgen den Marsch fortsetzen.

Nach sechsstündigem Marsch kam ich nach Bumba, einem etwa 140 Hütten starken Balubadorf, welches nur fünf Minuten vom Lubifluß entfernt liegt. Ich traf dort eine Anzahl unserer entlassenen Malangeträger, die ihre Handelsgeschäfte abwickelten; sie freuten sich, mich wiederzusehen, und so mancher kam mit einem kleinen Anliegen, um Rath und Unterstützung zu erbitten. Einer derselben hatte seine Ersparnisse einem Baluba unter der Bedingung übergeben, daß dieser ihm ein schönes Mädchen abtreten solle; das Mädchen nun, was er erhielt, war nicht nach seinem Geschmack und wurde von ihm als den Waaren nicht entsprechend zurückgegeben. Nun aber erhielt der Mann weder eine neue Sklavin noch seine Sachen zurück. Ich versprach ihm, bei meiner Rückkehr seine Angelegenheit zu ordnen, was sofort den Erfolg hatte, daß der Schuldner, als er von meinem Vorsatz Kenntniß erhielt, ohne weiteres die Waaren zurückerstattete. Um im Lager Feuer zu machen nahmen meine Leute ein Stück von dem weichen Numba-

holz, bohrten eine trichterförmige Oeffnung in dasselbe von oben hinein und eine ebensolche von seitwärts, und zwar derart, daß beide in Communication standen. Dann kauerten sie sich zusammen um den Apparat, nahmen einen Stab aus härterm Holz und drehten denselben in der trichterförmigen Oeffnung zwischen den Handflächen so schnell als es anging. War der eine ermüdet, dann setzte der andere das Manöver fort, bis nach ungefähr 3—4 Minuten der Stab zu glühen begann und eine in der Seitenöffnung angebrachte Schwammmasse Feuer fing.

Noch ehe die Dämmerung hereinbrach, besuchte ich die Uebergangsstelle des Lubi. Derselbe erweitert sich oberhalb auf 100 m und ist reich mit Pandanus verwachsen. Palmen und Pandanus bilden seine beschattende und schöne Uferbekleidung. Am 11. März passirte ich den Fluß selbst und setzte den Marsch nach Ngange fort. Auf der Hälfte des Weges berührte ich die Hauptkaravanenstraße Mukenge—Njangwe.

Das Dorf Ngange, welches ich gegen Mittag erreichte, liegt eine halbe Stunde östlich des Lunienga; es hat ungefähr 200 nett und geräumig gebaute Hütten, die mit der bananenähnlichen Mabiabia niedlich garnirt sind. Die dichten und ernteschwangern Zuckerrohranlagen, die den Ort ringsum umfaßten, trugen wesentlich zu seiner Verschönerung bei. Vor kurzer Zeit erst hatte Kalamba mit seinem Raubzug hier gerastet, von den Einwohnern aber einen nur geringen Tribut gefordert, weil der Häuptling ein Verwandter von ihm war. 8 Mädchen, 2 Männer, 17 Ziegen, 2000 Bolos Gummi (80 kg) und 10 Gewehre waren als pflichtschuldige Abgabe bereitwillig an Kalamba abgetreten worden. Kakoba durchzog die Gegend südöstlich von Ngange, um Tribut einzutreiben. Gegen Abend kehrte der Häuptling von Ndenga, wohin er Kalamba begleitet hatte, zurück und war sehr entrüstet, daß man mir kein Geschenk gemacht habe. Alsbald rief er ein Moio aus und theilte den Unterthanen seinen Unwillen mit. „Ihr wollt stets Handel treiben", sagte er, „das ist unrecht. Wenn ihr einen so großen und mächtigen Gast beherbergt, müßt ihr freiwillig geben, damit er euer Freund bleibt und gegen eure Feinde kämpft, wie er es für seinen Freund Kalamba gethan hat!" Dann gebot er der bewaffneten Macht, sich in das Lager Kalamba's zu begeben, um an dessen Kriegszuge theilzunehmen. Kurze Zeit nach dem Moio wurde mir ein Schaf als Geschenk überreicht. Einer der Brüder des Häuptlings postirte sich als

Ehrenwache vor meine Hütte und ließ es sich angelegen sein, die neugierige Menge mit einer großen Hetzpeitsche von allzu dreister Annäherung abzuhalten. Durch die Nähe Kalamba's, die Abwesenheit des Häuptlings und infolge der Kriegsrüstungen hatten sich im Orte ziemlich ungeordnete Verhältnisse eingestellt. Das allabendliche Riambarauchen war eingeschlafen, die Weiber sorgten weder für Maniok zum Essen noch für Holz zum Feueranmachen, und die jungen Burschen traten in der Kriegslaune so übermüthig auf, daß Prügeleien zur Tagesordnung gehörten. Der Häuptling wollte sich in den nächsten Tagen die Wiederherstellung der alten Ordnung ernstlich angelegen sein lassen und gab entsprechende Befehle aus. Immerhin war er selbst aber von der allgemeinen Unruhe so angesteckt, daß er sich mir am andern Morgen als Führer für den Weitermarsch anbot.

Die gesammte Bevölkerung war auf den Beinen, als ich aufbrach, und gab mir eine Strecke Weges das Geleit. Auffallend war die überwiegende Zahl der Jünglinge und Männer im Verhältniß zu dem weiblichen Geschlecht.

Unter Führung des Häuptlings Ngange gelangte ich nach der bevölkerten Ortschaft Lutjimbi, wo sich unser Dolmetscher Kunha Geschäfte halber aufhielt, und gelangte um 12 Uhr zu der Residenz des Häuptlings Tschibamba-Kaloba. Dieser erzählte mir, daß er meine Ankunft durch ein großes Riambarauchen herbeigeführt habe, welches tags zuvor stattgefunden, um die Weißen, von deren Anwesenheit er gehört habe, herbeizurufen. Am heutigen Morgen noch habe er seinen Leuten Pemba ertheilt, damit sie auf meinen Empfang würdig vorbereitet seien. Auch die hiesigen Baluba müssen vor der Pembaertheilung ein Bad nehmen. Den Kreidestrich erhalten sie von der Stirn über Brust und Nabel hinaus. Die gesammte Bewohnerschaft, die nebenbei unglaublich neugierig war, sah man mit dieser Amuletmarke herumlaufen. Großes Aufsehen erregte vor allem meine doppelläufige Büchse. Der Häuptling erzählte, daß er die Kioque, welche ihm von einer solchen Waffe erzählt hätten, ausgelacht und ihnen ein hohes Geschenk versprochen habe, wenn sie ihm ein derartiges Gewehr zeigen könnten. Er wollte sich von dem Anblick gar nicht trennen, betastete die Büchse unausgesetzt und liebäugelte so stark mit ihr, daß ich es für rathsam hielt, sie in Sicherheit zu bringen. War es die Freude über den gehabten Anblick oder der Respect vor dem gefährlichen Mordinstrument, kurzum

ich wurde hier zuvorkommender aufgenommen wie je zuvor und erhielt reichliche Lebensmittel als Geschenke überwiesen.

Schon ehe ich den Ort betrat, kündeten mir die bekannten Flaggen an, daß Kalamba's Leute im Dorfe seien. Ich glaubte, Kakoba zu finden, traf aber einen andern Häuptling Kalamba's, der hierher gesandt worden war, um Tribut einzuziehen. Abends wetteiferten der Häuptling des Ortes und der Kalamba's in heftigen Reden. Letzterer sprach seine Unzufriedenheit darüber aus, daß ihm keine Sklavin übergeben sei; auch forderte er eine Ziege und ein Huhn. Tschibamba-Kaloba ließ endlich nach vielen Gegenvorschlägen durch seine Leute eine Sklavin zur Stelle schaffen, und hiermit schien der Wortstreit beendet zu sein. Die Männer vereinigten sich zum allgemeinen Riambarauchen und die Weiber eröffneten einen wilden, geräuschvollen Tanz. Durch die Moios war indessen noch keine Einigkeit zwischen den Häuptlingen erzielt worden, denn schon um 3 Uhr morgens begannen die öffentlichen Discussionen von neuem und das mit gesteigerter Heftigkeit. Ich hörte dabei einen Mann wol 30 Minuten lang immer dieselben Worte schreien, die mir der kleine Schiko folgendermaßen verdolmetschte: „Du hast deinen Fetisch mit, laß ihn in deiner Hütte!" Der Lärm, den die Leute machten, trieb mich bald vom Lager auf, und mit der aufgehenden Sonne setzte ich meinen Marsch fort.

Ein kleiner, mit Pandanus verwachsener Bach, von den Eingeborenen Lukussa genannt, hemmte mein Vorwärtskommen bedeutend. Er störte zwar nicht den Uebergang meiner Leute, wohl aber den meiner Stiere, für welche ich nahe der Uebergangsstelle einen Durchgang durch das Zweiggewirr schlagen lassen mußte. Das landschaftliche Bild dieser Pandanuswildniß war höchst anziehend und gewann an Leben durch meine Träger, die sich den Genuß nicht versagen konnten, ihre erhitzten Glieder in den Gewässern zu kühlen.

Kaum hatte ich dieses Hinderniß überwunden, als mich ein starker Regenguß zwang, in dem Dorfe Kagonde Schutz gegen das Wetter zu suchen. Der Häuptling überbrachte mir alsbald zwei Schafe als Geschenk und bestürmte mich bei ihm zu bleiben, das schönste Mädchen des Ortes solle in diesem Falle mein eigen sein. Nach zwei Stunden klärte sich der Himmel auf, und trotz aller Bitten und Verheißungen setzte ich den Marsch fort. Ein großer Theil der Bevölkerung gab mir das Geleit bis zum nächsten Ort,



Uebergang über den Lukussa.

S. 272.

wo von neuem die Eingeborenen heraneilten, um mich zu sehen. Alt und jung, Männer und Weiber sprangen johlend in dem hohen Savannengrase neben mir her. So ging es fort, bis ich das Dorf des Häuptlings Pinda-Kalala erreichte. Hier zeigten die Bewohner eine ängstliche Aufregung, alles tobte unruhig durcheinander, ich wurde scheu und mistrauisch betrachtet. Gegen 2 Uhr kam der Häuptling, ein herculisch gebauter Mann, in mein Zelt und sagte: „Der weiße Mann kommt, um als Freund Kalamba's Tribut einzuholen; ich bringe hier zwei Sklavinnen und will auch an Kalamba zahlen, wenn der weiße Mann es wünscht!" Ich erwiderte ihm hierauf, daß ich nicht gekommen sei, um von Pinda-Kalala Abgaben zu fordern, auch nicht als ein Sendling Kalamba's, sondern daß ich den Häuptling Mona-Tenda in seiner Residenz aufsuchen wolle; seine Sklavinnen möge er behalten, da ich ihn an seinem Hab und Gut nicht zu schädigen gesonnen sei. Dem Häuptling war dies ersichtlich sehr angenehm, doch behagte es ihm nicht, daß ich Mona-Tenda besuchen wolle. Er behauptete, Mona-Tenda sei sein Sohn, er der größere und mächtigere Häuptling, und er erwarte deshalb, daß ich nicht dorthin gehen, sondern bei ihm bleiben werde. Tenda sei überdies ein habsüchtiger Mensch, der unausgesetzt in Streitigkeiten mit seinen Nachbarn stände, ich würde deshalb dort nicht sicher sein; außerdem aber könne ich jetzt unmöglich meinen Marsch antreten, da auf dem Wege Krieg sei. Kaum hatte Pinda-Kalala alle seine Beredsamkeit entwickelt, um mich gegen Tenda einzunehmen, so trat der Geschmähte in eigener Person in mein Zelt ein. Er war mir auf einem andern Wege entgegengegangen und hierhergekommen, sobald er von meiner Anwesenheit erfahren hatte. Pinda-Kalala war anfangs über das unerwartete Erscheinen seines Nebenbuhlers verblüfft, bald aber gewann er seine Ruhe wieder und überschüttete Tenda mit einem Schwall von Schmähungen, wobei er stets betonte, er sei der größere Häuptling. Da auch Tenda nicht wortkarg war, so wurde der Spectakel bald so groß, daß ich die beiden Kampfhähne aufforderte, außerhalb meines Zeltes den Rangstreit auszufechten. Tenda, der mehr Taktgefühl besaß als Pinda, unterbrach hierauf den Streit, stellte mir anheim, die Reise zu ihm ganz nach meinem eigenen Ermessen einzurichten, und verließ das Zelt, Pinda aber blieb. Als er bemerkte, daß er meinen Entschluß, zu Tenda zu gehen, nicht erschüttern konnte, erbot er sich, mich als Führer zu begleiten, denn er müsse sehen, was Tenda von

mir erhalten werde; er könne die gleichen Anforderungen stellen wie Tenda und müsse sein Benehmen mir gegenüber danach einrichten. Dabei schlug der Mann einen so frechen Ton an, daß mir die Geduld riß und ich aufspringend ihn anschrie: „Raus mit dem Kerl aus dem Zelte!" was denn auch den gewünschten Erfolg hatte. Im Dorfe beobachtete ich nach diesem Vorfall eine große Unruhe; ich sah bewaffnete Männer in ernster Unterhaltung zusammenstehen, bemerkte wie Boten durch die Straßen eilten, und gewann entschieden den Eindruck, daß irgendetwas Wichtiges vorbereitet wurde. Als die Sonne untergegangen war, kam ein Abgesandter Tenda's zu mir und theilte mir sehr geheimnißvoll mit, Pinda habe eine Versammlung mit seinen Berathern gehalten und sie seien übereingekommen, die Krieger der benachbarten Orte zusammenzurufen, um mich zu überfallen und auszuplündern. Er ließ mir rathen, auf der Hut zu sein und morgen den Marsch frühzeitig anzutreten. Der Bote war noch nicht lange fort, als Pinda ohne weiteres in die Thür trat und sagte: „Du darfst morgen nicht von hier fort; auch die Ziege, welche ich dir geschenkt habe, verbiete ich dir zu schlachten, denn ich werde sie zurücknehmen, wenn du Miene machst dein Zelt abzubrechen." Damit verschwand er, ohne meine Antwort abzuwarten. Inwieweit die Nachrichten Tenda's auf Wahrheit beruhten, konnte ich nicht beurtheilen, jedenfalls sprach vieles gegen Pinda, und sein letztes Auftreten hatte mich belehrt, daß ich von ihm Gutes nicht zu erwarten hatte. Ich war entschlossen, unter allen Umständen am folgenden Tage zu Tenda zu gehen und die Hindernisse, die mir Pinda in den Weg legen würde, nöthigenfalls mit Waffengewalt zu überwinden. Die Nacht über herrschte im Orte ein sehr bewegtes Treiben; mein Gewehr stand bei mir, ich war auf der Hut und erwartete jeden Augenblick einen Angriff der schwarzen Gesellschaft. Es kam indessen nicht hierzu.

Gegen Morgen begrüßte Pinda sein Volk mit einem Moio und theilte ihm seine Entschlüsse mit, die gleichzeitig für meine Ohren bestimmt waren: „Der weiße Mann muß hier bleiben, er darf nicht zu Tenda gehen; wenn er es trotzdem versucht, so werde ich ihn durch meine Krieger tödten lassen. Tenda soll zeigen, was er vom weißen Mann geschenkt erhalten hat, denn Tenda ist kleiner als Pinda und muß ihm gehorchen." Also sprach der Häuptling, und das Volk brüllte es mit drohenden Geberden nach. Die bewaffneten Krieger scharten sich inzwischen mehr und mehr zusammen.

Tenda, der einen ungünstigen Ausgang befürchtete, zeigte sich nun seinem Nebenbuhler gegenüber klein und demüthig; er übergab ihm zwei Gewehre, welche er von den Leuten der Botschaft bereits als Geschenk der Expedition erhalten hatte, und als Pinda nun auch Zeuge forderte, wendete er sich mit derselben Bitte an mich. Davon konnte aber keine Rede sein. Meine Waaren hatte ich inzwischen packen lassen. Die Aufmerksamkeit, welche hierdurch auf mich gelenkt wurde, benutzte Tenda gewandt, um sich mit seinen Leuten aus dem Staube zu machen.

Die Sonne war blutroth über dem Erdball emporgestiegen, vor mir stand mein Koffer und ich schickte mich gerade an, im Angesicht der tobenden Menge mein Frühstück zu verzehren; da drängte sich der riesenhafte Häuptling plötzlich durch die Menge hindurch und wollte mich mit den Händen packen; in demselben Augenblick aber stand ich auf den Beinen, meine doppelläufige Büchse war drohend gegen den Burschen gerichtet und erschrocken taumelte er in die Menge zurück. Meine Leute hatten sich ängstlich an meiner Seite vereint; auch ihre Gewehre lagen schußfertig im Arm. „Wer sich näher als zwanzig Schritt an mich heranwagt", ließ ich den zu Hunderten um uns herumheulenden Leuten durch Germano zurufen, „wird niedergeschossen!" Dann bestieg ich meinen Stier, befahl Germano die Spitze zu übernehmen und setzte meine kleine Colonne in Bewegung. Ich selbst blieb mit schußbereiter Waffe so lange halten, bis der letzte meiner Leute aufgebrochen war, dann folgte ich ebenfalls. Das Ganze war so schnell gegangen, daß Pinda sich noch nicht recht von seinem ersten Schrecken erholt hatte. Seine Krieger schwangen ihre Speere, viele machten Miene, dieselben gegen mich abzuschleudern, und einzelne drangen heftig gesticulirend auf Pinda ein. Ob sie ihn veranlassen wollten Ruhe zu stiften, oder ob sie seinen Befehl zum Angriff forderten, weiß ich nicht; jedenfalls kam mir meine Situation höchst kritisch vor. Ich nahm mir vor, mein Leben so theuer wie möglich zu verkaufen, wenn der erste Speer gegen mich entsandt werden würde, und ich dankte dem Schöpfer, als ich den Ort ohne Blutvergießen im Rücken hatte.

Laut schreiend folgte mir die Bevölkerung bis zum nächsten Bachübergang, blieb aber immer in respectvoller Entfernung. Jenseit des Baches schloß sich mir Tenda mit seinen Leuten wieder an, leider! denn die Begleitung dieser Horde sollte mir höchst lästig und unangenehm werden.

Tenda, der durch die Auftritte in Pinda-Kalala noch immer aufgeregt war, sich nun aber an meiner Seite sicher fühlte, verspürte einen lebhaften Drang, sich für die an Pinda abgetretenen Sachen zu entschädigen; er ließ deshalb seine Leute in den Ortschaften, die wir berührten, rücksichtslos plündern. Der Raub erstreckte sich zwar nur auf Hühner, rief aber so unerquickliche Kampfscenen hervor, daß ich mehrfach mit meinem Hirschfänger einschreiten mußte. Einer meiner eigenen Träger, der ganz unbetheiligt seines Weges zog, wurde durch einen Pfeilschuß nicht unerheblich verwundet.

Ich begrüßte es mit großer Freude, als wir endlich gegen Mittag das Gebiet Pinda's verließen und nach Kanjoka hinübertraten, denn jetzt befand sich Tenda auf seinem eigenen Territorium unter seinen Stammesgenossen und Unterthanen, und ich konnte hoffen, daß nunmehr seine Raubgier einen Abschluß erreicht haben würde. Ich hatte mich aber gründlich getäuscht. Schon in dem ersten Kanjokadorf traten Verhältnisse ein, welche die Autorität und das Pflichtgefühl der afrikanischen Häuptlinge in den grellsten Farben kennzeichnen. Kaum hatten wir das große, starkbevölkerte Kanjokadorf Tschadschama erreicht, so zerstreuten sich auch schon die Leute Tenda's in die Hütten und begannen in gewohnter Weise zu rauben. Die Bevölkerung setzte sich zur Wehr und bald wogte um mich ein heftiger Kampf. Meine Leute machten Miene, sich in das Kampfgewühl zu stürzen, doch mit Gewalt hielt ich sie davon zurück, denn es widerstrebte mir, die raublüsternen Burschen Tenda's zu unterstützen, und gern gönnte ich ihnen eine kleine Züchtigung. Unbekümmert setzte ich mit meinen Leuten den Marsch fort; da, als die letzten Häuser hinter mir lagen, stürzten 3—400 mit Keulen, Lanzen, Messern und Gewehren bewaffnete Krieger aus einem naheliegenden Gebüsch hervor und fielen wild brüllend von der Seite und im Rücken über meine Leute her. Bald entbrannte ein heftiges Handgemenge. Ich ritt an der Spitze, wendete jetzt sofort meinen Stier, zog den Revolver, rief den Dolmetscher und jagte im Galop in den Knäuel hinein. Diesem Anprall hielten die Kanjoka nicht Stand. Die Eigenart meiner Erscheinung und der auf sie losstürmende Stier setzten sie dermaßen in Schrecken, daß sie den Kampf aufgaben und in den Ort zurückflohen. Begleitet von meinen Trägern, die mit wildem Triumphgeheul den Rückzug des Feindes aufnahmen, folgte ich diesem bis an das Dorf. Hier hatten die Kanjoka Stellung genommen und schienen entschlossen, ihre Hütten zu ver-

theidigen. Mit vieler Mühe gelang es mir, die Parteien auseinander zu halten, und erst nach geraumer Zeit konnte ich den Lärm und die Aufregung beschwichtigen. Germano war vor Angst und innerer Aufregung außer Stande, seine Dolmetscherfunction zu versehen. Ich versuchte deshalb selbst den mit Recht erbitterten Ortsbewohnern klar zu machen, daß nicht meine Leute, sondern die ihres Landsmannes Tenda die Räuber ihres Eigenthums seien. Tenda aber stellte ich über den Unfug zur Rede, doch schien ihm das wenig Eindruck zu machen. „Wenn ihr Hühner oder andere Sachen eingebüßt habt, so kommt nach Mona-Tenda und holt sie euch zurück!" rief er den Leuten zu und zog dann mit seinen Kriegern weiter. Ich versammelte ebenfalls meine Träger und ließ sie abrücken, während ich persönlich die Rückendeckung übernahm.

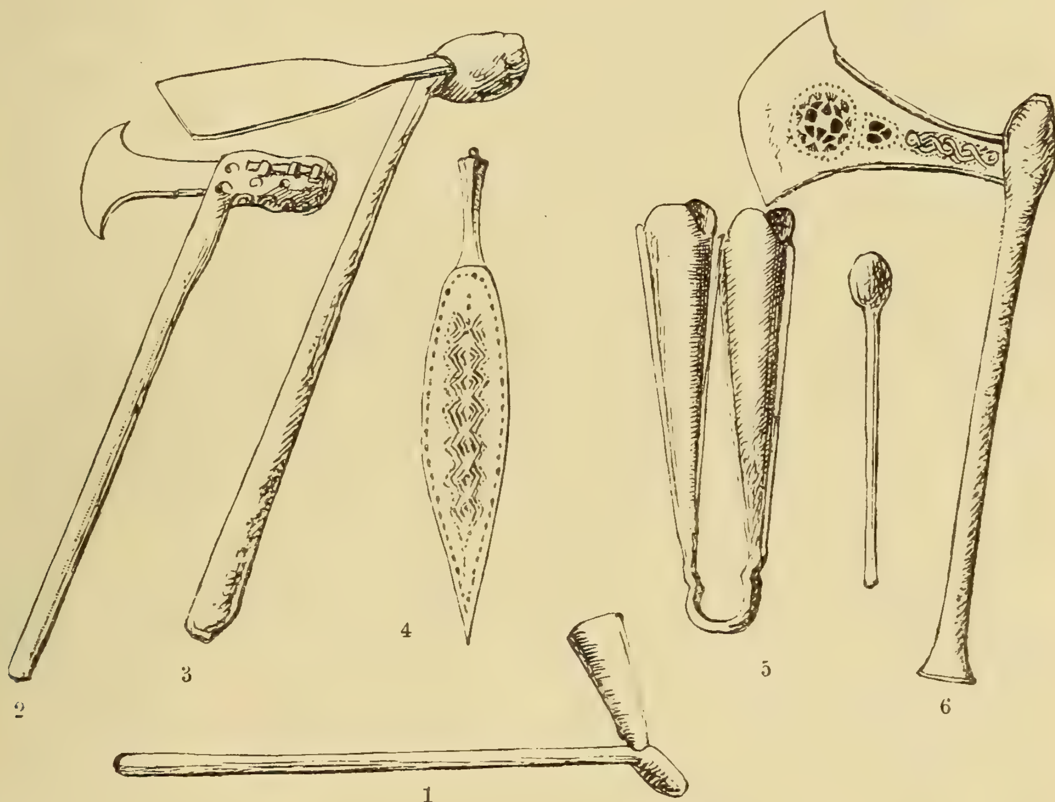
Gegen 11 Uhr näherten wir uns der Residenz. Dieselbe liegt auf einem langgestreckten Bergrücken, der von zwei kleinen Bachläufen begrenzt wird. Um den Ort herumliegend sah man weite Flächen bebauter Felder und nicht ein Fleckchen schien von den Leuten unbenutzt gelassen zu sein. Man konnte glauben, daß hier Fleiß und Ordnungssinn die Charakterzüge der Bevölkerung seien, daß der gute Einfluß und der leitende Sinn eines tüchtigen Häuptlings hier geregelte und gute Verhältnisse geschaffen habe. Aber weit gefehlt! Ich kam in ein Nest wüster Gesellen, in einen Ort, wo offener Straßenraub zur Tagesbeschäftigung gehörte. Schon vor dem Dorfe zerstreuten sich Tenda's Leute raubend in die Hütten, sodaß ich von einem feierlichen Einzug Abstand nahm und ohne die sonst üblichen Salutschüsse einrückte. Inmitten des Ortes schlug ich mein Zelt auf, während um mich herum ein hartnäckiger Kampf um Hab und Gut stattfand. Hier sah ich fünf Kerle über einen andern herfallen, dem sie das Gewehr entreißen wollten; dort rangen mehrere Burschen um ein Huhn oder eine Ziege und wieder andere schlugen mit Fäusten aufeinander ein, weil ein Hüfttuch im Ringkampf zerrissen worden war. Dazwischen heulten die Klagelaute der Beraubten und das Wuthgebrüll der Kämpfer; es war ein Wirrwarr ohnegleichen. Ich kam mir vor, als ob ich in eine Verbrecherhöhle gerathen sei, und ließ nichts außer Acht, um meine und meiner Träger Sachen zu sichern. Hatte ich schon auf dem Marsche den ungünstigsten Eindruck von dem Charakter der Kanjoka gewonnen, so wurde ich hier von neuem in dem schlechten Urtheil bestärkt.

Schon das Aeußere der Leute, ihre Tracht und Physiognomie, die seltsam geschmückten Haare und der wilde, unstete Blick konnten ein ängstliches Gemüth in Schrecken versetzen. Der Haarputz übertraf alles bis dahin von mir Gesehene. Einzelne hatten die Haare an mehrern Stellen des Kopfes zusammengedreht, hohle Knochen daran aufgereiht und zum Schluß einen Lederstreifen angebunden; solche Streifen fielen drei und mehr über das Gesicht herab. Andere trugen zwei bis drei dicke Haarbündel oder mehrere Haarstränge, die wie junge Cacteen aussahen, viele flochten sich Tätowirungsmesser, Pfeilspitzen, Schlangenhäute und kleine Kürbiskalabassen ins Haar oder verzierten es mit Federn und kleinen Hüten in Form unserer Cylinder, indeß so klein, daß sie als Lampenhütchen eine zweckmäßigere Verwendung gefunden haben würden. Auch die Bärte der Männer waren mit Knochen, Perlen und andern Gegenständen behangen. Die Weiber liebten es, ganze Reihen von Kaurimuscheln im Haar zu befestigen, und erzielten hierdurch einen ganz geschmackvollen Putz. Ihren Hals schmückten Elfenbeinpfeifen, Ketten von Kernen und großen blauen Perlen; um die Gelenke der Hände und Füße lagen eiserne Ringe. Auch das unschöne Nasenstäbchen und kleine Kürbisschalen als Ohrgehänge fehlten nicht. Die Tätowirung war bei beiden Geschlechtern üblich; sie beschränkte sich fast ausschließlich auf den Unterleib und kennzeichnete sich in langen oder punktirten Linien. Es herrscht hier der Glaube, daß die Tätowirung nothwendig sei, um dem Körper das Blut zu entziehen, welches die Krankheiten erzeuge. Die Hüftbekleidung bestand aus Fellen oder, wie vorwiegend bei den Weibern, aus einem einfachen Mabelelappen vor und hinter den Lenden. Die Kanjokaneger waren groß, breitschulterig und muskulös gebaut und trugen eine würdevolle Haltung und graziöse Bewegungen zur Schau. Auffallend war der orientalische Typus, der bei einem großen Theil der Männer unverkennbar hervorstach.

Die Bewaffnung bestand in Feuersteingewehren, Keulen und Lanzen. Letztere hatten oft $^1/_2$ m lange, nadelförmig verlaufende Spitzen. Die Keulen waren $1^1/_2$ m lang und mit einem abgebogenen halbmondförmigen Kolben versehen. Pfeil und Bogen sah ich nur vereinzelt. Die Krieger schmückten sich vielfach mit Hauben aus Kürbisfasern. Riamba wird wenig und nur von den jüngern Leuten geraucht, da die ältern wol in richtiger Erkenntniß der schädlichen Wirkungen nichts mehr von ihm wissen wollen.

Als Rauchbehälter benutzte die junge Welt große, schön geschnitzte Holzpfeifen mit Metallmundstück.

In der Umgegend sah ich viele Eisenlager, welche, wie ich mich selbst überzeugen konnte, ein recht gutes Eisen enthielten. Die Eingeborenen verarbeiten es in derselben Art wie die Baluba, speichern sich aber große Vorräthe desselben in besondern Räumen auf. Gummi liefern die zahlreichen Galeriewaldungen in den Flußthälern, besondere Mengen die des Lukussathales.



Eisenarbeiten der östlichen Baluba.

1 und 2 Arbeitsbeile (2 Kioque-Arbeit); 3 Erdhacke; 4 Lanzenspitze; 5 Signalglocke mit Schläger; 6 Kriegsbeil. ($^1/_8$ der natürl. Größe.)

Ueber die Geschichte seines Stammes machte Tenda folgende Mittheilungen. Die Familie Kanjoka ist vom Süden hier eingewandert; der Urahn, Kajembe-Mukullu, verließ mit seinen drei Söhnen, Mui-Jamba-Muninga, Tschikassa-Musuma und Kandu-Muamba, seinen ehemaligen Stammsitz, weil er beständig von den Baluba bekriegt und belästigt wurde. Sie fanden in dieser Gegend Baschilamboa vor und gaben den Anlaß, daß diese nördlich dem Lulua zuwanderten. Babindi sollen schon damals in dem Gebiete ansässig gewesen sein. Die drei Familien, die aus der Descendenz

der drei Söhne hervorgingen, sind noch heute die herrschenden und nennen sich jetzt Bena-Kandu, Bena-Mudibo und Bena-Tschikulu. Die bedeutendste derselben ist Bena-Kandu, ihr gehört auch Mona-Tenda an.

Die große Unordnung, welche nach dem Eintreffen Mona-Tenda's in der Residenz entstanden war, ließ gegen Abend nach, wol mehr der allgemeinen Ermüdung wegen, als infolge des Einflusses des Häuptlings. Je mehr die Raubinteressen aufhörten, desto reger wurde das allgemeine Interesse für meine Person und desto zahlreicher die Neugierigen vor meinem Zelt. Um den Leuten eine Freude zu machen und um sie gleichzeitig einzuschüchtern, ließ ich durch vier Träger 12 Schuß aus den Chassepotgewehren abgeben, die nicht verfehlten, Verwunderung hervorzurufen. Tenda benutzte die hierdurch eingetretene Stille, um ein Moio auszugeben: „Der weiße Mann ist auf meinen Wunsch hierhergekommen, ich hoffe, daß ihr ihn gut aufnehmen werdet und keiner sich etwas zu Schulden kommen lassen wird. Brüder, Schwestern und alle Verwandte, kommt zum weißen Mann, damit er euch kennen lerne. Morgen werde ich von ihm große Geschenke erhalten." Es folgte hierauf eine eingehende Vorstellung aller Verwandten Tenda's und seiner Staatswürdenträger.

Am nächsten Morgen sandte Tenda ungeduldig in aller Frühe zu mir, um zu fragen, ob er die Geschenke erhalten könne, die ich ihm versprochen hatte, und kaum waren dieselben zusammengelegt, so erschien er bereits in Begleitung mehrerer Häuptlinge vor dem Zelte. Er erhielt einen Anzug, zwei Gewehre und ein Tönnchen Pulver und zog zufrieden und in fröhlicher Stimmung von dannen. Der Tag gestaltete sich zum Freudenfeste, denn aus der sehr bevölkerten Umgegend strömten viele Menschen herbei; Umzüge mit Fahnen wurden gehalten, Gesang und Tanz dauerte bis spät in die Nacht hinein.

Am andern Tage wurde der Jubel fortgesetzt. Um den Ort herum mehrten sich die Lager immer neuer Ankömmlinge. Mein Zelt war natürlich der Hauptanziehungspunkt und die Massen drängten und schoben sich, um mich in möglichster Nähe betrachten zu können. Vormittags erschien Tenda bei mir; die Geschenke von gestern hatten ihm so gefallen, daß er heute neue haben wollte, insbesondere bat er um ein Paar Pantoffeln. Um mich seinen Wünschen geneigter zu machen, spiegelte er mir vor, daß von mei-

nen Leuten zwei Diebstähle verübt worden seien und er die Schuldigen bestrafen müsse. Sofort stellte ich eine Untersuchung an, die glücklicherweise zu Gunsten meiner Mannschaft ausfiel.

Da Tenda merkte, daß er weitere Geschenke nicht erhalten würde, bat er, ich möchte ihm ein Gewehr, einen Revolver und die Meßschnur verkaufen, er habe Sklaven genug, um die Sachen bezahlen zu können. Da mir weder an einem Verkauf noch an den Sklaven etwas gelegen war, forderte ich für jeden Gegenstand 20 Mann, worauf aber Tenda nachdenklich wurde und mich sehr unbefriedigt verließ. Nachmittags begannen die Festumzüge von neuem. Orts- und familienweise rückten die Trupps singend und trommelnd an meinem Zelt vorbei und schwenkten bei meinem Anblick schreiend die Waffen. So mochten wol 4—5000 Menschen vorbeiziehen. Der Anblick war wirklich schön und bot stets wechselnde Bilder.

Gegen Abend nahm ich wahr, daß die Bevölkerung plötzlich ein verändertes Benehmen gegen mich zeigte. Ich sah die Männer in ernstem Gespräch heftig gesticulirend zusammenstehen und bemerkte, daß ich der Gegenstand der Unterhaltung war. Germano, der aus dem Orte zurückkehrte, theilte mir mit, daß Tenda von seinen Berathern mit Vorwürfen bestürmt worden sei, weil er sich Gewehre und Zeuge habe schenken lassen. Das seien überflüssige Sachen, die er nicht gebrauche, dagegen würde ein Stier sehr viel nützlicher gewesen sein; er hätte sich von mir einen solchen geben lassen sollen; da das aber nicht geschehen sei, so würden sie in der Nacht einen von den unsern rauben und zwar den meinen, da dies der schönere sei.

Ich ließ Tenda meine Abreise für den kommenden Tag melden und erhielt kurz die Antwort: „Der weiße Mann muß hier bleiben; wenn er abrücken will, werden wir ihn bekriegen.“ Die Gruppen vor meinem Zelt waren näher gerückt; ich sah mehrere Krieger beschäftigt, aus Holzstücken Keulen zu schnitzen, und einzelne besonders gut bewaffnete Kerle gingen in herausfordernder Haltung an mir vorbei. Ich rieth meinen Leuten auf der Hut zu sein, ließ meinen Stier neben dem Zelt an einen Baum binden und verabredete einen Alarmruf. Dann warf ich mich auf mein Nachtlager und legte das Gewehr schußbereit an meine Seite. Der Schlaf wollte aber nicht recht kommen, das leiseste Geräusch schreckte mich aus dem Schlummer auf. Eben hatte ich die Augen wieder ge-

schlossen, da vernahm ich Menschentritte, und mein erster Gedanke war der Stier. Sofort war ich auf den Beinen, stürzte vor das Zelt und sah in der That im Dunkel die Umrisse des Stiers und die eines langen schwarzen Burschen, der mit einer Stange das Thier vor sich hertrieb. Ohne Besinnen sprang ich dem Kerl an die Gurgel und — erkannte einen meiner Träger, der vor Schreck halb in die Knie sank und mit Mühe hervorstammelte, daß er auf Germano's Befehl dessen Stier in Sicherheit bringen solle. Mein Vierfüßler lag ruhig neben seinem Pfahl und schien eine bessere Nacht zu haben als ich.

Sobald der Tag angebrochen war, ordnete ich meine Sachen zum Abmarsch, als eilenden Schrittes Tenda erschien und mir unter lebhaften Gesten eine lange Geschichte erzählte, aus der ich nur so viel klar entnehmen konnte, daß ich auf jeden Fall hier bleiben müsse. Ich schüttelte den Kopf und packte weiter. Tenda aber wurde immer heftiger, und da er nebenbei einen impertinenten Ton anschlug, so war es mit meiner Geduld zu Ende; ich nahm mein Gewehr und machte ihm begreiflich, daß er sich entfernen solle, was denn auch sehr bald geschah. Der Platz füllte sich hierauf mehr und mehr mit Bewaffneten, ich hielt es deshalb für an der Zeit, meine Leute zu versammeln und ihnen Munition zu vertheilen. Von dem einen Theil ließ ich dann die Lasten marschfertig machen, der andere hatte die Gewehre schußbereit und sorgte dafür, daß die Menge 20 Schritt von dem Gepäck entfernt blieb. Auf den Gesichtern der Eingeborenen konnte man das Gefühl des Unbehagens wahrnehmen, namentlich als meine Träger die Chassepotgewehre nach meiner Anordnung recht geräuschvoll luden. Jetzt erschien Germano an der Seite Tenda's und berichtete, daß die Berather des Ortes beschlossen hätten, mich ziehen zu lassen; indessen knüpften sie hieran die Bitte, ich möge sechs Sklaven mit nach der Station nehmen, um dort einen Stier gegen dieselben einzutauschen. Die sechs Männer versprachen sie im Laufe des Tages zu stellen. Unter diesen Umständen erklärte ich mich bereit, noch einen Tag hier zu bleiben, und ließ das Zelt wieder aufschlagen. Tenda hatte wieder sein freundschaftliches Wesen angenommen und leistete mir lange Zeit Gesellschaft. Er erzählte mir, daß ein großer Theil der Baluba des jenseitigen Lukussabaches ihre Ortschaften verlassen hätten, weil sie glauben, daß ich sie nach der schlechten Aufnahme bei Pinda-Kalala bekriegen würde. Dann befragte er mich über den Zustand

nach dem Tode, über die Schöpfung des Menschengeschlechts, über Krankheiten und dergleichen mehr. Die Bevölkerung, die stets das Gesicht des Häuptlings nachäffte, war mir wieder freundlich gesinnt. Sie belagerte mein Zelt bis zum späten Abend und brachte mir eine Menge von Gegenständen, besonders viel Lanzen zum Kauf. Immerhin aber konnte ich der Gesellschaft nicht trauen, ich hatte schon mehrfach erfahren, daß sie die Fahne sehr schnell nach dem Winde kehrten, und war deshalb stets an mein Zelt gefesselt; ein Spaziergang ins Freie würde sicherlich den Verlust meiner sämmtlichen Waaren herbeigeführt haben. Trotzdem wurde mir die Zeit nicht lang, meine Umgebung bot mir stets Neues und Interessantes in Tracht und Manieren, und auch die Informationen, die ich über Land und Leute einzog, nahmen einen großen Theil meiner Zeit in Anspruch.

Die Anwesenheit einiger Leute, die erst vor kurzem von größern Reisen zurückgekehrt waren, begünstigte meine Erkundigungen ungemein. Einer derselben hatte eine Karavane nach der Mussumba des Muata-Jamwo geführt, um dort einer Aufforderung des großen Lundahäuptlings entsprechend Elfenbein und Weiber zu kaufen. Nach sechs sehr anstrengenden Märschen erreichte er von Mona-Tenda aus Zantsch, die Residenz eines Unterhäuptlings von Muata-Jamwo. Den Lubi überschritt er in Kanoes bei Mina-Tschimba, wo der Fluß 100 m breit war, und marschirte dann über Mina-Domba, Mina-Kande zum Lubilasch, den er bei Karima passirte. Von hier gelangte er über Tschileo durch große Urwalddistricte nach Zantsch, welcher Ort am Bilantschi, einem rechten Zufluß des Lubilasch, liegt. Hier traf mein Berichterstatter schwarze Händler, die von Osten hierher gekommen waren, um Waaren zu kaufen. Sie sollen einzelne doppelläufige Gewehre bei sich gehabt haben und mit den Arabern in Handelsverkehr stehen. Die Leute hatten zwei Monate gebraucht, um aus ihrer ostnordöstlich gelegenen Heimat nach Zantsch zu kommen. Sie kauften hier 3 Mädchen, 3 Männer, 2 Elfenbeinzähne, 6 Gewehre und 6 Pfund Pulver. Von Zantsch war mein Berichterstatter in einem Tagemarsch nach Kissele gegangen, das am Tschibumei, nicht weit von dessen Einmündung in den Lubilasch und zwei Tagereisen östlich der Mussumba des Muata-Jamwo liegt. Der Weg nach Kissele über Zantsch ist nicht der nächste, sondern biegt nach Osten aus. Ein anderer Kanjokamann, der Neger Kajañ, ging direct südlich durch den District der Babindi

und berührte vor Kissele mehrere Balubahändler aus dem Osten, die mit Gewehren bewaffnet waren und mit Famba (einem Araber) in Verbindung stehen wollten. Das häufige Auftreten dieser Neger aus dem Osten mit der guten Bewaffnung hat die Babindi, Baluba und Kanjoka sehr beunruhigt; sie befürchten von ihnen bekriegt und verdrängt zu werden. Kajan, der von ihnen über seine Heimat eifrig ausgefragt wurde, gab deshalb an, daß sein Land viele Monate weit von Kissele nach Nordwesten gelegen sei und der Weg dorthin durch eine öde, arme Gegend führe. Ein anderer Neger hatte von Tenda nach Tschileo neun Tage gebraucht. Er schilderte die Gegend als sehr wasserarm; er hatte nur in wenigen Löchern abgestandenes, faules Wasser vorgefunden und sich in Ermangelung eines bessern damit begnügen müssen. Damals — es war seit der Reise des Mannes ein Jahr vergangen — hielt sich der alte Muata-Jamwo in Tschileo auf, um dort einen $1^1/_2$ m langen Elfenbeinzahn und einen Papagai gegen ein Gewehr, ein Panno und ein Mädchen einzutauschen. Auch eine Sklavin, die aus Hand in Hand gehend nach Tenda zurückgekommen war, konnte mir manche gute Auskunft geben. Sie war vom Häuptling Tenda an Muata-Jamwo, von diesem nach Mutombo-Mukulu, einem Issumbi-Ort (Route Cameron) am Lualaba, verkauft worden und gelangte als Umsatzartikel über Tschileo nach ihrer alten Heimat zurück.

Nach den eingezogenen Erkundigungen befindet sich ungefähr 60 englische Meilen südlich von Tenda das Land der Babindi, richtiger gesagt der Bakete, denn mit Babindi werden von den Kanjoka unsaubere, schmutzige Neger bezeichnet, und das Aeußere der Bakete ist, wie ich mich in Pinda-Kalala, das nur dreiviertel Stunde von dem nächsten Baketedorf ablag, selbst überzeugen konnte, allerdings ein derartiges, daß sie den bezeichnenden Namen vollauf verdient haben.

Südlich der Bakete wohnen die Kanjika und wieder südlich von diesen liegt das große Lundareich. Oestlich der Bakete und Kanjika schließt sich das Gebiet der Balunga an. Die Balunga sollen von Süden gekommen sein und die Baketefamilien Kitola, Muena-Gisse und Mukua-Tschimbo verdrängt haben. Südlich der Balunga, im Westen an das Lundareich angrenzend, wohnen die Balubafamilien Mukua-Bo und Benji. Das Balungagebiet ist somit in das Balubagebiet eingekeilt und lehnt sich im Westen an die Länder der Bakete und Kanjika an; seine südliche Grenze folgt

dem Laufe des Lomami. So ziemlich im Centrum des Reiches, gleichweit von dem Balubaort Tschileo und dem Lundadorf Zantsch entfernt, befindet sich die Residenz des größten Balungahäuptlings Lukungu am Halume, einem kleinen Zufluß des Lukulla, und nicht weit davon Kangense, eine ebenso große Ortschaft.

Zwei Tagereisen nach Westen liegt Kanene, der Hauptort eines andern großen Balungahäuptlings. Derselbe soll größer und bevölkerter sein als Mukenge, zahlt aber Tribut an den Balubahäuptling in Kissele. Die Umgegend soll sehr wasserarm sein, der kleine Bach, der bei Kanene vorbeifließt, ist während der Trockenzeit versiegt; die Eingeborenen haben deshalb viele große Wasserlöcher, eine Art Cisternen in den Boden gegraben, um keine Noth zu leiden. Von Kissele behauptete mein Gewährsmann, es gehöre weder den Baluba, noch den Lunda oder Balunga an, sondern es sei ein selbständiges freies Gebiet; sein großer Häuptling sei ein Bischange wie wir, d. h. er wäre zum großen Wasser gegangen (gestorben) und dann zu seinem Volke heimgekehrt. Nur mit der größten Unterwürfigkeit dürfe man sich ihm nähern, er gestatte nur seinen Häuptlingen, Hüfttücher von fremden Zeugen zu tragen, alle andern dürfen nur einheimische Stoffe anlegen, die hier nächst dem Palmöl die ergiebigsten Ausfuhrartikel abgeben. Der Häuptling habe große Macht, sei kriegerisch und blutdürstig, häufig falle er in das Gebiet der Babindi ein und raube dort nach Herzenslust. Einen im Kampfe gefallenen Mukete habe er zerstückeln und aufessen lassen; einer Balungakaravane, die auf dem Marsche nach Mukenge Kissele berührt habe, seien von ihm sämmtliche Waaren, 25 Elfenbeinzähne und mehrere Mädchen geraubt worden, und dergleichen Greuelthaten mehr. Infolge der mehrfachen Belästigungen durch Kissele haben sich die Bakete zum Theil unter den Schutz Kalamba's gestellt und zahlen ihm Tribut.

Vier Tagereisen von Lukungu nach Osten gelangt man nach Zappu-Zapp, der Residenz eines dritten großen Balungahäuptlings, nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen mächtigen Häuptling der Bassange. Eine Tochter dieses Mannes, die ein seltsamer Schicksalwechsel nach Tenda verschlagen hatte, gab mir über ihre Heimat und über ihr tragisches Geschick einen eingehenden Bericht. Ein Bote Muata-Jamwo's war in ihrer Heimat erschienen, um für seinen Gebieter die schönsten Mädchen des Landes aufzukaufen. Ganja, so hieß meine interessante Erzählerin, befand sich damals

in dem blühenden Alter von 13 Jahren und galt für eine Perle ihres Geschlechts. Es konnte nicht fehlen, daß sie die Aufmerksamkeit des Lundaboten erregte und dieser alles daran setzte, Ganja für Muata-Jammo zu kaufen. Er spiegelte Zappu-Zapp vor, daß seine Tochter in Mussumba als die erste Frau des Herrschers aufgenommen und von ihm geachtet werden würde. So erreichte er seinen Zweck und Ganja wanderte gegen Bezahlung von einem Gewehr laut weinend aus ihrer Heimat fort. Ein junger Unterhäuptling Zappu-Zapp's aber war in Leidenschaft für das schöne Mädchen entflammt, er zog dem Lundamann nach, entführte Ganja während einer günstigen Nacht, wurde aber von einer Räuberbande des Häuptlings Kissele ergriffen und getödtet. Ganja war nun drei Jahre hindurch die Sklavin von Kissele und wurde Mutter zweier Söhne, die jedoch beide kurze Zeit nach der Geburt verstarben; hierüber ungehalten verkaufte sie der Häuptling an einen Tubinschneger. Diese Zeit ist für sie die traurigste gewesen. Der unsaubere, rohe Bursche ließ sie über ihre Kräfte arbeiten, während er selbst faulenzte; er schlug und beschimpfte sie unaufhörlich und hat sie, wie sie sagte, frühzeitig alt gemacht. Nachdem sie zwei Jahre lang diese schlechte Behandlung in Geduld getragen hatte, erwarb sie ein durchziehender Kanjokahändler und brachte sie nach Tenda. Ganja rannen die Thränen über die Wangen, als sie mir ihre Leidensgeschichte erzählte: „Ich habe mich jetzt in mein Geschick gefunden und bin zufrieden!" fügte sie zum Schluß hinzu, aber aus der lebhaften Sprache, die sie führte, wenn sie von der Heimat sprach, und aus den aufleuchtenden Augen erkannte ich deutlich genug, wo ihre Gedanken weilten.

Die Sprache der Balunga ist wie die der Bakete von der Balubasprache verschieden, doch ist bei allen dreien die Stammverwandtschaft der Bantusprachen erkennbar.

Wo sich die Gebiete der Baluba, Babindi und Balunga einander berühren, liegt der Baluba-Ort Tschileo. Hier soll ein reger Waarenaustausch zwischen den Stämmen des Westens und des Ostens stattfinden; Weiber, Gewehre, Pulver, Elfenbein und Gummi sind die hauptsächlich in Umsatz kommenden Artikel.

Ein anderer Handelsplatz ist Molumba-Fuma, ein Balubadorf, welches östlich von Tenda zwischen Lukulla und Lubi liegt. Der Häuptling dieses Ortes unternahm vor mehrern Jahren eine Reise in das Gebiet Famba's, eines Arabers. Er gebrauchte zwei

Trockenzeiten und eine Regenzeit, bis er sein Ziel erreichte. Hieraus würde folgern, daß der Hinmarsch neun Monate dauerte und daß jenes Gebiet südlich von 6° gelegen war, da er nördlich desselben keinen Wechsel von Regen- und Trockenzeit unterschieden haben würde. Der Weg muß demnach genau nach Osten oder Südosten gerichtet gewesen sein. Bei Famba fand er übrigens eine sehr schlechte Aufnahme; der Kopfputz aus Papagaienfedern, den der Häuptling trug, soll, wie mir mein Gewährsmann, ein Balubaneger aus Molumba-Fuma, erzählte, die Leute Famba's dermaßen erregt haben, daß sie acht Baluba sofort tödteten, und auch Molumba würde demselben Schicksal verfallen sein, wenn ihn nicht der Häuptling Famba geschützt hätte. Dieser achtete die Handelsbestrebungen Molumba's und schied als sein Freund von ihm. Er gab ihm rothe Tücher und blaue Perlen, sowie Leute seines Stammes mit, damit sie den Weg kennen lernen sollten. Seit dieser Zeit findet ein regelmäßiger Handelsverkehr nach dem Osten statt. Von Molumba führt auch eine Verbindungslinie nach Tschileo über den Ort Tschibula, am rechten Lubilaschufer gelegen, welcher besonders von Sklavenhändlern sehr besucht ist, weil Sklaven dort sehr billig gekauft werden. Für 3000 Kaurimuscheln erhält man einen Mann oder ein Weib, für 2000 Muscheln ein Kind unter 12 Jahren und für ein Gewehr 10 Sklaven.

Am 18. März, nachdem ich besser geschlafen hatte als in der vorhergehenden Nacht, verließ ich, ohne irgendwelche Schwierigkeiten zu haben, den interessanten Ort. Um möglichst viel von dem Kanjokagebiet kennen zu lernen, schlug ich eine direct nördlich abführende Straße ein. Leider schloß sich mir wieder Tenda mit 100 seiner Krieger an; natürlich nur, um unter meinem Schutze besser seinem Raubwesen nachgehen zu können, oder, wie er sich ausdrückte, um von seinen Unterthanen Huldigungen entgegenzunehmen. Wo wir hinkamen, wiederholten sich die widerlichen Scenen. Mit der Waffe in der Hand suchten die Hüttenbewohner ihr Eigenthum zu vertheidigen. Es gab harte Kämpfe und ich freute mich innerlich stets, wenn die Raubgier eines Tendamannes durch einen wohlverdienten Schlag des Gegners gedämpft wurde. Wo es mir möglich war, nahm ich für die Beraubten Partei.

Lanzen und Keulen waren bei den Eingeborenen mehr vertreten als Pfeil, Bogen und Axt. Ein besonders schönes Modell der letztern Art sah ich bei einem ältern Mann, der drohend die

Waffe gegen einen meiner Leute erhob, indessen sofort davonlief, als er meiner ansichtig wurde. Viele der Eingeborenen überließen übrigens schutzlos ihr Eigenthum der feindlichen Raubgier, nur aus Begierde mich zu sehen, und liefen dann stundenlang in dem hohen Grase neben mir her.

Viele kleine Wasseradern erschwerten das Vorwärtskommen am heutigen Tage sehr. Ich konnte sie zwar meist auf dem Rücken meines Stiers überschreiten, doch schloß dies nicht aus, daß ich öfters ein unfreiwilliges Flußbad nahm, wie beispielsweise, als ich durch den 10 m breiten Kalomboabach reiten wollte. Der Stier fühlte, daß er plötzlich den Boden unter den Füßen verlor; er richtete sich auf und versuchte über die tiefe Stelle zu springen, hierbei faßte er aber den jenseitigen Rand nur mit den Vorderbeinen und rücklings glitt ich ins Wasser hinab, um schwimmend den Uebergang fortzusetzen.

In Tschingea errichtete ich mein Zelt gegenüber der Hütte des Häuptlings auf dem Riambaplatze.

Im Dorfe ging es inzwischen ziemlich geräuschvoll her. Tenda's Leute bereiteten überall Ungelegenheiten und er selbst forderte gebieterisch übertrieben hohe Abgaben. Ich bereute bitterlich, daß ich mein Zelt so unvortheilhaft auf dem großen Platze in der Nähe des Häuptlings aufgeschlagen hatte, denn hier fand das langwierige und langweilige Gezänk um die Geschenke statt, hier zogen die vom Rauben heimkehrenden Horden Tenda's lärmend vorbei, hier fand auch die Beutevertheilung und das Revoltiren der unzufriedenen Tendaleute statt. Tenda nahm natürlich das beste Theil vorweg; die Krieger theilten den Rest und bereiteten alsbald ihre Abendmahlzeit an den auf dem Riambaplatz brennenden Holzstößen. Dadurch hatte ich neben den andern Unbequemlichkeiten noch Rauch und den wenig wohlriechenden Duft gerösteter Fleischspeisen. An Besuchern fehlte es mir nicht, und man bat mich, die Schlange zu zeigen, womit meine Meßschnur mit Schnellfeder gemeint war.

Nachdem ich am 19. morgens den Häuptling des Ortes mit einem Zinkteller erfreut hatte, marschirte ich weiter. Der Tag war entsetzlich heiß, der Weg von mehrern kleinen Bächen durchfurcht, und dennoch wanderte ich mit dem Gefühl großer Erleichterung und Wohlbehagens die Straße, denn ich hatte nicht die ekelhafte Räuberbande Tenda's vor mir und sah nicht mehr die greuelvollen Scenen wie tags vorher. Mit vollem Genuß konnte ich mich der

Natur hingeben, die mir heute reichlich Gelegenheit zu Bewunderung bot: erst der Muansangomma mit seinen verwachsenen Uferpartien und seiner breiten Wasserfläche, die sich an der Uebergangsstelle buchtartig bis 100 m erweiterte, dann der kleine Tschimbao in seinem üppigen Galeriewaldschmuck, und endlich der reizende Quellkessel eines Zuflusses des kleinen Lubi. Die 70—80 m hohen, röthlichen Lateritwände zeigten die mannichfaltigsten Formationen und fielen fast senkrecht in die vegetationsreiche Kesselsohle hinab, aus der zwischen Palmen und Sträuchern mächtige, 40 m hohe Wände mit zahlreichen Zähnen und Zacken burgartig emporstiegen. Neben diesen versenkten Burgverließen standen wie Wachtposten kleinere und größere Lateritkegel, deren rothbraune Spitzen sich von der üppig grünen Umgebung seltsam schön abhoben. Unter den Lateritbildungen, die ich schon gesehen hatte, war diese unstreitig die schönste.



Abschälen einer Palmrippe für die Mabeleweberei.

Kurz vor meinem Marschziel überschritt ich den 5 m breiten Lubi und sein 200 m breites Inundationsgebiet. Das stark bevölkerte Balubadorf Kamuanda, in dem ich mein Zelt aufschlagen ließ, zählte etwa 400 Hütten und über 1000 Einwohner. Noch ehe ich die ersten Hütten erreichte, hatte sich Tenda mit seiner Gesellschaft wieder eingefunden. Das Benehmen der schlimmen Gesellen war jetzt angesichts der starken Bevölkerung ein ganz verändertes. Kleinlaut und bescheiden zogen sie in meinem Gefolge ein und hüteten sich, irgendwie ihre Raublust zu zeigen. Auf der Kiota saßen die Alten des Ortes um ein Feuer versammelt und berathschlagten mit zwei Häuptlingen Kalamba's, die hier Tribut einholen sollten, über die zu entrichtenden Abgaben. Außer den vielen Kriegern Kalamba's sah ich eine große Zahl von Kioque, die sich des Handels wegen hier aufhielten.

Interessant war die Mabelefabrikation, die hier sehr gepflegt wurde. Ich sah in der Nähe mehrerer Hütten die eigenartigen

Webstühle und ließ mir auch von einem kunstgeübten Mabelearbeiter die Arbeit vorführen. Da ich bisher derselben noch nicht Erwähnung gethan habe, so will ich an dieser Stelle einige Details anführen.

Das Mabelearbeiten ist im ganzen Balubalande verbreitet, besser gesagt überall dort, wo Palmen wachsen. Die Webstühle sind nach den gleichen Principien gebaut und variiren kaum in der



Mabelearbeiter am Webstuhl.

Form. Zur Fabrikation benutzen die Neger die breiten Fiederblättchen der Palmwedel, denen sie noch in frischem Zustand die obere Decke abziehen (s. Abbildung); den stehenbleibenden Theil theilen sie mittels eines Messers in viele dünne Fäden, die aber sämmtlich in dem einen nicht durchschnittenen Blattende auslaufen. In diesem Zustande werden die Faserbündel zum Trocknen ausgelegt und dann in Arbeit genommen. Der Webstuhl besteht aus zwei nebeneinander stehenden Stangen, in deren gabelförmigem Halter der obere

Querstab ruht. An diesem sind die freien Enden der Palmbündel befestigt, während auf dem untern Querstab das andere Ende, unterhalb des geschlossenen Bündels, aufgespannt ist. Ein zwischen beiden Querstäben frei beweglicher Spannrahmen dehnt, in der Art wie es beim Weben das Webschiffchen thut, die Fäden auseinander. Eine Holznadel mit Oese dient zur Einführung der Horizontalfäden. Die Manipulation beim Weben ist, in einzelne Tempos zerlegt, folgende:

Tempo 1: Faden durch die Oese;
„ 2: Spannrahmen tief legen;
„ 3: Nadel durchziehen;
„ 4: Spannrahmen hochschieben;
„ 5: Aufdrücken des Fadens mittels der Nadel, indem dieselbe von oben nach unten gedrückt wird;
„ 6: Fadenende aus der Oese entfernen und Nadel herausnehmen.

Auf der Abbildung ist Tempo 5 dargestellt.

Auch die Eisenindustrie wird in diesem Gebiete der Baluba sehr cultivirt. In den Thälern des Delela und Lubi traf ich viel Eisenstein, der im Flußbett und in der Thalsohle zu Tage trat. Fast jede der berührten Ortschaften hatte eine oder zwei Schmieden, neben welchen viel Eisenstein aufgespeichert lag.

Am Nachmittag besuchte mich der Häuptling des Ortes in Begleitung Tenda's. Letzterer begann die Ansprache, indem er rühmte, wie reich ich ihn beschenkt habe, und daran die Bemerkung knüpfte, daß er leider nicht in der Lage gewesen sei, sich in gebührender Weise zu revanchiren. Er, Kamuanda, sein Verwandter, möge mich deshalb freundlich aufnehmen und reichlich beschenken. Kamuanda kam dem Wunsche Tenda's zuvorkommend nach; er leistete mir bis zum Dunkelwerden Gesellschaft und hat mir einen sehr angenehmen Eindruck hinterlassen. Kamuanda ist ein Mann in den dreißiger Jahren, mittelgroß, proportionirt gewachsen und trägt einen kleinen Kinnbart. Sein Benehmen war würdevoll und verbindlich liebenswürdig. In seinem Nachbarreich schien er sehr geachtet, seine Unterthanen gehorchten aufs Wort und nirgends sah ich Unzuträglichkeiten entstehen, was bei der Anwesenheit so vieler gemischter Stämme viel sagen will. Alle meine Sachen erregten in hohem Maße die Bewunderung des Häuptlings; er ließ sich jeden Gegenstand genau beschreiben und bewies in seinen Fragen

ein großes Verständniß. Meine Waffen wollte er in ihrer Treff-fähigkeit sehen. Den Revolver betrachtete er geringschätzend, derselbe schien ihm unbedeutend und zu klein, als daß er hinreichende Kraft haben könne, einen menschlichen Körper zu durchschlagen. Um ihm eine bessere Meinung von der verachteten Waffe beizubringen, jagte ich eine Kugel in den Erdboden, und Kamuanda's Erstaunen war groß, als das Geschoß einen halben Fuß unter der Oberfläche ausgegraben wurde. Auch die Lanzen, welche ich aus Kanjoka mitgebracht hatte, wurden besichtigt. Die Kalambaleute, welche derartige Waffen nicht kannten, entsetzten sich vor den langen, scharf verlaufenden Spitzen.

Regen und Gewitter machten den recht interessanten Unterhaltungen mit meinem Gastgeber gegen Abend ein plötzliches Ende. Bald mengte sich auch ein heftiger Wind in das unfreundliche Wetter, sodaß ich meine Zeltstangen stützen lassen mußte. Mit geringer Unterbrechung tobte das Unwetter die ganze Nacht über; erst am folgenden Morgen gegen 8 Uhr wurde der Himmel klar und ich konnte von Kamuanda und Tenda, der zu meiner Freude nicht weiter vordringen wollte, Abschied nehmen.

Ueber mehrere sumpfige Bachthäler gelangte ich zur Mittagszeit nach Ndemba, einem 300 Hütten starken Balubadorf. Dieses war, wie auch Kamuanda, erst infolge des Krieges gegen Katende entstanden. Die Bewohner mehrerer kleiner Ortschaften hatten sich hier zusammengeschart, um einem eventuell auch ihnen drohenden Kriegszuge Kalamba's energisch entgegentreten zu können.

Zu meiner Freude traf ich in Ndemba meinen Freund Kalamba mit seinem Hofhalt. Er sowie Meta-Sangula, Tschingenge, Tschinjama, Kakoba und andere Häuptlinge kamen mir sehr herzlich entgegen. Auch eine Anzahl von ehemaligen Trägern fanden sich ein und hatten natürlich wie immer viel Anliegen und Bitten.

Kalamba war, nachdem wir ihn auf der Rückkehr von dem Kriegszuge gegen Katende am 21. December 1884 verlassen hatten, weiter durch sein Land gezogen, um Tribut einzuziehen und abtrünnige Häuptlinge zu züchtigen. Von Tschingenge ging er über den Lulua nach Bakua-Kassassu und war jetzt nach Ndemba gekommen. Von der Hauptroute aus hatte er mehrfach Häuptlinge nach den anliegenden Ortschaften entsendet, um dort gleichfalls seinen Zoll einzuziehen. Der Zug verlief glücklicherweise meist unblutig, da die Häuptlinge im Bewußtsein ihrer Schwäche nachgaben und

die geforderten Abgaben entrichteten. Den Häuptling in Bumba ließ er fesseln, weil derselbe, entgegen seinem Gebote, erst vor kurzem 20 seiner Unterthanen wegen einer geringfügigen Ursache den Gifttrank hatte nehmen lassen, wobei die Unglücklichen sämmtlich gestorben waren. Auch besaß Bumba mehrere Fetischsachen, welche das Unbehagen Kalamba's erregt hatten; dieselben wurden als Beute mitgeführt und sollten später in Mukenge im Beisein Bumba's verbrannt werden. Bumba selbst und einige seiner Unterhäuptlinge, die gleichfalls in Fesseln gelegt waren, wurden als Gefangene mitgeschleppt, um später des Triumphators Einzug zu verherrlichen.

Sangula freute sich sehr, als ich sie am Nachmittag in ihrer kleinen Lehmhütte besuchte. Sie bat mich dringend, mit ihr ein Glas Hirsebier zu trinken, wenn ich von Kalamba, mit dem ich noch mehreres zu verhandeln hatte, zurückkomme. Kalamba wohnte in einer ziemlich geräumigen Stube, deren Wände mit 40 Gewehren nett decorirt waren. Als ich eintrat, saß er auf seinem Bett, vor ihm loderte ein Feuer, über dem ein kleiner Junge ein halbes Lamm am Spieß drehte, seitwärts saßen zwei Männer und bereiteten Schnupftaback, und unter dem Bett lagen als eingetriebene Steuern mehrere Elfenbeinzähne, von denen ihm Kamuanda allein vier zum Geschenk gemacht hatte. Kalamba war sehr guter Stimmung und mit seinen Erfolgen zufrieden. Ich sagte ihm, daß ich im Auftrag der Expedition ihn auf meiner Rückreise von Tenda besuche, um ihn aufzufordern, seinen Kriegszug jetzt abzuschließen, damit er an unserer Kassaifahrt theilnehmen könne; wir selbst seien reisebereit und erwarteten dringend sein Eintreffen in Mukenge. Kalamba versprach bald heimzukehren, denn er habe die Orte, von denen er Tribut haben wolle, alle bereist und wolle jetzt nur noch die Rückkehr seiner detachirten Abtheilungen abwarten.

Nachdem ich meinem Versprechen gemäß noch einen Trunk Hirsebier bei Sangula eingenommen hatte, begab ich mich zur Nachtruhe in mein Zelt. Hier saß ich auf meinem Reisekoffer und stärkte mich an einem Pfannkuchen, als ich durch einen kleinen Gegenstand, der auf meinen entblößten Kopf fiel, aufgeschreckt wurde. Schnell faßte ich nach meinem Scheitel, fühlte aber gleichzeitig, daß der unbekannte Gegenstand über den Hinterkopf in wilder Eile das Weite suchte. Mein kleiner Schiko kreischte laut auf und schleuderte gleichzeitig in Ermangelung eines Bessern einen meiner langschäftigen Stiefel nach der Ursache des allgemeinen Schreckens —

einem auffallend großen Tausendfuß. Von dem Zelttuch herab war das Thier auf meinen Kopf gefallen und zuckte nun mit zerschmettertem Körper zu meinen Füßen.

Nach einem gesunden Schlaf erweckte mich am Morgen des 21. März ein geräuschvolles Moio, welches Kalamba auf der Kiota des Ortes ausbrachte. Neben ihm standen Kakoba, Tschingenge und Sangula, welch letztere zur Erhöhung der ernsten Stimmung ohne Hüfttuch erschienen war. Kalamba verkündete, daß ein Krieger des gefangenen Bumba entflohen sei, er würde deshalb zur Strafe den Häuptling auf die Station senden. Die Station schien er als sein Staatsgefängniß und uns als seine Gefangenwärter anzusehen; vielleicht glaubte er auch uns durch den neuen Gefangenen eine Freude und Ehre zu erweisen, da wir damals den besiegten Häuptling Katende bei uns aufgenommen hatten.

Beim Abschied versicherte mir Kalamba nochmals, daß er bald nach Mukenge zurückkehren werde, und auch der allmächtige Kakoba versprach, sein Möglichstes hierzu thun zu wollen. Sangula, Tschingenge und eine Anzahl der Unterhäuptlinge reichten mir ihre schwarzen Hände entgegen, und fort ging es nach der Station. Die Weiber Kalamba's und mehrere Männer, sämmtlich wie sie Gott geschaffen, gaben mir bis zum Mongongebach das Geleite, weil sie sich dort baden wollten, um dann von Kalamba Pemba zu erhalten. Während sie sich in die erfrischenden Wasserwogen stürzten, wandte ich mich nach Südwesten und wanderte bei heißer Sonnenglut nach meinem nächsten Ziele Scha-Ngange. Der Weg führte über kleine Bachadern hinweg durch eine dichte Baumsavannenlandschaft hindurch, in welcher Oelpalmen in großer Zahl wuchsen. Eine Schar bunter Vögel zwitscherte im Laube und folgte neugierig dem Zuge; unter ihnen sah ich auch einen Nashornvogel, den eine ganze Welt von kleinen Vögeln umschwärmte und neckte, wie wir es so häufig bei unsern einheimischen Raubvögeln und Krähen beobachten können. Die kleinen Gesellen gingen sogar so weit, daß sie dem wohl sechsmal größern Vogel die Federn auszurupfen suchten und wie der Blitz davonflogen, wenn er mit seinem mächtigen Schnabel nach ihnen schlug.

In der Nähe von Dörfern lagen weite Reis- und Tabackfelder. Die Thalhänge der Bäche wurden von schönen Galeriewaldungen begleitet. In Ngange traf ich auf den Weg des Hinmarsches und begrüßte daselbst meinen gastfreien Häuptling wieder, dem ich viel von meiner Reise erzählen mußte.

Da ich nicht dieselbe Tour über Tschilungo-Meso zurückkehren wollte, so entschloß ich mich, am folgenden Morgen den Marsch in der Richtung auf Tengo einzuschlagen. Germano hörte dies sehr ungern, weil er in Bumba und Tschilungo-Meso Handelsverbindungen hatte; er bat mich deshalb, seinen Weg dorthin allein nehmen zu können.

Als der Morgen graute, war Germano auch schon reisefertig und kam in mein Zelt, um sich zu verabschieden.



Pitti, ein Mulubaknabe, François' Diener.

Nach kurzem Marsche erreichte ich Mutunge, wo die Spuren des Kalamba'schen Raubzuges deutlich erkennbar waren. Die Einwohner hatten nicht schnell genug den geforderten Tribut beschaffen können, und als Strafe hierfür ging ihr Dorf zur Hälfte in Flammen auf. Von Mutunge kam ich über einen fortlaufenden Höhenrücken, von dem aus mehrere kleine Bäche zum Lubi und zum Lulua hinabflossen, nach dem Balubadorf Tengo. Dasselbe liegt eine halbe Stunde von Lulua entfernt, besteht aus 150 Hütten, machte aber einen todten, verlassenen Eindruck, weil sich der größere Theil der männlichen Bevölkerung im Heere Kalamba's befand, um dort die als Tribut eingezogenen Mädchen zu bewachen. Auch der Häuptling war abwesend, denn Kalamba hatte alle Häuptlinge in sein Gefolge berufen, um sein Ansehen zu erhöhen. Die Häuptlinge folgten selbstredend gern dem Aufruf, denn ihre Ortschaften blieben dadurch von Abgaben verschont und sie erhielten überdies einen Theil der Beute als Kriegssold ausgezahlt.

Am 23. März hoffte ich Mukenge schon am Vormittag zu

erreichen, der Aufenthalt aber, welcher durch den saumseligen Fährmann am Lulua verursacht wurde, verzögerte mein Fortkommen derart, daß ich erst am Nachmittag Mukenge erreichen konnte. Die Piloten nämlich, welche mich und meine Leute nach dem andern Ufer befördern sollten, geruhten, bevor sie die Arbeit in Angriff nahmen, eine lange Frühstückspause zu machen, und trotz aller Ungeduld blieb mir nichts übrig als zu warten, bis sie hinreichend gestärkt das Werk beginnen wollten. Ich benutzte die hierdurch hervorgerufene Pause, um bei den anwesenden Eingeborenen Erkundigungen einzuziehen. Dann setzte ich mich an den Uferrand und vertrieb mir die Zeit damit, daß ich die vielen lustig umherschwimmenden Fischlein mit Ameisen speiste. Ein kindliches Vergnügen; aber was thut man nicht alles in der Langeweile.

Der Lulua hatte an der Uebergangsstelle eine Breite von 400 m, oberhalb lag eine dichtbewaldete Insel, an deren Ufer das Kanoe circa 600 m aufwärts fahren mußte, um nicht durch die sehr bedeutende Geschwindigkeit des Flusses in eine unterhalb der Abfahrtsstelle befindliche Schnelle gerissen zu werden. Besondere Schwierigkeiten rief die Ueberführung meines Stieres hervor. Ich versuchte ihn hinter dem Kanoe herschwimmen zu lassen, und gab deshalb einem Träger den Auftrag, das Thier vom Kanoe aus mit einer am Nasenring befestigten Leine zu führen. Das Verfahren ließ sich anfangs gut an, sobald das Wasser indessen tiefer wurde, stürmte der Stier mit solcher Gewalt gegen das Fahrzeug an, daß dasselbe mehrfach in Gefahr kam umzuschlagen und der Fährmann voller Angst zum Ufer zurückkehrte. Hierdurch war das Thier so beunruhigt worden, daß es durch nichts zu bewegen war, zum zweiten mal ins Wasser zu gehen. Nur List konnte helfen; ich führte ihn stromaufwärts an eine Stelle, wo das Ufer steil in die Tiefe ging, und ließ das Boot in gleicher Höhe folgen. Liebkosend brachte ich den Stier bis an den Uferrand heran, auf ein Zeichen stieß ich ihn dann mit Hülfe eines andern Mannes ins Wasser und warf den Nasenriemen in das Boot. So brachte ich ihn glücklich an das andere Ufer.

Um $5\frac{1}{2}$ Uhr zog ich in Mukenge ein, ging am folgenden Tage nach der Station und begrüßte die Gefährten.

Dreizehntes Kapitel.

Von Luluaburg nach dem Kanoebauplatz.

Mueller's Abreise. — Ueber den Lulua. — Kongolo-Mosch. — Kapuku-Bulungu. — Centralisations-Streben. — Kajenga. — Durch den Blitz getödtet. — Mukisch. — Dorf Tschingenge. — Fetischhaus. — Tschingesch. — Baketehändler. — Tanz. — Bugslag's Kummer. — Barometer als Fetisch. — Dorf Tschiehwu. — Kanoebauplatz. — Arbeiten. — Käfer. — François trifft ein. — Transport der Kanoes. — Uebersiedelung nach Kalamba-ku-maii. — Flußpferde; Erlegung eines derselben. — Bugslag kehrt zurück. — Schneider's Ankunft. — Kalamba's Heimkehr. — Kalamba auf der Station. — Kalamba's neues Ehrenkleid. — Wißmann reist zu Saturnino. — Sein Eintreffen auf dem Kanoebauplatz. — Kanoemangel. — Wißmann's Kanoe in sechs Tagen fertig. — Wolf kommt mit Kalamba. — Lulua-Nixen. — Wißmann's Moio auf dem Lulua. — Intriguen. — Keine Reise ohne Frauen! — Kalamba entscheidet und gibt Pemba. — Letzte Berathung. — „Glück auf für morgen!"

Die Arbeiten auf der Station waren inzwischen so weit fertiggestellt, daß wir anfingen, unsere Vorbereitungen für die weitere Reise zu betreiben. Nach Wolf's Erkundigungen sollte der Lulua nach mehrern Tagereisen unterhalb der Station eine Anzahl von Schnellen und kleinen Fällen haben und erst weiter abwärts bei Bena-Tschidila und Tschiehwu bei hohem Wasserstand schiffbar sein. Mueller ging deshalb mit 30 Mann den Lulua hinab, um in der Nähe dieser Ortschaften einen passenden Platz, der genügend starke Bäume in möglichster Nähe des Wassers aufwies, zum Bau der Kanoes auszusuchen und mit diesem zu beginnen. Er kreuzte den Lulua bei Kongolo-Mosch; Bugslag, der ihm beigegeben war, setzte sämmtliche Lasten im „Paul Pogge", unserm zerlegbaren Stahlboot, über, das uns bereits große Dienste geleistet hatte und

von dem wir nun für die bevorstehende Wasserreise noch größere erwarteten. Der Weitermarsch wurde durch das schwere Boot vielfach aufgehalten, die Bäche waren sämmtlich zu kleinen reißenden Strömen angeschwellt, welche das Vorwärtskommen auf das äußerste behinderten; sie waren zu klein, um die Arbeit des Zusammensetzens des Bootes zu lohnen, aber zu groß, um sie mühelos zu passiren.

Der Häuptling Kongolo-Mosch (zu deutsch: Wasserschlange) erwies sich als sehr hülfsbereit: er stellte Nahrungsmittel und Leute zum Transport zur Verfügung und übernahm selbst Führerdienste bis zum Dorfe Kapuku-Bulungu, das ungefähr 150 Hütten zählen mochte. Auffallend war es, daß sämmtliche Dorfbewohner den durchziehenden Leuten ohne weiteres ihre Häuser zur Nachtruhe einräumten, während auf dem Marsche bis Mukenge die Träger stets Hütten für sich bauen mußten.

Am folgenden Tage wurde die Brandstätte eines früher großen Dorfes erreicht, welches auf Befehl des Häuptlings der Bena-Mukari vernichtet war, um die Einwohner zu zwingen, nach seiner Hauptstadt zu ziehen. Er scheint somit dasselbe Princip der Centralisation wie Kalamba zu befolgen; die Häuptlinge bezwecken mit demselben größere Handels- und Waffenplätze zu gründen, um so fremde Händler herbeizulocken und stets über eine größere Anzahl von Kriegern verfügen zu können.

Die Leute hatten hier durch Bienen, die zwar nicht bösartig stechen, aber durch ihr beständiges Umherschwirren unangenehm werden, sehr zu leiden. Freilich mußte man sich in Acht nehmen, die kleinen Thiere, die sich oft in Scharen auf Gesicht und Händen niederließen, zu verletzen; sie setzten sich dann zur Wehr und veranlaßten durch ihre Stiche Anschwellungen, denen besonders die Arme ausgesetzt waren, da die Bienen häufig in die Aermel krochen und bei der geringsten Bewegung des Armes mit dem Aermel gedrückt wurden. Wißmann wurde späterhin an demselben Orte böse von ihnen zugerichtet.

Der nächste Marschtag führte wieder durch einige verbrannte Dörfer. Das eine derselben, Kajenga, gehörte einem großen Häuptling desselben Stammes, der es verlassen hatte, weil er es von einem bösen Zauberer bewohnt glaubte. Es war dort ein Mann, welcher bei einem heftigen Gewitter unter einem Baume Schutz gesucht hatte, vom Blitz erschlagen worden, und sein Bruder, der zugegen gewesen, hatte vor Schreck den Verstand verloren. Da

konnte den abergläubischen Häuptling nichts mehr an dem unheimlichen Platze halten; er zog mit all den Seinen von dannen, um ein neues Dorf zu bauen. Nur der Wahnsinnige und ein paar alte Männer, die dem Zuge nicht folgen konnten, waren zurückgeblieben. Es war dies der einzige Fall eines tödlichen Blitzschlages, der den Mitgliedern der Expedition bekannt wurde.

In Mukisch wurde Nachtquartier bezogen. Der Häuptling befürchtete, große Mulambuzahlungen machen zu müssen, war aber angenehm überrascht, als nichts gefordert wurde, und brachte dann willig Nahrungsmittel herbei, sorgte auch für Führer bis Tschiehwu. Eine kleine Wegstunde vom Dorfe Mukisch mußte der etwa 10 m breite und 1,5—2 m tiefe Tschibungo unter großen Schwierigkeiten passirt werden, da weder Kanoe noch Brücke vorhanden war. Zwei Stunden danach, während welcher dichter Urwald durchwandert wurde, verursachten die sumpfigen Ufer des Katumbu von neuem große Mühen für die Bootsträger und Stiere. Dicht hinter demselben liegt auf einer Anhöhe das Dorf Tschingenge, das nicht mit der Residenz des früher erwähnten Tschingenge zu verwechseln ist. Der Ort ist hübsch und freundlich gebaut, er mag 50—60 Hütten zählen. In der Mitte enthält er eine große Fetischhütte, die sich durch ihren Baustil vor allen bisher gesehenen auszeichnet. Das Dach ist birnförmig und verläuft nach oben in eine lange phantastisch verzierte Spitze; es wird von einer doppelten Säulenreihe getragen, die Wände sind offen; in der Mitte findet sich eine Art Altar aus Lehm erbaut. Jede Annäherung eines unserer Begleiter wurde mit einer Flut von Schmähworten untersagt, da sonst der Geist des Fetisch, bei den Baluba Buanga genannt, erzürnt werden würde. Der Fetisch selbst, der hier gestanden hatte, war auf Befehl an Kalamba ausgeliefert und verbrannt worden, aber die Leute glaubten, daß sein Geist noch an derselben Stelle weile und sie vor Ungemach schützen würde. Der Häuptling selbst befand sich im Heere Kalamba's, der noch immer plündernd und raubend nördlich des Lulua umherzog, um fällige Abgaben einzutreiben.

Die Bekleidung der Eingeborenen besteht fast ausschließlich aus Mabelestoffen; sie beschränkt sich bei den Weibern auf zwei winzig kleine Läppchen vor und hinter den Hüften, die Männer dagegen tragen große Hüfttücher. Die Haare werden hier im Gegensatz zu der in Kalamba herrschenden Mode, wo sie kurz geschoren werden, lang in Zöpfen oder wunderlichen Frisuren getragen.

Von Tschingenge aus führte der Weg wiederum, einen schwer passirbaren Sumpf und eine Anzahl kleiner Bäche kreuzend, durch dichte Waldungen nach Ngange, von dort über Grasflur und durch große wohlbestellte Felder nach dem Tschimbundubach, der zwar eine Brücke hatte, jedoch, da sie fast 75 cm unter dem Wasserspiegel lag, große Marschverzögerungen verursachte. Auch hier fanden sich rauchende Schutthaufen, die auf ein großes Dorf, das hier gestanden hatte, deuteten; seine Bewohner waren zu Kapuku-Tschimbundu, dem mächtigen Häuptling am Muansangomma, berufen worden. Im Dorfe Tschingesch wurde halt gemacht. Es war eins der größten, das auf der Reise berührt wurde, es zählte wohl 300—350 Hütten.

Hier lagerte eine kleine Handelskaravane der Bakuba, die Elfenbein gegen Sklavinnen umsetzte. Es waren acht Männer mit einigen Knaben, welche erzählten, sie seien dem Lukengo unterthan und müßten an ihn einen Theil des Erlöses aus ihren Geschäften entrichten. Die Leute sahen wild und kriegerisch aus, waren auffallend schön gewachsen und mit der malerischen Tracht der Bakuba angethan. Ein kleiner, federgeschmückter Hut bedeckte den starken Haarschopf des Hinterhauptes, an den er mit einer eisernen oder kupfernen Nadel befestigt war. Ein faltenreiches Hüfttuch aus Mabele wallte von den Hüften abwärts über die Oberschenkel, während der Oberkörper nackt blieb.

Die Bewaffnung bestand aus Speer, Pfeil und Bogen, ferner trug jeder ein an der rechten Seite hängendes Messer, Ikullo genannt. Nach den Klängen ihrer Marimba führten die Bakuba unter lautem Geschrei eine Art Kriegstanz auf, bei welchem sich zwei von ihnen erst in ein Scheingefecht einließen; zum Schluß kam dann eine Versöhnung zu Stande und beide tanzten gemeinsam weiter. Sie versuchten sofort, Geschäfte mit uns einzugehen; sie forderten nur Perlen und Kaurimuscheln, waren aber mit ihren Sachen so theuer, daß sich kein Handel entwickeln konnte. Ihre Heimat, das Dorf Tschimbulu am Tambabach gelegen, sollte in etwa 15 Marschstunden zu erreichen sein.

Der Häuptling des Ortes brachte ein wol $1^1/_2$ Ctr. schweres Schwein, das angekauft wurde, um sein Schmalz als Reiseproviant mitzunehmen. Es gehört zu den großen Annehmlichkeiten im Innern, wenn man mit Schweine- oder Flußpferdschmalz versehen ist, da sonst alles Fleisch mit Palmöl gebraten werden muß, an dessen

Genuß sich der Reisende oft schwer gewöhnt; häufig ist es ranzig und dient nicht dazu, den Geschmack der ohnehin einförmigen Kost zu verbessern. Bugslag hatte mit seiner gewohnten Sorgfalt den ganzen Speck des geschlachteten Schweines ausgebraten und das gewonnene Fett in zwei großen Töpfen gesammelt, die er, um Diebstählen vorzubeugen, in seine Hütte stellen ließ. Am nächsten Morgen schwamm dieselbe in Fett; der eine der irdenen Töpfe war zu hart auf den Boden gestellt worden und hatte dabei einen Sprung erhalten, aus welchem über Nacht der ganze Inhalt ausgelaufen war. Bugslag, der die halbe Nacht bei der Bereitung des Fettes thätig gewesen, war sehr traurig und beklagte schmerzlich den Verlust, der uns betroffen hatte.

Alle vier Tage wird im Orte großer Markt abgehalten, welchen die Bewohner der Umgegend mit Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen besuchen und der oft viele hundert Menschen vereinigen soll. Bei dieser Gelegenheit werden auch die meisten Geschäfte in Sklaven abgeschlossen. Uebrigens verkaufen die Eingeborenen von Tschingesch selten ihre Angehörigen, sondern beziehen ihre Sklaven meist vom Muansangomma und Lubi; von dort erhalten sie auch Gummi.

Große Aufmerksamkeit und sichtliches Unbehagen verursachten unsere meteorologischen Instrumente. Barometer und Thermometer wurden mit größtem Mistrauen gemustert, ja als in der Nacht ein lungenkranker Mann starb, stand es bei allen fest, daß nur die Instrumente schuld an seinem Tode seien, um so mehr, als am Tage vorher eine Anzahl Zauberer ohne Schaden die Riambaprobe bestanden hatten.

Der Riambacultus ist auch hier verbreitet, tritt aber nicht so alles beherrschend auf, als in dem Kalamba unmittelbar unterworfenen Gebiet. Die Leute rauchen und glauben ebenso an die Kraft des Hanfes, leben aber in anderer Beziehung freier als die echten Bena-Riamba, d. h. Hanfsöhne. So tragen sie Pfeil, Bogen und Messer, halten Hunde und Schweine, essen auch das Fleisch der letztern und haben die Freiheit, ihre Haare zu tragen wie es ihnen beliebt; ihr Glaube an den Hanf ist auch wol nicht so unumstößlich wie bei jenen, da sie noch eine Menge Fetische besitzen.

Am nächsten Tage wurde nach einem sehr schweren und überaus anstrengenden Marsch Tschiehwu erreicht. Hier waren die ersten günstigen Nachrichten über den Fluß zu erhalten. Allgemein wurde behauptet, daß er von hier bis zur Mündung in den Kassai

keine Stromschnellen oder Fälle mehr aufweise. Da in einem Galeriewald am Lulua, in etwa $6^1/_2$ km Entfernung vom Dorfe Tschiehwu, eine Anzahl guter Stämme sich befand, die unsern Zwecken wohl dienen konnten, wurde hier einstweilen gelagert, um sofort den Bau der Kanoes zu beginnen.

Auf einer etwa 60 m über dem Flußthal liegenden Höhe schlug Mueller das Lager auf, die Entfernung bis nach der eigentlichen Baustelle betrug nur 10 Minuten; ein Weg wurde durch den Wald bis zum Wasser angelegt, und schon am zweiten Tage



Kanoebauplatz.

fiel der erste Baum, eine Oleacee, in der Eingeborenensprache Masch=Masch genannt. Das Holz war hart, setzte aber, da es gut spaltig war, der Axt wenig Hindernisse entgegen; 13 Mann arbeiteten in sieben Tagen das Kanoe heraus, das bequem 25 Menschen mit Lasten tragen konnte. Inzwischen waren zwei weitere Stämme, Mfuma (Eriodendron), gefällt; ihre Bearbeitung nahm ungleich weniger Zeit in Anspruch, da das Holz außerordentlich weich und schwammig ist und sich infolge dessen, solange es frisch war, sehr leicht bearbeiten ließ. Freilich konnte man an dasselbe nicht so große Anforderungen wie an das erstgenannte stellen, da es infolge seiner porösen und lockern Structur bei weitem nicht so

dauerhaft wie jenes war. Außerdem stellte sich ein anderer Uebelstand später heraus: es fand sich ein Käfer, ein Holzbohrer (Lymexilon), der in wenigen Tagen die dünnen Wände der Fahrzeuge mit seinem Gange durchbohrte. Das Insekt befindet sich in der Sammlung und hat sich als bisher unbekannt herausgestellt.

Das eine fertige Kanoe faßte etwa 25 Mann mit Lasten, das andere vielleicht 12 Personen. Ein vierter Stamm, eine Rubiacee, Musonde genannt, ein äußerst wohlriechendes Holz, lieferte nach



Schiffszimmermann Bugslag.

angestrengter Arbeit, da es hart und wenig spaltbar war, ein weiteres Kanoe für 15 Personen.

Inzwischen hatte sich ein lustiges Lagerleben entwickelt. Obgleich die Leute, durch Bugslag's Beispiel, der wie auch Mueller stets mit der Axt in der Hand vorarbeitete, angefeuert, von morgens früh bis zum späten Abend angestrengt arbeiteten, so waren sie doch des Abends so munter, daß noch Zeit und Lust für Spiel und Tanz blieb. Leute aus Tschiehwu und aus Kalamba-ku-maii, einem Dorfe am Lulua, das nur wenige Stunden vom Lager entfernt war, fanden sich häufig ein, um ihre Lebensmittel umzusetzen;

leider waren es selten so viel, daß sie genügt hätten, das Bedürfniß zu decken, sodaß fast beständig einige Patrouillen unterwegs waren, um in den benachbarten Dörfern, deren Bewohner aus Scheu nicht selbst kamen, einzukaufen.

Eine große Schwierigkeit bestand darin, die großen fertigen Kanoes ins Wasser zu bringen. Die ganze Mannschaft wurde dazu aufgeboten, ja alle, die sich zufällig zum Besuch oder Handel im Lager aufhielten, mußten Hand mit anlegen, um die Kolosse, die oft mehrere hundert Meter weit zu ziehen waren, fortzubewegen. Es wurden zu diesem Zwecke in die Bordwand über der Wasserhöhe einige Löcher gebohrt und durch dieselben lange Taue gezogen. Das Kanoe wurde mit Rollen oder Strauchbahnen unterbaut, die ganze Mannschaft faßte an, und indem Bugslag nach Art der Seeleute den Takt vorsang, wurde auf einen Ruck angezogen. Es fehlte hierbei nicht an komischen Scenen, wenn plötzlich die Taue rissen und alle, die mit ihrem ganzen Körpergewicht nach vorn lagen, unfreiwillig zur Erde fielen oder übereinander kollerten. Mueller versuchte in Kalamba-ku-maii einige Kanoes zu kaufen; er mußte auf dem Marsche dorthin den Lombello kreuzen und fand an seinem Ufer zwei weitere gut geeignete Mfuma, die er sofort für den Bau fällen ließ. Inzwischen kam François mit neuen Leuten zur Baustelle, sodaß die Arbeit nun noch mehr gefördert wurde. Wenn wir auch noch täglich durch heftige Regengüsse und Gewitterschauer in unserer Arbeit gestört wurden, so war doch aus dem Fallen des Wassers im Lulua ersichtlich, daß im südlichen Baluba und im Lundareiche, seinen Quellgebieten, die Regenzeit bereits ihr Ende erreicht hatte. Wir befanden uns im Ausgang des Monats April und mußten darauf rechnen, daß auch in unserer Gegend die trockene Zeit bald ihren Einzug halten würde. Mueller sah sich, da bei dem sinkenden Wasserspiegel fast täglich neue Felsen und Barren, die bisher tief unter Wasser gelegen hatten, zu Tage traten, veranlaßt, zunächst die großen Kanoes nach Kalamba-ku-maii zu bringen, um dieselben noch unbefrachtet über die zwischen der Baustelle und dem genannten Dorfe liegenden Stromschnellen zu führen; er fand hierbei Gelegenheit, ein Flußpferd, das schnaubend und pustend mit dem ungeheuern Kopfe plötzlich in gefährlichster Nähe der mit dem heftigen Strome kämpfenden Fahrzeuge aus dem Wasser auftauchte, durch einen wohlgezielten Schuß zwischen die Lichter zu erlegen; die

ungeheuere Fleischmasse befreite uns für die nächsten Tage von den schon drückenden Nahrungssorgen.

Der Transport der großen Fahrzeuge über die Steine gelang ohne Unfall, und gegen Abend lagen dieselben wohlgeborgen im Hafen von Kalamba-ku-maii.

Die Dörfer des Häuptlings gleichen Namens befinden sich theils unmittelbar am Ufer des hier wol 700 m breiten Stromes, theils auf einigen kleinen bewaldeten Inseln. Die Einwohner hatten sich auf die letztern zurückgezogen und das kleine Dorf am Ufer unsern Leuten überlassen. Das Landschaftsbild war entzückend! Dichter



Büchsenmacher Schneider.

Urwald bedeckte die Ufer, nur an einer Stelle trat er gegen die Savanne zurück und gewährte eine weite Fernsicht. Im Flusse selbst kamen immer mehr Steine zum Vorschein, an die das Wasser schäumend anprallte, dazwischen schoben sich coulissenartig bewaldete Inseln, auf denen idyllisch versteckt die Hütten der Eingeborenen lagen. Eine Flußpferdfamilie trieb unbekümmert um die zahlreichen Menschen ihr Spiel im Wasser und auf den unterhalb der Inseln gelegenen Sandbänken; die Thiere waren so wenig scheu, daß sie selbst zwischen die Häuser des Dorfes kamen, um ihrer Nahrung nachzugehen. Leider zwang schließlich der wiederkehrende Mangel an Fleischnahrung dazu, eins der Thiere zu tödten; das Fleisch wurde vertheilt und reichte für mehrere Tage. Bugslag war schon

am 4. Mai nach Luluaburg zurückgekehrt, das während unserer Abwesenheit seiner alleinigen Obhut und Verwaltung anvertraut wurde. Am 5. Mai traf der Büchsenmacher Schneider, welcher für die Kassaireise bestimmt war, mit noch 14 Mann auf dem Kanoebauplatz ein.

Mueller hatte sich der mühevollen Aufgabe unterzogen, in der weitern Nachbarschaft des Lagers, nachdem er die Mehrzahl der Kanoes erbaut hatte, größere Mengen von Lebensmitteln theils zum Unterhalt der Arbeiter, theils zum Proviant für die anzutretende Wasserreise einzukaufen. Er wurde hierbei in einen ernstlichen Kampf verwickelt, der ihm leicht verhängnißvoll werden konnte.

Als er in Begleitung des Häuptlings Tschiehwu in ein am Lombello belegenes Balubadorf einrückte, erhielt er plötzlich von zwei Seiten Feuer. Drei von seinen 11 Begleitern fielen, ein vierter erhielt eine schwere Schußwunde durch den Unterleib und Mueller selbst wurde durch einen Streifschuß an der linken Schulter und am Kinn leicht verletzt. Ein halber Zoll weiter und auch er hätte, wie sein Bruder, ein frühes Grab in afrikanischer Erde gefunden.

Nur durch äußerste Geistesgegenwart gelang es ihm seine wenigen Leute und sich vor sicherm Tode zu erretten, indem er durch wohlgezieltes Feuer einen der Feinde nach dem andern niederstreckte, und so seinen Begleitern Zeit gab sich zurückzuziehen. Es stellte sich später heraus, daß Tschiehwu mit den Einwohnern des betreffenden Dorfes bereits seit längerer Zeit in Fehde lebte und Mueller absichtlich dorthin geführt hatte, weil er hoffte, durch ihn seine Feinde demüthigen zu können. Die Sache kam ihm recht theuer zu stehen, da Mueller ihn für seine hinterlistige Absicht durch eine erhebliche Steuer an Ziegen und Hühnern bestrafte.

Der schwerverwundete Angolaträger, den Mueller mit Hintansetzung der ihm selbst drohenden Gefahr aus dem Kampfe geschleppt hatte, erholte sich nach etwa sechswöchentlichem Krankenlager so weit, daß er wieder leichtere Arbeiten verrichten und den Marsch nach der Station Luluaburg antreten konnte, von wo er später in seine Heimat Angola zurückkehrte.

Unterdessen war Kalamba durch Wolf von seinem Raubzuge zurückgeholt und unter dem Jubel der Bevölkerung wieder in seine Residenz eingezogen. Sein Einzug hatte sich besonders festlich gestaltet. Am 6. April gegen 11 Uhr vormittags eilen fünf

Fahnenträger durch die Straßen des Ortes und künden die Ankunft des Häuptlings an, kehren zurück und tanzen singend und springend dem Festzug voran. Ihnen folgt Kalamba, von zwei Mann in einer Hängematte getragen. Er hat ein rothsammtenes Maskencostüm angelegt, welches ihm bei unserm Eintreffen zum Geschenk gemacht worden war. An seiner Seite geht, in Schweiß gebadet, der Schirmträger. In seiner nächsten Nähe springen die sehnigen Gestalten von etwa 80 Kriegern, bewaffnet und kriegerisch geschmückt. Jetzt folgt Kakoba, sein erster Minister und Vertrauter, mit den höchsten Beamten. Kakoba selbst befindet sich im blauen Waffenrock und dunkelgrauen Hosen, aus denen die nackten schwarzen Beine weit heraushängen, die in einem Paar stark mitgenommenen rothen Lederpantoffeln ihren Abschluß finden. Er reitet auf seinem Stier und schielt ab und zu mit erhabener Miene nach seinem Gefolge, welches in den bunten Festtüchern hinterherschreitet, jeder mit einem Schirme versehen, den er zum Zeichen der Würde aufgespannt über dem Haupte trägt. Hinter diesen ernsten Männern schließt sich ein ungeordneter Haufe von über 200 Weibern an, die mit Geräthen aller Art, mit Kindern auf dem Rücken und im Arm sich weniger festlich ausnehmen. Gesang und lustiger Jubel künden die letzte Schar an; die Weiber Kalamba's unter Führung von Meta-Sangula, die heute ganz schicklich aussieht und ausnahmsweise ihre schlanken Körperformen durch ein faltiges, bis auf den Boden reichendes Tuch verhüllt, während Perlen- und Muschelschnüre auf dem wohlgebildeten Nacken ruhen. Die übrigen Frauen und Mädchen tragen gewöhnlich nur Hüfttücher.

Auf der Kiota macht Kalamba halt. Die Krieger treten sich in zwei Parteien gegenüber, und das andere Gefolge, sowie das herbeigeeilte Volk lagert sich im weiten Kreise. Aller Augen sind auf die Krieger gerichtet, die sich anschicken, in einer großen Schlachtenpantomime den Verlauf eines Feldzuges darzustellen. Mit herausfordernder Haltung und erhobenen Gewehren gehen die Parteien gegeneinander vor und ebenso wieder zurück, dann springen einzelne in langen Sätzen aus dem Trupp heraus, schlagen die Gewehre an und schießen in die Höhe, worauf sie ebenso schnell im Haufen wieder verschwinden. Die Abtheilungen stürzen jetzt mit lautem Kriegsgeschrei aufeinander, und es entspinnt sich ein wüthendes Handgemenge, indem der eine dem andern das Gewehr zu entwinden sucht. Kalamba hat indeß auf dem Flur seines Hauses

Platz genommen, sodaß er das Schauspiel übersehen kann; neben ihm sitzt Kakoba. Das Kriegsspiel schließt ab, als Kalamba-Muana mit seinen Bewaffneten zur Huldigung heranrückt. Er trägt einen weißen leinenen Anzug und Lederpantoffeln. In jeder Hand hält er das Zeichen des Friedens und der Freundschaft, einen grünen Riambazweig. Ihm folgt der Häuptling Kassengo in der Attila eines Trompeters vom Zietenhusaren-Regiment, mit dem Troß seiner Weiber. Vor dem Hause treten einzelne aus dem Gefolge Kalamba-Muana's hervor und führen Kriegstänze auf. Ein Schuß, den Kassengo aus seinem Gewehr abgibt, beendet das Spiel. Kalamba-Muana entblößt sein Haupt, öffnet seinen Rock und tritt vor seinen Gebieter hin. Hier kniet er nieder, streut Erde auf die freigelegte Brust, küßt den Fußboden, berührt ihn mit Stirn und Wange und klatscht dann dreimal in die Hände. Kalamba erwidert den Gruß dadurch, daß er ebenfalls in die Hände klatscht, während Kakoba wiederum dem Thronfolger seine Unterwürfigkeit bekundet und ebenfalls die Brust mit Erde bestreut. Dieselbe Ceremonie wiederholt sich, als Kassengo seine Huldigung darbringt. Hierauf lassen sich die Häuptlinge neben Kalamba nieder, andere Würdenträger, sowie mehrere Kioque und Bangala gruppiren sich in nächster Nähe und Kalamba-Muana beginnt seine Begrüßungsrede. Mit lebhaften Worten schildert er die Freude des Volkes über die glückliche Heimkehr des Häuptlings, über den guten Erfolg und über die vielen Beutestücke, dann berichtet er über die Vorfälle in Mukenge und überreicht als Begrüßungsgeschenke vier Elfenbeinzähne, zwei Mädchen und mehrere Lasten Gummi. Kalamba nickt seinem Stiefsohn, als dieser seine Rede beendet hat, freundlich zu und gibt Kakoba ein Zeichen, die Ansprache zu erwidern. Dieser erhebt sich und antwortet mit musterhafter Rhetorik in schwungvollen Worten, wobei er nach Höflingsart verbindlich freundlich mit Kalamba und dessen Thronfolger liebäugelt; er dankt im Namen Kalamba's sowol für den festlichen Empfang, als auch für die Geschenke und fügt zum Schluß hinzu, Kalamba habe unter seinen Beutesachen Geschenke für seinen Stiefsohn mitgebracht, würde sie ihm aber erst morgen übergeben, da er noch keinen Ueberblick über die vielen Sachen und die Zahl der vielen Sklavinnen habe, Kalamba wünsche jetzt überdies von seiner Reise auszuruhen. Die Häuptlinge erheben sich und verlassen hierauf ohne weitern Abschied das Haus. Draußen wogte indeß ein lustiges Treiben. Die

zurückgekehrten Krieger begrüßten sich mit den Heimgebliebenen, schossen im Freudentaumel ihre Gewehre ab und waren in bester Stimmung. Die Weiber sangen und tanzten; Sangula saß am Feuer und überschaute das lebendige Bild mit zufriedenem Lächeln.

Kalamba war also endlich heimgekehrt und unserer Abreise stand nichts mehr im Wege. Am 9. April kam er mit großem Gefolge nach Luluaburg, um seine Geschenke für die Betheiligung an der Reise in Empfang zu nehmen und noch einige Regierungssorgen, darunter den geplanten Rachekrieg gegen Tschilungo-Meso zu besprechen, zu welchem wir ihm stets unsere Hülfe und auch Zustimmung entschieden verweigert hatten.

Es wurde ihm ein feierlicher Empfang bereitet. Als er um 3 Uhr heranzog, stand unsere Mannschaft vor dem Wachthause in Linie aufmarschirt. Der Hornist blies zum Chargiren, dann eröffneten fünf Mann ein lebhaftes Feuer und dazwischen erfolgten drei Schüsse aus unserm Geschütz. „Moio ua kalamba, ualuendu, lutuaquenda, kuakumaii, muschimine, meme kunu, makukube, nascha gugomona, luebo, uakulua, malojosso, aschike, to" (d. h. „Sei gegrüßt, Kalamba, wir wollen gehen, wir wollen zusammen gehen, um das große Wasser zu besuchen, es ist weit bis dorthin, ich werde dich hinführen und dir Sachen zeigen, die du noch nicht gesehen hast. Heute sind wir zusammengekommen, um alles gründlich zu verabreden. Ich habe gesprochen"). Mit diesen Worten begrüßte Wißmann den Häuptling.

In der Begleitung Kalamba's befanden sich Sangula, Tschingenge, Kalamba-Muana und Kakoba. In unserm Eßpavillon ließen wir uns zur Berathung nieder. Unser Dolmetscher Kaschawalla betonte nunmehr den Zweck der heutigen Vereinigung. Ehe Kalamba aber auf weitere Verhandlungen einging, erbat er für seine Leute einen Ochsen, für seine Schwester ein Hüfttuch und kündete an, daß er für die Nacht auf der Station bleiben wolle. Alsbald wurde seinen Wünschen willfahrt und die nöthigen Wohnräume angewiesen. Jeder schien befriedigt, nur Tschingenge nicht; er klagte darüber, daß wir ihn mit seinen Leuten in derselben Hütte untergebracht hätten, was seiner als Häuptling unwürdig sei. Nachdem auch diese Calamität zur Zufriedenheit erledigt war, gingen wir zur Tagesordnung über. Kakoba erklärte, das Volk wünsche, daß Kalamba die Kassaireise nicht mitmachen solle, sondern Kalamba-

Muana dorthin reise. Kalamba aber sprach entschieden dagegen und sagte: „Kalamba wird selbst die große Reise mitmachen und freut sich darauf, den großen Strom zu sehen. Wer vor dem Wasser Angst hat, ist eine Memme und mag in seiner Hütte bleiben. Kalamba geht, und wenn er einmal unterwegs ist, wird er nicht vor dem Ziele umdrehen. Kalamba-Muana bleibt in Mukenge und ihm hat das Volk während meiner Abwesenheit zu gehorchen!" Er athmete tief auf, als er seinen Willen so energisch ausgesprochen hatte, und sah uns mit einer gewissen stolzen Genugthuung an. Hirsebier und Riambapfeife machten nun im Kreise die Runde. Sangula war bald betrunken und betäubt, streckte sich auf dem Erdboden aus und zuckte mit den Gliedern, als ob sie in Krämpfen läge. Bald begann das schwindsüchtige Husten und Räuspern der Raucher, und auch Kalamba lieferte zu dem unerquicklichen Concert seinen Beitrag, indem er sich die Nase mit den Fingern schnäuzte.

Als die Versammlung aufgehoben war, fand sich Tschingenge ein und beklagte sich darüber, daß man ihm von dem geschlachteten Ochsen weniger Fleisch zugetheilt habe als den andern Häuptlingen. Er müsse ebenso geachtet werden wie diese, denn wir hätten ihm einen Anzug geschenkt und damit gezeigt, daß wir ihn als Häuptling achteten, er könne das Kleid aber nur in Ehren tragen, wenn er behandelt würde wie die andern Großen.

Tschingenge wünschte sich ebenfalls an der Kassaireise zu betheiligen; er versprach, sich rechtzeitig zur Abreise einzufinden, vorher wolle er aber seinen Ort weiter von Mukenge ab neu erbauen, weil er den zunehmenden Machteinfluß Kalamba's fürchtete.

Am andern Morgen erhielt Kalamba die Geschenke, welche ihm für die Theilnahme an der Fahrt zugesichert waren, und hierauf wurde im Beisein sämmtlicher Würdenträger noch über einige Punkte eine Vereinbarung erzielt. Die vielen Gerüchte über Kriegsrüstungen der Kioque gegen uns ließen es wünschenswerth erscheinen, allen Versammelten, unter denen sich auch einige Kioque befanden, die Zwecke, die uns in ihr Land geführt hatten, klarzulegen. Die Rüstungen der Kioque gründeten sich nur auf die Befürchtung, daß es ihnen so ergehen könnte, wie den Eingeborenen der Küste, daß wir gegen sie einen Unterwerfungskrieg durchzuführen beabsichtigten, wie ihn die Portugiesen gegen die Bangala versucht hatten. Dieser Glaube mußte ihnen schon wegen der Sicherheit des in der Station zurückbleibenden Gefährten genommen werden. Es wurde



Kanoebau.

S. 311.

dann die Anzahl der von Kalamba mitzunehmenden Männer und Weiber bestimmt, und unsere Sitzung dauerte so lange, bis der Hunger sich allgemein fühlbar machte und den Abschluß beschleunigte. Ehe wir auseinandergingen, erhielt Kalamba ein neues Costüm, bestehend in Regenmantel, Schärpe, Papierorden und Filzhut. Er war so erpicht, sich in seinem Anzuge zu zeigen, daß er sich schnell hinter einem Stück Tuch, welches Kakoba und ein anderer Beamter vor ihm ausspannten, umkleidete. Mit lautem Geschrei und Händeklatschen spendeten ihm seine Unterthanen Beifall, als der Vorhang fiel und Kalamba mit triumphirendem Gesicht sich den Blicken der erstaunten Menge zeigte. Eine Stunde später kehrte er mit seinem Gefolge nach Mukenge zurück.

Wißmann suchte nunmehr den Händler Saturnino auf, um von diesem uns noch nöthige Waaren einzukaufen, und ging dann, nachdem Kalamba und Tschingenge sich endlich marschbereit erklärt hatten, nach dem Kanoebauplatz ab, wo er am 14. Mai eintraf, während Wolf die wenig angenehme Aufgabe zufiel, mit Kalamba, der natürlich auch hier wieder zu plündern suchte, nachzumarschiren und ihn zur Eile anzutreiben.

Wißmann hatte bei seinem Eintreffen die Oberleitung der Arbeiten übernommen. Es mußten noch einige Kanoes gebaut werden, und doch that die größte Eile noth. Mit jedem Tage, den wir noch warten mußten, wurde die uns bevorstehende Fahrt gefährlicher, da das Wasser des Lulua merklich fiel, immer mehr Steine in seinem Bette sichtbar wurden und sich Stromschnellen bildeten, wo vor einigen Tagen noch tiefgehende Kanoes hätten gefahrlos passiren können. Unter Wißmann's besonderer Leitung wurde eins der größten Kanoes von sechzehn Leuten innerhalb sechs Tagen fertiggestellt und dann von ihm selbst durch die Stromschnellen in unsern Abgangshafen gebracht. Mitten auf dem Flusse gab er ein „Moio", worin unsere bevorstehende Abreise zu Wasser angekündigt wurde, das eine tausendköpfige Menge am Ufer begeistert aufnahm. Mueller hatte unterhalb des Ortes Kalamba-ku-maii einen besonders starken Baum gefunden, an dem er arbeitete, während François in der Nähe des Dorfes ein weiteres Kanoe in Angriff genommen hatte.

Die Einwohner des Dorfes Kalamba, die bis zur Ankunft Wißmann's, der schon von einer Anzahl reiselustiger Baluba begleitet war, freundlich mit uns verkehrt hatten, geriethen plötzlich

in große Besorgniß, daß Kalamba auch von ihnen Mulambo fordern würde, trotzdem wir sie unsers vollen Schutzes versicherten. Wir hatten oft die Geschicklichkeit bewundert, mit der diese Leute ihre rohgearbeiteten, wackeligen Kanoes sicher durch die Stromschnellen führten. Man ruderte auch hier sitzend oder in der Hocke. Erstaunlich war die Gewandtheit, welche auch das weibliche Geschlecht im Rudern und Steuern zeigte; einige junge Mädchen gaben uns täglich Proben davon. Vier dieser Wassernixen ruderten gewöhnlich in die Mitte des Lulua, stürzten sich dann trotz der auch hier nicht seltenen Krokodile mit über dem Kopf zusammengelegten Händen ins Wasser, schwammen und tauchten, indem sie abwechselnd mit einer Hand das Kanoe führten. Namentlich zeichnete sich unter ihnen die Muadi des Häuptlings, eine auffallend hübsche Erscheinung mit regelmäßigen kaukasischen Gesichtszügen und dem vollen Reize jugendlicher Entwickelung, im Tauchen und Schwimmen vor allen andern aus. Oft blieb sie so lange unter Wasser, daß man befürchten mußte, eins der raubgierigen Riesenreptilien hätte sie entführt, bis dann ihr mit glänzend weißen Kaurimuscheln durchflochtenes Haar zum Vorschein kam und sie selbst mit den Zurufen der Bewunderung begrüßt wurde.

Inzwischen war auch Wolf mit Kalamba, Sangula, Tschingenge und einem Gefolge, das von Ort zu Ort lavinenartig auf annähernd tausend angewachsen war, eingetroffen. Sangula hatte ihre kleine, kaum einjährige Enkelin, die sie mit auf die Kassaireise nehmen wollte, auf dem Hermarsch durch den Tod verloren und war noch tiefbetrübt.

Infolge der Menschenmenge machte sich Mangel an Lebensmitteln fühlbar. Die Baluba wurden in einem „Moio" ermahnt, nicht zu stehlen und zu plündern, sondern mit Perlen und Kaurimuscheln ihre Bedürfnisse einzukaufen. Thatsächlich fielen auch während der Zeit unsers Lagers am Lulua wenig Verstöße gegen das Eigenthum vor. Die Baluba sind im allgemeinen rechtlich denkende Menschen, die sehr wohl den Unterschied zwischen Mein und Dein kennen. Es scheint vielleicht, als ob dies mit den Räubereien Kalamba's, die mehrfach erwähnt wurden, im Widerspruche stehe; thatsächlich ist es aber nicht der Fall, denn es gilt überall als Recht der großen Häuptlinge, von den schwächern Tribut zu fordern, und so sehen selbst die Geschädigten in dem Vorgehen des Mächtigern, der ihnen Hab und Gut nimmt, kein Unrecht.

Die Zahl der Reiselustigen und derjenigen Häuptlinge, die Kalamba mitnehmen wollte, mehrte sich in erschreckender Weise. Unsere Fahrzeuge hätten nicht für den fünften Theil ausreichenden Platz gehabt. Viele waren mit mehrern Frauen und Kindern gekommen. Als nun angekündigt wurde, daß nur wenige mit Kalamba uns begleiten könnten, fehlte es nicht an solchen, die ihren Häuptling mistrauisch gegen uns machen wollten. Man sagte sogar öffentlich, daß wir gegen Kalamba Böses im Schilde führten und ihn mit einer schwachen Begleitung, die wir leichter bewältigen könnten, in die Sklaverei schleppen wollten. Entweder müsse Kalamba viele getreue Krieger mitnehmen oder er dürfe gar nicht reisen. Dies erfordere die Vorsicht und das Wohl des Landes.

Glücklicherweise schenkte Kalamba diesen gehässigen Bemerkungen kein Gehör, sondern erklärte in einem feierlichen nächtlichen „Moio", daß sein Vertrauen zu uns unerschütterlich sei und er mit uns reisen würde. Es könnten nicht mehr mitgenommen werden, als Platz in den Kanoes fänden. Damit hatte Kalamba seinen endgültigen Entscheid gegeben und sich seinem Versprechen treu erwiesen.

Am nächsten Tage fand die engere Auswahl der Begleiter statt. Wir besaßen unser Stahlboot, 10 große und 6 kleine Kanoes. Die Tragfähigkeit eines jeden Fahrzeuges war geprüft und bestimmt. Alle Reiselustigen mußten in Reih und Glied antreten. Es waren annähernd tausend! Nun wurden von Kalamba diejenigen bezeichnet, deren Begleitung er wünschte. Auch diese Anzahl war noch viel zu groß für unsere Fahrzeuge. Jetzt nahm daher Wißmann eine engere Auswahl vor, wobei Rang, Alter und Kraft zusammen berücksichtigt wurden, und jeder Gewählte erhielt dann ein Gewehr als Legitimation. Nun stellte sich eine weitere Schwierigkeit ein. Fast alle verlangten ihre Frauen mitzunehmen; einzelne wollten sogar zwei, ja drei für sich. Der Häuptling Tschingenge meinte, ohne mindestens zwei Frauen könne er keinenfalls reisen, eine müsse für ihn kochen und die andere sein Lager bereiten!

Kalamba war auch in dieser heikeln Frage wieder der vernünftigere. Er beanspruchte nur eine Frau für sich. Die mäßige Anforderung ihres Oberhäuptlings wurde nun den übrigen Baluba vorgehalten und nur den Häuptlingen gestattet, je eine Frau mitzunehmen, den übrigen nicht. Manche von diesen gaben infolge dessen ihre Theilnahme auf, sodaß in einzelnen Fällen eine Aus-

nahme gemacht werden mußte. Tschingenge gab übrigens nicht nach; zwei Frauen mußten ihm bewilligt werden.

Alle wurden nun von Kalamba in das Wasser geschickt, um ein Vollbad zu nehmen und dann von ihm Pemba zu erhalten. Zu diesem Zwecke zieht er jedem, groß und klein beiderlei Geschlechts, über Stirn, Brust und Unterleib symbolische Striche mit flüssigem Thon, wodurch sie gegen Krankheiten, Unglücksfälle und Verwundungen während der bevorstehenden Reise geschützt sein sollen.

Nachdem die Sonne untergegangen war, wurden die Häuptlinge und die wichtigsten Personen noch zu einer Besprechung der Fahr- und Lagerordnung zusammenberufen, Vorschläge geprüft, angenommen oder verworfen. In später Stunde trennten wir uns mit einem „Glück auf für morgen zum Antritt unserer Fahrt ins Ungewisse!" Jeder suchte ermüdet seine Lagerstätte auf und schlief wol mit dem Wunsche ein, daß die in der Nähe hörbar vorbeieilenden Wellen des Lulua ihm das „Wohin?" verrathen möchten.

Vierzehntes Kapitel.

Fahrt vom Kanoebauplatz bis zum Kassai.

Beginn der Fahrt. — Wo werden uns die Wasser des Lulua und Kassai hintragen? — Meinungsverschiedenheit. — Schlimme Aussichten. — Nachrichten über Sankuru und Luebo. — Hindernisse. — Lulua-Landschaft. — Kalamba's Traum. — Verlassene Dörfer. — Stromschnellen. — Unsere Lasten müssen über Land gebracht werden. — Lulua-Landschaft. — Verhängnißvolle Stromschnellen. — Der Balubahäuptling Ndemba und zwei Mann werden in den Wellen begraben. — Sangula's Ansicht über den Tod der drei Gefährten. — Bedenken über die Weiterfahrt. — Luebomündung. — Kasengo. — Hindernisse. — Lulua-Landschaft. — Warum uns die Eingeborenen feindlich empfangen. — Malerisches Panorama. — Sangula's Moio. — Das erste Baketedorf. — Tracht, Bekleidung und Kanoes der Eingeborenen. — Ndemba und sein Fetischero. — Weiterfahrt. — Eintritt in den Kassai. — Schlußbetrachtungen.

Der Morgen des 28. Mai brachte einen tiefen, dichten Nebel, sodaß der Fluß kaum auf 3 m zu übersehen war; der Aufbruch, welcher auf 6 Uhr festgesetzt war, mußte deshalb hinausgeschoben werden und es wurde fast 9 Uhr, ehe Wißmann das Zeichen zum Besteigen der Fahrzeuge geben konnte.

Mit wildem Jubel stürzte sich alles nach den Kanoes, obwol Kalamba noch unmittelbar vorher in einem Moio den Befehl gegeben hatte, daß niemand, der nicht von uns die besondere Erlaubniß hätte die Fahrt mitzumachen und zum Zeichen dieses mit einem Gewehr bewaffnet sei, die Fahrzeuge besteigen dürfe. Da gab es bittere Enttäuschungen; namentlich die Frauen, welche ihre Männer nicht begleiten durften, standen thränenden Auges am Ufer. Jeder wollte die Reise gern mitmachen, um dann nachher im Kreise der Dorfgenossen den Staunenden darüber berichten zu können. Da vernünftigen Vorstellungen, daß die Kanoes zu klein für eine solche Menschenmenge seien, kein Gehör gegeben wurde, mußten wir

schließlich mit rücksichtsloser Strenge einschreiten, um unsere Fahrzeuge vor Ueberlastung und dem Untergange zu bewahren. Unter Hörner- und Trommelschall stieß endlich die kleine Flotille vom Ufer ab, begleitet von den Rufen der Zurückbleibenden.

Das Jauchzen und die fröhliche Ausgelassenheit unserer Begleitung zeigte nicht, daß sie sich der unausbleiblichen Gefahren, die uns erwarteten, bewußt war. Alle waren voll frohen Muthes, und niemand dachte an die ernste Seite des Unternehmens. Uns ging es nicht anders. Endlich war der Augenblick gekommen, den wir lange herbeigesehnt hatten; aber was werden die kommenden Tage bringen? wohin werden uns die Wasser führen? das waren Fragen, die wir oft durchgesprochen hatten.

Die Fahrordnung war in der Weise festgesetzt, daß Wißmann in dem Ruderboot „Paul Pogge" die Führung übernahm. Wolf, François, Mueller führten jeder ein großes, mit 14—18 Bewaffneten bemanntes Kanoe und waren zum Schutz der Flotille gegen etwaige feindselige Eingeborene abwechselnd an der Spitze und dem Ende. Schneider und der Dolmetscher Kunja hatten in ihren mächtigen Fahrzeugen den größten Theil unserer Tauschwaaren und Lebensmittel, unter diesen auch eine Anzahl Ziegen und Schafe.

Kalamba, Tschingenge und die übrigen Häuptlinge führten ebenfalls nach ihrem Rangverhältniß größere oder kleinere Kanoes. Das Boot, sowie alle Fahrzeuge waren malerisch mit kleinen Flaggen in den verschiedensten Farben geschmückt, die auf der mächtigen Wasserfläche und bei großen Abständen zugleich als Erkennungszeichen dienten.

Das Manövriren mit unsern schweren großen Kanoes war sehr schwierig und flößte uns anfangs nicht geringe Bedenken ein. Weder wir selbst noch unsere Leute besaßen eine nennenswerthe Uebung darin. Eine große Schwierigkeit war es z. B., an einem bestimmten Platze zu landen. Sicher schoß eins oder das andere Kanoe über das Ziel hinaus und konnte dann nicht wieder zurück, da wir mit den schwerbeladenen Fahrzeugen, von denen einige bis 3 Fuß Tiefgang hatten, auch nicht einmal wenige Meter flußaufwärts gelangen konnten. Die ganze Flotte mußte dann versuchen, den Landungsplatz des „durchgegangenen" Kanoes zu gewinnen.

Doch machten uns derartige Schwierigkeiten keine dauernden Sorgen. Vor uns lag unser Ziel, und die Strömung des Lulua führte uns demselben so schnell zu, daß unsere Leute kaum zu rudern brauchten.

Aus dem Mittel der Barometerablesungen hatte François festgestellt, daß die Höhe des Wasserspiegels des Lulua am Kanoebauplatz sich auf ca. 400 m belief. Der Kongo am Stanley-Pool war auf der Hassenstein'schen Karte, der einzigen, die wir zur Verfügung hatten, auf 283 m und derselbe Strom bei Njangwe auf 617 m über dem Meeresspiegel angegeben. Die Entfernung vom Stanley-Pool nach der Ikelembamündung in der Nähe des Aequators betrug etwa 720 km, ungefähr ein Drittel der Strecke Njangwe—Stanley-Pool. Danach hatte der Kongo auf 1 km ein Durchschnittsgefälle von 0,15 m. Bei Zugrundelegung dieses Maßes mußte sich die Höhe des Kongo an der Ikelembamündung auf 394 m ergeben. Damit war die Annahme, daß Kassai und Ikelemba identisch seien, die bis dahin in wissenschaftlichen Kreisen ihre Vertreter gefunden hatte, völlig hinfällig geworden; der Kassai mußte seinen Lauf mehr nach Westen nehmen. Es gewann somit die Lösung an Wahrscheinlichkeit, daß der Strom mit einem nordwestlichen Lauf etwa in den von Stanley entdeckten Leopoldsee einmünde. Für den westlichen Lauf sprachen auch die von Mueller bei Muata-Kumbana eingeholten Erkundigungen; gegen die Mündung in den See ließ sich von vornherein anführen, daß die Abdachung des ganzen Plateaus südlich vom Kongo eine mehr südwestliche ist; der Lauf des Kongo in dieser Gegend ist südwestlich, der des Abflusses des Leopoldsees ist ebenfalls südwestlich, sodaß kaum zu erwarten stand, daß in der Nähe des Sees noch eine nordwestliche Abdachung sich finden würde.

Die Ansichten der Expeditionsmitglieder waren in der Weise getheilt, daß Wolf und François für Mündung in den See, Wißmann aber zu der von Mueller bestimmt vertretenen Ansicht für Aufnahme des Kuango und Mündung in den Kongo bei Kwamouth neigte.

War die erstgenannte Meinung die zutreffende, so konnte der Ausgang der Expedition ein bedenklicher werden, da wir in unsern armseligen Fahrzeugen auf einer bedeutenden Wasserfläche den Unbilden des Windes und der Wellen kaum Stand zu halten vermochten, oder da, falls der See sumpfige, unbewohnte Ufer hatte zu befürchten stand, daß wir bei der geringen Fahrgeschwindigkei unserer Kanoes dem Hunger nicht entgehen würden.

Nach Wolf's Erkundigungen bei den Bakuba sollte der Kassai von rechts den Sankuru aufnehmen. Dies war geographisch ebenso

neu als der westliche Lauf des Kassai; ferner erfuhren wir, daß wir nach dreitägiger Fahrt auf dem Lulua die Luebo-Mündung erreichen könnten. War auch unser Schicksal ungewiß, mußten wir auch annehmen, ernsten Gefahren entgegenzugehen, so waren wir doch wohlgemuth, ja gerade das Ungewisse unserer Lage erhöhte den Reiz derselben in unsern Augen um ein Beträchtliches.

Schon am ersten Tage ereignete sich ein Zwischenfall, der bei den Baluba die größten Bedenken hervorrief, ja der leicht die ganze Reise in Frage stellen konnte. Meta-Sangula's und Tschinema's Kanoe liefen inmitten einer Stromschnelle auf einen Felsen auf; das erstere füllte sich mit Wasser, kam jedoch glücklicherweise nicht zum Sinken und die Insassen, meistens Weiber, konnten mit dem Boot gerettet werden. Dieses wurde jedoch vom Strom erfaßt und fuhr mit voller Kraft in die Flanke von Mueller's Kanoe, welches durch das mit 28 Personen beladene Fahrzeug Kalamba's zwischen die Uferbäume gerammt war. Es fehlte nicht viel, daß das Mueller'sche Fahrzeug kenterte, wobei viele Menschenleben zu beklagen gewesen wären, da die Mehrzahl der Insassen desselben nicht schwimmen konnte und die Strömung so stark war, daß sie einen Mann, der von einem überhängenden Ast in das Wasser gezogen wurde, mehr als 30 m weit fortriß, bis es Mueller gelang, ihn wieder aufzufischen. Tschinema's Kanoe konnte unbeschädigt die Fahrt fortsetzen.

Glücklich gingen aber alle Zwischenfälle vorüber, und die Fahrt konnte, nachdem Sangula von Wißmann im Boot untergebracht war, mit geringer Verzögerung fortgesetzt werden. Erst abends, als wir am linken Lulua-Ufer in der Nähe einer kleinen Balubaansiedelung im dichten Urwald Lager machten, stellte sich heraus, daß Kissola, eine Begleiterin Meta's, die selbständige Besitzerin eines Dorfes, zurückgeblieben war. Kalombo-Lukanda, ein Unterhäuptling Kalamba's, hatte sich ohne unser Wissen in einem kleinen Kanoe zurückbegeben, um sie aufzusuchen, kam jedoch am nächsten Tage erfolglos von seiner Fahrt zurück. Wir mußten seinetwegen am 29. einen unfreiwilligen Ruhetag machen.

Der Lulua hatte auf der ganzen Fahrt bei einer Tiefe von durchschnittlich 6 m eine Breite von ca. 300 m. Die Ufer wechselten zwischen bewaldetem Hügelland und ebenen Niederungen, die meist Grasbedeckung, seltener Galeriewälder zeigte.

Kalamba hatte in der Nacht einen unruhigen Traum, den er seinen Leuten sofort in einem Moio kundgab. Er habe sich von

den Weißen geschlagen und mishandelt gesehen, ja man habe ihn in der Stadt der Weißen in Ketten gefangen gehalten, doch könne dies nicht wahr sein, da er doch unser Freund und Blutsbruder sei, sein Traum werde wol gelogen haben! Er beruhigte sich übrigens erst, nachdem Wißmann mit ihm Hanf geraucht hatte.

Am 30. Mai um 7 Uhr vormittags stießen wir vom Lagerplatze ab. Mehrere Ortschaften lagen zur Rechten und zur Linken, von den Bewohnern war aber nichts zu sehen, sie hatten schon vor unserm Eintreffen die Flucht ergriffen. Auch das Dorf Bakua-Nbuju, in dem wir gegen Mittag Lager bezogen, war verlassen. Der Ort lag am rechten Lulua-Ufer auf einer den Wasserspiegel um etwa 30 m überragenden Erhebung, die schroff zum Flusse abfiel. Er zählte 50 meist runde bienenkorbartige Hütten, die, unter Palmen und Bananen gelegen und um reinlich gehaltene Plätze gruppirt, von dem Wohlstand und Ordnungssinn der Bewohner Zeugniß gaben. Innerhalb einer Holzeinfassung befanden sich die Jagdtrophäen eines Eingeborenen: drei Büffelhörner, ein Elefantenkinnbacken, mehrere Schädel von Wildschweinen und der eines Leoparden. Am Nachmittag kehrten die geflohenen Bewohner in ihr Heim zurück. Sie gehörten zum Stamm der Baluba, hatten aber keine Tätowirung und zeigten auch im Körperbau mehr Aehnlichkeit mit den Bakuba, waren aber von kleinerer Statur als diese. Ihre Bewaffnung, die sie im Lager stets mit sich führten, bestand in Steinschloßgewehren, Lanzen, Pfeil und Bogen. Hier fand sich auch die alte nur mit ihrer Riambapfeife bewaffnete Kissola wieder ein, welche zu Fuß am Ufer gefolgt war. Von dem zweitägigen Fasten sah sie abgemagert und verhungert aus; rührend war die Freude, die sie und ihre Bekannten bei ihrem Wiedererscheinen an den Tag legten.

Durch die Saumseligkeit Tschingenge's konnte die kleine Flotte am 31. Mai erst um 8½ Uhr vormittags den Lagerplatz verlassen. Der Lulua nahm an Breite zu. Wir passirten schön bewaldete Inseln und kamen gegen 10 Uhr an eine Steinbarre, die mit der größten Vorsicht passirt werden mußte; trotzdem fuhren Kalamba und der Büchsenmacher Schneider mit ihren Kanoes auf. Bald darauf traten uns nun Stromschnellen und Felsblöcke in solcher Zahl entgegen, daß wir gezwungen waren, an Land zu gehen, die Lasten auszuladen und mit den so erleichterten Fahrzeugen in die Schnellen hineinzutreiben. Mueller lief mit seinem Kanoe auf

einen Stein auf, ebenso François; der letztere wurde durch das ihn in vollster Fahrt anlaufende schwere Kanoe Tschingenge's wieder flott und sauste die Stromschnellen hinab. Nach einiger Arbeit kam auch Mueller wieder los und folgte durch die schäumenden Schnellen. Kaum waren diese überwunden, so befanden wir uns an einer zweiten Steinbarre, der eine etwa 500 m lange dritte folgte, welche aber beide von den meisten Kanoes ohne Unfall überwunden wurden. Inzwischen waren die Lasten auf dem Landwege unter Wolf's Führung in Marsch gesetzt worden und trafen nachmittags 3 Uhr ein. Sofort erfolgte das Verladen und die Fahrt wurde fortgesetzt, aber schon gegen 5 Uhr näherten wir uns einer neuen Schnelle. Da es zu spät war, um den Uebergang wie bei der vorigen zu wagen, so schlugen wir das Lager auf. Unsere Fahrt war auf beiden Uferseiten von Galeriewaldung begleitet, die sich am rechten Ufer an den sehr steilen Thalhängen bis zu dem Rande der Erhebungen hinaufzog. Woll- und Masch-Masch-Bäume waren die vorherrschenden Repräsentanten der Pflanzenwelt, Palmen standen nur im Thal und an den Ufern.

Die vor uns liegende Schnelle war ungefährlich, sodaß wir sie am folgenden Morgen (1. Juni) ohne Aufenthalt passiren konnten. Nach kurzer Zeit berührten wir die erste Bakete-Ortschaft, welche etwa 20 Hütten zählte und von dem bewaldeten Höhenrand des rechten Ufers freundlich zu uns herabschaute. Mannichfaltig schattirte Laubwälder wechselten mit Palmen und Savannen ab; in geschwungenen Linien durchzog der Fluß die wechselvolle Landschaft.

Unsere Fahrt sollte indeß nicht von langer Dauer sein. Von fern hörten wir schon das unheimliche Rauschen einer Stromschnelle und vorsichtig näherten wir uns dem Hinderniß. Der Lulua nahm immer noch an Breite zu. Wir hielten uns hart an das rechte Ufer, wo wir bisher stets einen günstigen Weg durch die Steinbarren hindurch gefunden hatten. Die schwarzblaue Flut ist in Zwischenräumen von weißen Schaumstreifen unterbrochen, die von einem Ufer zum andern reichen; dazwischen erheben sich schroffe Felsblöcke, aus deren Spalten frischgrüne Moose und Gräser in die Wellen hineintauchen. Drei solcher Felsreihen werden sichtbar und hinter ihnen brausen uns die schäumenden Schnellen entgegen. Mehr und mehr naht sich die kleine Flotte der gefährlichen Stelle; am rechten Ufer liegen umgerissene Stämme und versperren den Durchgang. Die einzelnen Fahrzeuge sind so nahe aneinander, daß



Lulua-Stromschnellen.

S. 320.

jedes Halten Gefahr bringen muß; jetzt heißt es biegen oder brechen; der gefährliche Kampf mit dem Element muß versucht werden, und im Vertrauen auf Gottes Beistand geht es hinein. Die erste Barre wird glücklich überwunden, doch die Schwierigkeiten wachsen mit jeder Secunde, die Kanoes werden von der starken Strömung fortgerissen und der zweiten Felsenreihe entgegengetrieben. Die Bootsinsassen starren mit ängstlicher Spannung auf die schäumenden Wassermassen, die Steuerer bieten alle Kräfte auf, um die Fahrzeuge zu regieren. Auch die zweite Reihe liegt hinter uns, und mit Windeseile stürmen wir der dritten entgegen. Diese scheint die gefährlichste; zahlreiche Baumstämme liegen quer vor den Felsstücken, andere ragen nur mit einem Ende aus dem Wasser hervor. Die bald mehr bald weniger starke Strömung jagt die Fahrzeuge durcheinander, die Abstände zwischen den einzelnen werden geringer und Frictionen sind unausbleiblich. Wißmann, Kalamba und Tschingenge an der Spitze kommen ohne Unfall über das dritte Hinderniß hinweg; das Kanoe des Dolmetschers Kunja fährt mit lautem Krachen auf einen Felsblock, Mueller bleibt zurück, um ihn flott zu machen, und bemüht sich am Ufer gegen den reißenden Strom anzukämpfen. Gleichzeitig bleibt das Kanoe Sangula's auf einer Sandbank sitzen. Es ist eine furchtbare Verwirrung; die Weiber schreien angstvoll, die Männer rufen sich laute Warnrufe zu und die Steuerer arbeiten mit übermenschlicher Kraft. Jeder ist mit sich selbst beschäftigt und sieht mit banger Befürchtung seinem Schicksal entgegen. Noch sind nicht alle Fahrzeuge außer Gefahr, das Kanoe des Dolmetschers Bimba naht der verhängnißdrohenden Barrière. Die Steuerer haben sichtlich die Gewalt über das Fahrzeug verloren und versuchen unter Aufbietung aller Kräfte desselben Meister zu werden; die übrigen Insassen klammern sich an den Rand des Kanoes oder ringen verzweifelt die Hände. Ein kräftiger Stoß macht das Fahrzeug jetzt in seinen Fugen erzittern, es ist gegen einen unter dem Wasser liegenden Baumstamm gerannt und durch den beschädigten Vordertheil dringen unaufhaltsam die Wassermassen ein. Die nachdrängende Strömung drückt das sinkende Kanoe quer an den Stamm heran. In demselben Augenblick schießt das Kanoe des Büchsenmachers Schneider heran, mit Macht stößt es in das schräg liegende Fahrzeug Bimba's hinein und gleitet an demselben vorbei, dieses aber sinkt in die Tiefe, mit ihm seine Bemannung.

Wolf, der sich mit seinem Kanoe an der Queue befand und durch Ergreifen der vom Ufer herüberhängenden Lianen in der starken Strömung halten konnte, gab sofort Signalschüsse, welche in dieser gefährlichen Lage nicht misverstanden wurden und „Das Ganze halt!" zur Folge hatten. Etwa 200 m unterhalb der Unglücksstelle machte der Lulua eine scharfe Biegung nach Südwest, und die Spitze der Flotille befand sich bereits hinter derselben außer Sicht. Bimba's Kanoe blieb in der Tiefe begraben, mit ihm der Häuptling Ndemba und zwei Mann. Die übrigen hatten sich auf die aus dem Flusse hervorragenden Steine und Baumstämme gerettet, doch drohte die mächtige Strömung sie jeden Augenblick fortzureißen. Mit einem kleinen Kanoe wurden sie von dort mit großer Gefahr und Mühe glücklich einzeln abgeholt und ans Ufer gebracht. Ein Mann trieb verwundet und hülflos flußabwärts. Wolf konnte ihn noch eben vor dem Ertrinken retten und fand, daß der Unglückliche außer sonstigen Verletzungen einen schweren Unterschenkelbruch erlitten hatte. Eine Frau rettete sich dadurch, daß sie sich an eine große Riambapfeife so lange klammerte und dadurch über Wasser hielt, bis rettende Arme sie in ein Kanoe hoben. Schneider's Kanoe war bei dem Zusammenstoß ebenfalls stark beschädigt worden; es zog Wasser und entging mit knapper Noth dem Untergang.

Angesichts des traurigen Vorfalls legten alle Fahrzeuge unterhalb der verhängnißvollen Stelle an, um hier im dichten Urwald für die Nacht zu verbleiben. Um uns herum standen mächtige Baumriesen und Lianen streiften die Lagerhütten. Unsere Leute waren in sehr erregter Stimmung; der schnelle Tod ihrer drei Genossen führte ihnen die Schrecknisse des gefahrvollen Unternehmens, dem sie sich angeschlossen hatten, klar vor Augen, und so mancher lustige Bursche wurde ernst und nachdenklich; wer wußte, was die nächsten Tage bringen würden? Heute roth, morgen todt! Jeder lauschte ahnungsvoll dem Rauschen, das von unterhalb des Lagerplatzes her in der Abendstille uns die Kunde von weitern Stromschnellen und Gefahren brachte. Wir befanden uns in sehr gedrückter Stimmung und verhehlten uns nicht die Möglichkeit, daß am nächsten Morgen Kalamba mit allen seinen Baluba, und dann auch sicher die Angola uns verlassen würden. Dies erschien unter den obwaltenden Umständen ganz natürlich; die wenigen Tage unserer Flußreise hatten ihnen die Schrecknisse der Fahrt ins Ungewisse klar vor Augen geführt.

Ein hervorragender Häuptling und treuer Freund Kalamba's war bereits mit unter den Opfern eines Unternehmens, dessen Gefahren und unglückliches Ende ihnen ja die Kioque und Bangala prophezeit hatten. Hier konnten sie sich noch leicht von uns trennen und in wenigen Tagemärschen über Land nach Mukenge zurückgelangen. Derartige Gedanken beschäftigten uns, als wir bis spät in die Nacht in düsterer Stimmung schweigend um unser Lagerfeuer saßen und nicht an Schlaf und Ruhe dachten.

Um Mitternacht gaben wir mit drei Gewehrsalven unsern treuen schwarzen Gefährten, die heute im Lulua ein frühes Grab gefunden hatten, die letzte Ehrenbezeigung.

Auch Sangula dachte nicht an Schlaf. Sie saß mit der jungen Witwe des ertrunkenen Häuptlings und den übrigen Frauen vor ihrer Lagerhütte am Feuer, und mit gläubigem Ohr lauschten alle, als sie mit unumstößlicher Bestimmtheit erklärte: „Ndemba ist nicht ertrunken, ein böser Zauber hält ihn im Lulua umklammert, er wird später von demselben befreit und dann in seine Heimat zurückkehren!" Der kleine, etwa achtjährige Sohn des Häuptlings Ndemba war glücklicherweise unter den Geretteten und befand sich in Sangula's Obhut, die sich seiner in rührender Weise mit mütterlicher Sorgfalt annahm.

Wißmann hatte noch in derselben Nacht eine Besprechung mit Kalamba und Sangula, welche beide bestimmt erklärten, daß sie sich nicht von uns trennen und nicht zurückkehren würden. Dadurch waren unsere Befürchtungen gehoben und wir suchten beruhigt unsere Lagerstätten auf.

Am nächsten Morgen wurde reiflich erwogen, ob wir die Fahrt auf dem Lulua in derselben Weise fortsetzen sollten, oder ob es nicht rathsamer sei, die Lasten auf dem Landwege bis zum Kassai befördern zu lassen, während die Fahrzeuge mit der nothwendigsten Bemannung vorsichtig den Lulua abwärts geführt wurden. Letzteres Verfahren war natürlich mühevoll und zeitraubend, denn Wege gab es nicht und die Uferbewachsung war dicht und stellte dem Marsch viele Schwierigkeiten entgegen. Glücklicherweise war ein Mann im Lager, der tags vorher nach einer in der Nähe der Luebomündung gelegenen Ortschaft gefahren war und berichtete, daß die Fahrt bis dorthin vollkommen frei sei. Es wurde also beschlossen, die Reise zu Wasser fortzusetzen.

Die erwähnte Ortschaft, ein Balubadorf der Bakua-Ndbuju,

welche unter dem Häuptling Kasengo standen, wurde am folgenden Morgen nach kurzer Fahrt erreicht. Der Fluß hatte auf der berührten Strecke eine Breite von etwa 400—500 m und wurde rechts und links von Waldungen begleitet. Unmittelbar vor dem Dorfe war die Fahrt durch Steinbarren derart unsicher gemacht, daß wir uns am rechten Ufer entlang halten mußten. Ein starker Baumstamm, der wie eine Bogenpforte im Fluß lag, verursachte noch viele Schwierigkeiten, indem nur ein Kanoe nach dem andern langsam und vorsichtig hindurchsteuern konnte. Das Dorf selbst lag auf dem rechten Ufer des Lulua und wurde durch zwei kleine Bachläufe in drei Hüttengruppen getheilt. Die Hütten waren im Quadrat angelegt, etwa 2,5 m hoch und mit Blättern kugelartig gedeckt, die Wände mit Baumrinde eingefaßt. Die Eingeborenen hatten sich nach einer weiter im Inlande gelegenen Ortschaft zurückgezogen, versorgten uns aber von dort aus reichlich mit Lebensmitteln; Maniok, Bananen, Erdnüsse, Zuckerrohr und Hühner konnten wir gegen Kauris und Kattune eintauschen. Als die Eingeborenen sahen, daß es an Maniokmehl gebrach, machten sich einige sofort daran, solches in großen Holzmörsern zu stampfen.

Die Rassenabstammung der Eingeborenen war nicht deutlich erkennbar; sie bildeten ein Gemisch von Baluba, Bakuba und Bakete und ähnelten in der äußern Erscheinung am meisten den Bakuba. Auf dem Kopfe trugen sie kleine Strohhütchen, die wie bei jenen mit einer zierlichen Nadel an dem Kopfhaar befestigt waren; in den Hüfttüchern staken Messer und über der Schulter hing der mit Pfeilen gefüllte Köcher. In der linken Hand hielten sie den Bogen mit 4—5 Pfeilen zu sofortiger Verwendung bereit und die Rechte hatte die Lanze umfaßt; die Spitzenformen der letztern entsprachen denen der Baluba und Batuba. Ein schmaler Mabelelappen, der in vielen Falten um die Hüften gewunden war und nicht über die Hälfte des Oberschenkels hinüberreichte, diente als Bekleidung. Hals und Fußgelenke waren vielfach mit kupfernen Ringen behangen, auch Elfenbein und Fetischhörner gehörten zu den Schmuckgegenständen. Mit den Bewohnern von Kapungu und Kabao standen die Bakua-Nbuju in regen Handelsverbindungen, nur zur Zeit unserer Anwesenheit lebten sie mit ihnen wegen eines Elfenbeinzahns in Fehde; sie hatten allen Verkehr abgebrochen und schickten sich gegenseitig Kriegsdrohungen zu.

In der Höhe des Dorfes liegen im Lulua einzelne Sandbänke,

etwas unterhalb derselben eine Steinbarre, welche sich schräg von links nach rechts über den Fluß hinzieht.

An den Ufern entfaltet sich überall eine üppige Vegetation; mäßig hohe Hügelreihen begleiten die Thalsohle. Nach 10 Minuten langer Fahrt öffnete sich auf dem linken Flußufer die Hügellandschaft, und wir sahen in das anmuthige Thalbett des Luebo hinein. Der Fluß hatte eine Breite von ungefähr 50 m, sein Thal dehnte sich aber auf 1000 m aus und wurde durch schöne Galeriewaldung angefüllt. Trotz der Wassermenge, die dem Lulua durch diesen Vasallen zugeführt wird, verlangsamte er seinen Lauf und begann förmlich zu schleichen, dagegen nahm er an Breite erheblich zu und erweiterte sich an einzelnen Stellen bis zu 800 m. In dem beschattenden Buschwerk des linken Ufers wurden jetzt die zierlichen Hütten einer Ortschaft sichtbar. Die Bewohner derselben waren bei unserm Erscheinen merkwürdig aufgeregt; sie ballten die Fäuste und erschienen bewaffnet am Ufer. Besonders unbändig und feindselig geberdeten sie sich, als Tschingenge mit zwei seiner Kanoes herankam. Jetzt fand sich auch der Schlüssel zu dem sonderbaren Benehmen: Tschingenge hatte ihnen ein Kanoe rauben lassen und fuhr nun in diesem stolz an den Eigenthümern vorbei. Unter diesen Umständen war ihr Unmuth freilich gerechtfertigt, und es wäre nicht wunderbar gewesen, wenn sie den Räubern einige Pfeile hinübergesandt hätten. Nach weitern 10 Minuten näherten wir uns einer Anzahl von Sandbänken, hinter denen eine große, reichbelaubte Insel das Landschaftsbild malerisch abschloß. Mehrere Kanoes fuhren auf den Sandbänken fest und veranlaßten dadurch einigen Aufenthalt; vor uns lag eine Insel von entzückender Schönheit. Ein undurchdringliches Gewirr von Bäumen und Pflanzen bedeckte die Oberfläche, mächtige Stämme erhoben sich über das buschige Unterholz, Lianen zogen, alles überwuchernd, von Ast zu Ast, und die mächtigen Wedel der graziösen Oelpalmen schaukelten leise unter dem Druck einer schwachen Brise.

Da die Kanoes durch die Kraft der Steuerer allein nicht flott gemacht werden konnten, mußte die Mannschaft aussteigen und die Fahrzeuge über die Sandbänke hinwegführen. An einem dicht am Ufer in grünem Laubrahmen gelegenen Dorfe stiegen wir aus, um dort zu übernachten. Die Bewohner hatten aus Besorgniß für Leben und Eigenthum den Ort mit Mann und Maus verlassen und uns die leeren Hütten preisgegeben. Gegen Abend stellte sich jedoch ein großer Theil derselben wieder ein und verkehrte alsbald

friedlich und freundlich mit unsern Leuten. Sangula benutzte diese Gelegenheit, um sich in einem Moio bemerkbar zu machen. „Wir sind erstaunt“, sagte sie, „daß die Unterthanen von Kasengo geflohen sind und ihr Dorf verlassen haben. Sind wir denn ihre Feinde? und sind wir gekommen, um sie zu bekriegen? Nein, wir haben als Freunde unser Lager hier aufgeschlagen und als Freunde wollen wir auch weiter zu den Brüdern am Kassai. Die Lebensmittel, die wir gebrauchen, werden wir bezahlen und zwar mit schönen Waaren, mit Perlen, Muscheln und Zeug. Kommt also in euere Hütten zurück und bringt uns Maniok, Mais, Hirse, Hühner und alles, was ihr sonst habt. So wünscht es Sangula!“

Kasengo ist der Name eines Häuptlings, welcher dem Bakubakönige Lukengo tributpflichtig und der Luebomündung gegenüber am rechten Lulua-Ufer ansässig ist. Seine Unterthanen sind Bakete und Baluba. Letztere nennen sich Bakua-Nbuju und wohnen in unmittelbarer Nähe des rechten Ufers. Sie sind die letzten Baluba, welche wir flußabwärts antreffen. Das kleine Dorf besteht aus etwa 40 meist runden Hütten. Vom Hafenplatz aus hat man einen herrlichen Blick stromaufwärts nach einer schönen Insel und nach der gegenüberliegenden Uferlandschaft. Einige Steinblöcke, die im Flußbett lagen, trugen nicht unwesentlich zu der Schönheit des Panoramas bei. Besonders fesselnd war das Naturbild, wenn die rothen Strahlen der untergehenden Sonne über die glänzende Wasserfläche und die dunkelgrünen Waldungen hinwegzogen und die funkelnden Sterne sich im Lulua widerspiegelten.

Nach einer guten Nacht traten wir am 4. Juni früh die Fahrt an, und ohne wesentliches Hinderniß ging die Weiterreise glatt von statten. Der Fluß behielt im allgemeinen denselben Charakter wie gestern bei; die Inseln und Sandbänke nahmen an Zahl zu und entfalteten, wohin das Auge sah, eine Mannichfaltigkeit der Gewächse und eine Fülle, wie sie nur die günstigen Verhältnisse der Tropen schaffen können. Der Lulua selbst zog träge seines Weges. In der Thalsohle und auf den Hängen standen dichte Urwaldungen, in deren vollem Laubwerk die Strahlen der Sonne wohlthuende Farbenschattirungen hervorriefen. Zahlreiche Palmen sahen mit ihren Wedeln aus dem Dickicht heraus. Auf dem rechten Ufer trat der 30—50 m hohe Thalhang oft mit scharfem Abfall und prächtigem Waldschmuck hart an den Fluß heran, an andern Stellen wichen die Ufererhebungen weit von dem Flußbett zurück und

gaben ein großes Inundationsgebiet frei. Einige Kanoes, die auf einer Sandbank festfuhren, verursachten wiederum einen längern Aufenthalt.

Auf Wunsch von Kalamba, der sich nicht wohl fühlte, bezogen wir schon gegen Mittag Lager. Auf einer kleinen Lichtung inmitten des Urwaldes ausgewählt, war der Platz ebenso geeignet wie schön. Gegenüber am jenseitigen Ufer lag ein Baketedorf, das erste, welches wir von diesem Volksstamm antrafen. Wir befanden uns an der Grenze des Bakete- und Balubalandes.

Alsbald stießen von jenseits Kanoes ab und näherten sich dem Lager. Schon von fern fiel der eigenthümliche Kopfschmuck in die Augen; die Haare waren am Scheitel buschartig zusammengebunden und auf diesem balancirte der kleine, aus Palmenfasern geflochtene Bakubahut, in welchen 2—3 langwallende Federn befestigt waren; bei jeder Bewegung, bei jedem Lufthauch schwankte und zitterte dieser seltsame Kopfputz und verlieh der ganzen Erscheinung der Leute einen wilden, kriegerischen Ausdruck; prachtvoll sahen die kräftigen Gestalten aus, wenn sie bei den gleichmäßigen Ruderbewegungen die Körper wie auf Commando nach vorn neigten. Um die Hüften schlangen sich in vielen Falten kurze Mabeletücher. Die Männer waren mit Pfeil, Bogen und Messer bewaffnet; beim Rudern lagen die Waffen auf dem Boden der Kanoes, sobald sich aber die Fahrzeuge uns näherten, ergriffen die Insassen Bogen und Pfeile mit einer Hand, klemmten das Messer unter den Arm und setzten derart bewaffnet die Fahrt fort. Einige hatten eine Bogensehne, die als Reserve dienen sollte, um Stirn oder Hals gelegt.

Die Kanoes waren 7—9 m lang, schmal gebaut und liefen an beiden Enden in ovale Knöpfe aus. Die Ruder hatten eine lanzenförmige Schaufel, in welche Längsrinnen eingeschnitten waren. Die Leute selbst waren groß gewachsen und mit einer kräftigen Muskulatur ausgestattet. Sie brachten uns Hühner, Maniok und Bohnen, forderten aber dafür reiche Geschenke. Wir trafen hier zum ersten mal auf Eingeborene, welche stehend ruderten.

Erst als die Sonne hinter den Kronen der Urwaldriesen verschwunden war, ruderten die Bakete nach ihrem Dorfe zurück. Sangula, die heute auffallend traurig gestimmt war, kam in dem Abend-Moio auf das Ende des Häuptlings Ndemba zurück. Sie

sagte: „Auf der Reise Kassongo's (Name Dr. Pogge's) nach Njangwe ist ein solcher Fall nicht vorgekommen; die Schuld liegt nicht am Wasser und seinen vielen Steinen, sondern ein böser Zauberer muß unter uns sein Spiel treiben. Heute habe ich sichere Beweise davon erhalten, denn mein Tuch ist verunreinigt worden. Forscht nach dem Missethäter, ehe er noch mehr Unheil über uns bringt. Da das große Unglück im Stamme Ndemba's sich zugetragen hat, so wird der Zauberer auch unter den Leuten Ndemba's zu suchen sein. Wenn ich von der großen Reise heimkehre, will ich eine Untersuchung anstellen und den Tod Ndemba's rächen!"

Inwieweit solche Reden den Baluba zu Herzen gingen, ist schwer zu entscheiden; doch wollte es scheinen, als ob sie wirkungslos im Winde verhallten, denn bald nach dem Moio sprach niemand mehr von dem unglücklichen Ndemba und seinem traurigen Ende.

Am 5. Juni, früh 7 Uhr, befanden wir uns wieder auf dem Lulua. Die schönen Landschaftsbilder blieben dieselben wie am Tage vorher. Der Fluß nahm an Breite zu, und die Zahl der Inseln und Sandbänke vermehrte sich. Mit großer Sorgfalt mußten die Baluba die Kanoes führen, um die seichten Stellen ohne Aufenthalt zu passiren. Der Lauf des Lulua war scharf nach Nordwesten gerichtet.

Um eine Insel herum kamen wir in Sicht eines Bakubadorfes, welches, auf dem Hang des rechten Thalrandes gelegen, einen freien Blick nach beiden Seiten des Flusses gewährte. Eine diesem Orte gegenüberliegende Insel mit vorgelagerter Sandbank nöthigte uns, quer über den Fluß nach dem linken Flußarm zu fahren. Die Dorfbewohner eilten alsbald nach der Insel, um uns aus nächster Nähe in Augenschein nehmen zu können. Sie unterschieden sich von den am linken Lulua-Ufer wohnenden Bakete weder in der allgemeinen Beschaffenheit des Körperbaues noch in ihrer Tracht.

Gegen 9 Uhr bemerkte man auf dem linksseitigen Ufer ein größeres Thal, dessen Randerhebungen unsern Standort um 100—200 m überhöhten. Bald darauf sahen wir am Lulua abwärts, zwischen Inseln und Sandbänken hindurch, den Silberstreifen einer Wasserlinie glänzen, welche scheinbar rechtwinkelig sich dem Lulua vorlagerte. Sollte dies der Kassai sein? Nach den Angaben der Eingeborenen und nach unsern Muthmaßungen konnten wir ihn jetzt

noch nicht erreichen. Und doch war er es. Die hohe Bergkette, die bewaldeten Inseln und die mächtige Wasserfläche, alles dieses sprach für die Nähe des ersehnten Stromes.

Der Lulua erweiterte sich bald bis auf 500 m und trat von Südwesten kommend in den Kassai ein. Am linken Ufer des Kassai hatten sich unter dem Einfluß der neu hereinströmenden Wassermenge mehrere Inseln und Sandbänke gebildet, die bis 2000 m in fortlaufender Kette den Contouren des Ufers folgten. Die Inseln waren sämmtlich üppig bewaldet und entwickelten dieselbe Pflanzenfülle, welche wir am Lulua in so reichem Maße beobachtet hatten. Nach dem Eintritt des Lulua bewegte sich der Kassai mit einer Geschwindigkeit von 70 m in der Minute nach Nordnordwest und behielt, so weit das Auge reichte, eine Durchschnittsbreite von 1500—1600 m bei. Auf einer zum Theil bewaldeten Insel an der Mündung des Lulua legten wir an, um Lager zu beziehen. Die Kanoes Kalamba's, Schneider's und Kunja's waren jedoch von der Strömung erfaßt und in den Kassai hineingetrieben worden. Erst nach großen Anstrengungen gelang es, die Fahrzeuge wieder unabhängig von der Strömung zu machen; die Bootsführer fuhren hart an das rechte Ufer heran und versuchten, da jegliches Rudern erfolglos war, die Kanoes am Ufer entlang zu ziehen. Schneider und vier seiner Leute fielen bei dieser Gelegenheit über Bord und kletterten mit höchst verdrießlichen Gesichtern in ihr Kanoe zurück. Als wir die vergeblichen Bemühungen der drei Fahrzeuge, gegen die Strömung zurückzukommen, wahrnahmen, entschlossen wir uns, das Lager abzubrechen und weiter unterhalb am Kassai einen geeigneten Rastplatz zu suchen. Einen solchen fanden wir 2000 m von der Mündungsstelle entfernt auf einer dichtbewaldeten Insel, die einen freien Ausblick auf den Kassai nach beiden Seiten hin gestattete. Bedauerlich war es, daß wir nicht unmittelbar an der Luluamündung auf der derselben vorliegenden Insel halt machen konnten, es wäre im Interesse der topographischen Aufnahmen von Wichtigkeit gewesen. Wir legten derselben den Namen Pogge-Insel bei, hatte sie doch Pogge von allen Europäern zuerst gesehen. Er hatte bei seiner Rückkehr zur Küste den Einfluß des Lulua in den Kassai besucht.

In acht Tagen hatten wir 187 km zurückgelegt und den Auslauf des Lulua kennen gelernt. Als Ergebniß unserer frühern Reisen war das Gebiet des Oberlaufs von Katende bis Muatschitebua auf einer Strecke von ungefähr 100 km bekannt. Die Ufer sind dort

meist steil und liegen häufig 2 m über dem Wasserspiegel. Die Geschwindigkeit ist infolge der vielen Schnellen, Katarakte und Wasserfälle, ebenso wie die Tiefenverhältnisse, sehr wechselnd. Geschwindigkeiten von 60—500 m in der Minute und eine Tiefe von 2—8 m wurden beobachtet.

Die Inselbildung ist besonders auf der Strecke von Tschingenge bis zur Station Luluaburg sehr bedeutend. Die Vegetation ist dort überaus üppig und sucht im ganzen Tropengürtel ihresgleichen. Die Thalhänge sind sanft geböscht und treten verschiedentlich auf 50—400 m an die Thalsohle heran, deren Passirbarkeit durch nasse Wiesen und Galeriewaldungen erschwert ist. Von Luluaburg bis Muatschitebua nimmt man auf ganze Strecken hin nichts mehr von der romantischen Schönheit des Lulua wahr; hier scheint der Boden weniger begünstigt zu sein; vom Kanoebauplatz an aber bis zur Einmündung des Lulua in den Kassai kehrte die tropische Schönheit der Flußufer mit ihren täglich wechselnden Bildern zurück. Der Landschaftscharakter ist hier im allgemeinen derselbe wie oberhalb Luluaburg, nur die Wasserfälle und die rasende Geschwindigkeit der Fluten fehlen gänzlich.

Was die Volksgebiete betrifft, welche der Lulua durchfließt, so gehört seine Quelle und sein Oberlauf dem Lundareiche, der Mittellauf bis zum Luebo den Baluba und der Unterlauf den Bakete und Bakuba an. Die genannten Volksstämme haben sich zu beiden Seiten des Flusses und vielfach auf dessen Inseln angesiedelt.

Die Fauna weist am obern und untern Lulua wenig Unterschiede auf. Im Oberlaufe finden sich mehr grasbedeckte Inseln, ebenso tritt häufig die Grassavanne bis an die Ufer heran. An solchen Orten pflegen sich wegen der guten Weide zahlreiche Flußpferde aufzuhalten, während sie im Unterlauf, der von Galeriewäldern begleitet ist, seltener sind.

Die Vogelwelt zeigte auf der ganzen Fahrt dieselben Vertreter, nur wollte es scheinen, als ob im Oberlauf auch sie zahlreicher wären als am Unterlaufe, mit Ausnahme der Mündung, wo reges Leben herrschte; in den untern Theilen des Flußlaufes wurde hier der erste Pelikan auf der Reise beobachtet. Sonst waren die häufigsten Besucher des Flusses der Schattenvogel (Scopus umbretta), Schlangenhalsvogel (Plotus Levaillanti), Purpurreiher (Ardea purpurea), Kuhreiher (Ardea bubulcus), Eisvögel und Fischer, ferner ein paar Entenarten. Der bei weitem häufigste Vogel ist der

Graupapagai, der mit seinem melodischen Pfeifen die Stille der Uferwaldungen angenehm unterbricht und täglich in Scharen vorkommt.

Im allgemeinen fanden sich dieselben Thierarten, die früher beim Ueberblick über die Strecke zwischen Kassai und Mukenge im siebenten Kapitel erwähnt wurden.

Funfzehntes Kapitel.

Von der Einmündung des Lulua bis zur Einmündung des Sankuru.

Lagerplatz am Kassai. — Bakuba. — Preise der Lebensmittel. — Erkundigungen. — Station an der Luluamündung. — Kassai-Landschaft. — Eingeborene zwischen unsern Kanoes. — Flußpferde. — Unser Lagerplatz. — Der Häuptling eines Bakubadorfes. — Ruhetag. — Preise. — Ein erschossener Wels. — Kassai-Landschaft. — Delta des Sankuru. — Mündungsarme. — Flußpferde und ihr Charakter. — Nächtlicher Besuch im Lager. — Die Sankurumündung als Station. — Bimba's Elefantenjagd. — Preise der Lebensmittel. — Wels. — Erkundigungen. — Arbeit auf der öden Insel. — Riambatanz. — Schluß-Moio am Sankuru.

Auf unserm neuen Lagerplatze, dem ersten auf dem Kassai, hatten wir uns kaum eingerichtet, als sich auch schon die Herren der Insel näherten. Der Häuptling kam mit einem Trupp mit Bogen und Lanzen bewaffneter Männer vorsichtig heran. Sprachlos vor Erstaunen blieben die Eingeborenen stehen, als sie uns sahen, besonders der Häuptling schien sich von seiner Ueberraschung nicht wieder erholen zu können. Wir zeigten ihnen bunte Zeuge, Perlen und Muscheln, sodaß sie allmählich Zutrauen gewannen und nun in nicht zu befriedigender Neugier Gewehre, Zelt, Betten, Koffer, vor allem aber uns selbst musterten. Mueller zeigte den Leuten seine Harmonika; sie schüttelten über das wunderbare Ding, dessen Zweck sie nicht ergründen konnten, nachdenklich den Kopf; als es nun aber gar einen Ton von sich gab, jagte die ganze Gesellschaft erschrocken von dannen. Sie wurden indeß beruhigt und lauschten nun mit großem Interesse, wobei einzelne ihre Gesichter schmerzlich verzogen, den heimischen Weisen, welche Mueller zum besten gab. Schließlich baten sie uns dringend, einen Tag hier in ihrer

Nähe zu verweilen, was wir ihnen auch zusagten, wenn sie uns die nothwendigen Lebensmittel herbeischaffen würden. Sofort eilten Boten nach dem Orte zurück, und es dauerte nicht lange, so erschien die weibliche Bevölkerung mit Hühnern, Fischen, Mais, Maniok u. dgl. Die Preise, welche uns gestellt wurden, waren indeß sehr hoch, da alle möglichst viel von unsern schönen Tauschwaaren haben wollten; wir bezahlten für

1	Fisch, etwa 50 cm lang,	100	Kaurimuscheln	= 74 Pfennig,
10	Maniokwurzeln	20	"	= 15 "
1	Huhn	100	"	= 74 "
1	Tasse Bohnen	6	"	= 4 "

Für eine kleine Ziege forderte der Besitzer sogar 1000 Kaurimuscheln. Perlen, Muscheln, Kattun wurden gern als Tauschwaaren angenommen, am meisten waren die Leute aber auf Kupferkreuze erpicht. Seit langer Zeit wurde zum ersten mal wieder unter den Eßwaaren auch Honig feilgeboten, welcher eine hellgelbe Farbe hatte und vorzüglich schmeckte. Unter den zum größern Theil grätenlosen Fischen befanden sich einige Prachtexemplare von $1^1/_2$ m Länge und 25 kg Gewicht.

Während sich ein reges Markttreiben vor unsern Augen abspielte, bot sich Gelegenheit, die Eingeborenen genauer in Augenschein zu nehmen. Männer und Weiber waren mittelgroß, aber mäßig entwickelt; die Weiber sahen dabei entschieden vortheilhafter aus als die Männer. Leib und Brust waren mit nicht regelmäßiger Tätowirung gezeichnet, wobei Winkelstriche, Halbkreise und punktirte Linien eine vorwiegende Rolle spielten. Die Männer waren selten tätowirt. Faltenreiche Mabelehüfttücher umgaben bei ihnen wie auch bei den Weibern den Körper und zeugten in ihrem Gewebe und ihren Mustern von der ausgezeichneten Fertigkeit, welche die Bakuba in der Herstellung von Palmenfaserstoffen besitzen. Die Moral der weiblichen Bevölkerung war nach unsern Begriffen eine sehr laxe, da dieselbe in unserm Lager ihre Reize öffentlich für 10 Kaurimuscheln feilbot.

Die Waffen der Eingeborenen bestanden in Pfeil, Bogen, Lanzen und Messer, Formen, welche Wolf in seinem Berichte über die Bakubareise bereits beschrieben hat.

Der Kassai wurde hier Nschari und N'Schalle-Melle genannt. Am linken Ufer haben die Bakongo sowol oberhalb als auch unter-

halb der Luluamündung ihre Sitze, während weiter abwärts am rechten Ufer die wilden, auch als Kannibalen gefürchteten Bassongo-Mino wohnen sollen.

Die hiesigen Eingeborenen beziehen durch Zwischenhandel Elfenbein von den Bassongo-Mino und bezahlen dafür Muscheln, Zeuge und auch Sklaven. Zwölf schöne Elfenbeinzähne wurden uns zum Kauf angeboten. In nächster Nähe unsers Lagers fanden wir zahlreiche Elefanten- und Antilopenspuren.

Die Bevölkerung hatte große Besorgniß, daß wir den Handel verderben würden, einige verlangten sogar dringend, wir sollten die Reise nicht weiter fortsetzen, sondern uns bei ihnen ansiedeln. Die Gegend ist in der That nicht ungünstig für eine Niederlassung, im besondern auch für die Anlage einer Station. Das rechte Kassai-ufer, und zwar namentlich die Stelle, wo Lulua und Kassai sich vereinigen, ist für den Bau einer Handelsstation sehr wohl geeignet. Sie würde hier den Knotenpunkt für den Verkehr nach dem Lulua sowie nach dem obern und untern Kassai bilden.

Am 7. Juni früh verließen wir unser Lager und fuhren weiter stromabwärts. Der Kassai bot ein außerordentlich wechselvolles Bild dar. Viele Inseln und Sandbänke unterbrachen seinen Lauf und erweiterten das Flußbett bis 2000 m; an andern Stellen näherten sich seine Ufer wieder auf 900 m. Die Tiefe war an den Fluß-erweiterungen sehr gering, und mit großer Vorsicht mußten sich die Kanoes den Weg aussuchen, oft mußten sie in großen Bogen die bedenklichen Punkte passiren. Trotz aller Sorgfalt saßen alle Augen-blicke einzelne fest; die Mannschaft mußte dann jedesmal ins Wasser, um das alsdann erleichterte Fahrzeug über die seichten Stellen hin-wegzuführen. Die Erhebungen des linken Kassai-Ufers traten näher an den Fluß heran wie die des rechten; sie wechselten in ihrem Höhenniveau von 50—100 m und waren ebenso wie die der meisten Inseln bewaldet.

Wir berührten zwei Bakubadörfer, deren Bewohner bei unserm Erscheinen in die Kanoes eilten und uns eine Strecke Wegs das Geleit gaben. Die Männer waren kräftig gebaut und groß. Es gewährte einen schönen Anblick, die muskulösen Gestalten, die zu 8—10 Mann in jedem Fahrzeug standen, ihre Kanoes handhaben zu sehen. Sobald sie die Ruder in das Wasser gleiten ließen, gingen sie ruckartig mit vornübergebeugtem Oberkörper in die Knie-beuge und belasteten das Kanoe derart, daß es nahe am Wasser-

schöpfen war. Sie gefielen sich sichtlich darin, pfeilschnell und mit eleganter Leichtigkeit zwischen unsern schwerfälligen Fahrzeugen, die sich neben den ihrigen wie Lastwagen neben einem Jagdgefährt ausnahmen, hindurchzufahren.

Die Thierwelt, deren Repräsentanten uns in den letzten Tagen nur in Gestalt vieler kleiner Vögel, Fische und einiger Reiher zu Gesicht gekommen waren, begann hier mannichfaltiger zu werden. Auf der ersten Insel schon, die wir auf der Fahrt streiften, lag ein schlafendes Flußpferd; bald mehrte sich deren Zahl, und wenn die einen dem Auge entschwanden, tauchten neue in der Ferne auf. Wir sahen ganze Familien dieser Kolosse auf Inseln oder im Wasser.

Am rechten Kassai-Ufer nahmen wir Lager. Um uns herum befanden sich größere und kleinere Inseln mit üppigem Gras- und Baumschmuck, und den Hintergrund bildete nach Norden eine Hügelkette von 80—100 m relativer Höhe. Auf einer Sandbank ruhten etwa 15 Flußpferde in der Mittagssonne. Wißmann und François, die heute an der Spitze fuhren, machten erfolglos Jagd auf sie und versäumten dadurch die Gelegenheit, auf eine Heerde Büffel zu Schuß zu kommen, die, im hohen Grase und im Schatten eines mächtigen Baumes verborgen, von unsern Leuten aus ihrer Ruhe aufgestört worden war. Eine Büffelkuh wurde durch einen glücklichen Schützen zur Strecke gebracht.

Infolge des Schießens stellten sich alsbald einige hundert bewaffnete Eingeborene aus dem benachbarten Bakubadorf Dibuë ein, die sich jedoch bald von unsern friedlichen Absichten überzeugen ließen und uns Lebensmittel brachten. Der Häuptling, ein Mann von ungefähr 60 Jahren, war groß und schlank gewachsen. Er trug eine mit Kaurimuscheln besetzte Kopfbedeckung und eine ebenso verzierte Schärpe als Abzeichen seiner Würde; eine Perlkette umschloß seinen Hals, an der sich eigroße Fruchthülsen befanden, welche, mit Kernen gefüllt, bei jeder Bewegung ein klapperndes Geräusch verursachten. Solche Schellen trugen auch andere Bakuba. Die Lenden umgürtete ein Mabelehüfttuch. Die Bewohner rechneten sich zu der Familie der Maïlebo, welche dem großen Stamme der Bakuba angehört, in sich aber ein einheitliches Reich zu bilden scheinen. Der große Häuptling der Maïlebo, Uileo mit Namen, an den auch der Häuptling Dibuë Abgaben zu zahlen hatte, soll wenige Tagereisen im Inlande seine Residenz haben.

Die Gegend war mit ihrem Jagdreichthum zu verführerisch, um nicht einen Tag zu verweilen. Der größere Theil unserer Leute zerstreute sich am folgenden Tage in die Umgegend und ließ seiner Jagdpassion freien Lauf. Viele Bakuba kamen am Ruhetage in unser Lager und brachten Lebensmittel zum Kauf herbei. Man bezahlte 20 Kaurimuscheln (15 Pfennig) für ein Huhn, für 20 Maniokwurzeln oder für zwei Fische von 40 cm Länge.

Einer unserer Schwarzen brachte von seinem Ausfluge mit freudestrahlendem Gesicht einen großen Wels zurück, den er in seichtem Wasser durch einen Schuß getödtet hatte. Das Thier war 1,7 m lang und wog 26 kg.

Unter den freundlichen Abschiedsgrüßen der Bevölkerung verließen wir am 9. Juni unser Lager. Der Charakter des Stromes blieb derselbe. Die Ufererhebungen des linken Thalhanges traten nahe an den Strom heran; auf den Höhen und im Thale standen Palmen in großer Zahl, unter ihnen bildete die Oelpalme (Elaëis guineensis) große Bestände; Pandanus war besonders üppig auf dem rechten Thalhang. Viele Inseln und Sandbänke berührten wir auf der Fahrt. Außer den Mündungen mehrerer kleiner Bachläufe, die von den Erhebungen herabeilten, passirten wir auf der rechten Seite das Delta des Langala, der in fünf kleinen, 2—4 m breiten Armen in den Kassai eintritt. Die dem Flußlauf folgenden bewaldeten Ufererhebungen ragen um 40—50 m höher als der Wasserspiegel hervor. Schlangenhalsvögel, Störche, Palmgeier (Gypohierax angolensis Gmelin) und Papagaien belebten die Landschaft; besonders zahlreich waren die letztern an einer Waldblöße des linken Ufers, wo in dem thonigen Wiesenboden viele Elefanten- und Büffelspuren sichtbar waren.

Die Bewohner zweier kleiner Bakubadörfer und einzelner auf den Inseln verstreut liegender Fischerhütten standen am Ufer und waren bei unserm Anblick vor Erstaunen sprachlos. Auch sie gehörten zu den Bakuba und waren von unserm Kommen bereits in Kenntniß gesetzt.

Nach vierstündiger Fahrt legten wir am rechten Ufer an. Unserm Lagerplatz gegenüber auf einer Sandbank lag eine Bakubaortschaft. Die Bewohner benahmen sich ausnehmend scheu und furchtsam; einige Kanoes näherten sich uns mit großer Vorsicht, die Insassen wagten es aber nicht anzulegen, um auf dem Lande mit uns in Verkehr zu treten. Sie waren groß, breitschulterig

und schön gewachsen. Ihr Mistrauen erschwerte das Einziehen von Erkundigungen ungemein. Sie wußten uns nur wenig von dem Laufe des Kassai mitzutheilen. An seinen Ufern sollten weiter im Westen böse Leute, die Bassongo-Mino, wohnen, welche Fremde tödten und essen; später werde der Fluß so breit, daß man von einem Ufer das andere nicht mehr sehen könne — das war alles, was sie uns über den Kassai erzählten. Sie nannten noch die Baschilele, ein Volk, welches südlich von den Bassongo-Mino wohnen sollte; doch sprachen sie geringschätzig von diesen, als Leuten, die nicht einmal im Besitz von Kanoes seien.

Kalamba, der mit den Seinen abseits von unsern Hütten ein Lager aufgeschlagen hatte, fand an den Ruhetagen so viel Gefallen, daß er am 10. Juni früh Boten sandte und bitten ließ, noch hier zu bleiben. Wißmann ging indeß nicht darauf ein, und so befanden wir uns bei Tagesanbruch wieder auf der breiten Wasserfläche des Kassai.

Viele Sandbänke traten uns entgegen und erforderten eine große Vorsicht während der Fahrt; alsbald saßen mehrere der Kanoes auf dem Sande fest und verursachten dadurch einen längern Aufenthalt. Um 9 Uhr kamen wir an eine üppig grüne Niederung, deren bewaldeter Rand allenthalben beschädigt und verwüstet war. Zahlreiche Fährten gaben uns die Gewißheit, daß hier der Tummelplatz vieler Elefanten und Büffel sein müsse; wir machten deshalb auf einer nahegelegenen Insel Lager. Leider blieb ein Jagdausflug erfolglos; das geräuschvolle Lagerleben verscheuchte die Thiere. Während der Nacht wurden wir besonders grausam von Moskitos gepeinigt, sodaß wir kaum eine Minute ruhigen Schlaf hatten.

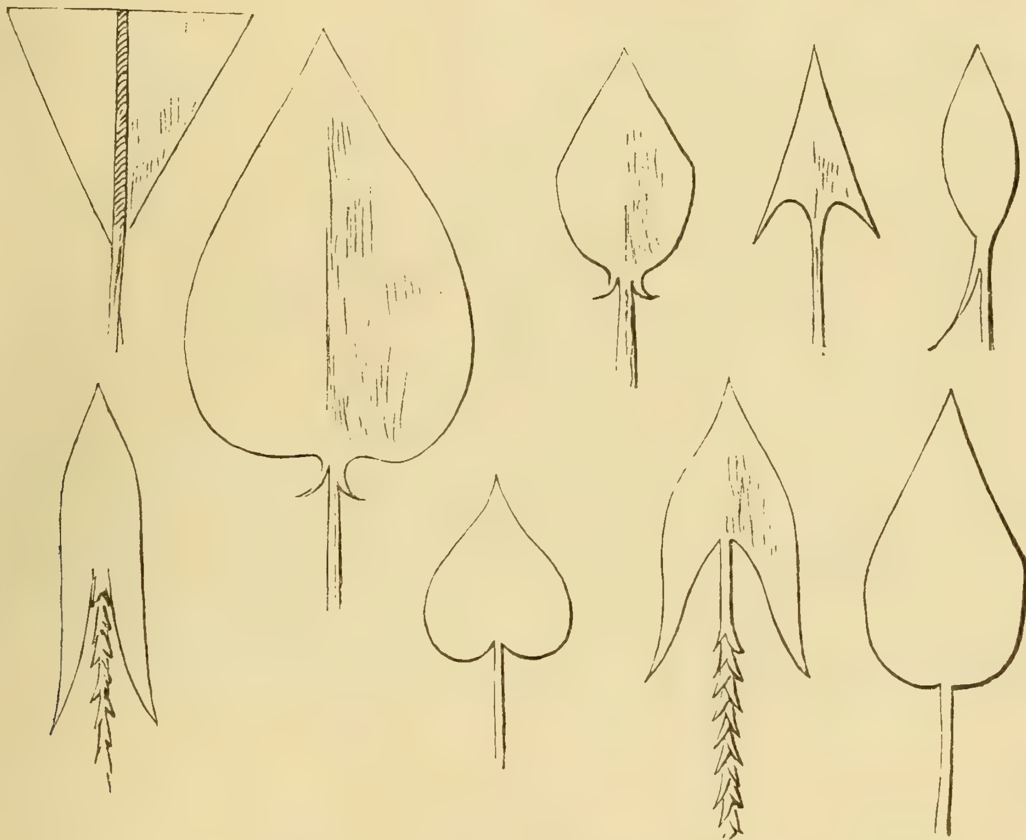
Unsere Fahrt am 11. Juni führte an einigen Hütten vorbei, die auf Inseln und im Laubwerk des Uferdickichts angelegt waren. Das landschaftliche Bild blieb unverändert. Die Erhebungen traten gewöhnlich bis dicht an das Strombett heran; an einer solchen Stelle zogen sich rothbraune Lateritkegel in vielzackigen Formen den 50 m hohen Hang hinauf und gewährten in ihren schönen Laubrahmen einen entzückenden Anblick. Dort, wo die Höhen vom Ufer zurücktraten, sah man saftige, grünende Niederungen, in denen überall Elefantenspuren bemerkbar waren. Das Vorhandensein dieser Thiere bekundete auch ein Skelet, dessen weißglänzender Schädel aus einer Grasbettung hervorleuchtete. Von den Höhen herab mündeten zu beiden Seiten kleine Bäche in den Kassai ein.

Da unsere Leute über Mangel an Lebensmitteln klagten, so bezogen wir schon am Vormittag unweit einer Bakubaortschaft Lager. In der Umgegend konnte man überall die Spuren des Wildreichthums erkennen. Elefanten, Büffel, Flußpferde und Antilopen mußten hier sehr viel vorkommen. Wir beschlossen, auch den folgenden Tag hier zu verweilen, damit unsere Leute in Ruhe die nothwendigen Lebensmittel beschaffen konnten. Etwa 5 km vom linken Ufer entfernt befand sich das Bakongodorf Mutschatsche. Auf dem Plateau der sanft ansteigenden, dicht bewaldeten, 40 m hohen Ufererhebung idyllisch inmitten eines Haines von Oelpalmen gelegen, hatte es die Form eines Rechteckes, dessen Seiten 200 und 300 m betrugen. Das Dorf zählte 80—100 Hütten und war von einem 4 m hohen pfeildichten Flechtwerk eingefriedigt. Die Hütten selbst lagen an geraden Straßen und hatten in der Entfernung mit den niedrigen Bauten unserer Dorfbewohner große Aehnlichkeit. Die Wände bestanden aus einer engen Schichtung der starken Blattrippen der Weinpalme; das Innere der Hütte bildete einen geräumigen, wohnlichen Raum. Neben den Hütten befanden sich kleinere Speicher zur Unterbringung von Lebensmitteln und Geräthen. In einer Seitengasse hingen an einer Hütte einige Schädel, die nach Angabe der Bewohner von erschlagenen und dann verzehrten Feinden herrühren sollten. Ziegen und Schweine besaßen die Bakongo nicht, Schafe kannten sie nicht einmal dem Aussehen nach, sodaß die, welche wir mit uns führten, sie in höchstem Maße in Erstaunen versetzten. Dafür waren aber ihre Hühner besonders schön und groß; viele Kapaunhähne deuteten darauf hin, daß sich die Eingeborenen auf die Zucht und Verwerthung des Federviehes gut verstanden. Auffallend gut genährte Hunde wurden uns zum Schlachten angeboten! An sonstigen Lebensmitteln: Hirse, Maniok und Palmwein herrschte Ueberfluß.

Männer und Weiber trugen das Haar am Scheitel meist thurmartig zusammengebunden; einzelne waren auch mit kleinen Palmfaserkappen und kurzen, über den Hals herabfallenden Zöpfen geschmückt. Ein Mabeletuch von feinem Gewebe, welches roth gefärbt war, diente als Hüfttuch und war die einzige Bekleidung. Das weibliche Geschlecht war auf Brust und Leib tätowirt. Die Waffen bestanden in Pfeil und Bogen und kleinen Messern ohne Scheide, welche sie hinter der Hüftschnur trugen.

Am folgenden Morgen, 13. Juni, setzten wir unsere Fahrt fort.

Der Kassai wechselte stetig in seiner Breitendimension; an einzelnen Stellen verengte er sich auf 500 m, an andern zeigte sich eine Ausdehnung von 3500 m; er bewegte sich mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 50 m in der Minute nach Nordwesten. Auf der ganzen Strecke berührten wir nur eine Ortschaft, welche etwas abseits vom linken Ufer gelegen war. Je geringer die Bevölkerung, desto verbreiteter war die Thierwelt; überall sah man in den grünen Wiesenstreifen die Spuren des großen Wildes; Vögel aller Art



Bakongo-Pfeile (1/4 der natürlichen Größe).

bewegten sich an den Ufergeländen und auf den Inseln, deren Landschaftsscenerien höchst mannichfaltige waren.

Eine dichtbebuschte Insel diente uns als Lagerplatz. Die Eingeborenen näherten sich alsbald in ihren leichtbeweglichen Kanoes und brachten, nachdem ihre Scheu durch Winken und Schwenken mit Tüchern überwunden war, eine Menge Palmwein, sodaß bald wieder die Hälfte unserer Leute schwer betrunken war. Alles lärmte laut im Lager, für François, der an einem leichten Fieberanfall erkrankt war, doppelt unangenehm, sodaß schließlich gegen die Unmäßigen eingeschritten werden mußte; der große Vorrath an Palm-

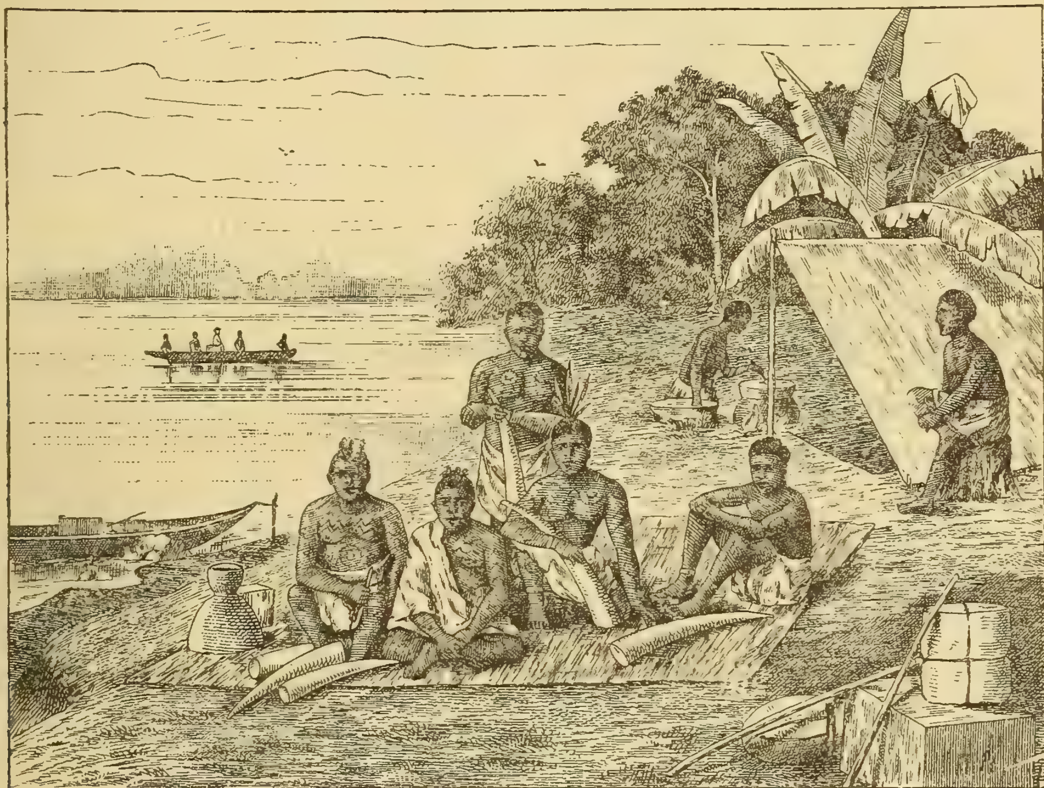
wein wurde weggegossen, um der Trunkenheit und den in diesem Zustande unausbleiblichen Streitigkeiten vorzubeugen.

Ehe wir am nächsten Tage die Weiterreise antraten, fanden sich fünf Bakuba ein, welche vorgaben, vom großen Häuptling Lukengo geschickt zu sein, um vier Elfenbeinzähne an uns zu verkaufen. Sie breiteten eine große Mabelematte aus und nahmen auf derselben nebeneinander Platz. Der Angesehenste von ihnen trug eine Kappe mit Federschmuck und eine Muschelkette um den Hals. Sein linker Nachbar, ein leidenschaftlicher Raucher, ließ seine Pfeife während der ganzen Dauer der Verhandlung nicht ausgehen. Das Haupthaar hatte er, wie auch ein anderer seiner Genossen, zu einem Scheitelbündel zusammengezwängt. Bei näherer Betrachtung fiel es sofort auf, daß einer nicht dem Bakubastamme angehörte, sondern ein Muluba und der Sklave eines der vier Bakuba war. Er trug den Kopf nach Baluba-Art glatt rasirt. Bei der Verhandlung diente er als Dolmetscher; an seinem pfiffigen Gesichtsausdruck erkannte man gleich, daß er von den fünf Mann der schlaueste war, er sprach für alle und führte in der Balubasprache die Verhandlungen.

„Wir bringen", so begann der Wortführer, „vier schöne Elfenbeinzähne aus den Schätzen des großen Lukengo, welcher von euerer Anwesenheit in seinen Gebieten gehört hat. Er wünscht euer Freund zu sein und hofft, daß ihr die Zähne gut bezahlen werdet!" Dann rühmte er die Waare und erzählte in einer langen Geschichte, woher sie stamme, welchen Werth sie habe und zu welchen Sachen man die Zähne verwerthen könne. Aus der Verhandlung schien hervorzugehen, daß Lukengo die Leute nicht gesandt hatte. Wir wollten indeß hierüber Gewißheit haben.

„Wenn euch der große Lukengo gesandt hat, dessen Freunde wir sind, dann werden wir einen Schatz für die Zähne geben, der Lukengo sehr erfreuen wird und mit dem ihr dessen Zufriedenheit in hohem Maße erwerben werdet!" Inzwischen wurde eine Spieluhr aufgezogen und auf einen Koffer vor sie hingestellt. Sie waren sichtlich verwundert über das Musikinstrument, lauschten aufmerksam und neigten bald das rechte, bald das linke Ohr den klingenden Tönen zu. Jedem einzelnen sah man die Freude und die Sehnsucht an, das kleine Spielwerk zu besitzen. Als das Stück geendet und ihnen ihre Handelsinteressen wieder einfielen, machten sie gar dumme Gesichter, und selbst der schlaue Wortführer sah verlegen und rath-

suchend die Bakuba an. Nach langem Parlamentiren kam dann die Wahrheit heraus. „Zerlegt die Schachtel in eins, zwei, drei, vier Theile, die alle so hübsche Musik machen wie diese eine, dann ist der Handel gemacht und die Zähne gehören euch.“ Dabei zählte der Sprecher an seinen Fingern die Zahl ab. Die Zähne gehörten also nicht Lukengo, sondern waren Eigenthum der vier Bakuba, von denen jeder seinen Gewinnantheil beanspruchte.



Elfenbeinhändler.

Der Strom erweiterte sich mehr und mehr und bildete viele Inseln. An einzelnen Stellen hatte das Wasser Buchten in die Thalsohle gespült; hier schien die Vogelwelt mit besonderer Vorliebe sich aufzuhalten. Papagaien, schwarz-weiße Pfefferfresser, Reiher, Sporenkibitze und Scherenschnäbel, alles wogte bunt durcheinander. Gegen 12 Uhr kamen wir am rechten Ufer an ein Bakubadorf. Die Bewohner begrüßten uns vom Ufer aus, viele stiegen in ihre kleinen Kanoes, boten uns Lebensmittel zum Kauf an und gaben uns eine Strecke Wegs das Geleit. Der Kassai nahm jetzt an Breite bedeutend zu und dehnte sich auf etwa 4000 m aus. Die Hänge zeigten eine geringere Bewaldung als bisher und besonders am rechten Ufer befanden sich ausgedehnte Maniokculturen.

Unsere Begleiter von dem oberhalb gelegenen Dorfe baten uns, bei ihnen unser Lager aufzuschlagen. Wir versuchten ihrem Wunsche zu entsprechen; die Strömung war indessen so stark, daß wir mit unsern schwerfälligen Fahrzeugen nicht dagegen ankämpfen konnten und deshalb als Lagerplatz eine Insel dort wählen mußten, wo der Kassai sich mit einer scharfen Wendung nach Südsüdwest wendet. Im Westen tritt hier ein scharfer Höhenkamm an den Strom heran und zwingt ihn, nach Süden abzubiegen.

In den letzten Tagen hatten wir uns vornehmlich am rechten Ufer gehalten, um die Mündung des Sankuru, falls Wolf's Erkundigungen über den Lauf dieses Flusses richtig waren, uns nicht entgehen zu lassen. Vergeblich hatten wir versucht, von den Eingeborenen Näheres zu erfahren. Alle verhielten sich ablehnend und niemand wollte von einer Flußmündung etwas wissen.

Die Insel, auf welcher sich unser Lager befand, zeigte nur Graswuchs und einen einzigen Baum; vom linken flachen, bewaldeten Ufer war sie durch einen 30 m breiten seichten Wasserarm getrennt. Das rechte Ufer war ebenfalls theils bewaldet, theils bildete es eine etwa 20 m hohe, steil abfallende Lateritwand. Vor uns flußaufwärts befand sich ein Labyrinth von Sandbänken und Inseln, und wurde es dadurch bei einer Gesammtbreite des Stromes von 4000 m sehr erschwert, sich von den hydrographischen Verhältnissen ein klares Bild zu machen. Wir beschlossen daher, dieselben näher zu untersuchen und die Weiterreise um einen Tag zu verschieben. Wißmann, Wolf und Mueller fuhren im Boot „Paul Pogge" flußaufwärts und hielten sich dabei in der Nähe des rechten Ufers. Alsbald näherten sich in Kanoes einige Eingeborene, welche jedoch von der Mündung eines Flusses nichts wissen wollten, dieselbe sogar bestimmt in Abrede stellten.

Auf einer nahen Insel befanden sich ein paar Hütten, welche von Fischern bewohnt waren, von denen einer in der unbefangensten Weise Auskunft über alle an ihn gestellten Fragen gab. Er erzählte von einem großen Flusse, den er Nschallekeke nannte und welcher sich hier mit dem mächtigen Maue oder Nschalle-Minene, seine Benennung für den Kassai, vereinige. Er zeichnete mit dem Finger die Mündung beider Flüsse in den Sand und wies dann flußaufwärts nach einer etwa 2—3000 m entfernten bewaldeten Spitze des rechten Ufers, hinter welcher der Nschallekeke hervorkommen solle. Die Bootfahrt wurde nun weiter fortgesetzt, und

an der bezeichneten Stelle befanden sich in der That zwei Mündungsarme, von denen der eine 450 m und der zweite 600 m breit war. Die Strömung war jedoch so stark, daß trotz des angestrengtesten Ruderns der „Paul Pogge“ dieselbe nicht überwinden konnte. Nach Wolf's Erkundigungen auf seiner Bakubareise war es uns nun nicht mehr zweifelhaft, daß der Nschallekele mit dem Sankuru identisch sein müsse.

Auf der Rückfahrt zum Lager wurden auf einer Strecke von etwa 12 km 52 Flußpferde gezählt, davon waren 27 in einer Heerde. Die Thiere waren so wenig scheu, daß sie sich durch das Nahen des Bootes gar nicht beunruhigen ließen. Es war ein anziehendes Schauspiel, diese starke Flußpferdheerde zu beobachten; die anscheinend plumpen Thiere tauchten mit ihren mächtigen Köpfen bald hier bald da auf, oft nur wenige Schritte vom Boot, und beobachteten mit ihren kleinen klaren Augen ruhig das fremdartige Fahrzeug und seine Besatzung. Die Kiefer bilden beim Gähnen fast einen rechten Winkel. In der Ruhe pflegen die Flußpferde in Zwischenräumen von 2—3 Minuten aufzutauchen, die Luft auszustoßen und sich dann langsam rückwärts niedersinken zu lassen; sind sie durch Schießen beunruhigt, so halten sie wol 4—5 Minuten unter Wasser aus und tauchen dann nur vorsichtig mit den Nüstern auf, um Luft einzuholen und rasch wieder zu verschwinden. Scherzhaft sieht es aus, wenn ein ruhig auftauchendes Flußpferd plötzlich in Schrecken versetzt wird; es fährt dann mit dem Kopf zuerst in die Tiefe, während der ungeheuere Rücken und die Keulen über der Oberfläche des Wassers erscheinen. Auf diese Weise wurden mehrfach unsere Fahrzeuge in die Gefahr des Kenterns gebracht, da die Flußpferde, welche beim Auftauchen mit dem Kopf gegen ihren Boden stießen, in ihrem Entsetzen so schnell als möglich tauchen wollten, und dann mit ihren schweren Köpfen die Kanoes aus dem Wasser hoben oder so weit auf die Seite legten, daß sie Wasser nahmen. Die Eingeborenen lebten in bestem Einvernehmen mit den Thieren; ohne Scheu fuhren sie mitten durch die Heerden, wobei es keinem der Kolosse einfiel, die Insassen der Kanoes zu belästigen.

Doch nicht immer sind die Flußpferde so harmlos. Wenn alte Bullen in Liebe und Eifersucht entbrannt sind, gibt es gewaltige Kämpfe unter ihnen. Mit weitgeöffnetem Rachen stürzen sie, sich mit dem halben Körper aus dem wildschäumenden Wasser erhebend, unter lautem Schnauben aufeinander los; jeder bemüht sich, dem

andern mit den mächtigen Zähnen Wunden beizubringen. Solche Kämpfe währen oft Stunden, bis endlich einer unterliegt, in eiliger Flucht das Weite sucht und von dem Sieger noch lange verfolgt wird. Derartige Bullen und auch Kühe mit säugenden Jungen sind auch dem Menschen gefährlich.

Wo die Flußpferde einmal gewöhnt sind, des Nachts zu weiden, da pflegen sie sich einzufinden, unbeirrt durch eine geräuschvolle Nachbarschaft oder etwa durch die Unruhen des Tages, die ihnen vielleicht ein Familienglied, das vom Geschoß des Jägers tödlich getroffen wurde, geraubt haben. Es ereignete sich zuweilen, daß einige unserer Leute, welche keine Nachtruhe fanden, auf ihrem Spaziergang plötzlich vor einem im Schlaf gestörten Flußpferde standen; einer fiel sogar bei solcher Gelegenheit über eins hinweg, das er anfangs für einen Felsblock hielt, und war nicht wenig erstaunt, als sich neben ihm schnaubend der mächtige Körper eines Flußpferdes erhob. Auch die Insel, welche wir uns heute zum Lager ausgewählt hatten, war der nächtliche Weideplatz einer Flußpferdfamilie.

Während der Nacht vernahmen wir plötzlich in unmittelbarer Nähe tiefes Schnauben und schwere Tritte; die Flußpferde besuchten ihren Weideplatz und gingen dabei ohne Furcht durch unser Lager. Bei dem sich erhebenden Lärm zogen sie sich jedoch schnell ins Wasser zurück.

Um über den Sankuru und das noch vor uns liegende Kassaigebiet möglichst eingehende Erkundigungen einzuziehen, wurde beschlossen, einige Tage hier zu bleiben. War doch die Stelle, wo der Sankuru in den Kassai mündet, sowol in commerzieller als auch cultureller Hinsicht ein höchst wichtiger Punkt.

Der Sankuru kommt aus einem Gebiet, wo nach den Aussagen der Eingeborenen ein großer Elfenbeinreichthum herrscht, und ist deshalb der geeignete Weg, auf welchem diese Schätze dem europäischen Handel erschlossen werden können. Andererseits haben wir gesehen, daß auch der Kassai bisjetzt durch eine elefantenreiche Gegend zieht. Hier befindet sich der Knotenpunkt zweier für den Handel günstiger Verkehrsadern.

Wenn wir im allgemeinen trotz der vielen Elefantenspuren in den berührten Ortschaften am Kassai wenig Zähne vorfanden, so ist dies durch zwei Ursachen begründet. Einmal werden die Zähne der erlegten Thiere sobald als möglich dorthin geschafft, wo

sie Absatz finden, wie z. B. nach Kabao, Kapungu, Lukengo u. a.; dann aber, wenn der Neger mit einem Zwischenhändler einmal freundschaftliche Handelsbeziehungen angeknüpft hat, so sucht er diese aufrecht zu erhalten und sich nicht mit andern einzulassen. Wir, die ersten Weißen, wurden nun noch mit besonderm Mistrauen beobachtet. Man wußte nicht, was wir beabsichtigten, und hatte daher auch das Bestreben, die Elfenbeinvorräthe zu verheimlichen. Wenn die Bevölkerung bei längerm Verweilen Zutrauen zu uns gefaßt hatte, so kamen anfangs kleine Elfenbeinzähne, dann allmählich größere, welche man zum Verkauf anbot. Es gehört jedoch viel Zeit und Geduld dazu, um mit dem Neger Handelsgeschäfte abzuschließen. Wir hatten andere Ziele, die uns voll in Anspruch nahmen, und mußten uns mit dem Bestreben begnügen, überall mit den Eingeborenen freundschaftliche Verhältnisse anzubahnen, welche den Boden für spätere civilisatorische Unternehmungen, Handel und Missionen, in diesem jungfräulichen Gebiete ebnen sollten.

Von den vielen Elefanten, welche sich in der Nähe der Eingeborenendörfer zeigen, werden nur wenige erlegt, weil die Schwierigkeiten, die sich dem Jäger entgegenstellen, ziemlich bedeutend sind. Das Fangen der Thiere in Fallen ist sehr mühsam und glückt selten, das Jagen aber ist zeitraubend und gefährlich. Man denke sich den mächtigen Dickhäuter mit Pfeilen beschossen; sie prallen wirkungslos an ihm ab, wenn sie nicht aus nächster Nähe und mit großer Kraft entsandt werden können. Dringt der Pfeil durch die harte Haut hindurch, so fehlt ihm dann wieder die Kraft, um tödlich zu verletzen. Oder man stelle sich den Jäger vor, wenn er den Speer oder die Lanze dem Thiere in die Weichen stößt. Wie schwer wird es ihm werden, den Koloß tödlich zu treffen, wie leicht andererseits ergreift ihn der gefährliche Rüssel oder trifft ihn der spitze Zahn, um seiner Jagdlust ein Ende zu machen. Thatsächlich wird der Elefant von einigen Stämmen in dieser Art gejagt. Die Jäger pflegen dann tagelang das verwundete Thier zu verfolgen, um ihm täglich neue Verletzungen beizubringen und ihm, wenn es von Blutverlust erschöpft zusammenbricht, den Todesstoß zu versetzen. Das sind Jagden, die Kühnheit und Ausdauer erfordern. Für den mit Gewehr bewaffneten Schützen ist es ebenfalls nicht leicht, den Elefanten so zu treffen, daß er sofort auf der Strecke bleibt; auch er muß Ausdauer haben und seiner Kugel sicher sein; an der Schläfe, etwas oberhalb einer vom Gehörgang nach dem Augen-

winkel gezogenen Linie befindet sich die Stelle, wo eine Kugel selbst aus einer Entfernung von 80—100 m unfehlbar tödlich wirkt. Von vorn auf die Stirn zu schießen, ist nicht rathsam, da der Schädel sehr hart und so schräg ist, daß das Geschoß leicht abgelenkt wird.

Ein angeschossener Elefant geht fast stets zu Grunde, doch pflegt er, wenn seine Verwundung nicht sehr schwer ist, noch tagelang zu leben. Der alte Bimba, unser zweiter Dolmetscher, hatte in Tumba-Tschimbari, zwischen Lulua und Kassai, von der Anwesenheit einiger Elefanten gehört und folgte mit seinem Freunde Simão der Spur. Nach zweistündigem Suchen traf er drei Elefanten, welche im Lueboflnß standen und sich mit Schlamm bewarfen. Auf 80 Schritt herangekommen, feuerten die Jäger auf eins der Thiere ihre Gewehre ab. Das verletzte Thier, ein großer Elefant mit mächtigen Zähnen, wandte sich nach dem Ufer, wo seine Verfolger standen. Hier erhielt es neue Verwundungen, eilte nun nach dem jenseitigen Ufer und verschwand im Dickicht. Bimba beschloß, am folgenden Tage die Jagd fortzusetzen, und bereitete sich mit Simão am Luebo ein Nachtlager. Sobald der Morgen heranbrach, folgten die beiden Jäger der Fährte, die durch starken Schweiß kenntlich war. Nach kurzer Zeit fanden sie den Elefanten wieder am Luebo, wo er seine Wunden mit Wasser ausspritzte. Zwei Schüsse schreckten das Thier auf, und mit neuen Wunden in Schulter und Bein suchte es das Weite. Nach langer mühsamer Verfolgung gaben Bimba und Simão die Jagd auf und lagerten sich ohne alle Hoffnung auf Erfolg in der Nähe des Luebo, um dort für die Nacht zu bleiben. Gegen Morgen hörten sie von derselben Stelle her, wo sie das Thier das erste mal antrafen, Klagelaute und fanden (am Morgen des dritten Jagdtages) den Elefanten am Flußufer verendet.

Die Bevölkerung der Nachbarschaft versah uns reichlich mit Lebensmitteln. Täglich liefen Kanoes, meist von Frauen und Mädchen geführt, hier ein, um ihre Waaren zu verkaufen. Da die Leute in ihren Forderungen nicht zu anspruchsvoll waren, so zogen sie stets mit leeren Körben heim.

Wir bezahlten für je 1 Huhn, 20 Maniokwurzeln oder 20 Bananen nur 20 Kaurimuscheln oder 4 Perlen, etwa im Werthe von 15 Pfennig. Hühner und Fische waren unsere einzige Fleischnahrung. Letztere kamen in großer Zahl und Artenverschiedenheit vor; es befanden sich unter ihnen Thiere von bedeutender Größe. Die Breite

eines Welskopfes betrug z. B. 30 cm; der Fisch war so schwer, daß ihn ein einzelner Mann kaum zu heben vermochte. Leider waren weitere und genauere Messungen nicht vorzunehmen, da die Eingeborenen zu scheu waren und zu befürchten schienen, daß ihnen der Fisch genommen werden sollte.

Die Vogelwelt war gleichfalls reich vertreten. Vom Lager aus konnten wir stündlich Strandläufer, Rallen, Ibisse, Reiher, Störche, Pelikane, Schlangenhalsvögel, Palmgeier, Weihen in großen Scharen sowie auch kleinere Vögel beobachten.

Mueller fand bei einer weitern Bootfahrt, die er unternahm, südlich unserer Lagerinsel die Mündung eines von Südosten herkommenden Flusses. Seine Breite betrug 25—30 m, die Tiefe schwankte an der Mündung zwischen 0,50 und 2 m, die Geschwindigkeit mochte 50 m in der Minute sein. Der Lubudi, wie der Fluß von den Eingeborenen genannt wird, wies sumpfige Ufer auf, die mit dichtem Rohr bewachsen sind. In einer Entfernung von 200—250 m begleitet ihn im Westen ein Höhenzug, im Osten tritt ein solcher auf 800—1000 m zurück. Auf der Höhe unmittelbar oberhalb der Mündung fand Mueller ein Dorf von Mateke und Baschilele bewohnt. Der Häuptling Kakunti erzählte, daß er ein Muluba sei; durch welche Schicksale er hierher verschlagen war, wollte er jedoch nicht mittheilen, wahrscheinlich war er in der Jugend in die Sklaverei verkauft worden und hatte es durch Klugheit und Geschicklichkeit verstanden, sich die einflußreiche Stellung, die er allem Anschein nach besaß, zu verschaffen. Jedenfalls war er als Dolmetscher gut zu verwerthen und gab auch auf alle Fragen bereitwilligst Auskunft. So erzählte er, daß auf beiden Seiten des Flusses Baschilele wohnten, die von einem mächtigen Häuptling Ngila regiert würden. Das Dorf desselben läge zwei Tagereisen südlich des Kassai. Auch die Mateke müßten diesem Tribut bezahlen. Der Fluß sei weiter unterhalb von Baschilele und dann Badinga am südlichen, von Bassongo-Mino am nördlichen Ufer bewohnt. Er warnte uns vor der Weiterfahrt, da wir bald in das Gebiet der Bakutu vom Stamme der Bassongo-Mino gelangen müßten, die uns tödten und verspeisen würden. Es waren dies dieselben Angaben, welche Wolf auf seiner Bakubareise bereits erfahren hatte und die uns von den Mateke an der Sankurumündung ebenfalls gemacht waren; sie gewannen durch diese Bekräftigung jedenfalls an Wahrscheinlichkeit.

Die Baluba beschlossen am 16. Juni abends einen allgemeinen

Riambatanz aufzuführen, um einen glücklichen Verlauf der weitern Reise herbeizuführen. Die Menge tanzte mit wildem Fanatismus die ganze Nacht hindurch und war noch am andern Morgen so erregter Stimmung, daß zum Ueberfluß die Gewehre abgefeuert wurden und dadurch viel Munition verschleudert wurde. Wir mußten dem Unfug steuern, und Kalamba erhielt harte Vorwürfe über das thörichte Gebaren seiner Mannschaft. Da er selbst ungern seinen Leuten einen Verweis ertheilte, so geschah dies von seiner energischen Schwester. Sie stellte ihnen im Abend-Moio das Unsinnige ihres Betragens klar und deutlich vor, fragte, ob sie wol je in der Heimat so viel zu essen und zu trinken bekommen wie hier, ob sie je ein so schönes Leben geführt hätten, erinnerte daran, daß alles dieses uns, den Weißen, zu danken und daß es deshalb ihre Pflicht sei, sich verständig zu betragen und unsere Zufriedenheit zu erwerben. Das war das Schluß-Moio am Sankuru. Die Leute gingen am 17. frühzeitig zur Ruhe, sie waren von der vergangenen Nacht ermüdet und am nächsten Morgen sollte der Aufbruch in aller Frühe erfolgen.

Sechzehntes Kapitel.

Vom Sankuru bis zu den feindlichen Bassongo-Mino.

Abfahrt. — Elektrische Fische. — Kassai-Landschaft. — Bei dem Volke der Baschilele. — Nächtlicher Verkehr auf dem Flusse. — Bei den Badinga. — Nächtlicher Zeitvertreib. — Kassai-Landschaft. — Loangemündung. — Ein Gewitter überrascht uns. — Die Bevölkerung, Lebensmittel und Handel. — Erkundigungen. — Die Eingeborenen fliehen. — Kalamba ist ärgerlich. — Lebensmittel. — Ein neuer Volksstamm. — Ein Bangodidorf. — Ein Flußpferd erlegt. — Afrikanisches Stillleben. — Kalamba folgt einer Elefantenspur. — Handelsverbindungen der Bangodi. — Begrüßung der feindlichen Bassongo-Mino am linken Kassai-Ufer. — Sandbänke hemmen die Fahrt. — Bassongo-Mino am rechten Ufer. — Bassongo-Mino im Lager. — Kunja durch einen Pfeilschuß verletzt. — Das Ungewisse unserer Zukunft. — Typus der Bassongo-Mino.

Vier Tage waren an der Einmündung des Sankuru in den Kassai in Ruhe verflossen. Unsere Schwarzen und auch wir hatten uns neu gestärkt und sahen nun mit Freude dem Fortgang der Reise entgegen. Eine schöne Strecke Weges lag hinter uns, eine Reihe interessanter und bewegter Tage standen im Gedächtniß in unauslöschlichen Zügen niedergeschrieben, und für die Wissenschaft war mancher Erfolg errungen worden; der wichtigste Theil aber, der Unterlauf des Kassai und seine Mündungsstelle, lag noch in tiefes Dunkel gehüllt. Die Aussagen der Eingeborenen waren durchaus ungenügend und konnten unsere bisherigen Ansichten weder umstoßen noch zu neuen Hypothesen führen. Alle Nachrichten reichten nur bis zu dem Volksstamm der Bassongo-Mino, darüber hinaus befand sich selbst für die Eingeborenen eine vollkommene Terra incognita. Dort mußten entweder die Terrainverhältnisse so ungünstig sein, daß jeglicher Verkehr stockte, oder es wohnten in jenem unbekannten

Gebiete Volksstämme, welche mit den Waffen in der Hand dem Eindringen jedes Fremden entgegentraten. Die kommenden Tage sollten Licht und Klarheit bringen.

Sobald der Morgen des 18. Juni graute, waren wir unterwegs und schauten das erste Lächeln der aus dem Morgennebel herausblickenden Wasserfläche des Kassai. Der Nebel nahm dann jedoch stetig zu und lagerte schließlich so undurchdringlich auf der Gegend, daß unsere Weiterfahrt ins Stocken gerieth; die einzelnen Kanoes verloren die Richtung und rannten gegeneinander. Die Ufer und der vor uns liegende Stromlauf waren in dichte Schleier gehüllt; unvermuthet konnten wir in Steinbarren und Stromschnellen hineingerathen oder auf Sandbänke auffahren. Wir entschlossen uns deshalb, am Lande klareres Wetter abzuwarten.

Einige unserer Leute benutzten diese Gelegenheit, um sich in dem fischreichen Fluß ihre Mittagsmahlzeit einzufangen; sie zogen kleine Netze durch das Wasser und thaten dabei manchen guten Fang. Hierbei erbeutete ein Muluba einen seltsamen Fisch, der wohl zur Gattung Tetrodon zu zählen ist. Derselbe befand sich im flachen Wasser und zeigte außer der schönen dunkelolivengrünen, von einer hellgelben verschlungenen Linie durchzogenen Farbe nichts Auffälliges. Dies änderte sich jedoch plötzlich, als er Gefahr bemerkte. Er blies seinen Körper zur fast doppelten Dicke auf, und die bis dahin glatte Haut zeigte eine Menge nach allen Seiten abstehender feiner Stacheln, welche bei der Berührung ein leichtes Schmerzgefühl verursachten. Die Baluba jubelten wie die Kinder über das sonderbare Thier, das von Zeit zu Zeit die eingeathmete Luft unter lautem Zischen wieder von sich gab und für Momente seine gewöhnliche Gestalt wieder annahm, um sich dann von neuem fast zur Kugelform aufzublähen. Seine Länge betrug nur 24,6 cm, der Umfang in ruhigem Zustand 15,2 cm, in erregtem 21,7 cm. An den weit zurückliegenden halbmondförmigen Kiemenöffnungen standen achtzehnstrahlige Flossen; in der Rückenflosse fanden sich 11, in der Afterflosse 10 und in der Schwanzflosse 9 Strahlen. Bauchflossen fehlten. Dieser Fisch war den Schwarzen unbekannt und konnte von ihnen nicht benannt werden.

Der Jubel unserer Leute stieg noch, als ein Zitterwels (Silurus electricus) in einem Wasserloch aufgefunden wurde. Es war uns aufgefallen, daß eine Anzahl unserer Träger um einen der kleinen Diener der Expedition herumstanden und von Zeit zu Zeit in nicht endenwollendes Gelächter ausbrachen. Bei näherer Untersuchung ergab

sich, daß der Knabe bemüht war, aus einem unter Wasser befindlichen Stamme einen vor der Hand noch unsichtbaren Gegenstand herauszuziehen, aber immer wieder von seinem Vorhaben abstehen mußte und unter deutlichem Schrecken den ausgestreckten Arm plötzlich zurückzog. Neugierig gemacht, ließen wir das Wasser abdämmen und ausschöpfen und fanden nun auf dem Grunde einen kleinen, unscheinbaren Fisch, der sich wirksam jeder Berührung zu widersetzen wußte. Jeder, der ihn berührte, erhielt einen ziemlich kräftigen elektrischen Schlag und fuhr erschreckt zurück. Endlich schob ein Muluba vorsichtig die Hand unter den Leib des Thieres und umgriff diesen plötzlich von unten her. Der Fisch wurde nun in ein Wassergefäß gelegt, wo er mit fast unverminderter Heftigkeit fortfuhr, allen Neugierigen Beweise seiner für die Schwarzen geheimnißvollen Kraft zu geben. Bei einer Kette von 7 Personen war der Schlag noch von jeder einzelnen Person deutlich zu bemerken. Kalamba und Sangula-Meta ließen sich zur größten Freude ihrer Unterthanen herbei, an dem Scherz theilzunehmen. Die Länge des Thieres betrug 18,5 cm; die Rückenflosse fehlte, statt ihrer fand sich eine kleine Fettflosse; die Brustflosse war sechs-, die Bauchflosse neun-, die Afterflosse zwölf- und die ganzrandige Schwanzflosse siebzehnstrahlig. Nach dem Tode des Thieres waren schwache Entladungen noch während 3½ Stunden bemerkbar. Der Wels war den Baluba wohlbekannt, sie nannten ihn „Ischi"; die Angolaleute hatten den Namen „Ngansi" für dasselbe Thier, das im Lulua und in den Gewässern Angolas nicht selten sein soll.

Mehrere Kanoes streiften während der Nacht unser Lager und fuhren stromabwärts. Was sollte diese nächtliche Wanderung bedeuten? Waren es Familien, die bei Nacht und Nebel ihren Wohnort verließen, um einem unbequemen Nachbar zu entgehen? Waren es beutelustige Räuber, die einen Ort überfallen und berauben wollten? Oder waren es vielleicht Krieger, die von oberhalb herbeibeordert waren, um uns an irgendeiner Flußsperre mit bewaffneter Hand den Weg zu verlegen? Solche Gedanken machte man sich unwillkürlich, als wir, abwechselnd Wache haltend, im Dunkel der Nacht die undeutlichen Umrisse der fremden Fahrzeuge geräuschlos vorübergleiten sahen.

Der Fluß hatte bei unserm Lager nur eine Breite von 520 m. Wir nahmen genaue Tiefenmessungen vor und ermittelten eine durchschnittliche Tiefe von 6,7 m und eine Stromgeschwindigkeit

von 60 m in der Minute. Er lieferte also in der Stunde 12 542 400 cbm Wasser!

Bei klarem Himmel bestiegen wir am 19. unsere Kanoes. Der Kassai, welcher bis hierher einen südwestlichen Kurs hatte, wandte sich jetzt in scharfer Biegung nach Nordwesten; sein Bett verengte sich bedeutend, nahm dann aber wieder an Breite zu und bildete einige Inseln und Sandbänke. Unserer Fahrt wurden durch die letztern mehrfach unangenehme und zeitraubende Hindernisse bereitet; Kalamba's schweres Kanoe lief auf und mußte mit großer Mühe wieder flottgemacht werden, Mueller rannte mit seinem Fahrzeuge gegen einen unter Wasser befindlichen Baumstamm, wodurch dasselbe einen langen Riß in der Wasserlinie erhielt, der mit Werg gedichtet werden mußte. Die Leute waren dabei so erregt und in Angst, daß es aller Energie bedurfte, um sie zur Ruhe zu bringen und sie im Kanoe zu halten, das ihrer Meinung nach schon im nächsten Augenblick untergehen mußte.

Zu beiden Seiten des Flusses lagen viele Dörfer, von denen die ersten den Baschilele, die spätern aber den Badinga angehörten, in deren Gebiet wir nun eingetreten waren. Die Bauart der Hütten war bei beiden Stämmen dieselbe: runder Grundriß, Blätterdach und kleine Thüren. Die Ufererhebungen folgten den Contouren des Flusses in nahem Abstande vom Wasser, gegen Mittag aber traten die des linken Ufers weit zurück und öffneten einen schönen Fernblick auf eine üppige Grasflur, welche einen angenehmen Ruhepunkt für das Auge bot. Eine bewaldete Insel, die den Genuß des schönen Bildes begünstigte, diente uns als Ruheplatz. Hier und auf dem umliegenden Terrain standen viele Palmen, besonders zahlreich die Oelpalme. Auch die Borassuspalme (zum ersten mal seit Banda-N'Gonge, zwischen Malange und Kuango) sahen wir auf einer Insel in zwei vereinzelten Exemplaren. Aus den Wipfeln der Palmen löste sich, durch den Lärm aufgeschreckt, ein Schwarm von Flughunden, deren Zahl sicher mehrere Tausende betrug; stundenlang umflatterten die geblendeten Thiere ihre gewohnten Schlupfwinkel, bis sie allmählich wieder zur Ruhe kamen. Unsern Leuten war der Palmenreichthum sehr willkommen. Sie sprachen dem wohlschmeckenden Palmwein, welcher ihnen von den Eingeborenen für ein geringes Entgelt überlassen wurde, tüchtig zu; einer von ihnen betrank sich sogar derart, daß er noch am folgenden Tage fast unzurechnungsfähig war.

Badinga, welche in ihren kleinen Kanoes mit Lebensmitteln zu uns herüberkamen, wußten sich uns durch ihr freundliches Wesen angenehm zu machen. Sie hatten nicht das freche Auftreten ihrer östlichen Nachbarn, sondern waren bescheidener und zeigten sich auch für unsere vielen Fragen nach den Ortsverhältnissen zugänglich. Den Kassai nannten sie Nschari, der Lulua war ihnen nicht fremd; auch erzählten sie von einem Fluß, der wenige Stunden unterhalb in den Kassai gehe. Sonst aber wußten sie über den Lauf des Kassai und über die Völkergebiete im Westen



Badinga.

so gut wie nichts anzugeben. Sie schienen sich jeden Verkehrs mit ihren Nachbarn zu enthalten und bekundeten dies auch durch ihre ärmliche, von den Nachbarn abweichende Tracht; sie hatten keine Kupferringe, keine Elfenbeinzierathe. Ihre Tätowirung zeigte Aehnlichkeit mit derjenigen der Bakuba, auch haben sie gleich diesen die zwei obern Schneidezähne ausgebrochen, eine Sitte, welcher auch die Baschilele huldigen. Nur Kanoes und Ruder zeigten dieselben Formen wie bei diesen. Das Kopfhaar war, ähnlich wie bei den Bakuba, auf dem Wirbel zum Schopf zusammengebunden; einzelne trugen auch kleine Kappen. Die bärtigen Männer hatten den Kinnbart mit Palmenfasern umwickelt. Ein besonderes Geschick besaßen die Eingeborenen in der Handhabung der Kanoes;

Männer und Weiber nahmen hieran theil; sie ruderten stehend, und durch gleichmäßiges Rudern erzielten sie eine größere Fahrgeschwindigkeit. Auf den Zuschauer machte es den Eindruck, als ob das Fahrzeug durch das gleichzeitige Niederbeugen und Emporschnellen des Oberkörpers vorwärts getrieben würde.

Die Lebensmittel, welche die Eingeborenen uns zum Kauf brachten, setzten sie zu billigen Preisen im Lager ab. Wir bezahlten für ein Huhn 30 Kaurimuscheln, etwa 22 Pfennig; für je 20 Maniokwurzeln oder Maisstauden 20 Kaurimuscheln (15 Pfennig); für eine Ziege ein Kupferkreuz (1 Mark 50 Pf.).

Die Badinga waren durchweg kräftig, untersetzt und mittelgroß. Der Oberkörper war bei vielen im Verhältniß zu den Beinen auffallend lang.

Unsere Baluba befanden sich in der besten Laune, welche sie stets dadurch bekundeten, daß sie bis spät in die Nacht hinein tanzten. Ein Flußpferd, welches sich in der Dunkelheit den Kanoes näherte, verschaffte ihnen eine anregende Unterhaltung; das Thier versuchte seinen gewohnten Weideplatz einzunehmen, war jedoch kaum auf dem Trockenen, als es von den Baluba mehrere Schüsse erhielt und in sein nasses Element zurückgetrieben wurde. Bald darauf erschienen drei Badinga-Kanoes, deren Insassen, wol erschreckt über die gefallenen, nie vorher gehörten Schüsse, sich nach der Veranlassung umsehen wollten. Unsere Leute riefen ihnen zu, was vorgefallen war, worauf sie schweigend nach dem Ufer zurückkehrten.

Dichter Nebel lagerte am Morgen des 20. Juni über der Gegend, sodaß wir erst um 7½ Uhr die Fahrt antreten konnten. Nach einer halben Stunde bereits waren wir genöthigt, ans Land zu gehen, weil zwei Kanoes mitten im Strom derart gegeneinander fuhren, daß eins derselben ein nicht unerhebliches Leck erhielt und mit genauer Noth vor dem Untergange bewahrt blieb. Die Mannschaft mußte aussteigen, und in möglichster Eile wurde das Fahrzeug ausgebessert und fahrbar gemacht; hierüber verfloß aber eine volle Stunde, ehe wir die Fahrt fortsetzen konnten.

Der Kassai floß mit mittlerer Geschwindigkeit von 60 m in der Minute nach Westen; er behielt eine Durchschnittsbreite von 2000 m bei und bildete viele Inseln und Sandbänke, welche aber nicht mehr die üppige Bedeckung zeigten, wie wir sie im Lulua angetroffen hatten. Die Thalhänge waren meist bewaldet und traten

nahe an das Flußbett heran. Am rechten Ufer sahen wir zwei, am linken eine Ortschaft unter Palmen liegen. Letztere war regelmäßig in Form eines Rechtecks angelegt und zählte etwa 80 Hütten, welche in fünf langen Reihen dicht nebeneinander standen. Die Eingeborenen nannten den Ort Ngung. Unmittelbar nachdem wir dieses Dorf berührt hatten, erweiterte sich der Strom, und man bemerkte die Einmündung eines Flusses, der sich mit seiner rothgelben Farbe scharf von dem schmutzigen Braun des Kassai abhob. Bald befanden sich unsere Fahrzeuge in seinem Fahrwasser, und mit Windeseile ging es in der starken Strömung dahin, bis es uns glückte, dieselbe quer zu durchschneiden. Hier kamen wir in eine Gegenströmung, die das Anlanden sehr erschwerte. Wir hatten zwar erst einen kurzen Weg zurückgelegt und waren nur 12 km von unserm gestrigen Lager entfernt, der Platz war aber durch den einmündenden Fluß so wichtig, daß wir auf einer der Mündung gegenüberliegenden Sandbank unser Lager aufschlugen.

Hier konnten wir in das breite Mündungsthal hineinsehen, hatten den Kassai abwärts einen schönen Fernblick und waren auch dem Dorfe Ngung so nahe, daß wir von dort die erforderlichen Lebensmittel erhalten und Erkundigungen einziehen konnten. Die Eingeborenen nannten den Fluß, vor dessen Mündung wir lagen, Tembuë; die Bakuba hatten ihn Wolf bereits als Nschalle-Tembe, d. h. rother Fluß, bezeichnet. Es war, nach seiner Wasserfarbe zu urtheilen, zweifelsohne der Loange, den wir auf dem Marsch nach Mukenge am 26. September 1884 bei Kassamba überschritten hatten. Er mündet mit zwei Armen in den Kassai, einem größern, 60 m breiten, der direct von Süden kommend mit einer Geschwindigkeit von 110 m in der Minute in den Kassai eintritt, und einem kleinern Arm, der diesen begleitet. Vor dem Delta befinden sich mehrere bewaldete Inseln und eine Sandbank, welche uns als Lagerplatz diente. Wir waren mit dem Stahlboot den Hauptstrom des Loange aufwärts gefahren, als sich ein heftiger Wind erhob und die schnell heraufziehenden schweren Wolken ein Unwetter ankündigten. Der Kassai glich in seiner durch den heftigen Sturm verursachten Erregung einer wildbewegten See; die Wellen gingen hoch und schlugen oft in das Boot; unsere Ruderer, die das Schauspiel eines sturmgepeitschten Wassers noch nicht gesehen hatten, geriethen in die größte Angst und Bestürzung und athmeten erst wieder frei auf, als sie festen Boden unter den Füßen fühlten. Die Baluba,

sowie Kalamba und Sangula standen am Ufer und starrten ernst und schweigend in die entfesselten Wogen. Immer wilder schäumte das Wasser, rauschend leckten die Wellen an unserer Sandbank empor, tiefes Dunkel lagerte über der Gegend, und unter Blitz und Donner fiel ein schwerer Regen nieder.

Unter den Eingeborenen, die uns im Lager besuchten, befand sich auch der Häuptling von Ngung; er hieß Makeba und war ein Mann von etwa 35 Jahren, mittelgroß, gut gewachsen, mit Adlernase und Kinnbart. Er trug einen 2,25 m langen, hübsch gearbeiteten Speer und als Kopfputz eine aus Palmfasern geflochtene Mütze; ein rothes Mabeletuch umgab seine Hüften. Die andern Leute trugen ungefärbte Hüfttücher. Charakteristisch war bei den Badinga die Haartracht: das Haar war bei den meisten zu kurzen kegelförmigen Spitzen zusammengedreht und dadurch eine Frisur erzeugt worden, die frisch emporsprossenden Cacteen sehr ähnlich sah. Die Tätowirung beschränkte sich meist auf die Nabelgegend und bestand in Halbkreisen, Vierecken und andern gebogenen und geradlinigen Figuren; da, wo auch das Gesicht tätowirt war, liefen in der Regel Strichlinien über die Stirn von der einen Schläfenseite nach der andern und ebensolche vom Unterkiefer über Hals und Nacken. Als Waffen trugen die Badinga nur Pfeil und Bogen. Letzterer ist dem der Bakuba ähnlich, nur befindet sich auf seiner innern Seite eine leichte Höhlung, wodurch die Biegsamkeit des Bogens gesteigert werden soll.

Hühner und Schweine sind bei den Eingeborenen häufige Hausthiere, während die Ziegen nur selten gezüchtet werden. Seit unserer Abreise von den Bakuba ist die Zahl der letztern, soweit wir es bei der schnellen Reise beobachten konnten, beständig im Abnehmen. Die Eingeborenen trieben hier nur wenig Maniokbau, nährten sich vielmehr vorzugsweise von Mais, Hirse und Bananen; große, weit ausgedehnte Pflanzungen der letztern umgaben jeden Wohnsitz. In der Nähe des Ortes lagen Mais- und kleine Tabackanpflanzungen.

Die Eingeborenen waren sehr handelslustig und kamen alsbald mit mehrern Elfenbeinzähnen in unser Lager. Sie baten uns dringend, daß wir ihnen dafür Kauris und Kupfer geben möchten. Um unser freundschaftliches Verhältniß zu befestigen, kauften wir ihnen zwei Zähne ab, von denen der eine 33 kg wog. Die Badinga sind im Handeln unermüdlich und haben hierin Aehnlichkeit mit den

Kioque, sie feilschen um jede Muschel. Kaurimuscheln bilden bei ihnen eine reguläre Münze, nach der jede Waare, Lebensmittel und jede Dienstleistung berechnet werden. Auf Messing legten die Badinga keinen Werth, sie nahmen dasselbe nicht als Tauschartikel an, wohl aber Kupferkreuze und Perlen.

Ueber den Lauf des Kassai erfuhren wir nicht mehr, als wir bereits wußten. Ein größeres Wasser, in das der Kassai auslaufen sollte, kannten die Badinga nicht. Sie nannten den Kassai Tschankulu und erzählten, daß wir weiter westlich zu den Bangodi und Bassongo-Mino kommen würden. Von den letztern, die auch nördlich ihres Gebietes ansässig waren, wollten sie wenig wissen. Sie bezeichneten dieselben auch mit den Namen Bakutu und Bankulle. Das Einziehen von Erkundigungen verursachte übrigens große Schwierigkeiten, da uns ein Dolmetscher fehlte, der unsere Fragen schnell und klar von Ohr zu Ohr hätte befördern können; wir waren allein auf die Zeichensprache angewiesen, und bei diesem schwerfälligen Verkehrsmittel verging oft eine Stunde, ehe die Leute eine Frage verstanden hatten.

Unser Lagerplatz schien wieder einmal, wie auch die Spuren andeuteten, der Lieblingsaufenthalt einiger Flußpferde zu sein. Drei derselben versuchten sich wiederholt dem Platze zu nähern und mußten durch Schüsse verscheucht werden.

Mit aufgehender Sonne traten wir am 21. Juni die Fahrt an. Ein klarer Himmel lachte uns entgegen, kein Nebel verschleierte heute den Fernblick, und wir konnten weit den großen Strom hinabsehen. Der Kassai nahm an Breite bedeutend zu, ebenso auch die Ausdehnung der Sandbänke und der unbewaldeten Inseln. Die Thalhänge und das Plateau der Ufererhebungen waren auf der rechten Seite mit dichter Baumsavanne bedeckt, während das Strombett selbst von einem schmalen Streifen Galeriewald eingesäumt wurde. Die Hänge des linken Ufers prangten im Waldschmuck, und an ihrem Fuß lagen einige kleine Badingadörfer. Auch aus dem Laubwerk der Inseln lugten viele Fischerhütten hervor, von denen der größere Theil zur Zeit unbewohnt war. Lateritbildungen traten mehrfach an den Ufergeländen zu Tage. Nach zweistündiger Fahrt erweiterte sich der Strom bis zu 4000 m. Die Sandbänke nahmen solche Ausdehnungen an, daß sämmtliche Fahrzeuge nacheinander festfuhren. Die Bemannung mußte wieder ins Wasser, und erst nach längerer Arbeit gelang es, über die seichten Stellen hinweg-

zukommen. Flußpferde tauchten zahlreich am Lande und im Wasser auf. Die Vogelwelt war vertreten durch schwarze, weißhalsige Störche, Marabu, Reiher verschiedener Arten, Schlangenhalsvögel, Gänse, Sporenkibitze, Seeschwalben, Scherenschnäbel, blaue Eisvögel, Weihen und weißköpfige Geier.

Sobald wir uns der ersten Ortschaft, einem Badingadorfe, näherten, ertönten aus derselben Hornsignale, und bald sahen wir die ganze Bevölkerung, die Männer bewaffnet und die Weiber mit Hausgeräthen, in eiliger Flucht davonlaufen. Erst nachdem ihnen einige uns begleitende Badinga unsere friedlichen Absichten kundgethan hatten, kehrten sie zurück. Derselbe Vorgang wiederholte sich bei sechs andern Dörfern, welche wir an diesem Tage am linken Ufer streiften.

Noch ehe wir an einen Lagerplatz denken konnten, mußten wir an einer Insel halt machen, um Kalamba mit seinem Fahrzeuge zu erwarten, da er ein gutes Stück zurückgeblieben war. Er hatte seit einigen Tagen Lasten in sein Kanoe aufnehmen müssen und zeigte uns seinen Aerger hierüber dadurch, daß er ohne Ursache zurückblieb und unser Vorwärtskommen dadurch verzögerte. Unterdessen war die Bevölkerung der Insel — Badinga — herangekommen und mit uns in Verkehr getreten. Da Kalamba heute recht lange auf sich warten ließ und die Zeit infolge der mehrfachen Unterbrechungen sehr vorgeschritten war, beschlossen wir auf einer 1500 m unterhalb gelegenen Insel, deren Buschwerk uns einigen Schatten zu geben versprach, Lager aufzuschlagen. Wir berührten die Mündung eines 30 m breiten Flusses, der hier direct von Süden her dem Kassai zufließt.

Die Eingeborenen folgten uns dorthin und brachten in ihren Körben eine Menge Lebensmittel mit: süße Kartoffeln, Zuckerrohr, Bananen, Maniok, Hühner, Ziegen und Schweine; alles war vorhanden, nur Erdnüsse fehlten merkwürdigerweise gänzlich. Schon in Ngung war uns der Mangel dieses für den Neger so wichtigen Lebensmittels aufgefallen. Die Eingeborenen stellten uns mäßige Preisforderungen. Wir bezahlten für je 10 Maniokwurzeln oder 20 Bananen nur 20 Kaurimuscheln = 15 Pfennig, für 1 Huhn 30 Kaurimuscheln = 22 Pfennig. Hier fanden wir zuerst ein uns bis dahin unbekanntes Gericht aus Maniok, die Tschikuanga. Der Maniok wird zur Herstellung desselben zu einem dicken Brei gekocht, dann gut durchknetet, in Blätter gehüllt und mehrere Stunden

gedämpft; er erhält dadurch die Consistenz eines schlecht ausgebackenen Brotes und pflegt am zweiten Tage sauer zu werden.

Die Bevölkerung machte einen bescheidenen Eindruck. Mit den Stämmen des rechten Ufers, von hier ab Bassongo-Mino, schienen sie wenig zusammenzukommen. Ueber den Verlauf des Kassai waren sie schlecht unterrichtet; sie nannten uns nur die Namen der westlich wohnenden Stämme der Bangodi und Bassongo-Mino. Bekleidung, Tracht und Bewaffnung der Eingeborenen wichen übrigens von denen ihrer östlichen Stammesgenossen nicht ab.

Der Kassai behielt seine Breitenausdehnung bei, erweiterte sich an einigen Stellen sogar bis auf 5000 m, sodaß es äußerst schwierig war, die Uferbegrenzung zu bestimmen. Große Sandbänke und meist waldlose Grasinseln unterbrachen seinen Lauf. Auf einzelnen der kleinen Inselreiche sah man Ortschaften liegen, deren Bevölkerung sehr zahlreich war. Ein großes Gefolge von Männern und Weibern gab uns das Geleite. In Tracht und Aussehen ähnelten sie den Badinga, doch standen sie mit diesen in keiner Stammesverwandtschaft, sondern nannten sich Bangodi. In ihren Kanoes führten sie Lebensmittel mit sich, die sie uns zum Kauf anboten. Unter andern wohlschmeckenden Sachen wurde uns auch ein Hund angeboten. Der Häuptling der Bangodi, welcher einen schönen Federschmuck mit Muschelbesatz auf dem Haupte trug, saß zwischen seinen zwei jungen hübschen Weibern, während sechs Männer das am Vordertheil stark beschädigte Kanoe pfeilschnell bald hier- bald dorthin führten.

An einer Insel legten wir gegen Mittag an und bezogen neben einem Bangodidorf Lager. Palmen, unter ihnen die Borassuspalme, standen auf derselben und am Ufer in großer Zahl. Die Frucht der letztern hatte die doppelte Größe einer Apfelsine, glich dieser in der Farbe, besaß aber eine Schale so hart wie die des Kürbis. Das Innere, eine weiche, faserige Masse, schmeckte bittersüß und hatte das Aroma der Quitte.

Unser Nachbardorf bestand aus 40 Hütten, die ziemlich dicht um einen kleinen Platz herum mit unregelmäßigen Fronten angelegt waren. Es lag unmittelbar am Wasser und wurde durch eine Gruppe schlanker Borassuspalmen beschattet. Die großen Blattfächer wurden von einem Fluge rother Weber zur Anlage ihrer künstlich gebauten Nester benutzt. Es gewährte einen überaus hübschen Anblick, die lebhaft gefärbten Thierchen geschäftig hin und wieder

flattern zu sehen; das ganze Bild des unter den schönen, hochstämmigen Palmen gelegenen Dorfes athmete den tiefsten Frieden; die Menschen, Hausthiere und die schön gefiederten Webervögel schienen in ungestörter Eintracht zusammenzuleben.

Die Hütten wichen in ihrem Bau wesentlich von denen ab, welche wir bisher gesehen hatten. Die Wände waren zu einem Rechteck von 2,3 m Länge und 1,8 m Breite im Durchschnitt zusammengestellt. Das Baumaterial bildeten Palmrippen, die horizontal übereinandergeschichtet eine recht starke Wandung abgaben. Gras und Palmblätter waren als Bedachung verwandt, deren Kanten über die Wände 1 m lang hinausragten und somit geeignet waren, den Hausthieren einen Schutz gegen Regen zu gewähren. Die Gesammthöhe der meisten Hütten betrug 3 m. Das Innere theilte sich in einen Schlaf- und einen Küchenraum; in ersterm standen ein oder zwei Bettgestelle, in letzterm befand sich ein Herd und in einem besondern Verschlage allerhand Geräthe. Das Merkwürdigste an der Wohnung war ein kleiner Ausschnitt von 40 cm im Quadrat, welcher in einer der schmalen Wände 2 m über dem Erdboden angebracht war; derselbe diente gleichzeitig als Thüre, Fenster und Schornstein. In erster Linie mag wol der stets nach oben abziehende Rauch des Feuerherdes zu dieser eigenartigen Anlage geführt haben; sie soll aber auch, wie die Eingeborenen erzählten, ein vorzüglicher Schutz gegen Moskitos und andere lästige Insekten sein, indem der herausströmende Qualm das Eindringen dieser Thiere verhindert. Eine Bank oder eine tischartige Erhöhung vor der Hütte erleichtert das Ein- und Aussteigen der Bewohner; mit erstaunlicher Gewandtheit konnten Männer wie Weiber durch die kleinen Löcher hindurchschlüpfen. Sie neigten dabei den Oberkörper nach vorn, fuhren mit einem Bein und einem Arm gleichzeitig in die Oeffnung hinein und zogen den übrigen Körper schnell nach. Sie besaßen hierin eine solche Uebung, daß sie die kleine Oeffnung in vollem Lauf passiren konnten. Neben den Thüren hingen korbartige Geflechte, welche für den Fischfang bestimmt waren.

Die Mahlzeiten nahmen die Eingeborenen vor ihren Hütten ein und bedienten sich hierbei niedriger Holzpritschen als Stühle. Zum Rauchen ihres Tabacks, den sie selbst bauen, benutzten sie langgestielte Pfeifen. In Haartracht, Tätowirung und Waffen unterschieden sich die Bangodi wenig von den Badinga, auffallend



Kassai-Landschaft.

S. 361.

allein waren die vielen Kupferringe, welche bei einigen in großer Zahl die Arme belasteten. Man sah manchmal 15 solcher Ringe um einen Arm liegen, die am Oberarm wol 1 Pfund schwer, nach der Hand zu an Stärke und Umfang abnahmen. Da die Ringe stets blank geputzt sind, so sieht ein derartig geschmückter Arm, namentlich wenn er gute Formen und eine tiefschwarze Farbe hat, recht hübsch aus. Die Hüfttücher waren meist schwarz gefärbt; Antilopen- und Krokodilzähne wurden auf Schnüren um den Hals getragen; eine Menge Hörner von Bos brachyceros, euryceros, vom Wasserbock (Cobus), Flußpferd- und Elefantenzähne wurden zum Kauf angeboten.

Ueber den Kassai, den die Bangodi ebenso wie die Badinga Tschankulu nennen, wußten sie nur anzugeben, daß er eine Tagereise westlich von den Bassongo-Mino, die auch gegenüber am rechten Ufer ihre Wohnsitze haben sollten, beherrscht wird. Es wurde immer auffallender, daß trotz der Nähe dieses Volksstammes die Nachrichten über ihn so ungenau lauteten und daß über die Bassongo-Mino hinaus gar nichts bekannt war.

Da unsere Mannschaft an Fleisch Mangel litt, so lieferte Wißmann mit seinem Elefantengewehr ein Flußpferd zur Strecke; die Kugel war hinter dem Ohr eingeschlagen und im Gehirn explodirt; die starke Stahlspitze fand sich in der Schädelwand des gegenüberliegenden Auges, während der Bleimantel vollständig zerstückelt war und das Gehirn nach allen Richtungen hin zerrissen hatte. Der Tod mußte auf der Stelle erfolgt sein. Der Koloß schlug derart um, daß die Füße aus dem Wasser herausragten, und versank alsdann im Wasser. Nach zwei Stunden kam er jedoch an die Oberfläche; wir benutzten diesen Moment sofort und ließen ihn durch unsere Leute an das Land ziehen. Sechs Mann zogen an Stricken, während sechs andere im Wasser stehend mit untergeschobenen Stöcken nachhalfen. Während dieser Zeit sah man die Köpfe mehrerer Flußpferde aus dem Wasser herausragen und neugierig den Vorgang verfolgen. Da es spät geworden war, mußte die Fleischvertheilung auf den nächsten Tag verschoben werden. Als wir nach unserm Lager zurückkehrten, wurden wir mit jubelndem Hallo begrüßt. Unsere Leute waren in Aussicht auf die morgende Fleischvertheilung und den Ruhetag sehr heiterer Stimmung, und es konnte nicht fehlen, daß zur Festfreude ein allgemeiner Riambatanz den üblichen Beschluß des Tages bildete.

In aller Frühe fuhren am nächsten Morgen die Kanoes nach der Sandbank hinüber, wo das erlegte Flußpferd lag. Mit Beil und Messer geschah die Zerlegung des Thieres und wurden zugleich die Fleischportionen für die Mannschaft zurechtgeschnitten. Um 11 Uhr war nichts mehr von dem mächtigen Körper zu sehen; die Fleischvertheilung war beendet, und frohlockend kehrten die Leute nach dem Lager zurück. Auf jeden der 200 Köpfe waren etwa 8—10 Pfund Fleisch gefallen. Bald flammten überall kleine Feuer, um das Fleisch durch Räuchern vor Fäulniß zu bewahren.

Bei einem Rundgang auf der Insel entdeckten wir eine ganz frische Elefantenspur, die darauf hindeutete, daß erst vor wenigen Stunden ein Elefant hier gewesen sein mußte. Kalamba gerieth hierüber in fieberhafte Aufregung; er behauptete, noch nie eine derartig große Spur gesehen zu haben, und machte sich sofort mit einigen Männern auf die Verfolgung. Nach wenigen Stunden jedoch kehrte er erschöpft und in schlechter Laune von seinem erfolglosen Jagdzug zurück.

Lebensmittel kauften wir von unsern Nachbarn zu denselben Preisen wie bei den Badinga. Die Elfenbeinzähne, welche uns zum Kauf angeboten wurden, waren sämmtlich klein. Ein solcher von 10 Pfund Schwere sollte 3 Kupferkreuze oder 4 Mark 50 Pfennig kosten. Kupferkreuze und Kaurimuscheln sind bei den Bangodi sehr beliebt, doch nehmen sie auch jede andere Waare als Tauschartikel.

Nach allem, was wir erfahren konnten, gehen die Handelsverbindungen der Bangodi mehr nach Osten und Süden als nach Westen und Norden. Sie bauen Mais, Hirse, Zuckerrohr, Taback und wenig Maniok.

In gewisser Spannung traten wir am 24. Juni früh, als der Morgennebel den Strahlen der Sonne gewichen war, die Weiterfahrt an. Heute also sollten wir zu den Bassongo-Mino kommen, von denen bisher nur dunkle und unbestimmte Nachrichten zu uns gedrungen waren, deren Gebiet wir schon seit einigen Tagen am rechten Ufer streiften, ohne von ihnen etwas zu sehen, und durch die wir hofften, endlich genauere Nachrichten über den Auslauf des Kassai zu erhalten.

Der Strom behielt im wesentlichen seinen Charakter bei. Die Ausdehnungen der Inseln und Sandbänke waren bedeutend. Zu beiden Seiten begleiteten 40—60 m hohe Ufererhebungen den Strom, aus deren Waldschmuck Oelpalmen in großer Zahl hervor-

ragten. Die Inseln hatten nur zum Theil Gras- und Baumvegetation, einzelne allerdings in reicher Fülle; viele Borassus- und Oelpalmen überragten die übrigen Gewächse mit ihren mächtigen Wedeln. Hart am linken Ufer fuhren wir den Kassai abwärts. Schon nach kurzer Fahrt näherten wir uns zwei nebeneinander stehenden Ortschaften. Die Bewohner mußten Beobachtungsposten den Fluß aufwärts vorgeschoben haben, denn wir fanden die gesammte Bevölkerung am Ufer versammelt. Bei unserm Anblick bemächtigte sich der Leute eine große Aufregung. Sie spritzten uns Wasser entgegen, die Weiber entflohen unter lautem Geschrei, die Männer zogen sich, je näher wir kamen, langsam zurück. Dabei führten sie wilde Kriegstänze auf und drohten uns mit Pfeil, Bogen und Messer. Von den Ortschaften her dröhnte der dumpfe Ton der Kriegshörner und fand weit stromab Erwiderung. Es war augenscheinlich, daß ein allgemeines Alarmsignal von Ort zu Ort uns vorauseilte. Dies war also die erste Begrüßung der Bassongo-Mino; alle Versuche, mit ihnen in freundschaftliche Unterhandlungen zu treten, waren vergeblich und wurden mit gespanntem Bogen und wilden Drohungen beantwortet.

Das linksseitige Kassai-Ufer schien von den feindseligen Bassongo-Mino besonders dicht bevölkert zu sein; in kurzen Zwischenräumen berührten wir vier andere Dörfer und wurden überall mit wüstem Geschrei und denselben Kriegsdrohungen empfangen. Der Fluß nahm jetzt an Breite zu; seine linke Hälfte war durch Sandbänke derart versperrt, daß wir quer über den Fluß dem rechten Ufer zusteuern mußten. Viele Kanoes liefen auf den Sand und konnten erst nach großen Anstrengungen wieder flott gemacht werden. Der Abstand dieser von den vordern war aber so bedeutend geworden, daß wir in Anbetracht der feindlich gesinnten Bevölkerung halt machten, um die Vereinigung der Flotte abzuwarten. Wir mußten jeden Augenblick auf einen Angriff gefaßt sein. Der Kassai hatte hier eine Breite von etwa 4000 m und bildete viele Inseln und Sandbänke. Flußpferde erschienen mehrfach an den Ufergeländen und im Strom; Vögel aller Art belebten die Gegend, auch ein Krokodil sonnte sich gesättigt auf einer Sandbank. Sobald die Kanoes beisammen waren, fuhren wir möglichst geschlossen weiter.

An einem Terrainvorsprung des rechten Ufers befanden sich Sandsteinklippen, und nicht weit von diesen entfernt lagen fünf Hütten, deren Bewohner drohend am Ufer standen. Als wir ruhig

unsere Fahrt fortsetzten und uns ihnen bis auf etwa 10 m genähert hatten, begannen sie mit Pfeilen zu schießen, von denen einer unsern Dolmetscher Kunja leicht an der Hand verletzte. Wir machten trotzdem nicht von unsern Waffen Gebrauch, da wir immer noch auf eine freundschaftliche Annäherung hofften und in der Nähe Lager beziehen wollten. Es lag uns besonders viel daran, mit den Bassongo-Mino in friedlichen Verkehr zu treten, um von ihnen Aufschlüsse über den Lauf des Kassai zu erhalten, da er für uns immer geheimnißvoller und das Ende unserer Reise mit jedem Tage zweifelhafter wurde. Ferner waren wir auf längere Zeit nicht im Stande, mit unserer Begleitung einer stetig feindseligen Bevölkerung erfolgreich entgegenzutreten, um so mehr, da uns der Rückzug zu Wasser abgeschnitten war. Mit unsern schwerfälligen, unlenkbaren Kanoes flußaufwärts zu gehen, war, wie bereits früher bemerkt wurde, nicht möglich. Hieran wurde auch nie gedacht; für uns gab es nur ein Ziel, und das lag vor uns, die Lösung des Kassaiproblems. Durch eine feindselige Bevölkerung aber konnte dieses besonders erschwert, wenn nicht sogar unmöglich werden. Etwa 2 km unterhalb der feindseligen Ortschaft bezogen wir auf einer freien Wiesenfläche unmittelbar am rechten Flußufer unser Lager, das an beiden Seiten durch dichten Wald begrenzt war. Ansprechender und romantischer konnte man sich den Weideplatz des afrikanischen Hochwildes nicht denken. Die Spuren von Flußpferden und Büffeln, namentlich aber die vieler Elefanten bestätigten auch, daß sich an dieser Stelle täglich ein interessantes Thierleben abspielen mußte.

Wir hatten unsere Lagereinrichtungen kaum beendet, als sich von unterhalb ein Kanoe mit Eingeborenen näherte. Vier Männer standen rudernd in dem Fahrzeuge, während zwei Weiber in demselben saßen und Fischnetze vor sich liegen hatten. Unser Anblick machte wenig Eindruck auf sie; ruhig fuhren sie weiter und blickten uns mistrauisch und mit herausfordernder Miene an. Oberhalb des Lagers vereinigten sie sich mit zwei Kanoes, die uns in weiter Ferne flußabwärts gefolgt waren. Die Männer gingen an Land und kamen mit den Waffen in der Hand zögernd näher. Als wir ihnen Kaurimuscheln und Perlen zeigten, faßten sie Vertrauen und kamen in unser Lager. Sie nannten sich Bassongo-Mino oder Bakutu und erzählten, daß ihr Volk zu beiden Seiten des Kassai wohne und den Strom beherrsche. Als Stammeszeichen hatten alle die

Schneidezähne zu beiden Seiten spitz zugefeilt. Den Kassai nannten sie Nschari, auch Sankulu; über seinen Lauf verweigerten sie jede Auskunft.

Der Volksname Bassongo-Mino erklärt sich dadurch, daß das Wort Bassongo in der Sprache der Eingeborenen „Menschen" und Mino „Zähne" bedeutet, sodaß Bassongo-Mino ins Deutsche übersetzt etwa „Zahnmenschen" heißen würde. Diese Benennung ist zweifellos auf die spitzgefeilten Zähne zurückzuführen, welche bei den Bassongo-Mino allgemeine Stammeszeichen sind.

Als sich die Männer, welche uns im Lager besuchten, von unserer Friedfertigkeit überzeugt hatten, wurden sie dreister. Sie schienen uns für unbewaffnet zu halten, da ihnen Gewehre, wie wir uns später überzeugen konnten, vollständig unbekannt waren. Sie zeigten sich dann auch nicht abgeneigt, einen kleinen Tauschhandel mit uns einzugehen. Ein Kanoe mit Lebensmitteln legte alsbald in der Nähe unsers Lagers an, doch kamen die Weiber nicht ans Land.

Der Typus der Bassongo-Mino ist ein anderer als der ihrer Nachbarn. Die Körper sind proportionirt und muskulös entwickelt, ähnlich denen der Bakuba, doch fehlt ihnen die stattliche Größe derselben. Der größere Theil der Männer trug das Haar in der Mitte gescheitelt und nach den Seiten zu in zwei großen Wulsten verbunden, oder es stand vom Scheitel aus knäuelartig in die Luft. Einer der Männer hatte ein Stück Mabele glatt um den Kopf gelegt. Die Weiber trugen die Haare am Hinterkopf in einer Flechte verschlungen. Den Hals umgaben Ketten aus weißen Perlen, und Messingringe schmückten die Armgelenke. Die Perlen waren von unterhalb eingeführt worden; die Eingeborenen zeigten eine besondere Vorliebe für dieselben und nahmen mit Gier diejenigen in Empfang, welche wir ihnen als Tauschartikel anboten. Die Bekleidung der Männer und Weiber bestand in zwei einfachen schwarzgefärbten Mabelelappen, die durch eine Schnur vor und hinter den Hüften zusammengehalten wurden. Eigenartig war die Form der Messer, kleine, sehr verschieden gebildete Klingen, die in einem ungelenken Holzgriff saßen, und auch solche von unförmiger Breite in der Gestalt einer Seeflunder, deren Gebrauchsfähigkeit höchst zweifelhaft erschien. Mehr Sorgfalt hatten die Bassongo-Mino auf Pfeil und Bogen verwendet. Die Pfeilspitzen waren verschieden geformt, sämmtlich aber spitz mit Widerhaken und scharf.

Die Bogen waren erheblich kürzer als die ihrer Nachbarn, machten aber den Eindruck einer großen Leistungsfähigkeit. Kanoes und Ruder zeigten in Länge und Form wenig Abweichung von denen der Bakuba und Bangodi. Mit letztern standen die Bassongo-Mino, obwol sie im Osten und Süden ihre unmittelbaren Nachbarn waren, in geringem Verkehr, das Verhältniß beider schien damals ein gespanntes und feindseliges zu sein. Die Bangodi sprachen ungern von den Bassongo-Mino und weigerten sich auch, uns in deren Gebiet hinein zu begleiten.

Der Gesammteindruck, den wir über die Bassongo-Mino gewonnen hatten, war ein keineswegs günstiger; so schmutzig und unordentlich, wie ihre Hütten in der Ferne sich ausnahmen, so unsauber und wenig ansprechend sahen auch die Bewohner selbst aus. Die Physiognomie der Gesichter hatte etwas Unstetes und Heimtückisches, was von vornherein Mistrauen einflößen mußte. Die Bassongo-Mino unterschieden sich in ihrem Aeußern und Benehmen sehr unvortheilhaft von allen Völkerschaften, welche wir während unserer Fahrt bisjetzt angetroffen hatten.

Siebzehntes Kapitel.

Von den Bassongo-Mino bis zum Kuango.

Offene Feindseligkeiten. — Kriegsgeschrei und Hornsignale. — Kampf. — Ein armes Dorf. — Batoba. — Flußpferde an den Kanoes. — Nächtlicher Alarm. — Kassai-Landschaft. — Außerhalb des Bereichs der Bassongo-Mino. — Wir treten mit den Bangule in Verkehr. — Die Eingeborenen begrüßen uns mit Kriegstänzen. — Flußpferde. — Die geographische Lage unsers Standorts. — Kalamba's Leute plündern. — Hohngelächter der Baluba. — Kuangothal in Sicht. — Vermeintlicher Ueberfall. — Eindruck unserer Erscheinung. — Tracht der Eingeborenen. — Ein Marterwerkzeug der Kinder. — Nachrichten vom Kongo. — Räthselhaftes Benehmen der Eingeborenen. — Preise der Lebensmittel. — Empfindsame Eingeborene. — Unangenehme Aussichten. — Wie hieß der Fluß. — Bei den Bateke. — Kalamba's Hoffnung.

Bisher waren der Fahrt nur Steinbarren, Sandbänke und Baumstämme hindernd in den Weg getreten, heute sollten uns auch die Eingeborenen Schwierigkeiten bereiten. Kurz ehe wir unsere Fahrt antraten, fanden sich einige Eingeborene ein, welche gestern bereits unser Lager besucht, Geschenke angenommen und uns Lebensmittel gebracht hatten. Heute war das freundliche Wesen der Leute verschwunden, sie traten keck auf, forderten gebieterisch, daß wir hier bleiben oder wieder umkehren sollten; stromunterhalb seien für uns nichts als Feinde, welche uns mit bewaffneter Hand empfangen und vernichten würden. Ihr Benehmen wurde immer frecher. Mehr und mehr Krieger stellten sich ein. Die größte Vorsicht war angezeigt. Die Eingeborenen unterhielten sich oft unter sich im Flüstertone.

Das Signal „Avanciren" rief uns in die Fahrzeuge, und bald schwamm die kleine Flotille auf dem Kassai. Wißmann im Stahlboot und Wolf im Kanoe befanden sich an der Queue. Gleichzeitig

mit uns stießen die Eingeborenen vom Lande ab und folgten uns in drohender Haltung. Auf einer Insel ließen sie die Weiber aussteigen und kamen nun näher an die letzten Fahrzeuge heran. Plötzlich schossen sie ohne jede Veranlassung ihre Pfeile auf Wißmann und Wolf ab und suchten dabei unter kräftigen Ruderschlägen möglichst nahe zu kommen. Jetzt galt es schnell handeln. Im Handgemenge wären die Bassongo-Mino schon ihrer überlegenen Zahl wegen gewiß Sieger geworden. Unsere Leute waren so aufgeregt und furchtsam, daß sie selbst auf die kürzesten Entfernungen vorbeischossen; Wißmann und Wolf schossen jedoch um so sicherer, und in kurzer Zeit waren die zwei nächsten gefährlichsten Kanoes leer, während die übrigen sich nun zurückzogen, doch keineswegs in überstürzter Flucht. Dieser ebenso wohlüberlegte als auch tückische Angriff war glücklich abgeschlagen. Am Ufer entwickelte sich bald ein wildes Leben. Kriegsgeschrei und Hornsignale gingen unserer Fahrt weit voraus und riefen die streitbaren Krieger zum Kampfe. Wir wußten nun, daß von einem friedlichen Verkehr keine Rede mehr sein konnte, sondern daß wir überall auf einen erbitterten Widerstand stoßen und den Durchgang durch diese Gegend zu erkämpfen haben würden.

Wohin wir kamen, zeigten die Leute eine verwegene Kühnheit. Einzelne Bewaffnete, welche der Kriegslärm in ihre Kanoes getrieben hatte, näherten sich schnell mit harmloser Dreistigkeit und beschossen uns mit ihren Pfeilen. Sobald sie aber den Knall der Gewehre und das Einschlagen der Kugeln in ihre Kanoes hörten, warfen sie sich kopfüber ins Wasser und suchten geschickt hinter ihren Fahrzeugen Deckung.

Am linken Ufer entlang fahrend, kamen wir jetzt an eine Reihe größerer Ortschaften heran. Die Bewohner standen vor denselben versammelt; sobald sie uns erblickten, erhoben sie ein wildes Geschrei, die Männer eilten mit den Waffen in der Hand nach den Kanoes und versuchten dieselben zu besteigen, einzelne schossen vom Ufer aus ihre Pfeile nach uns ab; doch ein lebhaftes Feuer aus den Kanoes von Wolf und Mueller zwangen sie alsbald, ihre Angriffe aufzugeben. Ihre Pfeile erreichten das Ziel nicht, desto wilder wurde das Kriegsgeschrei und das Geheul der Weiber. Sie drohten mit den Waffen, warfen uns Erde zu, machten große Luftsprünge und suchten uns in allen möglichen Geberden ihren Haß und ihre Wuth kundzuthun. Die Zeit rückte vor, wir mußten an ein Landen denken.

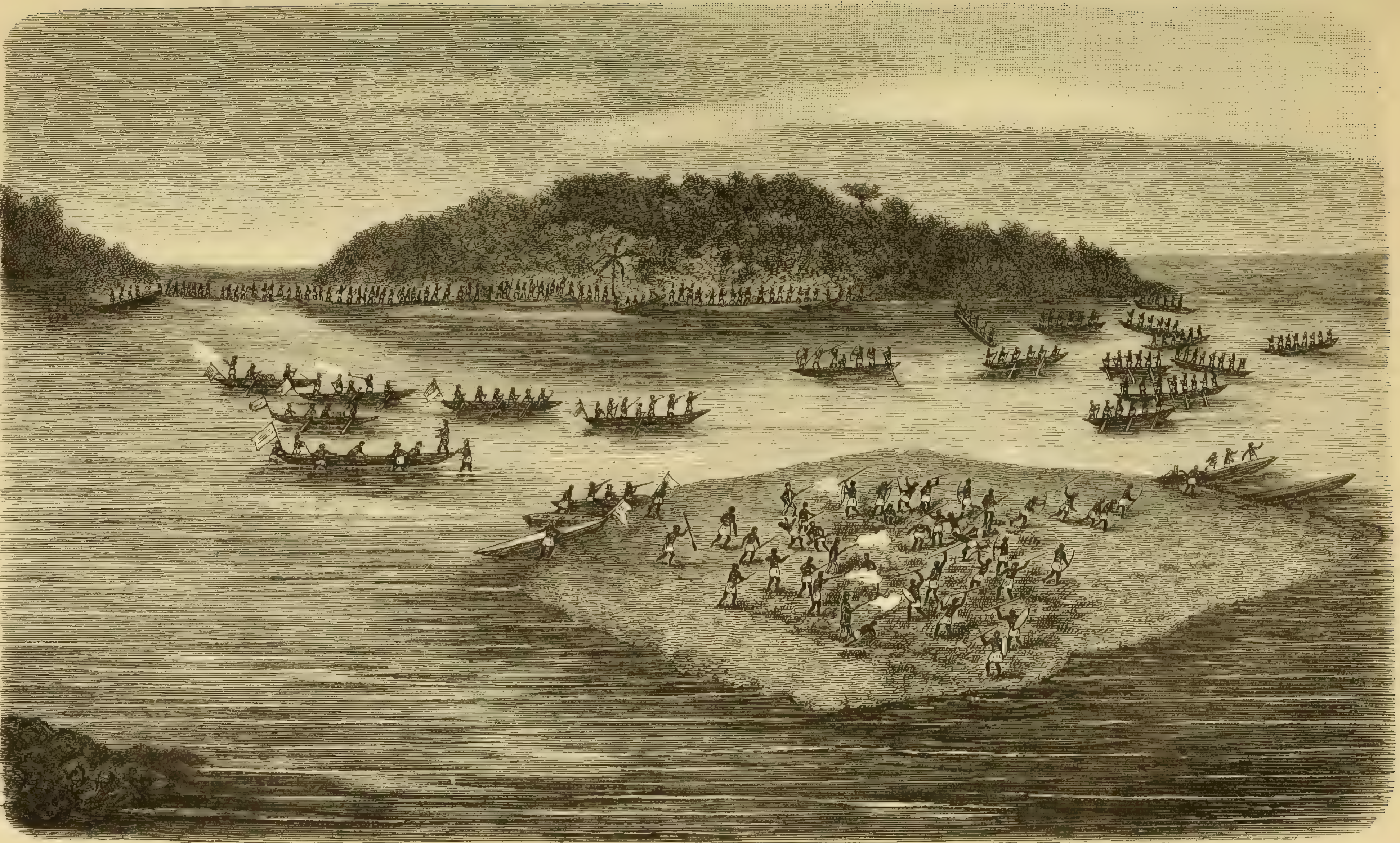
Eine kleine Bucht, die wir jetzt erreichten, schien hierfür geeignet, doch einige an Land gezogene Kanoes und die vielbetretenen Ufergelände belehrten uns, daß hier eine Hauptverkehrsader des Landes, somit also für uns ein bedenklicher Platz zum Anlegen war. Wir fuhren weiter und beschlossen, 3 km unterhalb auf einer Insel Lager zu beziehen.

Inzwischen hatten sich keine Eingeborenen mehr gezeigt, weder auf dem Flusse, dessen mächtige Breite hier zuweilen bis 5 km betrug, noch an den flachen, sanft ansteigenden, mit Gras oder Buschwald bedeckten Ufern. Alles schien Ruhe und Frieden zu athmen.

Ein etwa 60 m breiter Kanal, der links vom Flußufer und rechts von einer Insel begrenzt war, sollte uns als Fahrstraße dienen. Wißmann und François fuhren an der Spitze, Mueller in der Mitte und Wolf am Schluß unserer Flotte. Alsbald zeigte sich jedoch, daß der Kanal zu wenig Wasser führte. Das Boot und der größte Theil der Kanoes konnten zwar passiren, die schwerbeladenen, tiefgehenden Fahrzeuge Kunja's und Kalamba's saßen aber alsbald fest. Die Mannschaft mußte daher aussteigen, um die Kanoes zu erleichtern, vom Grunde abzuschieben, und dann in diesem Labyrinth von Inseln und Sandbänken eine andere Fahrstraße suchen. Während dies unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und sowol wir als unsere Begleitung uns hungerig und ermüdet nach einem Lagerplatze sehnten, belebte sich plötzlich der Fluß und das Ufer. Einige zwanzig flachgehende feindliche Kanoes fuhren flußaufwärts in dem Kanal uns entgegen, landeten an der untern Spitze der Insel einen Theil der Bemannung und gingen sofort zum Angriff über. Zu gleicher Zeit kamen auch die Pfeile vom linken Ufer dicht geflogen. Alles dieses war das Werk eines Augenblicks. Die Feinde hatten uns lange aus ihrem Versteck beobachtet, hielten den Zeitpunkt, als wir in dem schmalen Kanal festgefahren waren, für einen Angriff geeignet und wollten uns durch eine Umgehung einschließen. Hier gab es keine Zeit mehr zum Ueberlegen, sondern wir mußten, um uns unserer Haut zu wehren, schnell handeln. Das wilde Kriegsgeschrei Niama! Niama! d. h. Fleisch! Fleisch! mit welchem unsere Feinde fröhlich jauchzend von allen Seiten den Angriff eröffneten, bewies, daß sie sich ihres Sieges sicher glaubten, und machte einen deprimirenden Eindruck auf unsere Begleitung. Wißmann und François traten sofort dem Angriff auf der Insel, welche zur Hälfte mit bis 1,5 m hohem

Grase bewachsen war, sonst nur Sandboden zeigte, entgegen und trieben die Feinde nach erheblichen Verlusten in den Fluß zurück. Mueller nahm von der Insel aus den Kampf mit den feindlichen Kanoes auf, welche flußaufwärts gekommen waren. Wolf stand im Wasser bei den festgefahrenen Kanoes und trieb die Feinde zurück, welche theils in ihren leichtbeweglichen Fahrzeugen von flußabwärts, theils vom linken Ufer angriffen. Die Bassongo-Mino hatten trotz ihrer Verluste überall noch das Bestreben, möglichst schnell ins Handgemenge zu kommen. Unsere Leute waren mit sehr wenigen Ausnahmen so ängstlich und furchtsam, daß sie ihre Gewehre, ohne zu zielen, irgendwohin abschossen. Da die meisten nur mit Vorderladern bewaffnet waren, fühlten sie sich selbst den Feinden, welche in der Minute bis 10 Pfeile abschießen konnten, unterlegen. Die Entscheidung hing daher überall nur von uns ab. Die persönlichen Diener mußten fortwährend laden und ihrem Herrn abwechselnd Büchse und Flinte reichen. Das Gefecht war alsbald an allen Punkten in etwa einer halben Stunde ganz zum Schweigen gebracht. Auf unserer Seite hatte es nur Verwundungen gegeben, während der Feind mehrere Todte zählte. Unter den Gefallenen auf der Insel befand sich auch der Häuptling, dessen Tod die schnelle Entscheidung zu unsern Gunsten mit herbeigeführt hatte. Derselbe lag mit durchschossener Stirn am Boden, ein stattlicher Vertreter des Stammes. Etwa 1,80 m groß, breitschulterig und muskulös gebaut, zeigte er einen vollendeten Körperbau. Die Bekleidung bestand in einem Mabelehüfttuch, welches durch einen Gurt gehalten wurde; um den rechten Arm trug er 15 Messingringe und auch die Finger waren mit solchen geschmückt. Ein kleiner, aus Holz geschnitzter Fetisch hing an seinem Gürtel, welcher aus Büffelleder geflochten war. Die Bewaffnung des Häuptlings wie auch die der andern Krieger bestand in Pfeil und Bogen. Außer der tödlichen Kugel hatte den Häuptling der Pfeil eines der Seinen getroffen und den linken Oberarm durchbohrt. Auch andere Gefallene waren in der Hitze des Gefechts durch Pfeilschüsse der Ihrigen verletzt worden.

Nachdem die Feinde sich auf allen Seiten zurückgezogen hatten, und da der Tag bereits zur Neige ging, machten wir unter großen Mühen unsere festgefahrenen Kanoes wieder frei, um in der Nähe des Kampfplatzes auf einer Grasinsel unser Lager aufzusuchen. Ermüdet und hungerig, ohne Aussicht auf Nahrungsmittel inmitten einer feindlichen Bevölkerung lagen unsere Leute schweigsam unter



Gefecht mit den Bassongo-Mino.

S. 370.

freiem Himmel an ihren Lagerfeuern, auf denen man heute die brodelnden Kochtöpfe vermißte. Wir mußten mit Besorgniß den kommenden Tagen entgegensehen, da wir erst in das Gebiet der Bassongo-Mino eingetreten waren und die Ausdehnung desselben nicht kannten. Die Stille der Nacht wurde nur durch den dumpfen Schall der Kriegstrommeln unserer Feinde und das Schnauben der Flußpferde unterbrochen, welche auf unserm Lagerplatze ihre gewöhnliche Weide halten wollten und verschiedentlich versuchten, unsere Kanoes zu zertrümmern, um ans Land zu kommen. Abwechselnd hielt einer von uns Wache und beging die vorgeschobenen Posten, welche wir an den äußersten Punkten der Insel ausgesetzt hatten.

Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch, als die Ufer beiderseits noch in dichten Nebel gehüllt waren, traten wir unsere Weiterfahrt an. Nicht ohne Mühe fanden wir das richtige Fahrwasser durch die zahlreichen Inseln und Sandbänke. Allmählich schwand der Nebel, und nach halbstündiger Fahrt sahen wir auf dem linken, etwa 25 m hohen, steil abfallenden Ufer einige hundert Eingeborene, welche uns mit den Waffen in der Hand schweigend erwarteten. Wir mußten uns auf einen neuen Kampf gefaßt machen, änderten unsern Curs und näherten uns mehr dem Feinde, um ihm zu zeigen, daß wir keine Furcht hatten. Vorher gab Wißmann ein kriegerisches Moio, in das unsere Baluba begeistert einstimmten. Obschon den Bassongo-Mino die Worte unverständlich waren, mußte doch der Gesammteindruck unsers Auftretens und das wilde Ho! Ho! Ho! der Baluba ihnen imponiren, denn sie senkten die drohenden Waffen und zogen sich langsam vom Ufer zurück. Wir aber setzten unsere Weiterfahrt ruhig fort, bis ein dichter Nebel uns plötzlich zwang, eine Stunde halt zu machen. An den Ufern erschienen und verschwanden ab und zu Eingeborene, welche aufmerksam unsere Bewegungen beobachteten. Auch vor uns auf den Inseln sahen wir, als die Sonne den Nebel ganz vertrieben hatte, bewaffnete Männer, welche schleunigst ihre Kanoes bestiegen und flußaufwärts fuhren, sobald sich unsere Flotte wieder in Bewegung gesetzt hatte.

Der Kassai erweiterte sich mehr und mehr; an einzelnen Stellen erreichte er sogar eine Breite von 6 km. Je breiter der Fluß, desto zahlreicher wurden seine Inseln und Sandbänke. Die Inseln trugen Palmen und Pandanus, zwischen denen dornige Mimosensträucher in dichter Verzweigung wucherten. Zu beiden Seiten waren die Ufer von Erhebungen begleitet, welche etwa 20 m

über dem Niveau des Wassers lagen. Auf den Höhen sah man weithin nichts als dichte Baumsavanne; die Hänge waren bewaldet, wurden aber häufiger als bisher von waldfreien, grasigen Flächen unterbrochen. Da wo am linken Ufer der Hang steil zum Flusse abfiel, trat Laterit in pittoresker Zerrissenheit zu Tage.

Unbehelligt legten wir gegen Mittag an einer nahe am Ufer gelegenen Insel an; 500 m vom Lager entfernt lag ein Dorf, dessen Bewohner sich zwar scheu, aber nicht feindlich gegen uns benahmen. Wir traten mit ihnen in Verkehr und machten ihnen verständlich, daß wir Lebensmittel eintauschen wollten, doch stellte sich bald heraus, daß sie nichts besaßen. Das Dorf war fast verlassen, nur wenige Krieger und einige Frauen waren zurückgeblieben. Zwischen den Hütten liefen einige Schweine umher.

Die Eingeborenen nannten sich Batoba und gehörten ebenfalls zu den Bassongo-Mino. Sie hatten nur die obern Schneidezähne spitz gefeilt. Wir wurden von ihnen mit besonderm Mistrauen beobachtet und erfuhren schließlich, daß sie von dem gestrigen Gefecht bereits gehört hätten und von ihren Stammesgenossen aufgefordert worden seien, sich mit ihnen heute an einem zweiten Angriff auf uns zu betheiligen. Jedoch sei diese Aufforderung von ihnen zurückgewiesen und deshalb der ganze Plan aufgegeben.

Auf unserm Lagerplatze befanden sich zahlreiche Flußpferdpfade. Um 9 Uhr abends fanden sich auch zwei Thiere ein und musterten schnaubend unsere Kanoes, bis sie von einigen Leuten mit Steinwürfen fortgetrieben wurden.

Die feurige Sonnenkugel war längst am Horizont versunken, nur der matte Lichtschimmer des gestirnten Himmels spiegelte sich auf der dunkeln Wasserfläche wider. Da tauchten oberhalb die dunkeln Umrisse eines Gegenstandes auf der Wasserebene auf, welcher sich geräuschlos und langsam dem Lager näherte. „Kiá, Kiá!" der Ruf, wodurch die Baluba ihr höchstes Erstaunen ausdrücken, alarmirte das ganze Lager, und eine unbeschreibliche Aufregung, wie sie nur durch die nervenangreifenden Ereignisse der letzten Tage entstehen konnte, bemächtigte sich unserer Leute. Mit schußbereiter Waffe stürzten sie wild und sinnlos nach dem Ufer, sahen hier die dunkle Masse und sandten ihr einen Hagel von Geschossen entgegen; von dort aber erfolgte keine Antwort, kein Feind regte sich; unbeirrt und unheimlich rückte das vermeintliche mächtige Kanoe näher. Jetzt befand es sich nur wenige Meter vor uns — da hörte das

Schießen der Leute plötzlich auf, und ein schallendes Gelächter erleichterte die geängstigten Gemüther: der vermuthete Feind entpuppte sich als eine schwimmende Insel, welche nun von Bleikugeln durchbohrt schwerfällig stromabwärts zog.

Am andern Morgen rief uns das Signal frühzeitig in die Fahrzeuge, und die Reise nahm ihren Fortgang. Der Fluß zeigte dasselbe Landschaftsbild wie gestern. Ueberall zwangen Inseln und Sandbänke den Strom, seine Gewässer zu theilen, und nur selten sah man die gesammte Wassermasse vereinigt. Urwald und Palmen folgten dem Fluß an den Böschungen der Ufererhebungen, stellenweise setzte die Bedeckung aber vollkommen aus. An einer solchen Blöße bemerkten wir seit dem Verlassen von Malange den ersten verkümmerten Baobabbaum, dessen Anblick von unsern Angola jubelnd begrüßt wurde, da sie glaubten, daß wir uns nun ihrer Heimat näherten und die beschwerliche Fahrt bald beendet sein würde.

Ein starker Westwind, der unsere Kanoes trotz aller Mühe nach der östlichen Uferseite drängte, veranlaßte uns, die Fahrt zu unterbrechen. Gegenüber unserer Haltestelle lag eine große Ortschaft, deren Bewohner eifrig bemüht waren, die am Ufer lagernden Fischnetze und Lebensmittel in Sicherheit zu bringen. Aus weiter Ferne beobachteten sie dann unsere Vorbeifahrt. Die Gegend war sehr bevölkert, besonders stark am linken Ufer, wo wir auf einer kurzen Strecke zwölf Ortschaften berührten. Zu unserer Freude erfuhren wir, daß die Bewohner des rechten Ufers dem Stamme der Bangule und die des linken Ufers dem der Badima angehörten. Wir hatten also den gefährlichen District der Bassongo-Mino bereits hinter uns. Die Eingeborenen erschienen alsbald unbewaffnet am Ufer und ließen sich in freundschaftliche Unterhandlungen mit uns ein. Eine große Zahl von Dörfern lag zu beiden Seiten; die Hütten hatten viereckigen Grundriß, waren mit Gras bedacht und besaßen die bereits erwähnten hochgelegenen Thüröffnungen. Hier fanden wir auch wieder häufiger Ziegen.

Um 11 Uhr bezogen wir gegenüber einer Bangule-Ortschaft Lager. Die anfangs scheuen Bewohner traten allmählich mit uns in Verkehr und brachten, sobald sie unsere friedliche Absicht erkannt hatten, Maniok und Bananen in ihren Kanoes herbei. Als Bezahlung nahmen sie die verbrauchten Hülsen unserer Metallpatronen gern an, dagegen wollten sie von Kaurimuscheln nichts wissen. Ein Schuß, welcher infolge unachtsamer Handhabung eines Gewehrs

plötzlich durch das Lager dröhnte, versetzte die Eingeborenen in großen Schrecken und würde dem friedlichen Verkehr mit ihnen ein Ende gemacht haben, wenn wir sie nicht sofort beruhigt und ihre Gedanken auf die Tauschartikel abgelenkt hätten. Die große Vorliebe der Bangule für Messing zeigte sich auch in den vielen Ringen, welche Hals, Arme und Fußgelenke schmückten; besonders reich waren hiermit die Frauen des Häuptlings ausgestattet. Sie gaben an, daß es durch Zwischenhandel von Westen her zu ihnen gekommen sei.

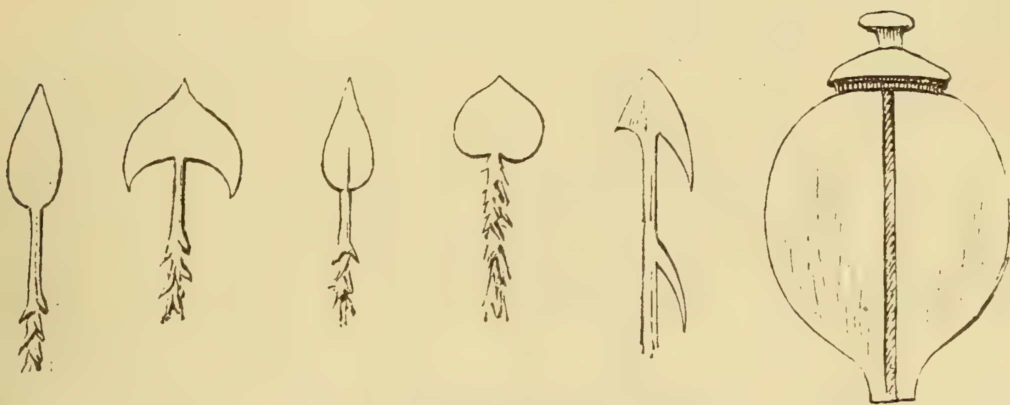
Als Bekleidung trugen die Weiber einen Mabelelappen vor und hinter den Hüften, die Männer dagegen volle Hüfttücher aus demselben Gewebe, welche bei einzelnen schwarz gefärbt und mit Fransen garnirt waren. Die Mabeletücher dienten einigen auch als Kopfschmuck. Geflochtene Zöpfe hingen vielen vom Scheitel herab, andern große Haarwülste, von denen eine den Scheitel in der Längsrichtung bedeckte, die beiden andern aber zu beiden Seiten wie Rollen über den Ohren lagen. Einzelne Leute besaßen auch eine einfache punktförmige Tätowirung auf Brust und Unterleib.

Den Kassai nennen die Bangule Nschari und auch Sankullu. Sie erzählten, daß er von links einen Nebenfluß Namens Kuije aufnähme und bald darauf in den Balibi einmünde. Weiter unterhalb haben wir diese Namen nicht mehr nennen hören, es ist indeß wahrscheinlich, daß die Bangule mit dem Namen Kuije den Kuango und mit Balibi den Kongo bezeichnen. Wir glaubten aus dem Kuije der Eingeborenen schließen zu können, daß wir an die Mündung des Kuilu kommen würden und dieser also ein directer Nebenfluß des Kassai sei.

Da unsere Mannschaft noch immer wegen eines nächtlichen Ueberfalls Besorgniß hegte und auch der Gesammteindruck der Bangule kein vertrauenerweckender war, so wurde beschlossen, das Lager mit drei Mann starken Posten zu umgeben, und ferner angeordnet, daß abwechselnd einer von uns wachen sollte. Die Nacht verlief aber ruhig.

Schon um $^1/_2$6 Uhr früh saßen wir in unsern Fahrzeugen und folgten dem Hauptstrom, welcher heute nahe dem linken Flußufer verlief. Derselbe hatte eine Durchschnittsbreite von 500 m und floß mit mäßiger Geschwindigkeit zwischen den anmuthigen Inselpartien hindurch; die Gesammtbreite des Stromes wuchs bis 8000 m. Auf den vielen Inseln lagen in schönem Palmenschmuck kleinere und größere Ortschaften, deren Hütten nicht von der bisherigen Bauart

abwichen. Die Erhebungen des rechten Ufers übertrafen die des linken; die Thalhänge waren steil geböscht und wiesen Thonschiefer und Sandstein auf. Nach zweistündiger Fahrt trat ein 150 m hoher kegelförmiger Berg dicht an das rechte Ufer heran und engte den Strom erheblich ein. Derselbe bildete auf weite Strecken eine deutlich sichtbare Landmarke; wir legten ihm den Namen „Pogge-Berg" bei. Weiter vom Ufer entfernt sah man auf beiden Seiten ein welliges Hügelland, aus dessen üppigem Savannenwuchs größere Gruppen von Borassuspalmen hervorragten. Die Thalhänge zeigten eine dürftige Vegetation; an einer Stelle des linken Ufers fand sich Papyrus, den wir in der Nähe unsers gestrigen Lagerplatzes zum ersten mal am Kassai angetroffen hatten.



Pfeilspitzen und Messer der Bangule.

Die Bevölkerung erschien überall unbewaffnet am Ufer. Mit Bananen, Maniok und andern Lebensmitteln beladene Kanoes begleiteten unsere Fahrt und zehn derselben folgten uns bis zum Frühstücksplatz, um hier ihre Waaren zu verkaufen. Die Eingeborenen nannten sich Balunga und betrachteten alles höchst neugierig. Ihre Bekleidung war dieselbe wie bei den Bangule; auch hier fiel die Menge des Messingschmuckes auf. Die Haartracht ähnelte derjenigen der Bassongo. Die Bewaffnung bestand vornehmlich aus etwa 1—1,5 m langen Wurfspeeren; Bogen und Pfeile sah man sehr selten bei ihnen.

Unser Lagerplatz wurde am linken Ufer gewählt, wo das Gras so hoch stand, daß es vorher abgebrannt werden mußte, ehe wir an das Land gehen konnten. In der Nähe unsers Lagerplatzes befanden sich frische Elefantenspuren und gaben Zeugniß davon, daß der Elefant in seinem Aufenthaltsort nicht sehr wählerisch ist, denn die Umgegend zeigte weit und breit nichts als eine öde Grasflur.

Die Eingeborenen brachten uns Hühner, Bananen, Maniok und Bohnen. Letztere hatten wir seit dem Verlassen der Bakuba nicht mehr erhalten und sie werden erst in dieser Gegend wieder angebaut. Unsere Fragen über Land und Leute blieben leider unbeantwortet; wir konnten nichts in Erfahrung bringen.

Nach einem guten Schlaf ging die Fahrt am folgenden Morgen weiter den Kassai abwärts. Der Strom nahm an Breite ab und verengte sich da, wo er durch keine Inseln getheilt wurde, bis auf 1000 m. Die Uferbekleidung war besonders auf dem linken Thalrand eine sehr spärliche. Aus den dichten Savannengräsern ragten nur wenig Baumgruppen hervor, die aber keineswegs geeignet waren, der Landschaft einen Reiz zu verleihen. Nur an den Einmündungen kleiner Bachläufe gewann das Vegetationsbild an Lebendigkeit. Zu beiden Seiten des Flusses sah man einfache Hügellandschaften mit geringen Höhendifferenzen, welche wesentlich dazu beitrugen, die Monotonie der Gegend zu vermehren. Die Bevölkerung war zahlreich. Auf vielen Inseln bemerkten wir 4—6 kleine Ortschaften, deren Bewohner wol lediglich des Fischfangs wegen dieselben angelegt hatten. An den Hütten waren Veränderungen gegen die bisher gesehenen nicht wahrzunehmen; sie hatten sämmtlich hochgelegene Thüren, in welche die Weiber mit Blitzesschnelle hineinschlüpften, sobald sie unsere Flotte erblickten. Die Männer dagegen kamen bewaffnet an den Uferrand und führten wilde Kriegstänze auf, wobei sie ihre Speere über dem Kopfe schwangen. Einzelne besonders kühne Leute sprangen sogar in den Fluß uns entgegen und spritzten uns zum Zeichen ihres Hasses Wasser zu. Es machte den Eindruck, als ob die Inselbewohner öfter von unliebsamen Gästen heimgesucht würden; vielleicht hatten sie diese Gegend auch nur aufgesucht, um vor den Belästigungen feindlicher Nachbarn gesichert zu sein.

Zu beiden Uferseiten des Stromes lagen Niederlassungen der Eingeborenen. In einer der Ortschaften am rechten Ufer ergriff die Bevölkerung eine allgemeine Panik, als wir näherkamen; mit ihren Schätzen und Lebensmitteln beladen rannten die Leute davon und kehrten erst allmählich zurück, als wir vorbeigefahren waren, während die Männer uns noch lange Zeit bewaffnet am Uferrand folgten.

Wie an den Tagen vorher, so trafen wir auch heute viel Flußpferde. Auf den Inseln tummelten sich oft 20—30 dieser mächtigen Kolosse, bei denen die große Schwerfälligkeit, welche ihr ungelenker Körper vermuthen läßt, durchaus nicht auffiel, denn mit Leichtigkeit

trabten sie über die Grasfläche hinweg, hoben dabei den Kopf und krümmten stolz den Nacken. Häufig tauchten die enormen Köpfe der Thiere plötzlich aus dem Wasser empor, oft dicht neben den Kanoes, und wir mußten stets gefaßt sein, daß durch einen ungünstigen Zufall das eine oder andere von einem Flußpferde umgeworfen wurde. So erschien unerwartet neben einem kleinen Kanoe, in welchem zwei von Wolf's Leuten versuchsweise stehend ruderten, ein mächtiges Thier, welches durch die Ruderschläge an die Oberfläche gelockt worden war und nun überrascht blitzschnell untertauchte, wobei es dem Fahrzeuge mit dem Hintertheil einen so empfindlichen Stoß versetzte, daß der am Bug stehende Ruderer Kapango über Bord auf den Rücken des Kolosses geschleudert wurde. Dieser, wol ebenso erschrocken wie sein unfreiwilliger Reiter, verschwand sofort in der Tiefe; Kapango, welcher nicht schwimmen konnte, wurde noch rechtzeitig aus seiner gefahrdrohenden Lage gerettet.

Auf den Inseln und an den Ufern bewegten sich viele Pelikane, Gänse und Schlangenhalsvögel, auch der vielbesungene Storch fehlte nicht. Das Thierleben war das einzige, was der sonst todten Gegend Leben verlieh. Ehe wir landeten, sahen wir zwei etwa 4 m lange grasgrüne Krokodile, welche anscheinend vollgesättigt auf einer Sandbank ausruhten.

Am Nachmittag stellte François fest, daß wir uns in 18° 35′ östl. L. von Greenwich und 3° 24′ südl. Br. befanden. Wir waren danach also bereits nördlich der von Stanley am Kongo angelegten Station Gobila oder Msuata und etwa 225 km westlich derselben. Wo wird der Kassai münden? Diese Frage beschäftigte uns mehr und mehr und unsere Spannung wuchs von Tag zu Tag.

Einige Baluba und Träger hatten sich nach einem 5 km entfernten Ort begeben, um dort Lebensmittel einzukaufen, waren aber mit einem Pfeilhagel begrüßt worden, der sie über die feindselige Gesinnung der Eingeborenen sofort aufklärte. Es entwickelte sich aus diesem unerwarteten Ueberfall ein lebhaftes Gefecht, bei dem ein Muluba verwundet wurde. Mueller, welcher die Wache hatte, eilte mit einigen Bewaffneten auf den Kampfplatz und säuberte diesen rasch vom Feinde, während das Dorf von den rachgierigen Baluba ausgeplündert und angezündet wurde.

Die erbeuteten Waffen, Speere, Pfeile und Bogen zeigten rohe, ungeschickte Arbeit, wogegen zwei Elfenbeinhörner, die von den Baluba eingebracht wurden, kunstvoll geschnitzt waren.

Der Strom floß mit einer Geschwindigkeit von 70 m in der Minute nach Nordwesten; sein Bett verengte sich mehr und mehr und hatte stellenweise eine Breite von 700 m. Nur wenig Inseln und Sandbänke unterbrachen seinen Lauf. An den spärlich bewachsenen Ufern traten Eisen- und Sandstein zu Tage. Dieselben Hügelformen wie früher begleiteten auch heute unsere Fahrt. Wo die gleichbleibende Savannenbedeckung durch größere Baumpartien unterbrochen wurde, lugten die Hütten kleiner Ortschaften aus dem dichten Grün hervor. Solcher Dörfer berührten wir drei auf dem linken und vier auf dem rechten Ufer. Die Hütten waren sorgfältig gebaut, sahen sauber aus und wichen von der bisher beobachteten Bauart insofern ab, als die Dächer weit über die Wände hinausragten und die Thüröffnungen nicht am Giebel, sondern zu ebener Erde angebracht waren. Hühner, Schweine und Hunde konnte man in jeder Ortschaft sehen, dagegen waren Ziegen selten. Die Bevölkerung stand bei unserer Vorbeifahrt am Ufer versammelt; die Männer waren mit Pfeil und Bogen bewaffnet und empfingen uns mit wildem Kriegsgeheul, das aber schnell verstummte, sobald die Baluba mit ihrem Ho! Ho! Ho! antworteten. Schwarze Mabelehüfttücher sowie Messingringe um Hals, Arme und Fußgelenke bildeten die allgemein bemerkbare Bekleidung des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Als die Sonne über unserm Scheitel stand, landeten wir am rechten Ufer an einer Stelle, wo der Strom eine Breite von 1200 m hatte und eine Biegung nach Nordwesten machte.

3 km von unserm Lagerplatz entfernt erhob sich in südwestlicher Richtung ein langgestreckter Höhenzug, welcher die Vermuthung nahelegte, daß dort ein größerer Fluß einmünde. Nach der geographischen Lage unsers Standortes konnte es der Kuango sein, und dann waren wir unserm Ziele nicht mehr fern. Eine allgemeine Freude bemächtigte sich der Leute, als diese Vermuthung laut wurde. Kalamba stand lange auf einer kleinen Hügelkuppe und schaute mit leuchtenden Augen nach jener Höhe hinüber, während Sangula die Weiber zusammenrief und einen Riambatanz veranstaltete. Nicht weit von unserm Lager befand sich die klare frische Quelle eines kleinen Baches, welche uns ein vortreffliches Trinkwasser lieferte; für Kalamba war dies eine ganz besondere Freude, denn seitdem die Leichen der Bassongo-Mino in den Strom gefallen waren, konnte er sich nicht entschließen, Kassaiwasser zu trinken, weshalb er seine

Leute oft meilenweit ins Land sandte, um aus einem Seitenbach Wasser holen zu lassen.

Von Eingeborenen erhielten wir heute keinen Besuch. Die Kunde von dem Kampfe am 29. Juni schien unserer Fahrt voraus-geeilt zu sein. Ein lebhaftes Schießen in der Nacht vom 30. Juni auf den 1. Juli ließ uns vermuthen, daß unser Lager von allen Seiten überfallen sei. Schnell sprangen wir von den Betten auf, eilten mit den Gewehren ins Freie und sahen am Ufer unsere schwarze Mannschaft wie besessen nach einem Gegenstand schießen, der langsam stromab schwamm. Es war ein Eingeborenenkanoe, welches, wer weiß in welcher Absicht, sich dem Lager zu nähern gesucht hatte und dessen Insassen bei Beginn des Schießens sofort in das Wasser gesprungen waren.

Am Morgen des 1. Juli setzten wir die Fahrt fort, und noch immer tauschte sich unsere schwarze Begleitung ihre Gedanken über die Erlebnisse der Nacht aus.

Der Strom bewegte sich mit geringer Geschwindigkeit und starken Krümmungen nach Nordwesten. An vielen Stellen verengte er sich bis auf 350 m. Das Uferpanorama zeigte wenig Veränderung. Baum- und Strauchgruppen mit Oel- und Borassuspalmen säumten das Gelände ein, später traten auch Galeriewaldungen auf. Deutlich war an Ufergeländen und Inseln die Höhenmarke des Wasserstandes zu erkennen, welche der Kassai bei Hochwasser erreicht; dieselbe lag 3 m über dem jetzigen Wasserspiegel.

Die vielen Ortschaften an den Ufern ließen auf eine zahlreiche Bevölkerung schließen. Wir berührten am linken Ufer neun und am rechten vier Dörfer, deren Bewohner mit Pfeil, Bogen und Speer am Fluß standen und uns mistrauisch betrachteten. Einige Kanoes mit Bewaffneten näherten sich uns, drehten jedoch erschrocken um, sobald sie eins der weißen Gesichter erblickten. Es war höchst komisch, den Eindruck zu verfolgen, den unsere Erscheinung hervor-rief. So näherte sich ein Kanoe ziemlich schnell dem Wolf's. In demselben befand sich ein junger Häuptling, welcher, Pfeil und Bogen fertig in der Hand, seine Begleitung erregt aufforderte, uns schnell anzugreifen. Wolf stand mit schußbereitem Gewehr aufrecht in seinem Kanoe. Plötzlich hielten die Eingeborenen im Rudern inne, sprachlos starrten sie den Weißen an, dann rissen sie den Mund weit auf, verzerrten angsterfüllt das Gesicht, duckten sich unter den Bordrand des Kanoe und kehrten hierauf schnell ans Land zurück.

In unserm Rücken folgten eine Anzahl Kanoes noch lange Zeit der Fahrt und hielten uns unausgesetzt in Spannung, um so mehr, als einzelne der Männer die Pfeile bereits an den Bogen gelegt hatten.

Die Kanoes der Eingeborenen unterschieden sich von der Bauart der früher gesehenen durch einen schnabelartig aufwärts gebogenen Vordertheil. Die Ruder waren etwa 2 m lang und hatten eine 0,5 m lange spitz verlaufende Schaufel.

In der Nähe der Ortschaften lagen überall ausgedehnte Maniokfelder und viele Bananenpflanzungen. Ziegen und Hühner schienen zahlreich vorhanden zu sein, und auch eine Kette Perlhühner baumte in der Nähe einer Ortschaft auf. Gegen Mittag kamen wir an eine zur Hälfte bewaldete Insel, die zum Aufschlagen des Lagers sehr einladend war. Eine Flußpferdfamilie, welche sie vorläufig mit Beschlag belegt hatte, mußte durch Feuer vertrieben werden, ehe wir uns an Land begeben konnten. Bald näherten sich zwei Eingeborenenkanoes von oberhalb sehr vorsichtig unserm Lager. Wir machten den Insassen durch Zeichen verständlich, daß wir Lebensmittel zu haben wünschten, worauf sie verständnißvoll mit dem Kopfe nickten und nach ihrem Dorfe zurückruderten. Nach und nach trafen mehrere Kanoes mit Maniok und Bananen ein, und viele bewaffnete Eingeborene bewegten sich furchtlos zwischen unsern Leuten. Sie führten Bogen, Pfeile und Speere bei sich; an erstern fielen die großen Knöpfe auf, welche als Sehnenhalter an den Enden angebracht waren. Die Pfeile waren nur 10 cm lang und hatten einfache, aber scharfe Eisenspitzen. Als Messer dienten kleine und große Lanzenspitzen, welche, mit einem Holzgriff versehen, trotz der unvollkommenen Bearbeitung ihrem Zwecke genügten; die Lanzen selbst hatten eine Länge von 2 m und trugen am untern Ende einen Messingbeschlag.

Eigenthümlich war die Haartracht der Eingeborenen: am Wirbel bildeten die krausen Haare ein Bündel, von dem aus geflochtene Zöpfe strahlenförmig herabfielen, während eine zweite Reihe von solchen Haarsträngen sich am Hinterkopf befand und kleinen Schlangen gleich über den Hals hinweghingen. Die kleinen Zöpfe wurden mit Palmöl eingeschmiert und erhielten hierdurch eine unregelmäßig gewundene Form, sodaß der ganze Kopf zu einem wahren Medusenhaupte gestaltet war. Man konnte bei einzelnen 30 solcher Haarschlangen zählen, die nebenbei eine wenig angenehm riechende Atmosphäre mit sich brachten. Die beschriebene Tracht hatte selbstredend

viele Abweichungen, die aber sämmtlich in dem Princip der doppelreihigen Zopfflechten übereinkamen.

Einen Hauptzierath bei Männern wie Weibern bildeten Messingringe, welche Hals, Arm- und Fußgelenke zahlreich umgaben. Namentlich die Weiber prangten mit diesem Schmuck und trugen oft 3—4 schwere Reifen übereinander, welche mehr als 3 kg wogen. Bei einem kleinen Knaben sah man drei etwa 4 cm starke Ringe fest um den Hals liegen. Wenn diese Marterwerkzeuge nicht nach und nach ausgedehnt werden, so muß das Kind zweifelsohne langsam ersticken. Tätowirungen beschränkten sich im allgemeinen auf den Unterleib. Gewöhnlich war derselbe durch acht untereinander befindliche Reihen zu je zehn erhabenen Punkten verziert. Seltener sah man kleine Vertical- und Horizontalstriche. Um die Hüften trugen die meisten schwarzgefärbte, einzelne auch rothgefärbte Mabeletücher, welche durch einen geflochtenen Gürtel aus Büffelleder um die Lenden festgehalten wurden. Einige Leute hatten das Gesicht mit schwarzer Farbe beschmiert, andere waren mit brauner Thonerde geschminkt.

Das interessanteste und wichtigste Ergebniß der Beobachtungen war, daß wir bei einigen Eingeborenen Hüfttücher aus europäischer Leinwand sahen. Beim weiblichen Geschlecht fanden wir sogar, wenn auch vereinzelt, die Sitte, die Brüste zu bedecken und eine Bekleidung nach Art der an der Küste üblichen „Pannos" zu tragen, welche bis auf die Füße reicht. Dies schienen Anzeichen zu sein, daß wir uns dem Kongo näherten, denn nur von dort her konnten Leinwand und diese Art Bekleidung stammen. Auch ein Feuersteingewehr, das erste, welches wir seit dem Verlassen des Balubagebietes bei einem Eingeborenen vorfanden, sprach für die Nähe des mächtigen Stromes und der Küste. Der Besitzer desselben zeigte es nur in gewisser Entfernung, da er wol glauben mochte, daß er an Ansehen einbüßen könne, wenn wir bemerkten, daß er für seine Waffe keine Munition habe.

Am Nachmittag fand sich ein Mann ein, welcher am Kongo gewesen sein wollte. Nach seinen Aussagen lag der Strom noch fünf Tagereisen westwärts. Er hatte von den weißen Herren in Gobila sprechen hören und erzählte, daß sie vier Esel besäßen, von denen sie sich auf ihren Reisen tragen ließen. Er kannte auch die Bayansi.

Trotz aller günstigen Vorzeichen stellten sich wieder Zweifel

ein, welche uns die schönen Hoffnungen zu rauben schienen. Die Eingeborenen, von denen einer auffallend semitisch aussah, weigerten sich nämlich merkwürdigerweise hartnäckig, ihren Volksnamen zu nennen, auch über den Lauf des Kassai gaben sie keine Auskunft. Als sie erfuhren, daß wir stromab zum großen Wasser fahren wollten, sahen sie sich fragend an und steckten lachend die Köpfe zusammen. Möglicherweise stand uns noch irgendein Hinderniß bevor, das uns die Leute aus irgendeinem Grunde nicht nennen wollten, jedenfalls machte uns ihr Benehmen mistrauisch.

Die ersten Lebensmittel waren schon gegen Mittag durch Kanoes von stromunterhalb in das Lager gebracht worden. Maniok, Hirse, Hirsebrot, Bananen, Hühner, Zuckerrohr und zu unserm Erstaunen auch Orangen lagen vor uns ausgebreitet, nur Fische sah man wenig, obwol überall Netze und Fischfallen im Fluß aufgestellt waren. Zum Transport der Waaren benutzten Frauen und Mädchen zierlich gearbeitete Körbe, die sie nach Art der Schultornister auf dem Rücken befestigten. Ihre Preisforderungen waren gering; wir erhielten ein Huhn für 0,75 m Kattun, ein halbes Liter Erdnüsse für 1,5 m, 20 Bananen für 0,75 m, fünf Zuckerrohrstauden für 0,75 m, 40 Maniokwurzeln für 1,5 m Kattun (0,75 m Kattun = 37 Pfennig). Als Tauschartikel nahmen die Eingeborenen Leinwand besonders gern an. Die Orangen entsprachen übrigens unsern Erwartungen nicht, da sie sehr sauer waren.

Die Eingeborenen waren schwächlich gebaut und hatten häßliche Gesichtszüge. Zum ersten mal in Afrika sahen wir hier einen Mann mit Glatze. Eigenartig wirkten die Töne von Mueller's Harmonika auf die Leute. Anfangs schien sich ihrer eine tiefe Traurigkeit zu bemächtigen, die sich in Gesicht und Geberden ausdrückte, und dann anscheinend dem Gefühl eines großen körperlichen Schmerzes wich. Sie zogen unter entsetzlichem Gesichterschneiden die Knie bis an den Leib und schienen jeden Augenblick in Weinen ausbrechen zu wollen; dabei wehrten sie beständig ab und suchten durch Gesten Mueller vom weitern Spiele abzuhalten. Das Ganze gewährte einen so urkomischen Eindruck, daß wir uns alle nicht enthalten konnten, in lautes Lachen auszubrechen. — Wir beobachteten hier zum ersten mal seit unserer Abreise von Angola das Vorkommen des Sandflohs (Sarcopsylla penetrans).

Am 2. Juli traten wir um 6 Uhr die Weiterfahrt an. Der Strom war nicht über 300 m breit und behielt während der ersten

Stunde der Fahrt diese Breite bei. Seine Tiefe muß sehr bedeutend gewesen sein; leider fehlte ein Senkblei, um dieselbe festzustellen. Die Geschwindigkeit blieb dieselbe wie gestern, ebenso die Bewachsung der Ufer; nur an einigen Stellen traten Galeriewaldungen auf. Die den Strom begleitenden Hügellandschaften lagen 1—2 km von dem Uferrande ab und zeigten in ihren sanft gewellten Erhebungen eine ermüdende Monotonie. Gegen 7 Uhr veränderte sich der Charakter der Landschaft vollkommen. Der Strom nahm an Breite zu und erweiterte sich stellenweise bis 4000 m. Eine große Zahl dichtbewaldeter Inseln, zwischen denen kahle Sandbänke auftraten, theilten das Wasser in viele Arme, breite Galeriewaldungen mit mächtigen Baumriesen und stattlichen Palmen säumten das Flußbett ein und gaben der Landschaft ein malerisch schönes Gepräge. Unzählige Papagaien nisteten auf den Inseln und im Uferdickicht und erfüllten die Luft mit einem derartigen Geschrei, daß man sich in ein Vogelhaus versetzt glaubte. Außer den herrlichen Landschaftspartien am Lulua zwischen Tschingenge und Luluaburg und den romantischen Bildern am Lulumba- und Pogge-Fall haben wir nirgends ein so fesselndes Panorama gesehen. Auch unsere für Naturschönheit sonst so wenig empfänglichen Schwarzen äußerten ihre Ueberraschung und ihre Freude durch lauten Jubel.

Bis hierher hatten uns 20 Kanoes begleitet, deren Insassen uns Lebensmittel feilboten. Wir wollten von neuem die Gelegenheit benutzen, von den im allgemeinen zugänglichen Leuten Volksnamen, Benennung des Flusses und andere Erkundigungen einzuziehen. Doch vergeblich! Sie blieben standhaft und verschwiegen. Schließlich drehten sie um und kehrten nach ihrer Heimat zurück.

Aus dem dichten Laub des breiten Thales tauchten viele Hüttencomplexe hervor. Namentlich auf der linken Uferseite lag Dorf an Dorf. Die Bewohner kamen unbewaffnet an die Ufer und ließen uns schweigend passiren. Nach Haartracht und allgemeinem Aussehen zu urtheilen gehörten sie zu demselben Volksstamm, den wir gestern kennen gelernt hatten.

Um 9 Uhr machten wir an einer Sandbank halt, um zu frühstücken. Von hier konnte man weit den Kassai hinabsehen. Unterhalb, etwa 2—3 km von unserm Standpunkt entfernt, markirte sich ein heller Streifen im Wasser, den wir für das Aufschäumen an einer Steinbarre hielten. Einige Eingeborene, welche sich uns näherten, wurden zu Rathe gezogen, aber trotz der angebotenen Geschenke

waren sie verschwiegen wie ihre Brüder von gestern. Wir konnten nichts in Erfahrung bringen, weder über Namen der Bevölkerung noch über die Beschaffenheit des Kassai, und blieben somit unsern eigenen Reflexionen überlassen. Wißmann sprach die Vermuthung aus, daß wir jetzt vor der Einmündung in den großen See ständen, denn nach Stanley's Bericht konnte in dieser Gegend die Ostseite des Leopoldsees zu suchen sein. Die Aussicht, mit unsern dürftigen Fahrzeugen auf die große Wasserfläche eines Sees zu kommen und an dessen sumpfigen Ufern, nach Stanley von feindseligen Eingeborenen bewohnt, weder Nahrung noch einen Punkt zum Anlegen zu finden, war keineswegs verlockend. Darum also hatten die Eingeborenen gestern unsere Absicht, nach dem Kongo zu fahren, mit Lachen und wie uns schien mit Schadenfreude aufgenommen.

Mit großer Spannung bestiegen wir unsere Fahrzeuge und fuhren weiter. Der Kassai nahm mehr und mehr an Breite zu. Deutlicher erkannte man jetzt eine hellgelbe Färbung des Wassers, die sich von der dunklern Färbung des Kassai scharf abhob. Das waren keine Steinbarren, das waren nicht die schmutzigen Wasser eines schlammigen Seeufers, es war die Einmündung eines größern Flusses in den Kassai. Die gelbe Strömung floß von links in den Kassai hinein und zeigte eine um wenige Grade kühlere Temperatur wie dieser.

Wie hieß der Fluß? War es der Kuango? Die Eingeborenen, die hier redseliger waren, nannten ihn Tschumbi. Da wir bisjetzt keinen Zufluß berührt hatten, welcher der dunkeln Wasserfarbe des Kuilu entsprechen konnte, und wir auch erfahren hatten, daß dieser in den Kassai münde, so neigten wir zu der Annahme, daß wir am Kuilu angekommen seien. Erst später erfuhren wir, daß es die Einmündung des Kuango war und daß der Kuilu nicht direct in den Kassai münde, sondern als ein Nebenfluß des Kuango zu betrachten sei.

3 km unterhalb der Mündung bezogen wir ein Lager auf einer nahe dem linken Ufer gelegenen Sandbank, wo wir außer vielen Spuren von Flußpferden auch solche von Elefanten und Büffeln vorfanden. Zahlreiche Vögel belebten die Gegend. Aus der nicht fern gelegenen Ortschaft kamen alsbald mehrere Eingeborene zu uns, welche zum Stamme der Bateke gehörten und sich ausnahmsweise zutraulich benahmen. Sie reichten unsern Leuten die Hand zum Gruße und schlugen dieselbe dann auf die Brust,

andere aber schüttelten erst die Rechte und dann die Linke. Es ist nicht anzunehmen, daß diese Begrüßungsart eine rein nationale ist, sondern in ihr ist vielmehr eine Verschmelzung mit der europäischen zu sehen, die ihnen von der Küste her bekannt geworden ist. Auch in der Tracht und Bewaffnung war der Verkehr mit dem Westen erkennbar; europäische Stoffe und Perlen sah man viel, Feuersteingewehre befanden sich fast im Besitz eines jeden Mannes. Daneben fehlten Lanzen, Bogen und Pfeile nicht, welche sie uns ohne Aufforderung zum Kauf anboten.

Der Batekehäuptling Mukindu traf ebenfalls bald im Lager ein mit einem zahlreichen Gefolge von Frauen und Kindern, welche mit Messingschmuck geradezu überladen waren. Ringe im Gewicht von 5—10 kg lagen um Hals, Arme und Fußgelenke; selbst Kinder, die kaum die Beinchen heben konnten, mußten die Mode mitmachen. Auch die Gewehre waren über und über mit Messingnägeln beschlagen.

So verträglich und zugänglich sich die Eingeborenen auch zeigten, so hielten sie uns mit Lebensmitteln doch sehr knapp, und trotz aller ihrer Versprechungen brachten sie uns bei weitem nicht genug ins Lager, um die Bedürfnisse unserer Mannschaft zu befriedigen. Wir lernten hier Palmwein kennen, welchem eine erhebliche Menge in leichter Gärung begriffenen Bananensaftes zugesetzt war. Das Getränk war äußerst schmackhaft, wirkte aber schon nach dem Genusse von zwei Bechern berauschend.

Durch die Bateke erfuhren wir auch, daß vor kurzem ein Dampfer von unterhalb den Kuango hinaufgefahren sei. Wir konnten hieraus den angenehmen Schluß ziehen, daß wir dem Ziele nahe waren und dasselbe ohne Wassersperren erreichen würden. Kalamba theilte dies im Abend-Moio seinen Leuten mit und knüpfte hieran die Hoffnung, daß sie alle bald wohlbehalten in der Stadt der Weißen eintreffen möchten. „Dann", sagte er, „wird uns mein Dampfer sicher und ruhmgekrönt in die Heimat zurücktragen!" Er betrachtete es nämlich als selbstverständlich, daß ihm mindestens eines der großen „Feuerkanoes", von denen wir ihm erzählt hatten und nach deren Einrichtung er immer wieder fragte, zum Geschenk gemacht werden würde.

Achtzehntes Kapitel.

Vom Kuango zum Kongo.

Kalamba wünscht einen Ruhetag. — Wind. — Flußerweiterung. — Landschaft. — Ein Flußpferd gefährdet ein Kanoe. — Erkundigungen. — Bayansidörfer. — Gräber im Urwald. — Bewegtes Wasser. — Büffel in Sicht. — Tracht der Bayansi. — Verlorene Jagdbeute. — Elefantenjagd. — Gierige Weihen. — Jagd-Eldorado. — Das Klagen der Elefanten. — Eingeborene Händler. — Fahrthindernisse. — Unsere Sorge. — Kassai-Landschaft. — Wir müssen die Fahrt unterbrechen. — Die Station in Sicht. — Ankunft am Kongo. — Der Kassai. — Name des Stromes. — Schiffbarkeit. — Schluß.

Gern wäre Kalamba noch einen Tag länger am Kuango geblieben; er liebte es, sich nach Anstrengungen recht behaglich auszuruhen, und war stets bestrebt, seiner Mannschaft die Reise so angenehm wie möglich zu machen. Auch heute, am 3. Juli, ließ er deshalb um einen Ruhetag bitten, damit die nothwendigen Lebensmittel von den benachbarten Orten herbeigeschafft werden könnten. Seine Bitte fand indeß keine Berücksichtigung, denn begreiflicherweise drängte es uns, so nahe dem Ziele, nach vorwärts.

Vor 6 Uhr früh war bereits unsere kleine Flotte in Fahrt. Der Kassai behält seine Richtung nach Westnordwest bei und nimmt an Breite bedeutend zu. Eine große Zahl meist waldloser Inseln sowie Sandbänke füllen sein Bett. Die Geschwindigkeit ist an einzelnen Stellen recht bedeutend, für uns ein großer Vortheil, da ein starkre Südwestwind unsern Fahrzeugen entgegenblies und deren Vorwärtskommen hemmte. Wir hielten uns in der Nähe des rechten Ufers und mußten sehr achtsam sein, denn der Wellenschlag war so heftig, daß unsere Kanoes leicht in Gefahr kommen konnten. Gegen 10 Uhr erweiterte sich der Strom so bedeutend, daß man einen See vor sich zu sehen glaubte. Wir schätzten die Breite auf $1\frac{1}{2}$—2 deutsche Meilen.

Während uns bis hierher eine dichte Baumsavanne mit vielen Borassuspalmen das Geleit gegeben hatte, dehnten sich jetzt an beiden Stromufern mächtige Urwälder aus und gaben für die Beurtheilung der Breitendimensionen gute Anhaltspunkte. Nur an wenig Stellen ist der Urwald durch Grasflächen und einzelne Baumgruppen unterbrochen. Der Gesammteindruck, den der breite Strom macht, ist entschieden der eines Sees und wird noch dadurch wesentlich erhöht, daß die hochgehenden Wasserwogen über viele der flachen Inseln und Sandbänke hinwegspülen.

Da wir von der Identität des Kuango mit dem Tschumbi noch keine Gewißheit hatten, so lag die Vermuthung nicht fern, daß die breite Wasserfläche der Eintritt in den Leopoldsee sei. An beiden Uferseiten und auf einigen der größern Inseln sahen wir kleine Ortschaften, deren Hütten nicht den vollkommenen Baustil der östlichen Nachbarn zeigten, sondern mehr den Unterkunftsräumen glichen, welche unsere Mannschaft auf den Lagerplätzen baute. Rund, klein, mit niedrigem Eingang, waren sie von Bananen so dicht eingehegt, daß den Bewohnern diese nahrhafte Frucht im wahren Sinne des Wortes in den Mund hineinwachsen konnte. Der Bevölkerung merkte man an, daß ihr weiße Gesichter keine unbekannte Erscheinung mehr waren; sie erschien furchtlos am Ufer oder kam in ihren Kanoes zu uns herangefahren. Fahrzeuge und Ruder waren schön gearbeitet und unterschieden sich erstere von denen der Bakuba durch einen größern Bootsschnabel.

Die Zahl der Flußpferde mehrte sich stündlich, überall sah man die schweren Kolosse einzeln oder in Familien. Wir zählten am heutigen Tage während der Fahrt 198 Stück. Meist befanden sie sich im Wasser, doch hatten wir mehrfach auch Gelegenheit, sie auf dem Lande beim Spielen zu beobachten. Es gewährt einen possirlichen Anblick, die mächtigen Thiere in ihren plump erscheinenden Sprüngen und Spielen zu sehen, geradezu erstaunlich ist ihre Schnelligkeit, wenn sie, durch das Nahen der Kanoes in ihrem harmlosen Treiben gestört, plötzlich dem nassen Element zueilen, um in demselben zu verschwinden und, nur von Zeit zu Zeit auftauchend, nach dem unliebsamen Störer ihres Friedens auszuschauen. Mueller's Kanoe wurde von einem plötzlich vor ihm auf- und dann erschreckt untertauchenden Thiere derart in die Höhe gehoben, daß es Wasser schöpfte und nur durch die größte Achtsamkeit des Führers vor dem Untergang bewahrt blieb. Unsere Leute, namentlich der Jagdheld

Bimba, welcher die traurige Katastrophe in den Stromschnellen des Lulua mit erlebt hatte, wurden durch solche Zwischenfälle sehr ängstlich und sahen mit Freuden der Zeit entgegen, wo die gefährliche Wasserfahrt beendet sein würde.

Die Vogelwelt blieb dieselbe; vorwiegend sah man Enten, Reiher, Gänse und Pelikane, als Neulinge traten eine graue, weißpunktirte Habichtart und ein prächtiger schwarzer Adler mit weißem Kopf und Hals hinzu.

Gegen 1 Uhr landeten wir an einer Insel und bezogen nicht fern von einem Batekedorf Lager. Die Bewohner fanden sich bald mit Lebensmitteln aller Art ein, die sie sich recht theuer mit europäischen Stoffen bezahlen ließen. Männer und Weiber waren groß und gut gewachsen. Als Bedeckung trug das weibliche Geschlecht schwarzgefärbte Mabeletücher, die den Körper von der Brust bis zur halben Wade bedeckten und bei Müttern auch als Tragmäntel für die kleinen Kinder dienten.

Von einem Eingeborenen, der der Küstensprache mächtig war, erhielten wir einige Nachrichten über die Völkervertheilung am Kassai. Den Strom nannte er Nschari und den Nebenfluß Tschumbi, den wir gestern berührt hatten, Pundu. Am linken Ufer wohnen die Bateke, zu denen er sich rechnete, am rechten aber sollen drei Volksstämme neben einander ansässig sein. Etwa gegenüber der Pundu-(Kuango-)Mündung wohnen die Basaka, westlich von diesen, hinter den großen Urwaldungen, die Babuma und gegenüber unserm jetzigen Lagerplatz die Bangigei. Alle drei Stämme sind jedoch nur klein und rechnen sich schon zu den unterhalb des Kassai, noch vor seiner Vereinigung mit dem Kongo, zu beiden Seiten des Stromes lebenden Bayansi. Er behauptete, daß man schon nach dreistündiger Fahrt nach einem Orte kommen könne, wo bereits Weiße, welche er Mindele nannte, wohnten. Es sei gegenwärtig nur einer von ihnen dort, da die andern sich auf Reisen befänden. Diese Nachricht war zwar sehr erfreulich, aber nicht glaubwürdig, denn die Station Gobila, die ohne Zweifel nur gemeint sein konnte, lag nach der Karte der Association internationale unter 17° 5′ östl. L. und 3° 2′ südl. Br., während sich unser dermaliger Standort zwar in demselben Breitengrad, aber ungefähr 36 Minuten = 67 km weiter östlich befand. Somit hatten wir die Aussicht, erst nach 2—3 Tagereisen auf der Station einzutreffen. Nach den Erkundigungen Stanley's mußte unter dem Breitengrade, auf dem wir uns befanden,

der Leopoldsee liegen; es war daher anzunehmen, daß dessen Abfluß nicht fern von uns in den Kassai einmünde. In der That sahen wir nordwestlich einen Höhenrand, der vielleicht die Ufererhebungen des Seeabflusses oder gar die des Kongo anzeigte. In letzterm Falle konnten wir allerdings schon nach dreistündiger Fahrt die Station erreichen und unser Berichterstatter hatte dann die Wahrheit gesagt. Wenn man etwas herbeisehnt, so ist man sehr leicht geneigt, dem Glauben zu schenken, der die Erfüllung des Wunsches in nahe Aussicht stellt; deshalb legten wir mehr Vertrauen in die Aussage unsers Gewährsmannes, als nothwendig war, und setzten in Anbetracht der großen Nähe unsers Zieles am 4. Juli uns erst um $7^1/_2$ Uhr morgens in Bewegung.

Der Charakter der Landschaft blieb derselbe. Gegen 10 Uhr verengte sich der Kassai bis auf 1200 m. Von einer Station ist nichts zu sehen, trotzdem wir, um einen bessern Ueberblick zu gewinnen, einen Termitenhügel erklettern und unsere Augen möglichst anstrengen. Wir kehren mismuthig in unsere Kanoes zurück und sind überzeugt, daß man uns ein Märchen aufgebunden hat.

Die Fahrt wird weiter fortgesetzt. Der Strom vereinigte sich jetzt mit seinen Seitenarmen. Von rechts strömte eine sepiabraune Wassermasse zu, welche sich noch zwei Stunden unterhalb von der schmutziggelben des Kassai abhob. Nordöstlich von uns lagen jene Höhen, die wir schon gestern beobachtet hatten. Es unterlag keinem Zweifel, daß wir die Einmündung des Seeabflusses passirt hatten und von dort die Sepiafarbe des rechten Kassai-Armes herrührte. Der Kassai bewegte sich nach der Vereinigung seiner Gewässer in einer Breite von 600 m nach Westen. Weder Inseln noch Sandbänke spalteten seinen Lauf. Während hier auf dem linken Ufer der Papyrus als ein charakteristisches Glied der afrikanischen Tropenflora steht und weithin wuchert, liegt auf dem rechten Ufer Dorf bei Dorf. Die Hütten sind viereckig gebaut und machen in Bauart und in dem dunkelgrünen Schmuck dichter Bananenanpflanzungen einen wohnlichen Eindruck. Zwölf solcher Ortschaften berührten wir auf einer kurzen Strecke. Der ganze Complex der Dörfer wurde Muschi genannt. Die Bewohner begleiteten uns in ihren schöngearbeiteten Kanoes bis nach unserm Lagerplatze und erzählten, daß wir den Kongo erst zwei Tagereisen unterhalb erreichen würden. Der Kassai, welcher sich bei Muschi bassinartig erweiterte,

verengte sich bald wieder bis zu 500 m. Hier beschlossen wir Lager zu beziehen.

Vom Lagerplatz aus konnte man die Thalhöhen des Seeabflusses deutlich erkennen. Er lag also in unserm Rücken, der vielbesprochene See, der uns während der ganzen Fahrt beschäftigt hatte und der unsern Leuten wie ein dunkles Gespenst vor Augen schwebte. Durch einen Papyrussumpf von unserm Lager getrennt, befand sich am linken Ufer das Dorf des Häuptlings Mafura, welcher dem Stamme der Pelle, die einen Zweig des Basanschivolkes bilden, angehört. Mafura kannte die Station und bestätigte, daß wir sie in zwei weitern Tagereisen bequem erreichen könnten. Stromaufwärts kannte er nur die Völker bis zu den Bassongo-Mino, die er mit Abscheu als Kannibalen bezeichnete.

Sein Dorf war klein, aber äußerst sauber. Die Hütten bildeten im Grundriß ein Rechteck von 6 : 3 m. Es fand sich eine Hauskatze vor — im Innern Afrikas eine sehr seltene Erscheinung. Hühner, Ziegen und Hunde wurden als Hausthiere gehalten. Schöner als der Wohnort der Lebenden war die Ruhestätte der Todten. Ein schmaler Pfad führte durch unentwirrbares Urwalddickicht nach einer kleinen Stelle, an der das Unterholz von Menschenhand beseitigt war. Hier befand sich Grab an Grab, alle bedeckt mit über 50 fast verwitterten mächtigen Elefantenzähnen, die den hier ruhenden Häuptlingen als Denkmal dienen sollten. In den Kronen der stattlichen Wollbäume standen Reiherhorste, die Alten flogen ab und zu, um ihre Brut zu atzen, kleine Vögel tummelten sich in den Aesten — es war ein Bild des tiefsten Friedens; selten ist wol einem Sterblichen eine so schöne Ruhestätte vergönnt.

Für uns bildeten die zahlreichen Reiher, die in zwei Arten (Ardea alba und A. purpurea) zusammen hausten, ein willkommenes Jagdobject; ihre schmackhaften Brüste brachten eine angenehme Abwechselung in unsern mehr als einfachen Küchenzettel, auf dem meist Maniokſuppe, seltener ein gebratenes Huhn oder Hirsekuchen den ersten Platz einnahm!

Am 5. Juli, früh gegen 6 Uhr, fuhren wir von dem schön gelegenen Orte ab. Die ganze Nacht über hatte ein starker Westwind geweht, der Kassai war noch in heftigem Aufruhr und seine Wellen schlugen brausend gegen die Kanoes. Bald nach Verlassen des Lagerplatzes erweiterte sich der Strom plötzlich von 600 auf 7000 m und gewann dadurch wieder ein seeartiges Ansehen. Unsere Fahrzeuge gingen in

dem hohen Wellenschlage auf und nieder, manche Welle spritzte schäumend über uns hinweg, und die Ruderer hatten eine schwere Arbeit. Die übrigen Leute sahen angsterfüllt in die aufgeregten Wogen oder gingen hülfreich zur Hand, einige aber kauerten schweigend nieder und kämpften mit jenem unbehaglichen Gefühl, welches auf Seereisen so oft eine unangenehme Beigabe ist. Bei einer jungen Balubafrau kam sogar die Seekrankheit vollständig zum Ausbruch.

Eine größere Insel theilte jetzt den Strom in zwei Arme. Wir steuerten dem linken zu und kamen hier in ein ruhigeres, 4—500 m breites Fahrwasser. Etwa dreiviertel Stunden fuhren wir in diesem in fast südlicher Richtung weiter. Am linken Ufer dehnte sich ein mit Papyrus- und Urwaldparcellen bedecktes Inundationsgebiet wol 7000 m nach dem Inlande zu aus. Zur Rechten lagen mit Mimosen bewachsene Inseln und Sandbänke und am fernen Horizont, $1^1/_2$—2 deutsche Meilen von uns entfernt, zogen sich im Halbkreise die Erhebungen des rechten Thalrandes hin. Sie sind wie die des linken Ufers mit Baumsavanne bestanden und fallen in scharfen Hängen zum Thale ab. Bald treten die Höhen zur Linken bis auf 100 m an den Strom heran, welcher sich nach Nordwesten wendet und uns an langgestreckten Inseln vorbeiführt, auf denen die kleinen Hütten vieler Dörfer aus Bananen- und Maniokculturen hervorragen. Die Eingeborenen tragen schwarze Mabelehüfttücher und sind mit Pfeil, Bogen und 3 m langen Lanzen bewaffnet. Nur wenige Krieger hatten Steinschloßgewehre.

Gegen 11 Uhr bemerkten wir auf einer Wiese des linken Ufers einige Büffel und gingen sofort an das Land, um eine Jagd auf sie anzustellen. Leider erhielten sie zu früh Wind von uns und entschwanden bald unsern Blicken. Die zahlreichen Spuren von Büffeln, Flußpferden, Elefanten und Antilopen, die wir am Ufer fanden, gaben Zeugniß von dem Wildreichthum dieser Gegend. Da es uns an Fleisch mangelte, so wurde beschlossen, hier Lager aufzuschlagen, um zu jagen.

Der Platz, den wir auswählten, war wirklich paradiesisch schön; ein schmaler Urwaldgürtel säumt den wol 7000 m breiten Strom ein, dahinter liegt offene Grassavanne mit kleinen Urwaldinseln; zahlreiche schmale Wasseradern durchziehen das Land und geben Bäumen und Gräsern die nöthige Feuchtigkeit. Die Gelegenheit zur Jagd fand sich bald, und es wurde ohne weitere Mühe von Wißmann ein Flußpferd zur Strecke gebracht. Noch an demselben Nachmittag

gelangte das Fleisch zur Vertheilung, wodurch unsere ermüdete und hungerige Begleitung wieder in frohe Stimmung versetzt wurde. Außer Flußpferden, die wir noch nirgends so zahlreich beisammen gesehen hatten wie hier, belebten ganze Flüge von Reihern, Enten, Gänsen und Pelikanen die Landschaft. Nicht fern von unserm Lagerplatze befanden sich drei Ortschaften, deren Bewohner uns bald mit Mais, Maniok, Hirse, Zuckerrohr, Bataten und Hühnern versorgten. Als Gegenwaaren nahmen sie europäische Stoffe, Perlen, Nägel und Metallpatronenhülsen an, forderten aber recht hohe Preise, so z. B. für ein Huhn 1,5 m Kattun = 74 Pfennig.

Die Eingeborenen nennen sich Basanschi; sie sind mittelgroß und kräftig gebaut. Das Haar tragen sie zu einem starken Wulst vereint, der sich quer über den Scheitel nach den Ohren zieht und von dem aus vier Zöpfe hornartig nach vorn abstehen. Von der Stirn nach den Mundwinkeln laufen Linien von tätowirten Parallelstrichen. Als Stammeszeichen haben sie die beiden obern Schneidezähne derartig ausgefeilt, daß nur je die äußere Hälfte, spitz zugehend, stehen geblieben ist. Die Hüfttücher bestehen aus schwarzgefärbter Mabele und reichen von der Brust bis zu den Knien. In ihnen tragen die Mütter, ebenso wie dies die Bayansi und Bateke thun, die Säuglinge rittlings auf dem Rücken. Die Waffen bestehen vorzugsweise aus Lanzen.

In Rücksicht auf unsere Verpflegungsverhältnisse und auch darauf, daß wir zwölf Tage hindurch dauernd in Fahrt gewesen waren, wurde beschlossen, am 6. Juli zu ruhen. Unsere Leute zerstreuten sich zum Theil in die benachbarten Dörfer, um Einkäufe zu machen, die übrigen machten sich im Lager nützlich oder rösteten für die nächsten Tage Fleisch.

Nachmittags sollte ein wenige Stunden vorher von uns erlegtes Flußpferd nach dem Lager befördert werden; als wir uns jedoch der Stelle näherten, wo es tödlich getroffen war, waren bereits Eingeborene dort beschäftigt. Sie zogen sich bei unserer Annäherung langsam zurück, nur ein junger Krieger schien nicht weichen zu wollen. Er sprach heftig mit seinen Kameraden, nahm eine herausfordernde Haltung gegen uns an und legte Pulver auf die Pfanne seines Gewehrs. Wir drohten ihm hinüber, worauf er sein Gewehr absetzte und die Kanoes sich aus dem Schußbereich entfernten. Die Eingeborenen hatten dem Flußpferd den Leib geöffnet, damit es im Wasser unterginge und somit unsern Blicken

entzogen bliebe. Die aufkräuselnden Wellen zeigten uns indeß bald, wo sich das Thier befand. Wir legten ihm nun ein Tau um das Bein und versuchten, es im Flusse stromab unserm Lager zuzuschleifen. Doch dies hatte seine Schwierigkeiten, denn der Koloß ruhte mit seinem ganzen Gewicht auf dem Boden. Schon beim ersten Anziehen riß der Strick. Von neuem wurde derselbe befestigt und die Jagdbeute im Wasser hinter uns hergeschleift. In der Ferne sah man die dunkeln Umrisse seiner Genossen am Lande spielen, nur ein junges Flußpferd, anscheinend das Junge des erlegten Thieres, schwamm unruhig und mit kläglichem Schnauben um uns herum und wich nicht aus unserer Nähe. 200 m mochten wir so vorwärts gekommen sein, als der Strick von neuem riß und die Beute in der Tiefe verschwand. Leider mußten wir von weitern Versuchen, in den Besitz des Thieres zu gelangen, abstehen, denn es dunkelte bereits und der Strom war hier so tief, daß es nur einem geübten Taucher gelungen sein würde, den Strick wieder zu befestigen.

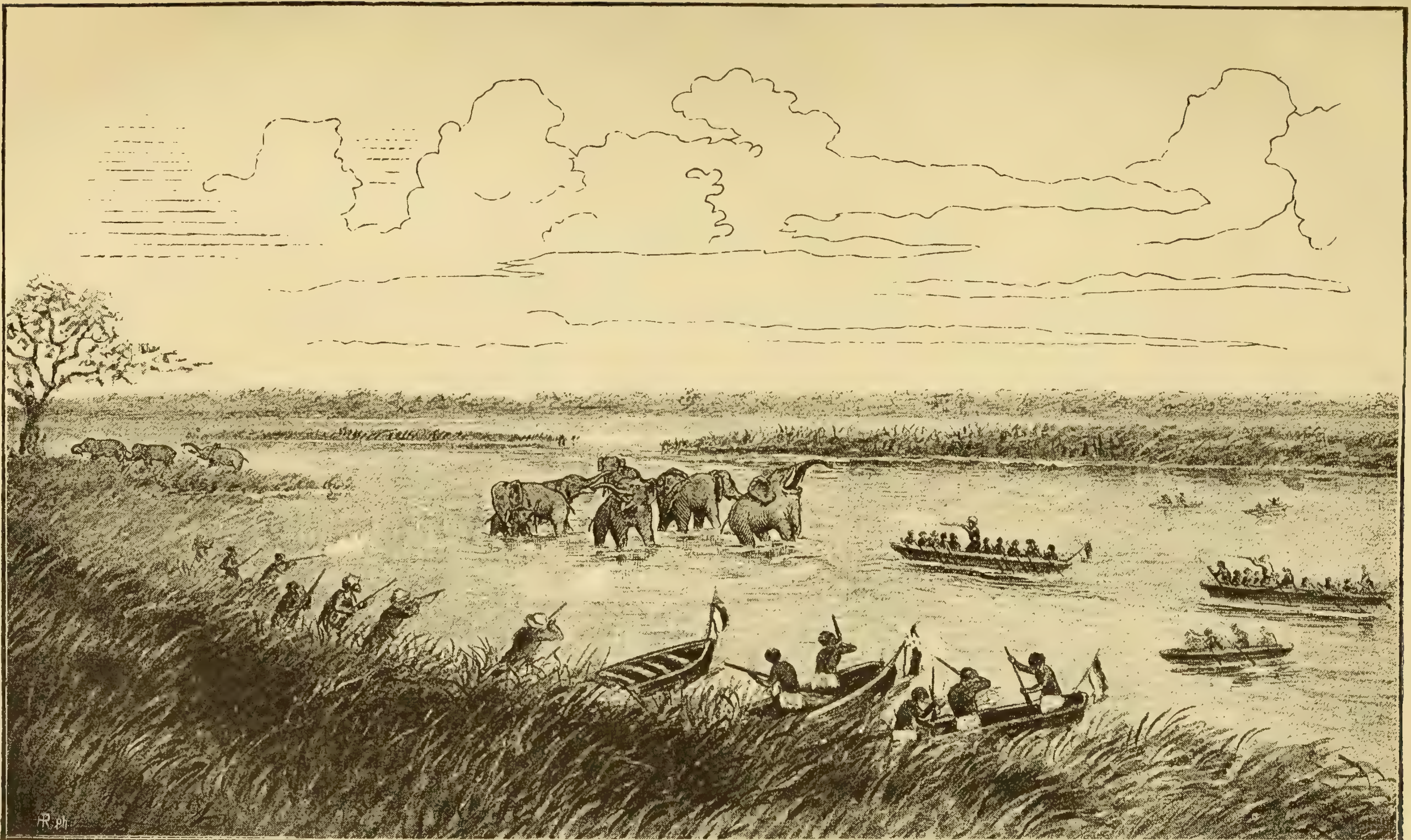
Unbefriedigt traten wir die Heimfahrt an, das kleine Flußpferd aber kreiste in rührender Anhänglichkeit auf dem Wasser und tauchte unter, als wir uns weiter entfernten, vielleicht um seine Mutter zu suchen.

Unter dem Vorwand, das Fleisch des erlegten Flußpferdes nicht unbenutzt im Wasser verderben zu lassen und den Krokodilen preiszugeben, versuchte Kalamba einen zweiten Ruhetag zu erlangen; unser Vorwärtskommen lag uns aber mehr am Herzen, und so stieß denn am 7. Juli früh unsere Flotte vom Ufer ab. Viele Steine, welche nahe am Ufer das Flußbett füllten, erschwerten die Abfahrt erheblich.

Wir folgen dem 800 m breiten Hauptarm des Stromes, welcher 1 km unterhalb aus seinem nordwestlichen Curs in einen südwestlichen übergeht und bei einer Breitenausdehnung von 4—5000 m zahlreiche Inseln und Sandbänke bildet, und biegen dann in einen am linken Stromufer entlang führenden 150 m breiten Nebenarm ein. Dort zu unserer Linken auf einem saftig grünen Wiesenstreifen äst eine graziöse Antilope. Furchtlos läßt sie alle Kanoes an sich vorbeiziehen und äugt neugierig zu uns herüber. Hier nähern wir uns einer etwa 50 Köpfe starken Flußpferdfamilie. Die Thiere tummeln sich am Rande des Wassers und nehmen von unserer Anwesenheit kaum Notiz. Ihnen gegenüber schwimmt ein Zug schwarz-weißer

Enten, und ein großer Marabu schreitet mit seinen langen Beinen in komischer Grandezza am Ufer entlang.

Die uns rechts begleitende Insel war mit hohem Savannengras bedeckt, welches in seiner gelbgrünen Färbung wie ein wogendes Meer aussah, wenn eine leichte Brise darüber hinwegsaust. An ihren Ufercontouren werden jetzt große dunkle Massen sichtbar, die sich langsam dem Wasser zu bewegen. Flußpferde können es nicht sein, die Körper sind zu mächtig, man unterscheidet die langen Rüssel. Es sind Elefanten! Wir zählen 6 große und 5 kleinere Thiere. Endlich also war es uns geglückt, diese mächtigen Kolosse in Freiheit zu sehen! Spuren und Zähne hatten wir auf unserer Kassaifahrt oft in reicher Anzahl angetroffen, wir hatten von den Eingeborenen viel über Elefanten sprechen hören, aber noch niemals war es uns geglückt, einen einzigen, wenn auch nur in weiter Entfernung, zu beobachten. Jetzt standen nun elf der mächtigen Thiere vor uns. Mit großer Ruhe steigen sie von der Insel in das Wasser. Im Glauben, daß sie bei unserer Annäherung nach derselben zurückgehen würden, beeilen wir uns, das rechte Ufer zu erreichen, doch die Elefanten setzen unbeirrt ihren Weg fort. Schnell verändern wir den Curs und wenden uns nach dem linken Ufer. Immer näher kommen wir den gewaltigen Thieren. Wer je einem größern Wild gegenübergestanden hat, der weiß, wie das Herz vor Aufregung pocht, der weiß, mit welcher Spannung man dem Moment entgegensieht, wo sich der Zeigefinger an den Abzug des Gewehrs legt. Hier durfte nicht voreilig geschossen werden. Wir mußten von jedem Schuß einen Erfolg erwarten. Die Elefanten haben sich inzwischen in ruhigem Schritt dem Ufer genähert, ihre riesenhaften Körper stehen in ihrer ganzen Größe 30 m vor uns. Jetzt war der Augenblick zum Angriff gekommen. Einige Schüsse donnern laut über das Wasser und polternd bricht ein Elefant vor unsern Fahrzeugen zusammen. Die übrigen richten die Köpfe hoch auf, spreizen die gewaltigen Ohren weit auseinander und schmettern uns mit erhobenem Rüssel ohrzerreißende Töne entgegen. Das waren sichere Anzeichen, daß die gereizten Thiere geneigt waren, an den Angreifern Rache zu nehmen. Doch dazu kam es nicht. Der betäubende Lärm vieler Gewehre, welche nun gleichzeitig gegen sie entladen wurden, ließ sie nicht zur Besinnung kommen. Sie gaben den Widerstand auf und suchten ihr Heil in der Flucht. Ein Elefantenweibchen aber deckte sein Junges mit dem eigenen Körper gegen die



Zusammentreffen mit Elefanten.

S. 394.

gefährlichen Geschosse und trennte sich nicht von demselben. Da einzelne Elefanten dem Ufer schon sehr nahe gekommen waren, so gingen Wißmann und François schnell ans Land, um ihnen dort den Weg abzuschneiden, während Wolf und Mueller noch vom Wasser aus das Feuer fortsetzten. Dennoch gelang es vieren, unsern Geschossen zu entgehen; sieben blieben auf der Strecke, unter ihnen das opferwillige treue Mutterthier.

Es war für uns Hülfe in der Noth und als ein großes Glück anzusehen, daß wir endlich einmal bedeutende Jagderfolge hatten, da unsere Leute und auch wir schon empfindlichen Mangel an Fleisch gelitten hatten. Diesem war nun auf Wochen abgeholfen, wir gaben für heute die Weiterfahrt auf und bezogen Lager, um in aller Ruhe die Fleischvertheilung vornehmen zu können.

Nach zwei Stunden saßen wir bereits bei einem echt afrikanischen Jagddiner: Elefantenschwanzsuppe, Reiherbrust, Elefantenzunge, Filet von Flußpferd und Elefantenmilch. Letztere hatte jedoch einen widerlichen, stark chlorähnlichen Beigeschmack. Eine interessante Unterhaltung boten während unserer Mahlzeit die zahlreichen Weihen, welche der frische Fleischgeruch herbeigelockt hatte. Die Thiere waren von einer unglaublichen Gier und Dreistigkeit. Mit großer Schnelligkeit stießen sie aus der Höhe herab und holten sich die Fleischreste; ja sie waren so dreist, daß sie vor unsern Augen, in unmittelbarer Nähe der Zelte, sich um ihre Beute stritten. Unsere Jungen machten sich ein Vergnügen daraus, in der hocherhobenen Hand den Vögeln einen guten Bissen hinzuhalten, den diese ohne Scheu im Fluge aufnahmen. Bald flackerten überall die Feuer, und das Rösten, Räuchern, Kochen und Braten wollte kein Ende nehmen. Der Rauch machte jedoch den Aufenthalt im Lager zur wahren Plage, sodaß wir noch eine kleine Bootfahrt nach den gegenüberliegenden Inseln unternahmen. Mueller schoß hierbei ein prachtvolles Marabumännchen; Pelikane, Gänse und Enten flogen nach dem Schuß in Menge auf, waren aber so scheu, daß es nicht gelang, ihrer habhaft zu werden. Eine Flußpferdheerde von 84 Köpfen, die zahlreichste, die wir je angetroffen, schien nicht in großem Frieden zu leben. Ein paar alte Bullen kämpften in größter Wuth miteinander, sodaß Schaum und Wasser hoch emporspritzten.

Bei unserer Rückkehr fanden wir unsere Leute, welche sich aus bitterm Mangel plötzlich in den größten Ueberfluß versetzt sahen, in sehr lustiger Stimmung; alles sang, lachte und tanzte, sodaß uns

ein wahrhaft betäubender Lärm nicht zur Ruhe kommen ließ. Während der Nacht hörten wir von der gegenüberliegenden Insel die klagenden Trompetentöne einiger Elefanten, welche ihre vermißten, von uns erlegten Gefährten suchten.

Als wir am nächsten Morgen unsere Fahrzeuge zur Abfahrt bereit machten, sahen wir oberhalb unsers Lagers fünf Elefanten durch einen Arm des Stromes waten. Zehn Minuten später, als wir eben eine Flußpferdheerde von einigen achtzig Stück passirt hatten, kreuzten 13 weitere Elefanten vor uns den Fluß, neben denen sich ein Schwarm Gänse niedergelassen hatte. Wir befanden uns hier in einem afrikanischen Jagd-Eldorado, wie es sich die Phantasie des Jägers nicht schöner ausmalen kann: wenig bevölkert, wildreich und ausgestattet mit den üppigsten Weideplätzen.

Auf der Weiterfahrt in dem etwa 200 m breiten, am linken Ufer sich entlang ziehenden Flußarm begegneten uns 10 Kanoes mit eingeborenen Händlern. Die Fahrzeuge waren fast überladen. Männer, Weiber, Kinder, Tauschartikel und Geräthe, alles saß und lag eng beisammen. Die Frauen in kurzen schwarzen Mabelehüfttüchern nahmen an der Ruderarbeit theil und trugen oft noch ein kleines Kind auf dem Rücken, welches durch die gleichmäßigen Bewegungen der rudernden Mutter in den Schlaf gewiegt wurde. Viele hatten den Körper roth bemalt, wodurch sie ein wildes, kriegerisches Aussehen erhielten.

Alsbald theilt sich der Flußarm in zwei Seitenzweige, wir wählen den linken, etwa 50 m breiten, und fahren am Ufer entlang. Bei der mäßig starken Stromgeschwindigkeit geht die Reise nur langsam von statten. Das Bett ist seicht und steinig, die größte Aufmerksamkeit ist nöthig, um Gefahr zu vermeiden, fast alle Kanoes, die heute durch die Menge Fleisch mehrere Zoll tiefer im Wasser liegen, laufen auf; nach mühseliger Arbeit wird die Fahrt fortgesetzt; plötzlich tritt jedoch ein neues Hinderniß auf. Nur die dem linken Ufer zuliegende Seite des Wasserarms gestattet den tiefgehenden Kanoes die Durchfahrt, 18 Flußpferde aber sperren den schmalen Kanal fast vollständig, und es gelingt nur mit größtem Zeitverlust und mit angestrengtester Arbeit, einzeln an den Thieren vorbeizukommen, ohne sie aufzuregen und durch ungestüme Bewegungen die Fahrzeuge in Gefahr zu bringen.

Unterhalb des letzten Hindernisses legten wir an einer Insel zu unserer Rechten an, um der ganzen Flotille Zeit zum Sammeln

zu geben. Auch hier genossen wir noch einmal den Anblick eines kleinen Elefantentrupps, der ganz in unserer Nähe den Fluß kreuzte. Einige Pelikane, Enten und Schlangenhalsvögel erhoben sich kreischend aus einem schmalen Sumpfstreifen und zogen nach Westen. 20—30 Eingeborene, zum Theil mit Gewehren bewaffnet, näherten sich uns furchtlos und ließen sich über die Gegend ausfragen. Sie hatten die Tracht der Bayansi, kannten den Stamm der Pelle und wiesen, als sie von ihnen sprachen, nach dem linken Ufer.

Nach kurzer Unterhaltung fuhren wir weiter. Unsere Wasserstraße erweiterte sich auf 250 m und vereinigte sich bald mit dem Hauptstrom, der nun in einer Breite von etwa 1500 m ohne Inselbildungen nach Westen floß. Der stark wehende Südwestwind hatte die Wassermassen in Aufregung versetzt, sodaß unsere Fahrzeuge den Weg nicht ohne Gefahr fortsetzten, jedoch erreichten wir ohne Unfall glücklich einen Platz am linken Ufer, der zum Lager geeignet war. Inmitten eines Rondels, welches auf einem Halbkreise von ungefähr 70 m von einer 2 m hohen Felswand begrenzt war, schlugen wir unsere Zelte auf, während auf dem Hang über uns die Leute ihre Hütten bauten. Wir waren dadurch am besten gegen den lästigen Rauch aus dem Lager geschützt. Die den Strom begleitenden Erhebungen hatten an Höhe zugenommen und überragten ihn um 100—150 m. Sie waren mit lichter Baum- und Buschsavanne bedeckt und nur in den tiefern Lagen mit einigen Urwaldparcellen ausgestattet. Den Fuß der Erhebungen begleitete ein schmaler Streifen Galeriewald, der indessen stellenweise aussetzte und auf dem linken Ufer vom Wasser selbst durch einen üppigen, 1—2 km breiten Wiesenstreifen getrennt war. Trotzdem wir 5½ Stunden unterwegs gewesen waren, hatten wir infolge der vielfachen Hindernisse nur 17 km zurückgelegt.

Am Morgen des 9. Juli wehte ein starker Südwest; der Kassai war sehr bewegt, dennoch stiegen wir in unsere Fahrzeuge und vertrauten uns der erregten Wassermasse an. Bald jedoch wurde unsere Lage so bedenklich, daß wir vorzogen, die Fahrt zu unterbrechen. Erst als die Heftigkeit des Windes nachgelassen hatte, setzten wir den Weg fort.

In vielen Schlangenwindungen bewegte sich der Strom in südwestlicher Richtung. Sein Bett verengte sich bis auf 350 m. Die Ufererhebungen traten oft dicht an ihn heran und überhöhten den Spiegel desselben um 50—150 m. Die Hänge waren steil

geböscht und ebenso wie die Plateauerhebungen mit Baumsavanne bestanden, aus der nur wenige Palmen hervorragten. Die Uferbettung war tief eingeschnitten.

Auf seiner linken Seite wurde der Strom durch eine 4 m hohe Wand eingezwängt, an der seine Wellen schäumend emporleckten. Das rechte Ufer war flach, wurde aber von einer großen Zahl kleinerer und größerer Felsblöcke eingefaßt. Zwischen den Thalerhebungen und dem Uferrand zog sich ein lichter Waldstreifen hin, der sich an einigen Stellen zu einem Galeriewald verdichtete. Oft lief dieser in den Tiefenlinien des Terrains bis zum Plateau der Thalhöhen hinauf, oft aber auch setzte der Wald gänzlich aus und gab ein wiesenreiches Inundationsgebiet frei. Hier lagen die Weideplätze der Elefanten, Flußpferde und Büffel; 14 der letztern sahen wir am rechten Ufer äsen, als wir gegen 11 Uhr eine Waldblöße berührten. Bald darauf passirte die Flotille eine kleine Ortschaft am linken Ufer, deren Hütten um einen freien ebenen Platz sehr regelmäßig angelegt waren. Vorüberfahrende Eingeborene erzählten uns, daß sich dort eine Batekefamilie niedergelassen habe.

Um 12 1/2 Uhr bemerkten wir in der Ferne einen Complex von Gebäuden, aus denen so etwas wie eine Flagge hervorragte. Wir nahmen unsere Ferngläser und Krimstecher zu Hülfe, und wirklich — da lag die Station und über ihr flatterte eine blaue Flagge mit goldenem Stern lustig im Winde! Ein allgemeiner Jubel erhob sich, der durch einige Gewehrsalven zum Ausdruck gebracht wurde. Wir hatten unser Ziel erreicht, vor uns lag majestätisch eine breite Wasserfläche, mit welcher sich unser Kassai hier vereinigte! Infolge des Schießens und lauten Jubels unserer Begleitung belebte sich schnell die Station, und inmitten einer dichtgedrängten Schar bewaffneter Eingeborenen erwarteten uns am Ufer zwei Europäer, welche ebenso überrascht als wir zu sein schienen. Nachdem die Landung erfolgt war, belehrte uns eine gegenseitige Vorstellung, daß wir zwei englische Beamte des Kongostaates, von dessen Existenz wir noch nie vorher gehört hatten, Mr. Burton und Mr. Swinburne, vor uns sahen. Unsere erste Frage war nach dem Namen des 15—1800 m breiten Stromes, der vor uns lag und in welchen unser Kassai mündete. Es war der Kongo!

Neunzehntes Kapitel.

Von der Kassaimündung zum Stanley-Pool.

Gastfreundliche Aufnahme. — Neues aus Europa und über uns. — Freude der Baluba. — Weiterfahrt. — Starker Wind. — Südsüdwest. — Der unruhige Kongo. — Kanoes in Gefahr. — Ankunft in Stanley-Pool. — Kinschassa. — Wißmann's „Moio" auf dem „Peace". — Erstaunen der Baluba. — Leopoldville. — Unser Empfang. — Lager auf dem Leopoldberge. — Ernste Sorgen. — Wißmann und Mueller krank. — Schluß.

In Kwamouth — dies war der Name der Station, welche wir erreicht hatten — bereiteten uns Mr. Burton und Mr. Swinburne, die einzigen Weißen auf diesem vorgeschobenen Posten der Civilisation, eine herzliche Aufnahme.

Die Eingeborenen, welche uns zu Hunderten staunend umstanden, waren über das wilde Aussehen unserer tätowirten Baluba sehr erregt und konnten sich unser plötzliches Eintreffen aus dem ihnen unbekannten Innern nicht erklären. Sie nannten den Kongo „Nschari" und den Kassai „Kwa".

Nachdem unsere Kanoes entladen, unsere Leute untergebracht und unsere Zelte aufgeschlagen waren, fanden wir endlich in der geräumigen Vorhalle des Stationshauses bei einer Tasse Kaffee, der ersten seit langer Zeit, Ruhe und Muße, um uns nach den politischen Ereignissen des letzten Jahres zu erkundigen. Wir hörten von der Bildung des Kongostaates, von der Erwerbung Usagaras und Kameruns für Deutschland und waren hocherfreut, daß nun auch unser Vaterland zu den Colonialmächten gehörte. Mr. Burton, der gastfreundliche Chef von Kwamouth, und Mr. Swinburne, welcher nur besuchsweise vom Stanley-Pool, wo die Station Kinschassa unter seinem Befehl stand, hierhergekommen war, erzählten auch, daß Se. Maj. der König Leopold in großer Fürsorge allen Stationen des neuen Kongostaates anbefohlen habe, uns im Falle unserer An-

kunft eine gute Aufnahme und jegliche Unterstützung zu gewähren, jedoch habe man geglaubt, wir seien alle umgekommen, niemand habe daran gedacht, daß der Kwa der Kassai sein könne; man habe diesen für den Kuango gehalten und deshalb hätten sie, als unsere Flotte in Sicht gekommen sei, vermuthet, wie wären eine portugiesische Expedition und jenen Fluß abwärts gekommen. Sie seien alle der Ueberzeugung gewesen, daß, wenn wir überhaupt den Kongo erreichen würden, dies nur am Aequator der Fall sein könne.

Am nächsten Morgen fuhr Wißmann mit Mr. Swinburne im Boot „Paul Pogge" den Kongo abwärts nach dem Stanley-Pool, um dort für Aufnahme der Expedition, welche unter Wolf's Führung nachfolgen sollte, Vorbereitungen zu treffen.

Die Freude über den unerwarteten Erfolg der Reise wurde von unsern Leuten lebhaft getheilt. Die Baluba äußerten sie dadurch, daß sie nicht allein während des ganzen Ruhetages, sondern auch noch die Nacht hindurch ihre wilden Riambatänze aufführten. Kalamba und Sangula hielten große Moios, worin sie immer wieder betonten, daß ihr Vertrauen in die Weißen sich nun doch als gerechtfertigt und die Verdächtigungen der Kioque und Bangala als böswillige Lügen gezeigt hätten.

Am 11. Juli verließ die Expedition das gastliche Kwamouth — nun richtiger Kassaimouth — und fuhr den reißend schnell strömenden Kongo abwärts. Vor uns lag seine weite, schimmernde Fläche, die rechts durch einen Höhenzug begrenzt ist, welcher sich allmählich nach Süden zu vorschiebt. Während das linke Ufer mit eintöniger Grassavanne bedeckt ist, die nur selten durch eine einsame Palme unterbrochen wird, treten am rechten die 80—100 m, ja stellenweise 120 m hohen Erhebungen, die bis zur Hälfte mit Wald bestanden sind und nur auf der Höhe Savannenbedeckung aufweisen, bis dicht an das Ufer heran.

Nach anderthalbstündiger Fahrt am Nordufer wurde die Gantschuspitze erreicht, wo Conglomeratfelsen zu Tage treten.

Nur zwei kleine Inseln unterbrechen auf der Fahrt den mächtigen Strom, dessen Breite zwischen 1200 und 2000 m schwankt. Nachdem wir etwa 19 km zurückgelegt hatten, kamen wir an der Stelle vorüber, wo Stanley auf seiner Reise „durch den dunkeln Welttheil" sein letztes Gefecht hatte, als er von den Bateke beim Frühstück überfallen wurde; jetzt liegt unterhalb derselben eine französische Station, die jedoch keine weiße Besatzung hatte.

Die Gantschuspitze, ein eigenthümlicher Felsvorsprung, war nun ganz nahe, und unsere Kanoes hielten sich, um die dort voraussichtlich starke Strömung zu vermeiden, nahe dem linken Ufer, dessen niedriges Vorland mit Buschwerk bestanden war. Unterhalb des Gantschuvorgebirges verengerte sich der Kongo, und die dunkle gelbliche Farbe des Kassai ging vollständig in der lehmgelben des Kongo auf. Von hier aus war das linke Ufer begünstigter als das rechte. Es zeigte schöne Baumgruppen, viele Fächerpalmen und zahlreiche Wohnplätze, während der hohe, bewaldete Rand des rechten Ufers unbewohnt erschien.

Nach dreistündiger Fahrt war die Station Msuata bei Gobila's Dorf erreicht, wo die Besatzung, zwei Sansibariten in ihrer kleidsamen Tracht, blauem Hemde und weißem Fes, uns empfingen. Sie übergaben eine Karte von Wißmann, in welcher er anrieth, über Mittag nicht zu fahren, da um diese Zeit der Wind stets sehr stark entgegenwehe. Außerdem enthielt dieselbe den Wink, das linke Ufer, welches günstigeres Fahrwasser habe, zu verfolgen.

Kaum war gelandet, als auch schon die Bateke aus dem Dorfe mit Erdnüssen, Bananen, Mais, Tschikuanga und Zuckerrohr zum Verkauf sich einfanden. Die Leute machten einen angenehmen Eindruck. Sie waren sehr zuthunlich, reichten uns freundschaftlichst die Hände und begrüßten uns wie alte Bekannte. Ihre Lebensmittel ließen sie sich jedoch recht theuer bezahlen. Unsern Leuten kam das gedörrte Elefantenfleisch als Tauschartikel sehr zu statten. Sie bekamen dafür so viel Lebensmittel, daß mehrere auf der Weiterfahrt magenkrank wurden.

Der Südsüdwestwind, der schon früh anfing uns zu belästigen, wurde immer stärker, sodaß die Fahrt unterbrochen werden mußte. François benutzte den Aufenthalt um eine Breite zu nehmen.

Erst gegen $2^{1}/_{2}$ Uhr nachmittags erfolgte die Weiterfahrt. Der Strom warf Wellen, die Ufer rückten etwas näher, zeigten sonst aber denselben Charakter wie oberhalb, nur befanden sich hier und dort schmale Wiesenstreifen am Ufer und an den Hängen; die Strömung wurde stärker. Die Thierwelt war nur sehr schwach vertreten; Schlangenhalsvögel, eine Kette Perlhühner, ein Flußpferd und ein auf einem Felsen sich sonnendes Krokodil wurden gesehen. Nach zweistündiger Fahrt wurde an einem sandigen, von Papyrus begrenzten Uferplätzchen halt für die Nacht gemacht.

Am nächsten Morgen um 9 Uhr stießen wir nach ruhig verbrachter

Nacht in bester Laune unsere Kanoes in den wildbewegten Strom. Dank den in Mengen angekauften Lebensmitteln hatten wir ein gutes Frühstück, welche Stärkung uns auch recht nöthig war, denn ein starker Südsüdwestwind wehte uns stets entgegen und forderte Anspannung aller Kräfte. Wir hielten uns dicht am linken Ufer und kamen etwa 6 km in der Stunde vorwärts. Am linken Ufer ragten über das Uferdickicht des flachen, schmalen Vorlandes größere Gruppen von bis 12 m hohen Fächerpalmen.

Nach $2^1/_2$ stündiger Fahrt nöthigte uns der immer stärker wehende Wind halt zu machen; wir kochten ab, setzten jedoch gegen 11 Uhr auf Bitten Kalamba's, dessen Ungeduld, die Stadt der Weißen zu sehen, stetig zunahm, die Reise fort, obgleich es noch stark wehte. Wir hielten uns soviel als möglich in der Nähe des linken Ufers und mußten uns oft mühsam durch die Wellen arbeiten, besonders erfordert das Umfahren der zahlreichen Ufervorsprünge große Anstrengungen. François hätte beinahe Unglück mit seinem Fahrzeug gehabt, da plötzlich mehrere Wellen in das tiefgehende und schwerbeladene Kanoe schlugen und sein Gewicht dadurch derartig vermehrten, daß es nur noch wenige Centimeter Bord hatte. Es glückte ihm jedoch das Ufer zu erreichen, wo Mueller ihm einige besonders schwere Lasten abnahm.

Wir begegneten drei großen Kanoes der Bayansi, welche mit europäischen Zeugen und Steingut stromauf fuhren. Sie hatten Palmöl stromabwärts gebracht und dafür in den nächsten Factoreien Stoffe, Messing und Teller für den Zwischenhandel im Innern eingetauscht. Die Form der Kanoes war ebenso ansprechend als zweckmäßig für die Fahrt auf dem großen Strom: Bug und Stern liefen in einen hohen Schnabel aus, der das Ueberspritzen der Wellen verhinderte.

Es war ein anstrengender Tag für uns; unsere Leute wurden durch das anhaltende Rudern so ermüdet, daß wir sehnsüchtig nach einer Niederlassung ausschauten, in deren Nähe wir Lager beziehen konnten. Erst gegen $4^1/_2$ Uhr fand sich ein geeigneter Platz am Ufer, wo die Kanoes sicher befestigt werden konnten und geschützt lagen; uns allen war Ruhe nöthig. 20 Minuten oberhalb unsers Lagers befand sich ein kleines Batekedorf, aus welchem wir einige Lebensmittel bekamen, sodaß auch der Hunger gestillt werden konnte.

Am 13. Juli waren wir eben im Begriff abzufahren, als unsere Aufmerksamkeit durch Trommeln und Hornsignale auf den Fluß ge-

lenkt wurde. Diese Musik ging von mehrern Batekekanoes aus, welche sich stromauf bewegten. Wie schon häufig bewunderten wir auch hier die Geschicklichkeit und Ausdauer dieser Leute im Rudern. Tagelang stehen sie und bewegen sich taktmäßig, ein Theil nach rechts, ein anderer nach links, indem sie sich in den Knien wiegen und mit gestreckten Armen die $2^1/_2$ m langen, schaufelartig geformten Ruder schnell durchs Wasser ziehen. Ihre Art die Kanoes zu beladen ist ganz originell und immer die gleiche. An der Spitze und am Bug steht je ein Mann zum Steuern. Dann folgt ein Haufen Waaren und eine Fahne, darauf einige Ruderer, dann wieder Waaren und hinterher Ruderer, und so wiederholt sich dies je nach der Länge des Kanoes mehreremal.

Die heutige Fahrt erlitt große Verzögerungen. Der Südsüdwestwind war zwar nicht so stark, auch die Wellenbewegung nicht so schlimm als gestern, doch konnten mehrere kleine Kanoes wegen der starken Gegenströmung nicht folgen. Dabei hielten wir aus Sicherheitsgründen wieder dicht am linken Ufer, wodurch die Fahrgeschwindigkeit herabgemindert wurde. Diese Gegenströmungen unterhalb der vorspringenden Punkte waren besonders hinderlich und bestimmten uns, eine Fahrordnung mit größern Abständen innezuhalten. Während der Fluß die Kanoes mit einer Geschwindigkeit von 130 m in der Minute hinabführte, wurden die vorn befindlichen Boote plötzlich gedreht und wie Streiter im Turnier kamen die Fahrzeuge dann aufeinander los. Da hieß es aufpassen und die Ruder tüchtig gebrauchen. Es muß ein eigenthümliches Schauspiel gewesen sein, unsere ganze Flotte wie Nußschalen in der Sylvesterwanne auf einen Haufen zusammentreiben zu sehen.

Nach kurzer Fahrt mußte in der Nähe eines Dorfes angelegt werden, um die kleinern Kanoes abzuwarten. Beim Landen fuhr Wolf's Kanoe auf den Schädel eines verdeckt unter Wasser liegenden Flußpferdskelets auf und wurde durch einen eindringenden Zahn desselben stark leck. Das Fahrzeug war aus dem weichen Holz des Baumwollbaums gehauen, und es stellte sich bei der Untersuchung heraus, daß die Stärke des Bodens an der Stelle des Lecks nur 2 cm betrug. Man hatte hier beim Bau zu viel weggenommen, ohne daß es damals bemerkt worden war. Trotzdem war das Kanoe glücklich durch die Stromschnellen des Lulua gekommen, wo ein geringer Stoß dieser schwachen Stelle gegen einen Stein genügt hätte, es

sofort zum Sinken zu bringen. Büchsenmacher Schneider hatte alsbald die schadhafte Stelle mit großem Geschick durch Kalfatern und Aufnageln von Blech wieder ausgebessert. Auf dem Halteplatze fanden wir die Reste eines in der Nähe erlegten Flußpferdes, wodurch der Vorgang erklärt wurde. Die Gestelle zum Rösten des Fleisches standen noch unter einem breitgeästeten schattigen Baume. Die große Zahl der Eintagsfliegen (Chrysopa) wurde uns auf dem Platze sehr lästig; zu Tausenden stürzten sie über uns her und bedeckten vollständig unser karges Frühstück.

Zur großen Freude unserer Leute nahmen die Einwohner des Dorfes Kaurimuscheln in Tausch an und gaben dafür eine Menge Mais, Tschikuanga und Bananen von der gewöhnlichen Sorte. Für Hühner verlangten sie dagegen nur europäische Zeuge. Leider war die Verständigung mit den Eingeborenen außerordentlich schwer, trotzdem sie sehr zur Mittheilung geneigt waren. Nicht einmal der Name des Dorfes konnte in Erfahrung gebracht werden. Um 3 Uhr wurde die Weiterfahrt wieder aufgenommen und nach drei Stunden auf einem sandigen Plätzchen des linken Ufers Nachtlager bezogen.

Der Kongo hatte auf der am 13. Juli durchfahrenen Strecke an Breite wieder verloren, welche im Mittel nur etwa 1000 m betrug. Die Thalbildung prägte sich stärker aus. Besonders nahmen die Formen des rechten Ufers durch die steil ansteigenden Hänge, deren untere Hälften mit Galeriewald bestanden waren, einen bestimmt bergigen Charakter an. Ab und zu bildete aber Sandstein schroffe Felswände von etwa 20 m Höhe. Der linke Thalhang zeigte concave Böschungen, die mit Urwald und dichter Baum-(Busch-)Savanne abwechselnd bestanden waren, doch überwogen die Grasflächen. Stellenweise traten die Erhebungen 500—1000 m weit zurück und ließen weite, mit Baumgruppen bestandene Ueberschwemmungsgebiete, die Tummelplätze von Büffeln, Flußpferden, Elefanten und Myriaden von Moskitos, offen.

Die ganze Landschaft bietet ein großartiges, aber eintöniges Bild, in welchem der Mensch vollständig verschwindet.

Die Fahrt führte an der 2—3000 m langen, dicht mit Fächerpalmen bestandenen Flamini-Insel vorüber, in deren Nähe eine sechs Köpfe starke Flußpferdfamilie friedlich im seichten Wasser beisammen lag.

Kurz vor dem Beziehen unsers Lagers unterhielt uns ein zärtliches Affenpärchen, zwei hübsche, etwa 1 m große silbergraue Paviane durch seine drolligen Sprünge.

Am Nachmittag wurde die eigenthümliche Erscheinung eines Lichtregens im Süden beobachtet. Wie ein großer Schleier ließen sich die Wolken zur Erde hernieder und verdeckten die ganze Gegend. Allmählich wurde derselbe jedoch lichter, bis endlich die dahinter befindliche Landschaft wieder durchschimmerte, die mattrothen Wolken einen hellern Ton annahmen und sichtlich höher stiegen.

Der Wind hatte sich über Nacht ganz gelegt, sodaß am 14. Juli früh der Strom eine spiegelglatte Fläche darbot. Erst gegen 10 Uhr, etwas später als sonst, fing das Wehen aus Südsüdwest und der gefährliche Wellenschlag wieder an.

In dem Charakter des Stromes und seines Thales trat keine Aenderung ein. Die Mittagsrast hielten wir in der Nähe eines auf dem linken Ufer liegenden Batekedorfes. Die freundlichen Eingeborenen kamen sofort zu uns und es wurden mit Muscheln und Kattun große Einkäufe an Tschikuanga, Erdnüssen und Bananen gemacht.

Auffallend war ihre eigenthümliche Haartracht. Sie trugen das Haar in einem dem Chignon unserer Damen ähnlichen Knoten auf dem Hinterkopfe zusammengebunden. Um uns zu besuchen, hatten sie ihren schönsten Schmuck angelegt. Alle trugen Halsketten von Perlen, Muscheln und Zähnen, saubere Hüfttücher von Palmfaser oder Kattun, der vorwiegend französisches Fabrikat war. Mit erstaunlichem Eifer sprachen sie auf uns hinein; schade, daß wir so wenig oder fast gar nichts von ihren Mittheilungen verstehen konnten. Den Namen ihrer Ortschaft erfuhren wir wieder nicht; dagegen wußten sie uns verständlich zu machen, daß Leute aus dem Dorfe, die zum Verkauf von Lebensmitteln in Kimpoko gewesen waren, den Sandfloh (Sarcopsylla penetrans) eingeschleppt hätten; die Weißen hätten ihn dahin mitgebracht. Wir bemerkten viele Leute, die mit den eiterigen, entzündeten Beulen behaftet waren, welche dieses Insekt verursacht. Wahrscheinlich wollten sie Mittel dagegen haben, und mehrere Angola-Leute fanden sich sogleich bereit, den Patienten Verhaltungsmaßregeln zu geben. Die traurigen Gesichter der Eingeborenen erregten unser ganzes Mitleid. Die Baluba haben eine entsetzliche Angst vor den Sandflöhen, die auch vollkommen begründet ist, da die Verwundungen, die bei nicht genügender Vorsicht und Reinlichkeit durch das Insekt verursacht werden, oft den Verlust von einzelnen Gliedern der Zehen nach sich ziehen. Die Beulen sind sehr schmerzhaft, jedoch vollkommen ungefährlich, wenn, sofort

nachdem die Anschwellung bemerkbar geworden, das Insekt vorsichtig mit einer Nadel entfernt wird.

Nach unserm Abschied von den gastlichen Dorfbewohnern sahen wir auf dem rechten Ufer eine Heerde von 14 Büffeln (Bos euryceros), welche auf einem schmalen Wiesenstreifen dicht am Ufer ruhig ästen. Während wir dieselben noch beobachteten, geriethen die vor uns befindlichen Kanoes an einer Stromverengung in stark bewegtes Wasser. Dasselbe schien sich aufzubäumen und unserer Fahrt einen Wall entgegenzusetzen. Unaufhaltsam trieben die Kanoes gegen den Wall an, hoben sich empor, die meisten aber nicht genug, um nicht eine ganze Flut von Wasser über Bord zu bekommen. Die rasch nachfolgenden Sturzwellen schlugen einige Fahrzeuge dergestalt voll, daß wir dieselben schon verloren gaben. Doch gelang es mit äußerster Anspannung der Kräfte, das Land zu erreichen, wo wir das Wasser in Ruhe ausschöpfen und dann unsere Fahrt fortsetzen konnten. Sangula, die, seitdem Wißmann mit dem Boot „Paul Pogge“ nicht mehr bei der Expedition war, in François' Kanoe ein Unterkommen gefunden hatte, gerieth beim Anblick des erregten Wassers in die größte Aufregung. Sie machte ihrem Herzen durch eine Flut von Verwünschungen, die sie gegen die „Bena-Mupongo“, d. h. schlechte Menschen, Zauberer, als Urheber unserer ungünstigen Fahrt, ausstieß, Luft und versuchte durch Fächeln mit dem Hanfwedel und Ausstreuen von Hanfblättern das Wasser zu besänftigen.

Etwas später begegneten wir etwa 16 mit Waaren beladenen Kanoes von Eingeborenen, die durch ihre vielen senkrecht aufgesteckten Fahnen eine hübsche und lebendige Flußstaffage abgaben. Die Fahrzeuge waren bis 20 m lang und faßten 20—30 Personen.

Im Lager, das wir gegen Sonnenuntergang bezogen, war unsere erste Sorge, unsere Kanoes gegen das Uebernehmen von Wasser zu schützen, und wurden zu dem Zwecke die Bordwandungen durch Kistenbreter erhöht.

Als wir am 15. Juli mit ungefähr 150 m Geschwindigkeit in der Minute dicht am linken Ufer entlang fuhren, sahen wir auf einem begrasten Uferstreifen einen mächtigen Elefanten. Das Fleisch war uns knapp geworden, außerdem hatten wir den Werth desselben als Tauschartikel noch so gut im Gedächtniß, daß wir beschlossen einen Versuch zu machen, des ungewöhnlich starken Thieres habhaft zu werden. Leider war der Eifer unserer schwarzen Begleiter in

solchen Fällen niemals zu zügeln, alle ruderten Hals über Kopf dem Ufer zu, und zwar so geräuschvoll, daß der Elefant sich infolge dessen schnell in das Dickicht flüchtete.

Um 11 Uhr erweiterte sich hinter einem Vorsprunge des rechten Ufers der Kongo zu dem Stanley-Pool von 1200 m bis auf etwa 9000 m. Der Blick auf diese mächtige Wasserfläche war überraschend. Nach Südwesten erstreckte sich dieselbe im hellsten Sonnenschein bis zum Horizont. Im Westen bildete der sehr steile, dicht bewaldete linke Thalrand den Abschluß, während im Osten die kahlen, grauweißen Doverklippen ihren felsigen Fuß in das schmale Uferdickicht tauchten. Im Vordergrunde wird der Pool durch größere und kleinere Inseln in mehrere Arme getheilt. Die Hauptströmung folgt dem südlichen Ufer.

An unserm Mittagsrastort fanden wir Muße genug, dieses herrliche Landschaftsbild zu bewundern. Beim Anlegen trafen wir die Mannschaft von vier Bayansikanoes mit Abkochen beschäftigt. Ihre Fahrzeuge waren sehr schön gearbeitet, 15 m lang, 1 m breit und boten Raum für 30—40 Personen. Die Kanoes kamen von Leopoldville und hatten Zeug, Porzellan, Gewehre und verschiedene andere europäische Waaren geladen.

Bald nach ihnen, um 2½ Uhr, verließen wir den Lagerplatz und folgten dem südlichen Ufer, das in tropisch üppiger Vegetation ein dichter Urwald bedeckt.

Um 4 Uhr passirten wir die in einer Niederung dicht am Pool gelegene Station Kimpoko. Das stattliche Stationsgebäude wird von einigen Baobabbäumen beschattet, war aber unbewohnt. Kimpoko ist im Januar 1883 gegründet und 1884 vollendet worden. Erst gegen 5¾ Uhr bezogen wir in mannshohem Grase in einem Hain von Fächerpalmen Lager.

In der Nacht wurde eins unserer kleinern Kanoes, welcher seiner Zeit den feindlichen Bakutu abgenommen war, von der Strömung fortgerissen. Leider gingen mit demselben mehrere Jagdtrophäen verloren. Einige Bayansi, denen wir am nächsten Tage begegneten, versicherten es in dem Hauptstrome treibend gesehen zu haben.

Wir brachen am Morgen des 16. Juli in aller Frühe auf. Die frohe Erregung und die sichere Erwartung, heute unser Ziel zu erreichen, beschleunigten unsern Aufbruch.

Der Pool, in welchem wir mit einer Geschwindigkeit von 150 m in der Minute am linken Ufer entlang fahren, ist noch ein mächtiges,

breites Gewässer. Gegen 8 Uhr nahm die Zahl der mit Gras und Busch bedeckten Inseln zu, welche einen Lieblingsaufenthalt der Flußpferde bilden. Die Vogelwelt war durch Reiher, schwarze Ibisse, Gänse, Cormorane, graue Papagaien zahlreich vertreten.

Um $10^1/_2$ Uhr wurde ein kurzer Halt auf einer Sandbank gemacht, wo wir von den hier mit Aufspannen von Fischnetzen beschäftigten Eingeborenen erfuhren, daß wir uns in der Nähe der Station Kinschassa befanden. Nach $1^1/_2$ stündiger Fahrt kamen uns auch zahlreiche Hütten und Anpflanzungen auf dem linken Ufer in Sicht, in deren Mitte die uns bereits bekannte blaue Fahne mit goldenem Stern wehte. Umgeben von mächtigen Affenbrotbäumen lag das stattliche Hauptgebäude der Station etwa 10 m über dem Wasserspiegel des Kongo. Je näher wir kamen, desto mehr wurde unsere Fahrt durch Wellenschlag und Strömung erschwert.

Bei unserer Landung wurden wir von Mr. Swinburne und seinen Gefährten herzlichst empfangen und von einer Schar Eingeborener jubelnd bewillkommnet. Zu unserm Bedauern erfuhren wir, daß Wißmann, der mit Mr. Grenfell, dem Vorsteher der englischen Mission, auf deren Dampfer „Peace“ uns entgegengefahren war, uns in dem Inselgewirr des mächtigen Pool verfehlt hatte.

Groß war am Abend der Jubel der Baluba, als der „Peace“ zurückkehrte und Wißmann vom Deck aus ein Moio gab; der erste Anblick eines „mächtigen Feuerkanoe“ schien einen überwältigenden Eindruck auf sie zu machen. Selbst der ernste Kalamba gerieth in kindliche Ausgelassenheit; er klatschte immerfort in die Hände und betheuerte ein über das andere mal, daß er nur in einem Dampfer die Heimreise antreten wolle. Auf unser Ersuchen gestattete Mr. Grenfell ihm, Sangula und Tschingenge, am nächsten Morgen auf dem „Peace“ die Fahrt nach Leopoldville mitzumachen.

3 km unterhalb Kinschassa verengt eine stark vorspringende Klippe von rothem Sandstein das Flußwasser. Schon von weitem erkennt man an dem Aufspritzen der Wellen die wilde Strömung, welche sie umtost. Im December 1882 fiel ihr der österreichische Lieutenant Kallina zum Opfer, der in einem leichten Kanoe stromauf fuhr; seitdem führt die Felsspitze den Namen Kallina-Point. Wir fuhren um die gefährlichen Klippen in weitem Bogen herum und steuerten dann direct dem linken Ufer zu. Indem wir, ein Kanoe hinter dem andern, von der starken Strömung dicht an demselben hinabgeführt wurden, erreichten wir nach einviertelstündiger



Wißmann's „Moio"!

S. 408.

Fahrt die Bucht von Leopoldville. Gleichzeitig sahen wir vor uns auf dem Osthange der 80 m hohen Ufererhebung die Stationsgebäude. Auf dem Plateau wehte vor dem Hause des Stationschefs die Flagge des Kongostaates, während auch die in der Nähe gelegene englische und amerikanische Baptistenmission die Flaggen ihrer Nation aufgezogen hatten.

Da Kunja's Kanoe auf einem Baum festlief, wurden wir noch kurz vor Schluß der Fahrt zu einem Halt gezwungen. Dann ordneten wir uns in drei Staffeln, deren erste die Kanoes der Weißen, die zweite die der Häuptlinge, und den Schluß die übrigen kleinen Fahrzeuge bildeten.

Als wir uns der Station näherten, wurden wir mit Salutschüssen aus Krupp'schen Geschützen empfangen, die aufs neue unsere Baluba in das höchste Staunen und die freudigste Aufregung versetzten.

Um 8½ Uhr fuhren wir in den Hafen von Leopoldville ein und wurden von Mr. Rose Troup, dem Chef der Station, und seinen Beamten empfangen und begrüßt.

Auf der Spitze des Leopoldberges wurde von der Expedition Lager bezogen. In freudiger Hast waren alle thätig, Gras und Holz für den Hüttenbau herbeizutragen, und in wenigen Stunden war hier ein Dorf hervorgezaubert. Ueberall herrschte Zufriedenheit, vermischt mit lautem Jubel über die Beendigung der Reise!

Wir selbst waren in Leopoldville, auf diesem vorgeschobenen Posten der Civilisation, plötzlich aus dem Innern in den Kreis von Männern gekommen, welche Angehörige verschiedener Nationen sich wie wir die Erforschung Afrikas zur Aufgabe gestellt hatten und mit denen sich ein ebenso angenehmer als auch anregender Verkehr entwickelte. Als Gäste der Station trafen wir zu unserer Freude auch Landsleute: Premierlieutenant Kund, Lieutenant Tappenbeck und später Dr. Büttner, welche der von der Afrikanischen Gesellschaft ausgeschickten Expedition angehörten, deren Eintreffen wir in Mukenge erwartet hatten, um ihr Pogge's Station übergeben zu können. Ferner befand sich hier der bekannte italienische Afrikareisende Kapitän Massari, welcher im Dienste Sr. Maj. des Königs der Belgier thätig war. Mit der französischen Station Brazzaville am Nordufer des Kongo traten wir ebenfalls in einen regen Verkehr und erinnern uns noch mit Vergnügen der Stunden, welche wir mit Savorgnan de Brazza und seinen Begleitern verlebt haben.

Doch bald nach unserer Ankunft kamen ernste Sorgen. Die Expedition mußte ins Innere zurück, schon um die treuen Baluba wieder in ihre Heimat zu bringen und nicht etwa Luluaburg, wo sich noch der Schiffszimmermann Bugslag befand, als verlorenen Posten aufzugeben. Se. Maj. der König der Belgier hatte den Befehl ertheilt, der Expedition, falls sie den Kongo erreichen sollte, ein Dampfboot zur Verfügung zu stellen. Da man aber die Mündung des Kassai nicht bei Kwamouth, sondern am Aequator vermuthet hatte, so fanden wir keinen Dampfer vor. Der für uns bestimmte „En avant" war den Kongo aufwärts gegangen. Unsere Leute waren aber infolge der Reisestrapazen und Entbehrungen zu entkräftet, um etwa zu Lande Hunderte von Meilen weit zurückzumarschiren. Im Auftrage Wißmann's begab sich daher Wolf den Kongo abwärts zu dem Generaladministrator des Kongostaates, dem englischen Obersten Francis de Winton, um mit diesem wegen Ueberlassung eines Transportdampfers zu verhandeln. Dieser zeigte auch das größte Entgegenkommen und veranlaßte, daß der neue Dampfer „Stanley" in Leopoldville schleunigst zusammengestellt wurde, um auf ihm die Baluba den Kongo, Kassai und Lulua aufwärts bis an die Luebomündung, den äußersten Punkt der Schiffbarkeit nach Süden, zu bringen, von wo dann der Landweg nach Mukenge ein verhältnißmäßig kurzer war. Hierdurch sollte dann auch der praktische Erfolg unserer Reise, das Bestehen einer Wasserstraße für größere Flußdampfer in das südliche Kongobecken hinein, gezeigt werden.

Die Expedition ist Colonel Sir Francis de Winton für seine Unterstützung durch Rath und That zu großem Danke verpflichtet und unterläßt es nicht, dies auch an dieser Stelle auszusprechen.

In Leopoldville herrschte die angestrengteste Thätigkeit, um die Vorbereitungen für unsere Rückkehr ins Innere zu treffen und zu beenden. François war inzwischen einer Einladung des englischen Missionars Grenfell gefolgt, um diesen auf dem Dampfer „Peace" bei der Erforschung des Tschuapa und Lulongo zu begleiten. Unter unsern Baluba stellten sich infolge der überstandenen mühseligen Reise als Nachwehen vielfache Erkrankungen ein. Auch Wißmann's Gesundheit war stark erschüttert. Seine Krankheit, ein nervös asthmatisches Leiden, nahm alsbald einen so ernstlichen Charakter an, daß er Wolf die Führung der Expedition übertrug und sich dann, kaum transportfähig, nach der Küste und von dort weiter nach Madeira begeben mußte.



Sangula und ihr Hofstaat.

S. 410.

Eine Woche später folgte ihm Mueller, der plötzlich an einem perniciösen Fieber schwer erkrankte und durch dieses sowie ein früher bereits überstandenes derartig geschwächt war, daß er sich weitern Reisestrapazen nicht mehr aussetzen konnte.

Wolf führte am 5. October 1885 die Expediton ins Innere zurück.

Das Problem des Kassailaufes war gelöst. Das hydrographische Bild des südlichen Kongobeckens hatte eine andere Physiognomie erhalten, als man in wissenschaftlichen Kreisen angenommen hatte und als sie die Karte Stanley's zu seinem 1885 erschienenen Werke „Der Kongo" darstellte. Der Kassai mündet nicht an der Aequatorstation, der Sankuru vereinigt sich nicht unmittelbar mit dem Kongo, der Muansangomma ist nicht mit dem Lulongo identisch, der Loange führt nicht in den Abfluß des Leopoldsees und der Kuango bildet kein selbständiges Stromgebiet. Vier große Flußsysteme, das des Kuango, des Kassai (Ikelemba, Boruki [Tschuapa]), des Muansangomma (Lulongo) und des Sankuru, die man bis dahin als selbständige betrachtet hatte, waren in einem, in dem des Kassai zusammengeschmolzen. Die Mündungen des Ikelemba oder Schwarzen Flusses Stanley's, des Lulongo und des Lomami, welche die Wissenschaft mit den weit im Süden überschrittenen Flüssen zu paaren versucht hatte, standen nun nördlich des Kassai wieder verwaist da und harrten, jedes ein Problem für sich, der Aufklärung.

Unter 6° 16′ südl. Br. hatten wir auf dem Wege nach Mukenge die erste Bekanntschaft mit dem Kassai gemacht; 135 km unterhalb, unter 5° 4′ südl. Breite, trafen wir ihn wieder. Er hält bis dahin einen fast genau nördlichen Lauf inne. Von hier an geht er stetig nach Nordwesten, bis er endlich, nach Südwesten abbiegend, in den Kongo eintritt. Der Lulua, Sankuru, Loange, Kuango mit dem Kuilu, der Abfluß des Leopoldsees und eine große Zahl kleinerer Zuflüsse führen ihm bedeutende Wassermassen zu, sodaß an seiner Mündung ein Loth von 20 m Länge keinen Grund ergab.

Die Breite des Stromes variirt im Unterlauf von 350 m bis 15 000 m und nimmt oft einen seeartigen Charakter an. Je breiter sein Bett, desto zahlreicher werden die Inseln und Sandbänke, welche die Wassermasse zertheilen. Wellige Ufererhebungen begleiten die Thallinien. Am höchsten sind sie an der Einmündung des Lulua, wo sie auf dem linken Ufer etwa 200 m erreichen.

Die Tiefe des Stroms und seine Geschwindigkeit sind ebenfalls erheblichen Veränderungen unterworfen und von seinen Breiten-

dimensionen abhängig. Seine Wassermasse imponirt im untern Lauf durch die Tiefe und im mittlern durch die Breite. Das Gefälle ist am stärksten bei der Einmündung des Lulua, wo es bei niedrigem Wasserstande in einer Minute 80 m beträgt.

Von der Luluamündung bis zum Sankuru ähnelt der Charakter der Landschaft sehr der des Lulua, doch hat sie nicht dessen reiche Vegetation. Am rechten Ufer treten die Erhebungen oft weit zurück, und man sieht dann eine breite üppige Niederung, die als Weideplatz vortrefflich geeignet sein würde.

Vom Sankuru bis zum Gebiet der Bangule hat der Kassai viele Sandbänke und unbewaldete Inseln. Seine Tiefenverhältnisse sind hier gering. Die Erhebungen zeigen Niveaudifferenzen von 20—50 m und sind mit dichter Baumsavanne bestanden. Die Ufer werden durch einen schmalen Streifen Galeriewald mit vielen Oelpalmen eingefaßt.

Vom Gebiete der Bangule bis zum Abfluß des Leopoldsees befinden sich zu beiden Seiten Hügellandschaften mit Savannenbewachsung. Die Ufer werden nur an einzelnen Stellen von Galeriewaldungen begleitet und sind, wo diese fehlen, mit Baum- und Strauchgruppen bedeckt. Laterit, Thon, Quarz und Raseneisenerz, sowie Gneis, Porphyr und Granit treten an den Ufergeländen und im Stromgebiet zu Tage.

Vom Seeabfluß bis zur Mündung zeigt der Kassai seine bedeutendsten Breitenverschiedenheiten. 55 km vor dem Eintritt in den Kongo verengt er sich aus einer seeartigen Erweiterung plötzlich auf 350—500 m und behält diese Breite bis zum Schlusse bei. Seine Tiefe ist hier am größten und beträgt an seiner Mündung zur Zeit des hohen Wasserstandes mehr als 25 m. Die Erhebungen treten zu beiden Seiten nahe an den Fluß heran und überhöhen seinen Wasserspiegel um 40—100 m.

Die Bevölkerung am Kassai gehört dem Sprachstamm der Bantu an. Jeder Volksstamm hat seine besondere Sprache, die denen der Nachbarn wol verwandt ist, aber doch so verschiedene Bezeichnungen enthält, daß eine gegenseitige Verständigung durch Dolmetscher geführt werden muß. Am meisten ähneln sich die Sprachen der Bakuba und Bakete; die der Bakuba und ihrer östlichen und südlichen Nachbarn dagegen sind so grundverschiedene, daß ein Gedankenaustausch zwischen ihnen ohne Dolmetscher unmöglich ist. Bei den Baschilele fällt das Schnarren des r auf.

Die Bevölkerung ist am dichtesten bei den Bangodi, Badinga und Bassongo-Mino, am wenigsten dicht bei den Bayansi, obwol dort ein überaus großer Wildreichthum herrscht und auch der Boden fruchtbar ist.

Die Thierwelt ist am Kassai reich entfaltet. Die größern Jagdthiere treten besonders zahlreich auf der Linie von 30 km unterhalb der Luluamündung bis zum Kongo auf. Hier trafen wir starke Heerden von Flußpferden sowie viele Büffel, Elefanten, Leoparden und Krokodile. Der Fluß selbst ist sehr fischreich, und beschäftigen sich seine Uferbewohner anscheinend überall mit dem Fischfang. Vögel kamen überall und in zahlreichen Arten vor, graue Papagaien in großen Scharen besonders im Mittellaufe.

Landschaftlich steht der Kassai seinem märchenhaft schönen Zuflusse, dem Lulua, nach. Ein Vergleich beider am Zusammenflusse kann den Eindruck aufkommen lassen, als sei der Lulua der Haupt- und der Kassai der Nebenfluß. Dasselbe ist auch am Delta des Sankuru der Fall. Hier um so mehr, als der Sankuru nach seinem Eintritt in den Kassai seine Laufrichtung beibehält, wogegen der Kassai nach Aufnahme des Sankuru ein Knie nach Süden bildet. Trotzdem ist zweifellos der Kassai der Hauptstrom. Dafür spricht seine Thalbildung und dann seine Wassermasse, welche nach aufgenommenen Profilen die eines jeden seiner Zuflüsse bei weitem übertrifft. So führt nach neuern Untersuchungen von Wißmann und Grenfell zur Zeit des hohen Wasserstandes der Sankuru 6 km oberhalb seiner Mündung 1700 cbm, der Kassai aber allein 25 km vor seiner Vereinigung mit diesem mächtigen Nebenflusse 6000 cbm Wasser in der Secunde. Die Benennung Kassai ist die verbreitetste und im Oberlauf des Flusses bis zur Einmündung des Lulua auch bei den von seinen Ufern entfernt wohnenden Völkerschaften am bekanntesten, während wir von der Luluamündung abwärts die verschiedensten Benennungen hören, welche theils einmündenden größern Flüssen (z. B. Schankulu und Sankullu) entlehnt sind, theils sich nur auf den Namen für Fluß als N'Saire, N'Schari, N'Schalle, N'Sadi beschränken und auch in Verbindung hiermit als N'Schalle-Melle, N'Sadi-Bulumbu, N'Sadi-Kama vorkommen. Die Uebertragung des Namens N'Schankulu und Sankullu geht nach Wolf's Untersuchungen auf seiner Sankurureise von den Bassongo-Mino aus, weil diese als mächtigster Volksstamm am rechten Ufer des untern Sankuru, dann weit abwärts am Kassai ansässig

sind und auf beiden Flüssen einen ausgedehnten Kanoeverkehr beherrschen. An der Mündung heißt er Kwa, wol nach seinem Nebenflusse Kwango (Kuango).

Der Kassai ist von den Pogge-Fällen bis unterhalb der Einmündung des Lowuo für Kanoes und von hier, dem „Wißmann-Fall", bis zum Kongo stromauf und stromab im ganzen auf einer Linie von 650 km für größere Flußdampfer von 1—2 m Tiefgang schiffbar. Schwierigkeiten begegnen der Schiffahrt durch die zahlreichen Inseln und Sandbänke des mittlern und untern Laufes, doch findet sich überall eine gute Fahrstraße. Die Schiffbarkeit des Lulua reicht für Dampfer hinauf bis etwa 600 m oberhalb der Lueboeinmündung, wo Steinbarren den Verkehr sperren. Der Loange tritt mit starker Stromgeschwindigkeit in den Kassai ein, sein Lauf soll nur auf eine kurze Strecke befahrbar sein, da Steinbarren jeden Verkehr unmöglich machen. Der Kuango ist eine bedeutende Strecke aufwärts frei von jedem Hinderniß für die Schiffahrt.

In der Erforschung des Kassai nun ist eine Verkehrsader aufgedeckt worden, welche geeignet ist, ein Handelsweg ersten Ranges zu werden. Der Kassai selbst führt hinauf zu den Handelsmärkten der Kioque und Kalunda, sein großer Nebenfluß, der Lulua, zu den zugänglichen Baluba; der mächtige Sankuru, dessen Erforschung Wolf inzwischen ausgeführt hat, in bis dahin noch jungfräuliche Gebiete, unter deren Bewohnern das interessante Webervolk der Bakuba mit seiner autochthonen Cultur einen hervorragenden Platz einnimmt, und der Kuango zu den Bondo und Bangala.

Der Kassai vermittelt demnach den Verkehr mit Völkern, welche in der civilisatorischen Entwickelung Innerafrikas den ersten Platz einzunehmen berufen scheinen, dies um so mehr, da die Anlage von Stationen an den Mündungen des Lulua, Sankuru und Kuango auf keine Schwierigkeiten bei der Bevölkerung stoßen wird. Das einzige Verkehrshinderniß sind die Bassongo-Mino. Sie werden aber nach den Erfahrungen, welche sie mit uns gemacht haben, zweifellos bald zu einer friedlichern Gesinnung umgestimmt werden.

Wenn die Schwierigkeiten, welche der untere Kongo durch seine Stromschnellen und Fälle dem Verkehr bietet, durch Anlage einer Eisenbahn ausgeglichen sind, erst dann wird das centrale Kongobecken mit seinem reichen Netz von Wasserstraßen seine Bedeutung für den Welthandel und die Cultur zeigen können.

Unsere Beobachtungen und Versuche mußten uns zu der An-



Am Kongo. S. 414.

von François. Wißmann. Ludwig Wolf. Hans Mueller.
Sangula-Meta.
Tschingenge. Kalamba.

sicht führen, daß das uns bekannt gewordene Innerafrika sich schon durch ein besseres Klima und größere Fruchtbarkeit wesentlich günstig von der Küste unterscheidet und demselben eine große Zukunft nicht abgesprochen werden kann, sobald es möglichst leicht zugänglich geworden ist.

Ist dies geschehen, dann ist wol anzunehmen, daß gründliche Specialforschungen in diesem soeben erst erschlossenen jungfräulichen Gebiete außer dem bereits vorhandenen Reichthum an Elfenbein und Kautschuk auch noch andere Werthartikel für den Weltmarkt finden werden.

Anhang I.

(Curt von François.)

I. Meteorologisches.*

Malange.

Temperatur.

Monat.	9h	12h	3h	9h	Mittel.	Maxim.	Minim.	Extrem. Maxim.	Extrem. Minim.	Extrem-Differenz.
März	20,9	24,8	24,7	19,7	22,5	25,9	17,6	32	16,6	15,4
Am feuchten Thermom.	18,7	17,6	20,8	18,1	18,7					
April	20,9	24,4	24,4	19,9	22,4	25,6	17,6	30	15,6	14,4
Am feuchten Thermom.	19,3	20,8	20,9	19,3	20					
Mai	19,9	24,9	26,7	19,2	22,7	27,2	13,5	29	11	18,0
Am feuchten Thermom.	17,1	17,1	18,9	17,1	17,5					
Juni bis incl. 15.	16,1	23,7	25,8	17,5	20,8	27,5	11,3	29,8	9,3	
Am feuchten Thermom.	12,8	13,2	16,8	14,4	15,6					

Relative Feuchtigkeit. — Regen.

Monat.	9h %	12h %	3h %	9h %	Mittel. %	Extrem. Maxim. %	Extrem. Minim. %	Extrem-Differenz. %	Regenmenge. mm	Regentage.	Gewittertage.	Maxim. eines Tages.
März	80,3	70	64	76	72,5	86	59	27	178,7	16	7	62,8
April	80	72	69	75	71,5	86	59	27	144,6	15	9	56,5
Mai	67	57	49,8	67,3	60,2	83	41	42	0	0	0	0
Juni	55,8	42,1	33,3	47,1	44,6	84	11	73	0	0	0	0

---

* Die Bearbeitung des Gesammtmaterials ist noch nicht beendet.

Häufigkeit des Windes.

	März.	April.	Mai.	Juni 1.—15.
N	5	14	—	—
NE	6	31	8	9
E	—	13	27	36
SE	3	7	26	22
S	2	—	6	3
SW	24	6	5	—
W	14	7	—	1
NW	15	23	—	1

Mukenge.

Monat.	Temperatur C. 6h	7h	9h	12h	2h	9h	Regen. Menge mm	Tage.	Maximum eines Tages. mm	Tageszeit des Eintritts. Vormittags.	Nachmittags.	Nachts.
Vom 14. bis 31. Januar	19,5	21,1	23,9	27,9	28,7	22,2	72	6	43	2	4	1
Februar . .	20	21	24,5	30,2	26,5	20,4	143	12	40	4	4	4
März	20,1	21,2	26,7	28,1	27,6	21,4	65	10	40	2	10	1
Vom 1. bis 7. April .	—	21,6	—	25,9	27,5	21,5	6	3	5	0	3	0
Leopoldville.												
Vom 20. Juli bis 5. August	19,6	20,7	23	26,5	28,5	22,8	1	2	—	1	1	—

II. Zusammenstellung der größern berührten Wasseradern.

Datum.	Name.	Geringste Breite.	Geringste Tiefe.	Geschwindigkeit.	Absolute Höhe.	mündet in:	Bemerkungen.
1884		m	m	m	m		
Juli 29.	Luschimbo	5	$1\frac{1}{2}$	1:90		Kuische	200 m breite, sumpfige Thalsohle — sanfte, mit Baumsavanne bestandene Thalhänge.
" 19.	Kambo	5	2	1:100		Kuango	4—500 m breite, mit Papyrus bestandene Thalsohle — schwach geböschte Hänge.
August 6.	Luhanda	5—8	$1\frac{1}{2}$	1:50		Lui	Ufercontouren mit Pandanus eingefaßt — einzelne Baumgruppen — 100—200 m breite, mit Wiese bestandene Thalsohle — gering geböschte, mit lichter Baumsavanne bestandene Thalhänge.
" 11.	Lui 8° 52′ S. Br.	40	2	1:26		Kuango	5—800 m breite, mit Wiese bestandene Thalsohle — Galeriewaldparcellen, darunter einige Oelpalmen — steile, 3 m hohe Uferränder — Sandstein.
" 13.	Lui	50	$1\frac{1}{2}$	1:21		Kuango	Erhebungen des linken Ufers treten dicht an den Fluß heran — viel Culturen — der linke Uferrand dominirt um ca. 10 m den Wasserspiegel — Sandstein — Galeriewald auf dem rechten Ufer — 50 m unterhalb eine Steinbarre.
" 18.	Kuango	100	2—3	1:46		Kassai	Thalhang links mit dichter Buschsavanne bestanden, mittelstark geböscht, tritt bis an den Fluß heran — einzelne Baumgruppen — Ufererhebung rechts schwach geböscht, mit reiner Savanne bestanden, zwischen dieser und Fluß Inundationsgebiet von 200—1000 m Breite — oberhalb Steinbarren.
" 24.	Kolle	4	1	1:80		Luhe	100 m breite, stark versumpfte Thalsohle — Baumgruppen — 1—2 m hohe, steile Uferränder — schwach geböschte, mit lichter Buschsavanne bestandene Thalhänge.

Datum.	Name.	Geringste Breite.	Geringste Tiefe.	Geschwindigkeit.	Absolute Höhe.	mündet in:	Bemerkungen.
1884		m	m	m	m		
August 29.	Uhamba (wahrscheinlich identisch mit dem Wambu)	25	2—3	1:70		Kuango	Starke Krümmungen — schmale Thalsohle — Galeriewaldparcellen — Ufererhebungen überhöhen den Wasserspiegel um 100 m, sind mittelstark geböscht und mit lichter Buschsavanne bestanden.
Septemb. 10.	Kuengo (wol identisch mit dem Inzia)	10	2—3	1:70		Kuango	1—2000 m breite, sumpfige, mit Wiese bestandene Thalsohle — stellenweise Galeriewald — Bordonpalmen — Ufererhebungen rechts, mit dichter Baumsavanne bestanden, treten dicht an den Fluß heran.
" 16.	Lubale	25	1—2	1:70		Kuilu	1000 m breite, sumpfige, mit Wiese bestandene Thalsohle — Erhebungen dominiren den Wasserspiegel um 40 m, sind mit dichter Buschsavanne bestanden, schwach geböscht und treten rechts dicht an den Fluß heran — Inselbildung — Galeriewald.
" 19.	Luiko	15	1—2	1:30		Kuilu	1—2000 m breite Thalsohle — Hutung — Galeriewaldparcellen — Erhebungen dominiren um 40 m den Wasserspiegel, sind schwach geböscht, mit Wald bedeckt und treten rechts dicht an den Fluß heran.
" 22.	Kuilu 7° 39′ S. Br.	60	3—5	1:30	1006	Kuango	500—1000 m breite, sumpfige, mit Wiese und Galeriewaldparcellen bestandene Thalsohle — Erhebungen überhöhen um 30—40 m den Wasserspiegel, sind mit lichter Baumsavanne bedeckt und treten links nahe an den Fluß heran — Thalhänge schwach geböscht — ober- wie unterhalb Steinbarren.
" 24.	Kongollo	8—10	$1\frac{1}{2}$	1:120	985	Loange	500 m breite, stark sumpfige Thalsohle — breite Galeriewaldung, besonders rechts — Bordonpalmen — schwach geböschte, mit lichter Baumbuschsavanne bedeckte Thalhänge.
" 26.	Loange	50	3—5	1:80	870	Kassai	Ufererhebungen dominiren den Wasserspiegel um 100—150 m, sind mit dichter Baumsavanne bestanden, steil geböscht und schließen sich fast unmittelbar an das Flußbett an — ober- wie unterhalb viel Steinbarren — rother Sandstein — Wasserfarbe lehmgelb.
October 3.	Luschiko 6° 58′ S. Br.	40	3—5	1:60	610	Loange	100 m breite, mit Hutung bedeckte Thalsohle — einzelne Baumgruppen — sanfte, mit lichter Baumsavanne bewachsene Hänge — Hang rechts tritt nahe an den Fluß heran — Gneis.

October 8.	Lowuo	20	2—5	1:80	650	Kassai	Die linksseitigen, um 20 m dominirenden, mit dichter Baumbuschsavanne bedeckten Erhebungen treten dicht an den Fluß heran und fallen steil zu diesem ab — der Hang ist mit Galeriewald bewachsen — Erhebungen rechts sind durch einen 200 m breiten Wiesenstreifen vom Fluß getrennt, mit dichter Baumsavanne bestanden, weniger steil und hoch.
„ 12.	Tschikapa	40	2—3	1:100	615	Kassai	200 m breite Thalsohle — Galeriewaldparcellen — schwach geböschte, mit lichter Baumsavanne bestandene Hänge — Inselbildung — mehrere Steinbarren — Gneis, Schillerfels.
„ 15.	Tschikapa	20—40	2—3	1:90	570	Kassai	500 m breite, mit Wiese bedeckte Thalsohle — Galeriewaldparcellen, darunter einige Oelpalmen.
„ 19.	Kassai	2—250	3—6	1:90	465	Kongo	Der mit Galeriewald bedeckte rechte Thalhang fällt steil zum Flusse ab — Rand überhöht den Wasserspiegel um 20 m — die linksseitigen schwach geböschten Erhebungen sind durch eine 4—500 m breite Niederung mit Baumgruppen und viel Palmen getrennt.
„ 21.	Kassai-Fall (Pogge-Fall)	Oberhalb . . . . . 400 m breit Unterhalb . . . . . 159 „ „ Fallhöhe . . . . . 8 „ Absolute Höhe . . . 475 „					Galeriewaldparcellen — viel Pandanus und Oelpalmen — Thalhänge sanft geböscht, mit dichter Baumbuschsavanne bestanden.
November 2.	Luebo	30	2—4	1:120	570	Lulua	Die ca. 300 m breite Thalsohle ist ebenso wie die mittelstark geböschten Hänge mit Urwald bedeckt — Gummiliane viel vertreten — Steinbarren unterhalb.
„ 3.	Zembu	20	$1\frac{1}{2}$—2	1:100	570	Luebo	Steilgeböschte, mit Urwald bestandene Thalhänge treten dicht an die Flußcontouren heran — Thalränder überhöhen den Wasserspiegel um 30 m — viel Schnellen und Suag — Gneis.
„ 10.	Mujau	50	2—4	1:40	555	Lulua	50—1000 m breite, mit Wiese bedeckte Thalsohle — Baumgruppen — linker Thalhang sanft, rechter steiler geböscht, mit Urwald bestanden — Thalränder überhöhen den Wasserspiegel um ca. 100 m — 1000 m unterhalb Steinbarre — Wasserfarbe schmutzigelb.
„ 13.	Lulua 5° 56′ Luluaburg	3—400	3—4	1:100	534	Kassai	Die den Lulua begleitenden Erhebungen sind mit dichter Buschsavanne bestanden, überhöhen den Wasserspiegel um 80 m und fallen mit mittelstarker Böschung zum Fluß ab — auf der bis 600 m breiten Thalsohle wechselt Wiese mit Galeriewald. Weiter oberhalb erweitert sich der Lulua bis 1500 m und bildet eine große Zahl kleinerer, mit Pandanus, Palmen und Wollbäumen bestandenen Inseln. Von Tschingenge bis zum

Datum.	Name.	Geringste Breite.	Geringste Tiefe.	Geschwindigkeit.	Absolute Höhe.	mündet in:	Bemerkungen.
		m	m	m	m		Kangombe-Fall unter 6° 25′ hat er eine Breite von ca. 200 m. Auf der Gesammtstrecke hat er eine fast ununterbrochene Reihe von Schnellen und kleinen Fällen. Unterhalb Luluaburg verengt sich der Fluß auf 200 m und behält diese Breite bis zum Kanoebauplatz bei Kalamba unter 5° 26′ bei. Erst von der Einmündung des Luebo an wird er schiffbar. Die 60—70 m hohen, mittelstark geböschten und mit Urwald bewachsenen Ufererhebungen lehnen sich unmittelbar an die Flußcontouren an. Mit einer Breite von 500 m tritt er unter 5° 3′ südl. Breite und 21° 7′ östl. Länge von Greenwich in den Kassai ein.
1885 Januar 3.	Tschibunga	6	1—2	1:130		Lulua (v. rechts)	Schmale Thalsohle — schwach geböschte, mit Urwald bewachsene Hänge — Granit.
„ 4.	Muansangomma	20	2—3	1:60	480	Lubudi (südl. Zufluß des Sankuru)	500—1000 m breite, mit Urwald bestandene Thalsohle — sanft geböschte Hänge — Thalränder dominiren den Wasserspiegel um ca. 100 m — viel Gummilianen — Raseneisenstein.
„ 11.	Tschibasch	7	$1^1/_2$	1:60		Lulua	Schmale Thalsohle — diese wie die mittelsteil geböschten Hänge sind mit Urwald bedeckt.
März 11.	Lubi 6° 11′ S. Br.	20	2—3	1:40		Lulua (v. rechts)	2—400 m breite, mit Wiese und Baumgruppen bestandene Thalsohle — sanfte Hänge — Ufererhebungen treten rechts nahe an den Fluß heran — am Fuße Galeriewald mit viel Palmen — Thalhänge sind mittelstark geböscht, mit dichter Baumbuschsavanne bedeckt — Thalränder überhöhen den Wasserspiegel um ca. 50 m.
„ 11.	Lunienga	5—8	1	1:50		Lulua	1—200 m breite Thalsohle — mittelgeböschte Hänge — halber Hang und Thalsohle mit Urwald bestanden.
„ 13.	Lukussa	15	1—2	1:30		Tschimei (oder Moijo)	400 m breite, mit Wiese bestandene, sumpfige Thalsohle — Palmen und Pandanus — Thalhänge sanft geböscht, mit dichter Baumbuschsavanne bedeckt. — Hang rechts tritt dicht an den Fluß heran.

März	18.	Kalomboa	10	1½	1:50		Lubiabi-tuto (südl. i. d. Sankuru)	100 m breite, mit Wiese bestandene Thalsohle — einfache Ufereinfassung — Erhebungen überhöhen um 50 m, sind mittelstark geböscht und mit Baumgruppensavanne bedeckt.
April	20.	Tschibunga	10	1—2	1:90	460	Lulua	100 m breite, mit Galeriewald bestandene Thalsohle — mittelstark geböschte, mit dichter Baumsavanne bedeckte Thalhänge — viele Palmen — Niveau-Unterschiede bis 60 m.
Mai	16.	Lombelle	10—15	1—2	1:90	415	Lulua	100—200 m breite Thalsohle — diese, wie der größere Theil der mittelstark geböschten Hänge mit Urwald bedeckt — Niveau-Unterschiede bis 80 m.
Juni	3.	Luebo b. Eintritt i. d. Lulua	30		1:40	404		300 m breite, mit Urwald bestandene Thalsohle.
"	5.	Kassai vor Eintrit des Lulua	500	2—4	1:60	390		Breite des Kassai nach Vereinigung mit dem Lulua 2—2500 m — dem linken Kassai-Ufer sind eine Anzahl bewaldeter Inseln wie Sandbänke vorgelagert — zwischen Kassai und dem linken Lulua-Ufer überhöhen die Berge von Bikenge den Wasserspiegel um 100—150 m — dasselbe gilt für die linksseitigen Ufererhebungen des Kassai.
"	7.	Kassai	1800	2—4	1:40			Erhebungen treten links noch an den Strom heran, sind mittelstark geböscht und überhöhen um 40—50 m den Wasserspiegel — zu beiden Seiten ausgedehnter Urwald — viele Inseln und Sandbänke.
"	9.	Langalamündung	30		1:50			Mündet in sechs kleinen Armen von rechts in den Kassai — breite, mit Urwald bestandene Thalsohle.
"	14.	Sankurumündung	400		1:80			Der Sankuru mündet von rechts mit zwei Armen, 250 und 60 m breit, in den Kassai — der Mündung vorgelagert befinden sich vier bewaldete Inseln, deren größte bis auf 2000 m unterhalb die hellgelben Wasser des Sankuru von den bräunlichen des Kassai trennt.
"	18.	Kassai	2000	4—6	1:50			Rechts wie links treten die den Wasserspiegel um 40—50 m überhöhenden Erhebungen bis dicht an den Strom heran — Hänge häufig steil, rechts durchweg bewaldet — viele Palmen.
"	20.	Loangemündung (Temua, auch Tembue gen.)	60	3—5	1:160			Mündet von links in den Kassai ein — Ufererhebungen sind mittelsteil geböscht, bewaldet und überhöhen um 60—100 m.
"	21.	Kassai 4° 6′ 19° 57′ Oestl. L. v. Gr.	2—3000	2—4	1:50			Die Erhebungen sind mit lichter und dichter Baumbuschsavanne bestanden — der linke Thalhang zeigt häufig Laterithänge — viele unbewaldete Inseln und Sandbänke — die Ufer werden von einem schmalen Streifen Galeriewald eingefaßt — der Strom wird von den Eingeborenen Tschankulu genannt.

Datum.	Name.	Geringste Breite.	Geringste Tiefe.	Geschwindigkeit.	Absolute Höhe.	Bemerkungen.
1885		m	m	m	m	
Juni 26.	Kassai 3° 38′ 19° 9′ östl. L. v. Gr.	2—4000	2—3	1:40		Erhebungen überhöhen den Wasserspiegel um 20 m — Hänge mittelstark geböscht, zum größern Theil mit Urwald bestanden, wo nicht dichte Baumsavanne — Bedeckung der Inseln Gras und Mimosen.
„ 27.	Kassai 3° 36′ 18° 59′ östl. L. v. Gr.	2—6000	1—3	1:40		Sehr viele Inseln und Sandbänke — Erhebungen links dominiren den Wasserspiegel um 20 m — Steilhänge (Laterit).
„ 29.	Kassai 3° 24′ 18° 35′ östl. L. v. Gr.	1200	3—5	1:50		Spärliche Bedeckungsverhältnisse — Galeriewald nur an wenigen Stellen des rechten Ufers — zu beiden Seiten Hügellandschaft mit Savanne.
Juli 1.	Kassai 3° 18′ 18° 8′ östl. L. v. Gr.	600	3—12	1:60		Zu beiden Seiten Hügellandschaft mit Savanne und Höhendifferenzen bis 10 m — an den Ufern Baum- und Strauchgruppen — Sandstein.
„ 2.	Kuangomündung 3° 12′ 17° 52′				295	Der Mündung sind ausgedehnte Grasinseln und Sandbänke vorgelagert — Wasserfarbe lehmgelb.
„ 3.	Kassai 3° 4′ 17° 36′					Der Kassai erweitert sich seeartig — die Ufer sind theils von Galeriewald, theils Baumgruppen eingefaßt — Hügellandschaft rechts und links mit lichter Baumsavanne.
„ 4.	Mfimi (Lukenje)	200?		1:30?		Erhebungen rechts überhöhen um 10 m den Wasserspiegel — links ausgedehnte Grasebene — Wasserfarbe schwarzbraun.
„ 9.	Kassaimündung	600	8—25	1:70	287	Uferbekleidung: Baumgruppen oder Galeriewald, der sich in den Tiefenlinien auf beiden Seiten bis auf das Plateau hinaufzieht — auf diesem lichte Baumbuschsavanne — die Hänge sind steil geböscht — die Thalränder überhöhen den Wasserspiegel um 50—150 m. Bei der Einmündung des Kassai in den Kongo ist derselbe ca. 5—600 m breit und 20—35 m tief.

III. Astronomische Ortsbestimmungen.

Zur Bestimmung der geographischen Breite wurden in den wichtigern Lagerplätzen Circummeridianhöhen von Sternen und der Sonne gemessen. In den minder wichtigen Beobachtungsplätzen wurden nur Culminationshöhen beobachtet. Zur Zeitbestimmung dienten meist correspondirende Sonnen- oder Sternhöhen.

Zusammenstellung der geographischen Breitenbestimmungen aus Culminationshöhen.

Laufende Nr. des Beobachtungsplatzes.	Datum.	Ort der Beobachtung.	Name des beobachteten Gestirns. (Bei der Sonne: Angabe, ob oberer oder unterer Rand.)	Ablesung des Nonius I.	Ablesung des Nonius II. (Minut. und Secund.)	Indexcorrection.	Uncorrigirter Barometerstand.	Temperaturablesung.	Südliche Breite.
2.	1884. Juli 18.	Kambonde	Sonne $\bar{\odot}$	119° 40′ 40″	40′ 40″	0′ 0″	671	+22 °C.	9° 29′ 58″
3.	" " 20.	Katala	Sonne $\odot$	120 27 40	27 40	0 0	668	+28	9 28 41
3.	" " 23.	"	α Coronae	106 50 0	50 0	0 0	667,6	+20	9 29 6
3.	" " 21.	"	Sonne $\bar{\odot}$	120 50 20	50 20	0 0	667,7	+27,5	9 28 58
4.	" " 24.	Kaperekessa	Sonne $\bar{\odot}$	122 11 0	11 0	0 0	669	+27,5	9 25 32
5.	" " 25.	Ndallakinguangua	Sonne $\bar{\odot}$	122 41 0	41 0	0 0	666,8	+27	9 23 30
5.	" " 26.	"	Sonne $\bar{\odot}$	123 7 40	7 40	0 0	667	+25	9 23 26
6.	" " 28.	Kakoso	Sonne $\bar{\odot}$	124 6 0	6 0	0 0	667	+25	9 21 49
7.	" " 30.	Kambo	Sonne $\bar{\odot}$	125 6 40	6 40	0 0	666,3	+27,5	9 20 15
8.	" " 31.	N'Gunji	Sonne $\bar{\odot}$	125 42 20	42 20	0 0	668,5	+28	9 17 15
9.	" August 1.	Kela	Sonne $\odot$	126 15 0	15 0	0 0	666,2	+26	9 16 3
9.	" " 2.	"	α Lyrae	84 8 40	8 40	0 0	666,0	+17	9 15 39
10.	" " 3.	Moanja	Sonne $\bar{\odot}$	127 19 0	19 0	0 0	689,7	+28	9 15 11
10.	" " 3.	"	α Lyrae	84 9 20	9 20	0 0	689,4	+20	9 15 19
11.	" " 4.	Kafusch	Sonne $\bar{\odot}$	127 51 40	51 40	0 0	698,5	+30,5	9 14 51
11.	" " 4.	"	α Lyrae	84 10 20	10 20	0 0	696,4	+20	9 14 50
11.	" " 5.	"	Sonne $\bar{\odot}$	128 24 20	24 20	0 0	696	+29	9 14 48
12.	" " 6.	Mohanga	Sonne $\bar{\odot}$	129 4 20	4 20	0 0	703,3	+30,5	9 11 19
13.	" " 7.	Maschia-Kikassa	Sonne $\bar{\odot}$	129 46 40	46 40	0 0	703,0	+33	9 6 58
14.	" " 8.	Sekete	Sonne $\bar{\odot}$	130 26 20	26 20	0 0	703,8	+32	9 4 14
15.	" " 9.	Banda-N'Gonge	Sonne $\bar{\odot}$	131 10 10	11 0	0 0	702,5	+31,3	8 59 26

Laufende Nr. des Beobachtungsplatzes.	Datum.	Ort der Beobachtung.	Name des beobachteten Gestirns. (Bei der Sonne: Angabe, ob oberer oder unterer Rand.)	Ablesung des Nonius I.	Ablesung des Nonius II. (Minut. und Secund.)	Index-correction.	Uncorrigirter Barometerstand.	Temperaturablesung.	Südliche Breite.
15.	1884. August 9.	Banda-N'Gonge	α Lyrae	84° 40′ 0″	40′ 0″	0′ 0″	701	+24 °C.	8° 59′ 59″
16.	" " 10.	Kombue, westl. Kinschilla	Sonne ⊙	131 57 0	57 20	0 0	706,6	+32	8 53 43
17.	" " 11.	Kinschilla	Sonne ⊙	132 36 0	37 0	0 0	706,2	+27,8	8 51 53
17.	" " 11.	"	α Lyrae	84 55 20	55 20	0 0	705	+19,5	8 52 20
17.	" " 12.	"	Sonne ⊙	133 12 20	12 20	0 0	707,2	+26,5	8 52 3
18.	" " 13.	Mulollo-Ambango	Sonne ⊙	134 0 0	0 40	0 0	705,6	+29	8 46 21
19.	" " 14.	Massangana	α Lyrae	85 22 0	23 0	0 0	698,7	+22	8 38 43
19.	" " 15.	"	Sonne ⊙	135 30 20	30 20	0 0	700,2	+28,2	8 38 38
20.	" " 16.	Guwu	Sonne ⊙	136 8 20	8 20	0 0	702,5	+28	8 38 38
21.	" " 17.	Molumbu am Kuango	α Pavonis	82 55 0	55 40	0 0	707,5	+17,5	8 32 45
22.	" " 19.	Kiongue	α Lyrae	85 33 0	33 0	0 0	707,1	+21	8 33 26
23.	" " 20.	Kianiu-Kinschilla	α Lyrae	85 32 20	33 0	0 0	704	+19	8 33 37
24.	" " 21.	Samba	α Lyrae	85 32 40	33 40	0 0	703,5	+15,3	8 33 23
25.	" " 22.	Kahaeso-Mukansu	α Lyrae	85 30 0	30 20	0 0	699,5	+19	8 34 51
25.	" " 22.	" "	α Pavonis	82 58 0	58 0	0 0	700	+17	8 34 7
26.	" " 24.	Mona-Ndumba-Mukamba	α Lyrae	85 25 40	26 20	0 0	697	+22	8 36 55
27.	" " 25.	Kamba-Kaësa	α Lyrae	85 20 40	21 0	0 0	692	+22	8 39 30
28.	" " 26.	Wald am Kinsembabach	α Lyrae	85 15 20	16 20	0 0	684,3	+24	8 41 58
29.	" " 27.	Scha-Gojia	α Lyrae	85 13 40	14 40	0 0	682,3	+22	8 42 49
30.	" " 28.	Kamissamba	α Lyrae	85 17 40	18 20	0 0	679,3	+19,8	8 40 53
31.	" " 29.	Muhongo	α Lyrae	85 20 40	21 0	0 0	678,8	+21	8 39 28
32.	" Septbr. 2.	Am Kamauebach	α Lyrae	85 46 0	46 0	0 0	673,2	+17	8 26 52
34.	" " 4.	" Kipusukabach	α Lyrae	85 47 20	47 40	0 0	672,7	+22,4	8 26 6
36.	" " 6.	Mona-Uta-Monango	α Cygni	73 29 0	29 0	0 0	668,4	+15	8 24 7
36.	" " 8.	" " "	α Lyrae	85 52 0	52 40	0 0	669,5	+20	8 23 40
38.	" " 11.	Im Walde von Kundungulu	α Gruis	100 58 20	58 40	0 0	672,4	+17,5	7 59 29
39.	" " 14.	Am Kingongobach	α Pavonis	81 38 40	38 40	0 0	677,8	+16	7 54 30
39.	" " 14.	" "	α Lyrae	86 49 40	49 40	0 0	677,8	+16	7 55 1
40.	" " 15.	" Katschazelabach	α Lyrae	86 54 20	54 40	+ 0 40	678,4	+21	7 52 35
42.	" " 18.	Scha-Kabuita	α Cygni	74 43 0	43 40	+ 0 40	680,2	+23	7 46 33
47.	" " 29.	Am Lufuschbach	α Pavonis	80 5 20	4 40	+ 0 20	701,5	+28	7 7 51

48.	1884. October 3.	Scha-Katuala	α Gruis	98° 56′ 20″	56′ 20″	+ 0′ 20″	700,5	+20,5° C.	6° 58′ 41″
50.	" " 6.	" Mukosse	α Pavonis	79 39 40	39 40	+ 0 20	700,8	+29	6 55 12
51.	" " 7.	Muene-Tombo am Lowuofluß	α Gruis	98 49 20	49 20	+ 0 20	706,4	+20	6 55 12
52.	" " 8.	Am Lowuo, rechtes Ufer	α Pavonis	79 40 0	40 0	+ 0 20	707,5	+23,5	6 55 21
54.	" " 11.	" Kissuagundebach	α Gruis	98 45 20	45 20	+ 0 10	701,2	+24	6 53 7
57.	" " 14.	" Kibongobach	α Gruis	98 20 20	20 20	+ 0 20	709,6	+21	6 40 42
58.	" " 15.	Zumbulu	α Gruis	98 10 20	10 20	+ 0 20	708,6	+17,5	6 35 42
59.	" " 17.	Kassansche II	α Gruis	97 44 20	44 20	+ 0 20	714,8	+24	6 22 41
61.	" " 20.	Kassai-(Pogge)-Fall	α Gruis	97 58 40	58 40	+ 0 20	—	—	6 29 53
62.	" " 21.	Kimbundu	α Gruis	97 39 20	39 20	+ 0 20	710,0	+28	6 20 14
63.	" " 24.	Mole-Tschiniama	α Gruis	97 26 40	26 40	+ 0 20	704,3	+22	6 13 52
63.	" " 24.	" "	α Piscis aust.	131 57 40	57 40	+ 0 20	702,6	+19,5	6 12 31
65.	" " 26.	Mukelle	α Gruis	97 23 40	23 40	+ 0 20	705,7	+24	6 12 23
66.	" " 28.	Am Dangabach	α² Geminorum	103 28 0	28 0	+ 0 20	702,1	+20	6 8 20
69.	" Novbr. 3.	Muschito-Alupumbo	α Gruis	97 23 0	23 0	+ 0 20	707,2	+19,5	6 12 4
70.	" " 5.	Muele-Kuembe	α Gruis	97 15 0	15 0	+ 0 20	700,2	+21	6 8 3
70.	" " 5.	" "	α Eridani	76 39 0	39 0	+ 0 20	700,9	+19,8	6 8 1
72.	1885. Januar 15.	Mukenge	α Aurigae	76 13 20	13 20	+ 0 20	707,6	+28	6 1 33
72.	" " 15.	"	α Argus	86 48 0	48 0	+ 0 20	707,7	+29	6 1 33
72.	" " 26.	"	α Argus	86 48 0	48 0	+ 0 20	713,2	+28	6 1 36
72.	" Februar 22.	"	α Argus	86 48 0	47 40	+ 0 20	707	+27	6 1 37
72.	" " 22.	"	β Centauri	72 28 20	28 20	+ 0 20	707,1	+20	6 2 2
72.	" " 23.	"	α² Centauri	71 23 20	23 20	+ 0 20	706,1	+20,5	6 2 10
72.	" " 23.	"	β Centauri	72 28 40	28 40	+ 0 20	706,1	+20,5	6 2 14
73.	1884. Novbr. 22.	Luluaburg	α Eridani	76 15 20	15 20	+ 0 20	709,6	+28	5 56 16
74.	" " 25.	Tschingenge	α Eridani	76 40 0	40 0	+ 0 20	711	+28	6 8 36
76.	1885. Januar 5.	Kapuku-Tschimbundu	α Aurigae	77 32 20	32 20	+ 0 20	714,8	+27	5 22 3
77.	" " 9.	Kitukula	α Persei	69 50 0	50 0	+ 0 20	714,8	+31	5 38 54
78.	" April 20.	Bakua-Kitschimbula	α Crucis	66 18 20	18 20	+ 0 20	720,5	+20,2	5 35 58
80.	" Mai 2.	Tschiehwu (Kanoebauplatz)	α Crucis	65 57 0	57 0	+ 0 20	722,5	+25	5 25 21
80.	" " 2.	" "	β Centauri *	71 12 0	12 0	+ 0 20	722,5	+25	5 24 9
80.	" " 4.	" "	β Centauri	71 13 40	13 40	+ 0 20	722,7	+23	5 25 0
80.	" " 4.	" "	α² Centauri	70 9 0	9 0	+ 0 20	722,1	+28	5 25 17
80.	" " 6.	" "	β Centauri	71 13 20	13 20	+ 0 20	722,2	+27	5 24 51

* Ungünstige Beleuchtung.

Laufende Nr. des Beobachtungsplatzes.	Datum.	Ort der Beobachtung.	Name des beobachteten Gestirns. (Bei der Sonne: Angabe, ob oberer oder unterer Rand.)	Ablesung des Nonius I.	Ablesung des Nonius II. (Minut. und Secund.)	Indexcorrection.	Uncorrigirter Barometerstand.	Temperaturablesung.	Südliche Breite.
83.	1885. Juni 4.	Bena-Bikenge	α^2 Centauri	96° 37′ 20″	37′ 20″	+ 0′ 20″	734,5	+29 ° C.	5° 9′ 31″
85.	" " 9.	Kassai, Bena-Diele	β Centauri	69 36 0	36 0	+ 0 20	736,3	+29	4 36 15
85.	" " 9.	" " "	α^2 Centauri	68 31 20	31 20	+ 0 20	736,3	+29	4 36 31
86.	" " 10.	Kassai, Insel i. d. Nähe d. recht. Ufers	Sonne $\overline{\odot}$	125 17 20	17 20	+ 1 20	733,5	+28	4 33 59
86.	" " 10.	" " " "	β Centauri	69 32 20	32 20	+ 1 20	735,5	+30	4 4 55
86.	" " 10.	" " " "	α^2 Centauri	68 26 40	26 40	+ 1 20	735,5	+30	4 34 0
87.	" " 11.	" " " "	β Centauri	69 22 0	22 0	+ 1 20	736,5	+30	4 29 46
87.	" " 11.	" " " "	α^2 Centauri	68 18 0	18 0	+ 1 20	736,5	+30	4 30 21
88.	" " 16.	Sankurumündung	β Centauri	68 57 20	57 20	+ 1 20	734,4	+32	4 17 27
88.	" " 16.	"	α^2 Centauri	67 53 0	53 0	+ 1 20	736	+32	4 17 53
89.	" " 18.	Kassai, rechtes Ufer	Sonne $\overline{\odot}$	123 52 0	52 0	+ 0 50	737,5	+34	4 22 48
89.	" " 18.	" " "	α^2 Centauri	68 3 40	3 40	+ 0 50	737	+31	4 23 0
90.	" " 19.	" Insel i. d. Nähe d. link. Ufers	β Centauri	68 57 0	57 0	+ 0 50	736	+30	4 17 2
91.	" " 20.	Loangemündung	Sonne $\overline{\odot}$	125 5 40	5 40	+ 0 30	736,6	+31	4 16 11
92.	" " 21.	Kassai, Insel i. d. Nähe d. recht. Ufers	Sonne $\odot$	125 21 40	21 40	+ 0 30	740,2	+34	4 8 0
92.	" " 21.	" " " "	β Centauri	68 37 0	37 0	+ 0 30	737,8	+32	4 6 48
93.	" " 22.	" " " linken "	Sonne $\overline{\odot}$	125 42 0	42 0	—11 30	736,6	+28	4 4 5
93.	" " 23.	" " " " "	Sonne $\underline{\odot}$	124 37 40	37 40	—11 30	736,3	+29	4 5 27
93.	" " 22.	" " " " "	β Centauri	68 44 20	44 20	—11 30	738,5	+26	4 4 30
94.	" " 24.	" rechtes Ufer	Sonne $\overline{\odot}$	126 1 20	1 20	—11 30	738	+34	3 56 22
95.	" " 25.	" Insel i. d. Nähe d. link. Ufers	α^2 Centauri	67 5 0	5 0	—11 0	739,2	+30	3 47 40
96.	" " 26.	" " " "	Sonne $\overline{\odot}$	126 41 20	41 20	—12 10	739,2	+30	3 39 49
96.	" " 26.	" " " "	α^2 Centauri	66 48 40	48 40	—12 10	740,5	+29	3 39 0
97.	" " 27.	" " " "	Sonne $\underline{\odot}$	126 52 20	52 20	—11 5	740,2	+35	3 36 15
98.	" " 28.	" linkes Ufer	Sonne $\overline{\odot}$	127 7 20	7 20	—12 0	738,3	+29	3 31 58
98.	" " 28.	" " "	α^2 Centauri	66 34 20	34 20	—12 0	740,2	+30	3 31 49
99.	" " 29.	" " "	α^2 Centauri	66 20 40	20 40	—12 0	740,8	+30	3 24 59
100.	" " 30.	" rechtes "	Sonne $\overline{\odot}$	127 34 40	34 40	—12 0	742,8	+32	3 24 59
101.	" Juli 1.	" Insel i. d. Nähe d. link. Ufers	Sonne $\overline{\odot}$	127 56 20	56 20	—12 0	743	+32	3 18 8
101.	" " 1.	" " " "	α^2 Centauri	66 7 20	7 20	—12 0	740,5	+32	3 18 20
102.	" " 2.	Kuangomündung	α^2 Centauri	65 55 40	55 40	—12 0	740,1	+31	3 12 30

103.	1885.	Juli	3.	Kassai, Insel i. d. Nähe d. link. Ufers	β Centauri	66° 47′ 20″	47′ 20″	—12′ 0″	742	+30 ° C.	3° 5′ 42
103.	"	"	3.	" " " " "	α^2 Centauri	65 41 0	41 0	—12 0	743,2	+30	3 5 9
104.	"	"	4.	" " " " recht. "	α^2 Centauri	65 36 20	36 20	—12 0	743	+30	3 2 49
105.	"	"	6.	" linkes Ufer	α^2 Centauri	65 37 0	37 0	—12 0	743	+32	3 3 10
106.	"	"	8.	" " "	α^2 Centauri	65 38 0	38 0	—12 0	742	+29	3 3 40
107.	"	"	10.	Kassaimündung	Sonne $\underline{\odot}$	128 55 40	55 40	—11 45	744,6	+31	3 10 23
108.	"	"	11.	Gobila, linkes Ufer des Kongo	Sonne $\underline{\odot}$	128 49 0	49 0	—11 25	743,6	+33	3 21 27
109.	"	"	12.	Kongo, linkes Ufer	α^2 Centauri	66 52 20	52 20	—11 25	743,5	+30	3 41 9
111.	"	"	15.	" " "	Sonne $\overline{\odot}$	129 34 20	34 20	—10 30	744,5	+31	4 5 13
112.	"	"	19.	Leopoldville	α Cygni	81 47 20	47 20	—10 30	737,6	+29	4 20 11
112.	"	"	21.	"	Sonne $\overline{\odot}$	131 13 0	13 0	—11 20	739,2	+29	4 20 14
112.	"	"	24.	"	α Lyrae	94 10 40	10 40	—11 30	739	+29	4 20 20
112.	"	"	25.	"	Sonne $\overline{\odot}$	132 52 20	52 20	—10 50	739,2	+29	4 20 2

Zusammenstellung der geographischen Breiten.

Diese Zusammenstellung enthält die Breitenergebnisse, wie sie die Culminations- und Circummeridianhöhen liefern.

Laufende Nummer.	Ort.	Gesammtergebnisse der einzelnen Breitenbestimmungen. Südl. Br.			Anzahl der einzelnen Bestimmungen.	Wahrscheinlicher Fehler.
2.	Kambonde	9°	29′	58″	1	±25″
3.	Katala	9	28	58	5	±11
4.	Kaperekessa	9	26	14	9	± 8
5.	Ndallakinguangua	9	24	20	18	± 6
6.	Kakoso	9	21	49	1	±25
7.	Kambo	9	20	15	1	±25
8.	N'Gunji	9	17	15	1	±25
9.	Kela	9	15	51	2	±18
10.	Moanja	9	16	1	12	± 7
11.	Kafusch	9	14	50	3	±14
12.	Mohanga	9	11	19	1	±25
13.	Maschia-Kikassa	9	6	58	1	±25
14.	Sekete	9	4	46	7	± 9
15.	Banda-N'Gonge	8	59	40	7	± 9
16.	Kombue, westl. Kinschilla	8	53	43	1	±25
17.	Kinschilla	8	51	56	8	± 9
18.	Mulollo-Ambango	8	46	35	7	± 9
19.	Massangana	8	38	26	5	±11
20.	Guwu	8	37	44	4	±12
21.	Molumbu am Kuango	8	33	10	5	±11
22.	Kiongue	8	33	26	1	±25
23.	Kianiu-Kinjilla	8	33	22	5	±11
24.	Samba	8	33	9	6	±10
25.	Kahaeso-Mukansu	8	34	59	10	±18
26.	Mona-Ndumba-Mukamba	8	37	14	2	±18
27.	Kamba-Kaësa	8	39	30	1	±25
28.	Wald am Kisembabach	8	43	0	4	±12
29.	Scha-Gojia	8	42	26	4	±12
30.	Kamissamba	8	40	51	3	±14
31.	Muhongo	8	39	11	4	±12
32.	Am Kamauebach	8	26	38	3	±14
34.	Am Kipusukabach	8	26	16	2	±18
36.	Mona-Uta-Monango	8	23	12	10	± 8
38.	Im Walde von Kundungulu	7	59	56	4	±12
39.	Am Kingongobach	7	54	9	14	± 7
40.	Am Katschazelabach	7	52	35	1	±25
42.	Scha-Kabuita	7	46	46	4	±12
47.	Am Lufusch	7	7	56	4	±12
48.	Scha-Katuala	7	0	35	2	±18
50.	Scha-Mukosse	6	54	33	2	±18
51.	Muene-Tomba am Lowuofluß	6	55	0	3	±14
52.	Am Lowuo, rechtes Ufer	6	54	54	3	±14
54.	Am Kissuagundebach	6	53	54	5	±11
57.	Am Kibongobach	6	40	5	4	±12

Laufende Nummer.	Ort.	Gesammtergebnisse der einzelnen Breitenbestimmungen. Südl. Br.			Anzahl der einzelnen Bestimmungen.	Wahrscheinlicher Fehler.
58.	Zumbulu	6°	35′	18″	4	±12″
59.	Kassansche II	6	22	5	5	±11
61.	Kassai-(Pogge-)Fall	6	31	58	3	±14
62.	Kimbundu	6	20	2	4	±12
63.	Mole-Tschiniama	6	12	53	6	±10
65.	Mukelle	6	12	16	2	±18
66.	Am Dangabach	6	8	44	2	±18
68.	Tumba-Tschimbari	6	9	1	3	±14
69.	Muschito-Alupumbo	6	11	55	2	±18
70.	Muele-Kuembe	6	8	4	15	± 7
72.	Mukenge	6	2	0	14	± 7
73.	Luluaburg	5	56	21	4	±12
74.	Tschingenge	6	8	32	4	±12
76.	Kapuku-Tschimbundu	5	22	28	4	±12
77.	Kitukula	5	38	40	4	±12
78.	Bakua-Kitschimbula	5	35	58	1	±25
80.	Tschiehwu (Kanoebauplatz)	5	24	56	5	±11
83.	Bena-Bikenge	5	9	31	1	±25
85.	Kassai, Bena-Diele	4	36	43	10	± 8
86.	Kassai, Insel in der Nähe des rechten Ufers	4	34	22	5	±11
87.	„ „ „ „ „ „ „ „	4	30	4	2	±18
88.	Sankurumündung	4	17	34	8	± 9
89.	Kassai, rechtes Ufer	4	22	54	2	±18
90.	„ Insel in der Nähe des linken Ufers	4	16	49	4	±12
91.	Loangemündung	4	16	3	3	±14
92.	Kassai, Insel in der Nähe des rechten Ufers	4	7	24	8	± 9
93.	„ „ „ „ „ „ linken „	4	4	27	7	± 9
94.	Kassai, rechtes Ufer	3	55	44	5	±11
95.	„ Insel in der Nähe des linken Ufers	3	47	6	5	±11
96.	„ „ „ „ „ „ „ „	3	39	56	7	± 9
97.	„ „ „ „ „ „ „ „	3	35	51	2	±18
98.	Kassai, linkes Ufer	3	31	57	3	±14
99.	„ „ „	3	24	49	3	±14
100.	Kassai, rechtes Ufer	3	25	39	4	±12
101.	„ Insel in der Nähe des linken Ufers	3	18	0	7	± 9
102.	Kuangomündung	3	12	30	1	±25
103.	Kassai, Insel in der Nähe des linken Ufers	3	5	7	6	±10
104.	„ „ „ „ „ „ „ „	3	2	28	5	±11
105.	Kassai, linkes Ufer	3	2	47	3	±14
106.	„ „ „	3	3	56	3	±14
107.	Kassaimündung	3	10	7	4	±12
108.	Gobila, linkes Ufer des Kongo	3	21	55	4	±12
109.	Kongo, linkes Ufer	3	40	49	3	±14
111.	„ „ „	4	5	22	5	±11
112.	Leopoldville	4	19	58	11	± 8

IV. Höhen auf der Route Malange-Mukenge.

Malange	März — Juni		1148 m
Kambonde	Juli	18	1160
Mukisch		19	1170
Katala		20	1170
Kaperekessa		24	1220
Ndallakinguangua		25	1220
Kakoso		28	1190
Kambo		29	1180
N'Gunji		31	1210
Kela	August	1	1240
Moanja		3	930
Kafusch		4	830
Mohanga		6	760
Maschia-Kikassa		7	760
Sekete		8	760
Banda-N'Gonge		9	770
Kombue, westl. Kinschalla		10	720
Kinschilla		11	710
Mulollo-Ambango		13	740
Massangana		14	780
Guwu		16	760
Molumbu (Kuango)		17	680
Kuango-Wasserspiegel		19	660
Kianiu-Kinjilla		20	730
Samba		21	720
Kahaeso-Mukansu		22	770
Mona-Ndumba-Mukamba		24	820
Kamba-Kaësa		25	870
Lagerplatz am Kinsemba		26	970
Scha-Gojia		27	1010
Lagerplatz am Kamissamba		28	1020
Muhongo		29	1030
Wasserspiegel des Uhamba		31	960
Lagerplatz am Kamaue	September	1	1020
" " Kamuege		2	1090
" " Kipusuka		4	1110
" " Schafanna		5	1110
Mona-Uta-Monango		6	1140
Lagerplatz am Kamaschilo		9	1160
Kuango r. Ufer		10	1090
Lagerplatz im Wald von Kundungulu		11	1120
" am Kingongo		14	1050
" Katschazela		15	1040

Lagerplatz am Lubale	September	16	1010 m
Scha-Kabuita		18	1040
Kimuanga (Kuilu l. Ufer)		21	1020
Lagerplatz am Kabombo		23	1000
Kamakonde		24	990
Kassamba (l. Loangeufer)		26	870
Loange-Wasserspiegel		27	870
Lagerplatz am Gimba (r. Loangeufer)		27	940
" " Lukusch		29	760
Mona-Uta	October	1	720
Scha-Katuala		3	630
Lagerplatz am Keta		6	700
Scha-Mukosse		6	720
Muene-Tombo		7	680
Lowuo-Wasserspiegel		8	650
" rechtes Ufer		8	655
Scha-Mukiriba		9	750
Lagerplatz am Kissua-Gunde		11	720
Muene-Tombe		12	640
Muhongo		13	620
Lagerplatz am Kibongo		14	630
Zumbulu		15	620
Kassansche 1. Lager		16	610
" 2. "		17	570
Kikassa		18	465
Pogge-Fall (Fuß desselben), Kassai		20	475
Kimbundu		21	620
Kabeja-Munene		22	640
Mole-Tschiniama		24	690
Tambo		25	700
Mukelle		26	660
Lagerplatz in der Nähe der Quelle des Tanga		27	730
Kiassa-Muschilla		28	730
Mulumbu-Tschipamba		30	680
Tumba-Tschimbari		31	670
Lager zwischen Zembu- und Lueboſluß	November	2	600
Spiegel des Luebo		2	570
Muschito-Alupumbo		3	610
Bidi-Munene		4	720
Muele-Kuembe		5	720
Mukelenge-Kambulu		8	720
Mukunge-Gula		9	620
Scha-Matenga		10	660

Mukenge	Januar, Februar 1885	660 m
Mupuja (Luluaburg)	12.—23. November 604	610
	6.—27. December 616	
Hafen von Luluaburg etwa 76 m niedriger		
Tschingenge	27.—29. November 607	610
Hafen von Tschingenge etwa 25 m niedriger		
Höhe des Luluaspiegels bei Luluaburg etwa 530 m		
" " " " Tschingenge etwa 580 m		
Gefälle des Lulua von Tschingenge bis Luluaburg etwa 50 m		

Puihma-Mutschima	Januar	1	590
Muansangommafluß		3	480
Kitukula		9	580
Adiangi		10	640
Kongollo		11	610
Mona-Tenda		14	800
Ndemba (Kissanga-Tschikuambi)	März	20	760
Kapuku-Bulungu	April	16	640
Kaijenga		18	580
Mukisch		19	560
Kimuanga		20	510
Ngange		21	560
Tschingesch		22	590
Bakua-Npika		23	590

Kassaifahrt.

Tschiehwu (Kanoebauplatz) am Lulua	Mai		500 m
Kalamba (Kanoebauplatz) am Lulua	Mai		410
Lulua bei der Mündung des Luebo	Juni	1	410
Tumba-Kajembe		3	405
Bakua-Nbuju		4	400
Kassai bei der Luluamündung		5	390
" " " Sankurumündung		14	360
" " " Loangemündung		20	340
" " " Kuangomündung	Juli	2	295
Kassaimündung		10	287
Stanley-Pool	Juli—August		271 (275 m)

Unreducirte Aneroidablesungen (Nr. 570) und Lufttemperaturen in Mukenge: Januar 1885 (Mittel aus 7^h, 2^h u. 9^h) 709,8 mm t = 24,°1
Februar „ „ 707,1 t = 23, 4

Leopoldville: 22. Juli bis 6. August 1885 $\left(\frac{7^h + 2^h + 9^h}{3}\right)$ 737,3 mm t = 24,2° t = 27°

Der mittlere, vom Einfluß der Schwere-, Zeit- und Temperaturcorrection befreite Stand des Fortinbarometers in Luluaburg betrug
vom 12.—23. November 1884 707,9 m t = 23,5°
„ 6.—27. December „ 706,7 m t = 23,8.

V. Höhen auf der Bakubareise.

(Ludwig Wolf.)

1.	Puihma-Mutschima	Januar 1	590 m
2.	Bena-Kajembe	2	610
3.	Kapuku-Tschimbundu	4—11	590
4.	Bakua-N'pika, Lager niedriger gelegen als das Dorf	11	510
5.	Tschiehwu	13 14 16	490
6.	Bena-Tschibila, Luluafall	15	478
7.	Lukengo-Luambaii	17	540
8.	Bakua-Mulenga	19	570
9.	Bena-Luehla	20	550
10.	Muanika	25	510
11.	Bulango-Buampatu	27. Januar bis 7. Februar	490
12.	Ibanschi	15. Februar bis 4. März	570
13.	Bena-Samba	März 6	590
14.	Bakua-N'putu	8	540
15.	Tschelantala	9 10	510
16.	Bakua-Longo	11	520
17.	Bakua-Massanga	12	520
18.	Bena-Tschinehmo	13	480
19.	Bakua-N'pika	14	590
20.	Bena-Tschiadi	15	570
21.	Bakua-Kischumbula	16	490
22.	Mulumba-N'Pinda	17	540
23.	Kapuku-Bulungu, Lager niedriger gelegen als das Dorf	18	590
24.	Flußspiegel des Lulua bei Luluaburg	19	510

Anhang II.

(Ludwig Wolf.)

VI. Anthropologische Messungen.*

Erklärung der fortlaufenden Zahlennummern.

Kopfmaße.

1 = größte Länge des Schädels.
2 = größte Breite des Schädels.
3 = Ohrhöhe.
4 = Stirnbreite (in der Nähe der Stirnhöcker).
5 = Gesichtshöhe a (Haarrand bis Kinn).
6 = Gesichtshöhe b (Nasenwurzel bis Kinn).
7 = Mittelgesicht (Nasenwurzel bis Mund).
8 = Jochbogendistanz (Gesichtsbreite a).
9 = Wangenhöckerdistanz (Gesichtsbreite b).
10 = Unterkieferwinkeldistanz (Gesichtsbreite c).
11 = Augendistanz zwischen den innern Lidwinkeln.
12 = Augendistanz zwischen den äußern Lidwinkeln.
13 = Gerade Entfernung der Nasenspitze vom obern Lippensaum.
14 = Nasenlänge von der Nasenwurzel bis zur Nasenspitze.
15 = Nasenbreite.
16 = Mundlänge.
17 = Höhe der Ohrmuschel.

Körpermaße.

18 = Ganze Höhe.
19 = Klafterlänge.
20 = Schulterhöhe.
21 = Ellenbogenhöhe.
22 = Handgelenkhöhe.
23 = Mittelfingerhöhe.
24 = Trochanterhöhe.
25 = Kniehöhe (oberer Patellarrand).
26 = Nabelhöhe.
27 = Fußlänge.
28 = Fußbreite.
29 = Handlänge.
30 = Handbreite (größte Breite der Hand bei anliegendem Daumen).
31 = Schulterumfang (um die Schultern in der Höhe des Acromion).
32 = Halsumfang.
33 = Brustumfang (in der Exspiration über die Warzen gemessen).
34 = von der Mittelfingerspitze bis zum obern Patellarrand.

Die Hautfarbe ist an der Brust bestimmt.

---

* Ausführlichere Berichte befinden sich mit Besprechungen des Herrn Geheimrath Professor Dr. Virchow in den Heften der „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte", 1884 u. 1886.

Baluba.

1—3. Die Angaben über die Baluba 1—3 sind, unter dem nicht zutreffenden Namen von Tuschilange, in der Sitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie ꝛc. vom 20. December 1884 („Verhandlungen", S. 603) gegeben und werden daher hier nicht wiederholt. Die damals beanstandete Bezeichnung „Nasenhöhe" ist nach der Erklärung unter Nr. 13 zu verändern.

4. Tumba, Muluba-Weib, 40—50 Jahre alt. Haar büschelförmig, kurzgeschoren, schwarz, graumelirt. Iris dunkelbraun. Bindehaut weiß, links außen am Corneoscleralrande dunkle, punktförmige Pigmentirung. Nägel schmutziggelb. Hautfarbe 35. Lippen blauschwarz. Alte Tätowirung: Elliptical punchmarks; vorn auf der Stirn 3 verticale || Striche, am Kinn 13 || verticale und darüber 2 ||, geht herunter bis etwa 10 cm über die Kniescheibe; hinten bis fast zur Achillessehne, anfangend am Haarrande im Nacken.

Von Lieutenant Franz Mueller Photographien aufgenommen.

Farbensinn gut (ungewandt). Die Tätowirung wurde beim Eintritt der Pubertät von einem Manne vorgenommen, auf dem Bauche und an den Geschlechtstheilen von einem weiblichen Individuum, und soll viel Schmerzen und Blutverlust nach sich gezogen haben. Die obern 6 vordern Zähne sind an beiden Seiten spitz zugefeilt.

5. Galula, Muluba-Mädchen, 18—20 Jahre alt.

6. Muluba, 25—30 Jahre alt, Mann. Hand und Fuß sind abgezeichnet.

7. Fulla Munene, Muluba-Mann, 25—30 Jahre alt. Haar kraus, kurz; dünner, kurzer Bart. Iris dunkelbraun. Bindehaut weißgelblich. Hautfarbe 27. Nägel gelblichrosa. Farbensinn sehr gut. Sehschärfe 40/20.

8. Muluba Kalamba, etwa 20—25 Jahre alt, Mann. Haar büschelförmig, kraus. Iris dunkelbraun. Bindehaut gelblichroth. Hautfarbe 28. Nägel schmutziggelb. Farbensinn sehr gut. Sehschärfe 20/20.

9. Muluba-Frau, etwa 35 Jahre alt, von Nordost-Mukamba. Haar büschelförmig, kraus. Iris dunkelbraun. Bindehaut schmutziggelb. Hautfarbe zwischen 28—41. Nägel rosagelb. Sehschärfe 20/20. Farbensinn sehr gut.

10. Muanam-Wehla, Schwiegersohn Kalamba's, 25—30 Jahre alt, vom rechten Lulua-Ufer, Bakuan Pika. Haar büschelförmig, kraus, kurz. Iris dunkelbraun, fast schwarz. Bindehaut schmutzig-weißgelblich. Hautfarbe 28. Nägel rosagelb. Sehschärfe 40/20.

11. Muluba-Mann, 20—25 Jahre alt, Mukenge. Haar büschelförmig, kraus, kurz. Iris dunkelbraun, fast schwarz. Bindehaut schmutzigweiß. Hautfarbe 28. Nägel gelblichrosa. Sehschärfe mehr als 20/20. Farbensinn sehr gut.

12. Muluba-Frau, etwa 35 Jahre alt, corpulent, Geburtsort Bakua-Kanjoka. Haar kurz, kraus, büschelförmig. Iris dunkelbraun. Bindehaut schmutziggelb. Hautfarbe 41. Nägel rosagelblich. Sehschärfe mehr als 20/20. Farbensinn sehr gut.

13. Mussumba, Mann, 40—45 Jahre alt, Muluba (Tschingenge). Haar kraus, schwarz, graumelirt, büschelförmig. Kinn- und Schnurrbart spärlich. Iris dunkelbraun. Bindehaut schmutziggelb. Hautfarbe schmutziggelb. Hautfarbe 28 und 42. Nägel rosagelblich. Sehschärfe mehr als 20/20. Farbensinn gut.

14. Kadiehbu, etwa 40 Jahre alt, Muluba-Mann (Tschingenge). Haar kraus, schwarz, büschelförmig. Kinn- und Schnurrbart spärlich. Iris dunkelbraun. Bindehaut schmutziggelb. Hautfarbe 28. Nägel rosagelblich. Sehschärfe mehr als 20/20. Farbensinn sehr gut.

15. Mutschihna, 20—25 Jahre alt, Muluba-Mann (Tschingenge). Haar kraus, büschelförmig, schwarz. Kinnbart spärlich. Iris braun. Bindehaut schmutziggelb. Hautfarbe 28. Nägel rosagelblich. Sehschärfe 40/20. Farbensinn gut.

16. Dischimbi, Muluba-Mann, 20—25 Jahre alt. Haar büschelförmig, kurz, kraus, schwarz. Iris dunkelbraun. Bindehaut gelblichweiß. Nägel rosagelblich. Hautfarbe 28. Sehschärfe 20/20. Farbensinn sehr gut.

17. Mukenschi, Muluba-Mann, 25—30 Jahre alt. Haar kurz rasirt, schwarz, büschelförmig. Schnurr- und Kinnbart spärlich. Iris dunkelbraun. Bindehaut schmutziggelb. Hautfarbe 28. Nägel rosagelb. Sehschärfe mehr als 20/20. Farbensinn gut.

18. Tschingambu, Muluba-Mann, 20—25 Jahre alt. Haar kurz, schwarz, kraus, büschelförmig. Iris dunkelbraun. Bindehaut schmutzigweiß. Hautfarbe 35. Nägel rosagelblich. Sehschärfe 40/20. Farbensinn gut.

19. Kalunda, Muluba-Mann, 20—25 Jahre alt. Haar kurz rasirt, büschelförmig, schwarz. Iris dunkelbraun. Bindehaut schmutziggelblich. Hautfarbe 28. Nägel rosagelb. Sehschärfe mehr als 20/20. Farbensinn sehr gut.

20. Kabuluku, Mann, 30—35 Jahre alt. Haar kurz rasirt, schwarz, büschelförmig. Iris dunkelbraun. Bindehaut gelblichweiß. Hautfarbe 28. Nägel rosa. Sehschärfe mehr als 20/20. Farbensinn sehr gut.

21. Mona-Kesa, Mann, 25—30 Jahre alt (Tschingenge). Haar kraus, kurz, schwarz, büschelförmig. Iris dunkelbraun, fast schwarz. Bindehaut schmutziggelb. Hautfarbe 28. Nägel rosa. Schnurr- und Kinnbart spärlich. Sehschärfe mehr als 20/20. Farbensinn sehr gut.

22. Schah Kumanda, Mann, 30—35 Jahre alt (Tschingenge). Haar schwarz, kraus, kurz, büschelförmig. Iris dunkelbraun. Bindehaut gelblichweiß. Hautfarbe 29. Nägel rosa. Sehschärfe 20/20. Farbensinn gut.

23. Tumba, Mann, 45—50 Jahre alt (Tschingenge). Haar kurz, schwarz, graumelirt, büschelförmig. Kinnbart spärlich. Iris braun. Bindehaut gelblich. Hautfarbe 43. Nägel gelblichweiß. Sehschärfe 20/20. Farbensinn gut.

24. Badibanga, Mann, 30 Jahre alt (Tschitebua). Haar schwarz, kurz rasirt, büschelförmig. Schnurr- und Kinnbart spärlich. Iris dunkelbraun. Bindehaut schmutzigweiß. Hautfarbe 28. Nägel rosa. Sehschärfe 20/20. Farbensinn sehr gut.

25. Makabo, Mann, 25—30 Jahre alt (Tschitebua). Haar kurz rasirt, schwarz, büschelförmig. Iris dunkelbraun. Bindehaut gelblichweiß. Hautfarbe 28. Nägel rosa. Schnurr- und Kinnbart spärlich. Sehschärfe 40/20. Farbensinn gut.

26. Kamanja, Mann, 20—25 Jahre alt (Tschingenge). Haar kurz, schwarz, büschelförmig. Kinnbart sehr spärlich. Iris fast schwarz. Bindehaut gelblichweiß. Hautfarbe 28. Nägel rosa. Sehschärfe 20/20. Farbensinn gut.

27. Kututa, 30—35 Jahre alt (Tschingenge). Haar kurz, kraus, schwarz, büschelförmig. Iris dunkelbraun. Bindehaut gelblichweiß. Hautfarbe 28. Nägel rosa. Sehschärfe 20/20. Farbensinn gut.

28. Mukullu, Mann, 30—35 Jahre alt (Tschingenge). Haar kurz rasirt, schwarz, büschelförmig. Iris braun. Bindehaut gelblichweiß. Hautfarbe 28. Nägel rosaweiß. Sehschärfe 20/20. Farbensinn gut. Schnurr- und Kinnbart spärlich.

29. Muimba, Mann, 25—30 Jahre alt (Tschingenge). Haar kraus, schwarz, büschelförmig, etwa 1 cm lang. Iris dunkelbraun. Bindehaut gelblichweiß. Hautfarbe 28. Nägel schmutzigweiß. Sehschärfe 40/20. Farbensinn gut. Schnurrbart etwa 1 cm lang.

30. Tschitadi, Mann, 20—25 Jahre alt (Tschingenge). Haar kurz, schwarz, büschelförmig. Iris dunkelbraun. Bindehaut gelblich. Hautfarbe 28. Nägel rosa. Sehschärfe 20/20. Farbensinn gut. Bartwuchs spärlich.

31. Munkamba, Mann, 45—50 Jahre alt (Tschingenge). Haar grau, etwa 1 cm lang, büschelförmig. Iris braun. Bindehaut gelblichweiß. Hautfarbe 28. Nägel gelblichweiß. Sehschärfe 20/20. Farbensinn gut. Spärlicher, grauer Vollbart.

32. Kabalala, Mann, 40—45 Jahre alt. Haar kurz, schwarz, büschelförmig. Iris dunkelbraun, fast schwarz. Bindehaut gelblichweiß. Hautfarbe 28 (etwas heller). Nägel rosaweiß. Sehschärfe 20/20. Farbensinn gut. Kinnbart 3—4 cm lang.

33. Schah Lunda, 25—30 Jahre alt (Tschingenge). Haar kurz, büschelförmig, kraus. Iris dunkelbraun. Hautfarbe 28. Bindehaut gelblichweiß. Nägel rosa. Farbensinn gut. Sehschärfe 20/20.

34. Kapango, Mann, 25—30 Jahre alt (Tschitebua). Haar kurz rasirt, schwarz, büschelförmig. Iris dunkelbraun. Bindehaut gelblichweiß. Hautfarbe 28. Nägel rosa. Sehschärfe mehr als 20/20 H. Farbensinn sehr gut. Spärlicher Bartwuchs.

35. Bumba, 25—30 Jahre alt (Tschitebua am Lulua). Haar rasirt, kraus, schwarz, büschelförmig. Iris braun. Bindehaut gelblichweiß. Hautfarbe 28 (etwas heller). Nägel rosa. Sehschärfe mehr als 20/20. Farbensinn sehr gut.

36. Kabokola, 20—25 Jahre alt (Tschingenge). Haar kraus, schwarz, büschelförmig, 5 cm lang. Hautfarbe 28. Iris dunkelbraun. Bindehaut weiß mit einzelnen dunkeln Pigmentflecken. Nägel rosa. Sehschärfe 20/20. Farbensinn gut.

37. Häuptling Mupuja, Vetter Kalamba's, 35—40 Jahre alt. Haar rasirt, büschelförmig. Hautfarbe 28 (etwas heller). Iris dunkelbraun. Nägel rosa. Sehschärfe 20/20. Farbensinn gut, aber sehr ungewandt. Bindehaut gelblichweiß.

38. Tschendela, 45—50 Jahre alt (Mupuja). Haar rasirt, graumelirt, büschelförmig. Hautfarbe 28. Iris dunkelbraun. Bindehaut gelblichweiß. Nägel rosa. Sehschärfe 20/20. Farbensinn gut, schwerfällig.

39. Tschitumba, 20—25 Jahre alt. Haar rasirt, büschelförmig, schwarz. Hautfarbe 28. Iris dunkelbraun, fast schwarz. Bindehaut gelblich. Nägel gelblichweiß. Sehschärfe 20/20. Farbensinn gut.

40. Gondo, 30—35 Jahre alt. Haar rasirt, kraus, büschelförmig. Hautfarbe 28. Iris dunkelbraun. Bindehaut gelblichweiß. Nägel rosa. Sehschärfe 20/20. Farbensinn gut.

41. Mupungila, Mann, 30—35 Jahre alt. Haar rasirt, kraus, büschelförmig. Kinnbart etwa 4 cm lang. Hautfarbe 28. Iris dunkelbraun, fast schwarz. Bindehaut gelblichweiß. Nägel rosa. Sehschärfe 20/20. Farbensinn gut.

42. Beja, 30—35 Jahre alt. Haar kurz rasirt, schwarz, büschelförmig. Hautfarbe 28. Iris braun. Bindehaut gelblichweiß. Nägel gelblichweiß. Sehschärfe 20/20. Farbensinn gut.

43. Häuptling Kanjoka, 30—35 Jahre alt. Haar schwarz, kraus, büschelförmig, etwa 1 cm lang. Kinnbart 4—5 cm, Schnurrbart bis 2 cm lang. Hautfarbe 28. Iris dunkelbraun. Bindehaut gelblichweiß. Nägel rosa. Sehschärfe 20/20. Farbensinn gut.

44. Kajembe, 35—40 Jahre alt. Haar rasirt, grau, büschelförmig. Hautfarbe 28. Iris dunkelbraun. Bindehaut gelblichweiß. Nägel rosa. Sehschärfe 20/20. Farbensinn gut.

45. Tschiehwu, 35—40 Jahre alt. Haar kurz, kraus, blond. Iris hellbraun. Bindehaut weiß. Hautfarbe zwischen 29 und 30. Nägel schmutzigweiß. Sehschärfe 10/20. Myopie. Albino.

46. Häuptling Dilobo, 25—30 Jahre alt. Haar kurz, kraus, büschelförmig. Hautfarbe 28. Iris dunkelbraun. Bindehaut schmutzigweiß. Nägel rosaweiß. Sehschärfe 20/20. Farbensinn gut.

47. Tschontamba, 25—30 Jahre alt. Haar kurz, büschelförmig, kraus. Hautfarbe 28. Iris dunkelbraun. Bindehaut schmutziggelblich. Nägel schmutzigweiß. Sehschärfe 20/20. Farbensinn gut.

48. Bumba, Mann, 30—35 Jahre alt. Haar kraus, kurz, büschelförmig. Kinnbart etwa 4 cm lang. Hautfarbe 28. Iris dunkelbraun. Bindehaut gelblichweiß. Nägel schmutzigweiß. Sehschärfe 20/20. Farbensinn gut. —

Das Distinctionsvermögen war bei allen ein sehr scharfes.

	Baluba.										
	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14
	♀	♀	♂	♂	♂	♀	♂	♂	♀	♂	♂
1	181	183	203	192	189	180	182	184	177	180	187
2	145	145	154	154	150	146	146	138	161	153	147
3	112	124	126	125	118	99	113	120	114	114	119
4	110	110	135	124	111	117	110	114	116	129	126
5	179	175	199	185	185	170	180	174	169	197	184
6	107	97	120	112	118	103	114	105	103	112	112
7	67	59	66	70	69	65	66	71	60	72	70
8	133	126	142	133	127	141	131	132	145	137	134
9	117	117	114	109	120	122	110	121	125	118	112
10	98	97	110	114	115	96	104	105	107	107	92
11	30	37	43	40	45	39	39	39	41	35	50
12	89	99	102	96	107	103	105	97	107	90	97
13	28	23	31	33	36	29	30	30	31	32	41
14	41	40	43	45	37	34	37	34	40	41	36
15	40	46	47	42	41	39	39	43	44	43	46
16	49	50	57	51	47	47	57	60	58	36	57
17	60	58	51	60	56	53	57	63	59	51	60
18	1655	1540	1774	1755	1695	1558	1521	1720	1577	1725	1671
19	1725	1350	1750	1760	1820	1580	1640	1800	1620	1775	1705
20	1392	1290	1504	1500	1442	1292	1300	1449	1296	1467	1414
21	1092	969	1017	1142	1060	990	998	1119	987	1126	1087
22	880	743	960	876	818	760	733	817	756	874	823
23	639	586	736	686	608	580	558	632	650	684	633
24	956	—	—	917	908	815	860	915	794	942	860
25	504	427	520	530	523	470	488	540	580	533	499
26	1000	—	—	1008	1042	950	924	1065	932	1055	977
27	—	—	—	—	270	240	238	256	222	250	260
28	—	—	—	—	248*	215	225	230	295*	95	120
29	—	—	—	—	189	162	160	169	157	195	175
30	—	—	—	—	220	238	225	267	210*	95	95
31	—	780	—	—	920	1085	920	1000	980	—	—
32	300	290	—	—	355	290	344	340	—	380	—
33	—	—	—	860	820	—	770	810	—	—	—
34	—	—	—	—	—	—	110	110	—	—	—

* Die Zahlen für die Baluba 8—12 geben ausnahmsweise in der Linie größten Handumfangs.

Baluba.

15 ♂	16 ♂	17 ♂	18 ♂	19 ♂	20 ♂	21 ♂	22 ♂	23 ♂	24 ♂	25 ♂	26 ♂
183	179	172	177	182	192	180	182	187	181	174	185
147	145	144	141	149	158	154	148	146	140	141	147
125	124	120	123	127	132	130	124	121	132	120	121
114	121	129	121	129	146	118	127	131	137	118	113
165	173	174	180	191	189	187	200	200	187	190	169
110	101	101	103	110	109	120	123	120	116	110	105
66	65	67	61	65,8	65	70	67	74	68	68	61
132	138	131	145	140	141	138	143	132	140	131	145
112	120	109	123	130	130	120	133	116	126	125	137
98	106	92	109	106	106	108	95	110	97	106	105
50	47	37	35	37	37	37	38	38	38	33	36
99	95	92	96	102	106	97	104	95	91	90	97
30	26	27	27	33	26,2	30	33	29	32	32	27
42	40	40	37	40	42	39	47	49	43	45	39
49	42	46	41	40	45	40	47	37	40	43	43
46	54	46	51	50	57	46	58	48	48	52	48
48	50	57	57	56	61	60	68	68	60	51	52
1589	1788	1604	1702	1683	1655	1706	1674	1796	1642	1587	1630
1635	1825	1595	1720	1725	1685	1790	1710	1850	1670	1638	1648
1309	1526	1336	1425	1413	1383	1452	1403	1526	1387	1318	1377
982	1196	1043	1090	1084	1056	1117	1062	1170	1107	1018	1060
740	908	820	834	817	796	859	807	893	834	770	808
572	722	665	652	620	606	646	623	705	663	600	637
823	979	823	870	892	853	906	888	940	852	840	872
466	542	460	515	551	494	525	519	543	505	499	527
926	1106	934	1008	1042	975	1014	1001	1070	973	936	982
247	275	237	260	245	250	258	250	275	245	230	242
100	109	90	110	120	100	100	95	105	100	100	102
162	177	150	165	170	165	175	165	180	160	163	165
90	100	85	100	90	90	95	80	95	90	83	85
—	—	—	—	—	980	985	928	955	1015	950	945
370	400	375	385	380	340	345	325	340	334	325	345
—	—	—	—	—	840	830	780	840	850	832	820
—	—	—	—	—	—	110	100	115	108	100	105

28 das Maß des größten Fußumfangs, in der Linie 30 das Maß des

	Baluba.										
	27	28	29	30	31	32	33	34	35	36	37
	♂	♂	♂	♂	♂	♂	♂	♂	♂	♂	♂
1	185	181	180	185	202	189	194	189	184	181	178
2	138	149	147	153—4	144	151	142	143	154	148	142
3	110	123	117	133	117	126	118	122	116	121	117
4	125	118	113	105	123	126	121	112	120	105	108
5	177	193	168	183	200	175	200	172	176	168	182
6	108	113	108	117	113	105	130	104	110	111	115
7	66	73	65	70	70	66	82	64	68	68	73
8	135	139	130	147	134	133	137	133	138	135	140
9	118	123	120	134	121	125	129	130	127	130	138
10	103	100	95	122	103	100	96	97	116	99	105
11	37	30	34	40	35	35	48	36	34	35	31
12	95	92	95	107	98	95	118	94	93	99	96
13	28	32	22	25	30	27	35	30	27	30	34
14	40	43	43	48	41	40	52	38	41	35	43
15	41	47	39	41	43	40	37	39	37	39	40
16	55	46	54	50	50	48	50	50	45	50	51
17	57	61	62	54	60	68	56	55	56	50	60
18	1594	1746	1724	1789	1735	1726	1720	1529	1600	1654	1724
19	1640	1800	1765	1890	1765	1812	1755	1585	1614	1660	1800
20	1344	1480	1461	1510	1480	1457	1450	1287	1338	1384	1465
21	1006	1163	1126	1176	1165	1145	1140	995	1049	1096	1143
22	802	867	847	889	896	867	860	743	797	836	853
23	642	693	670	682	703	686	690	581	628	672	678
24	858	935	900	971	917	925	920	806	842	868	943
25	500	542	528	581	535	548	518	470	486	508	557
26	958	1054	1045	1086	1027	1053	1015	900	967	990	1060
27	240	250	248	263	250	250	245	226	215	240	245
28	100	105	82	100	95	95	100	90	95	100	110
29	165	170	175	185	175	180	170	160	155	162	165
30	85	90	80	90	90	86	90	75	85	80	95
31	910	1000	920	990	940	980	980	950	915	965	980
32	312	323	325	330	345	330	330	330	325	327	355
33	800	870	780	875	805	820	835	775	760	800	850
34	98	104	120	110	125	115	—	85	—	—	105

Baluba.

38 ♂	39 ♂	40 ♂	41 ♂	42 ♂	43 ♂	44 ♂	45 ♂	46 ♂	47 ♂	48 ♂
192	181	186	187—8	195	194	188	184	185	188	180
147	148	156	160	149	156	142	151	143	147	145
123	125	124	121	124	128	120	130	122	123	130
101	106	106	100	107	107	100	121	104	117	115
196	199	203	201	187	202	186	194	170	192	196
115	120	123	115	120	128	108	116	116	115	133
74	75	65	73	76	80	66	78	68	75	82
141	141	154	147	137	140	140	132	133	144	140
130	133	150	140	126	130	122	113	125	139	132
107	109	116	110	97	104	105	89	103	115	99
36	31	42	40	36	37	38	36	35	37	37
93	96	102	103	101	104	90	101	94	99	97
35	32	31	31	35	33	30	36	30	36	38
44	47	41	46	45	48	40	47	41	48	57
40	41	40	41	42	48	43	41	36	44	40
52	55	54	52	39	55	40	56	44	56	46
60	56	57	55	62	63	60	63	54	61	49
1737	1804	1860	1738	1695	1672	1718	1650	1653	1790	1854
1830	1920	1890	1700	1740	1740	1800	1650	1660	1905	1930
1439	1536	1582	1456	1416	1395	1456	1343	1387	1518	1573
1139	1180	1264	1160	1106	1080	1139	1029	1079	1182	1212
820	856	973	904	840	810	864	745	806	897	915
644	680	791	708	662	646	676	593	655	690	723
905	979	954	912	886	880	922	862	896	952	976
546	574	556	516	534	523	560	496	523	568	595
1039	1097	1083	1050	1015	1024	1045	972	995	1107	1125
265	255	275	245	238	258	230	246	230	270	275
115	105	120	110	120	120	98	100	90	105	110
182	180	190	160	175	178	175	165	155	190	185
90	85	90	100	90	90	80	94	83	95	105
1000	1040	1115	945	970	1010	925	890	877	975	1010
335	340	382	342	325	356	315	335	309	325	325
855	833	900	790	810	875	800	800	767	865	850
95	90	130	120	110	80	105	105	99	100	110

VII. Linguistisches.

Vergleichung der

Baluba-	Bakuba-	Batuasprache
Zahlwörter.		
1 = jomue	1 = kuhotsche	1 = kosch
2 = ibidi	2 = pihn	2 = npihndi
3 = issato	3 = ischatta	3 = nschehtu
4 = inaï	4 = ineh	4 = inehi
5 = itanno	5 = itahno	5 = ntahno
6 = issambombo	6 = ischahmue	6 = nschahm
7 = muanda mutekete	7 = schahmulle	7 = schambuhle
8 = muanda mukulu	8 = inahne	8 = inahn
9 = tschitehma	9 = dihbua	9 = dihbuá
10 = dikumi	10 = ischange	10 = ischanji
100 = lukama		
1000 = tschinuhnu		
10000 = tschischikuhlu		
Der erste = mubehdi		
Der zweite = muschihka		

	Baluba-	Bakuba-	Batuawörter
Trocken	kuhma	ikete ia nuhmo	uanguhma
holen	kulonda	iaka noschi	n'dakokate
gehen	luendo	schiluendo	toanda luendo
sterben	lufu	anóa	uakua, er starb: uangua
weinen	kudihla	bibehle	ualehla
husten	kukossohla	lukete	uakotolla
donnern	dikubakuba	tschaïsche	n'bulla kukumanscha
regnen	fulla	bullua a boko manjanga	n'bulla mukeke
gesund	mukolle	bukala	udibukalle
krank	mubehdi	edibualo tschoïschidi	uabelle
Gesundheit	moio und moijo	—	—
Leben	moio und moijo	—	—
Sonne	diúba	itange	diuba
Mond	muchschi	n'gona	kuehdi
Fluß	mussulu munene*	lohschi	muschulu

* munene groß, mussulu munene der große Bach, meii munene das große Wasser.

	Baluba-	Bakuba-	Batuawörter
Bach	mussulu	lohschi lukeke	kokoa muschulu
See	meii munene	iedi-dischiba	didihba dia mumpata
Hafen	dilohbo	n'bongo lokschi	muschulu munene
Wasserfall	tschidihla	inuhmu-dipuhmu	ischohma dia muschulu
Berg	kakuna	ikonscho	mukunschi
Gebirge	mukunakuna	ikonscho kamoijono	mukunschi mukeke
Ebene	pata mutoke	buschebo laballa	mumpata
Grenze	mukalu	n'nehle	mulehle
Kopf	mutue	—	ihtueh
Haar	sukki	puha	n'puh
Ohr	dihtschu, Plur. mahtschu	mahtoh	—
Nase	diuhlu, Plur. muhlu	mihlo	dohlo
Auge	dihso, Plur. mehso	mihschi	dihso, Plur. mahso
Augenbraue	dikiki, Plur. makiki	—	—
Stirn	palla	boihscho	—
Mund	mukano	—	molohmo
Lippen	muschiku	munja	—
Zähne	meno, Sing. dihno	mihni	mahnu
Zunge	ludimi	—	—
Hals	schingo	ikololo	—
Brust	tschiadi	tohlo	—
Rippen	nbahle	n'bahma	—
Knochen	—	bihkole	—
Arm	dibohko, Plur. mahboko	mioh	kobohko
Hand	tschansa, Plur. tschansa bibidi	—	—
Finger	muhno, Plur. nihno	—	kiala, Plur. biala
Rücken	niuma	n'bihschi	—
Unterleib	diffu	ikundu	—
Bein	tschibehlo, Plur. tschibehlo bibidi	mabella	kupinde
Knie	dinungu	—	—
Schienbein	mukol	mikollo	—
Fuß	dikassa	—	—
Zehe	muanankassa, Plur. bonankassa	—	—
Fußsohle	munda madikassa	matambe	—
Daumen	tschalla, Plur. tschalla bibidi	—	—
Fingernagel	loalla	bihala	—
Bart	miehdi	n'della	—
Fleisch	munini	—	n'jahma
Fische	munini meii	schuhehja	—
Elefant	kapumbo	intschokko	—
Löwe	támbue	—	—
Leopard	kaschahma	—	—
Flußpferd	n'gufu	n'gubu	—

	Baluba-	Bakuba-	Batuawörter
Antilope	n'gulungu	n'bengo und n'bambi	—
Ziege	n'buische	kambidi	—
Schwein	n'gulubu uanpáta	n'schohmbo	—
Huhn	n'solo	koko	—
Oel	mani	muhto und schiadi	—
Palmwein	malufu	mahna	—
Hütte	subbo	schuhma	n'duh
Bett	bualu	ihlaka	—
Brennholz	mihtschie und mitonde	bischahkani	—
Feuer	kapia	tehja	—
Wasser	meii	lohschi	manschi
Palme	dibua	schahmba	—
Beil	kassúi	ihkenge	—
Fischnetz	—	buanscha	—
Zeug (europ.)	tschilulu	n'della	—
Zeug(einheim.)	tschilamba	n'schekka	itohko
Perlen	mabue	ijenge	—
Kaurimuscheln	mibella	paschi	—
Messingstange	tschamu	muahtu	—
steigen	kubanda	apete	kubehka
herabsteigen	kupuehka	banodiki	kuihka paschi
sprechen	kuakuhla	atoto	kuboja
Bogen	buta	pungo	buhta
Pfeil	muketa	ponschio	schehbo
Schild	n'gabu	n'gubu	n'gabo

Die Sonne geht unter heißt in der Balubasprache: Diúba diafuma; die Sonne geht auf: Diúba diaihkakulubonda.

Die gebräuchlichsten Präfixe in der Balubasprache sind:

I. Sing. Mu — Muluba, mulume Mann, mukasch Weib,
Plur. Ba — Baluba, balume, bakasch.
II. Sing. Mu — mukanda Nachricht,
Plur. Mi — mikanda.
III. Sing. Di — dibohko Arm,
Plur. Ma — mabohko.
IV. Sing. Di — diuhlu Nase,
Plur. M — muhlu.
V. Sing. Ka — kassúi Beil,
Plur. Tu — tussúi.
VI. Sing. Ki — kiwuadi Topf,
Plur. Bi — biwuadi.
VII. Sing. Lu — lupassu Becher,
Plur. N' — n'passu.
VIII. Sing. Tscha — tschalla Daumen,
Plur. Bi — bialla.
IX. Sing. Tschi — tschilulu Zeug,
Plur. Bi — bilulu.

Das Präfix, Singularform Mu— Plural Ba— ist am häufigsten.

Die Balubasprache hat keinen Artikel. Mulume heißt sowol „der" Mann als auch „ein" Mann.

Die Mehrzahl wird bei Personen durch ein vorgesetztes bantu — Volk, Pluralform von muntu Person — ausgedrückt, z. B. bantu balume, viele Männer, bantu bakasch, viele Weiber.

Bei Sachen wird bingi = viele gebraucht, z. B. bingi bilulu, viele Zeuge.

Fürwörter.

Ich = mehme
du = uëh-uëh
er, sie, es = iëh-iëh*
meiner = ijeinih
deiner = ijehbe
ihrer = iehnih
mir / meiner } = ijeinih
mich = mehme
dir / deiner } = ijehbe
dich = uëh-uëh
seiner = iehnih
wir = tuëh-tuëh
unser = iehtu
uns = iehtu
uns = iehtu
sie = boh-boh
ihrer = iahbo
ihnen = iahbo.

Fragende Fürwörter.

Tschinih? = welcher, welche, welches.
ganni = (qualis)

Substantivisches Fürwort.

N'ganni? = wer?
tschangan? = wessen?
tschangan? = wem?
n'ganni = wen?

Z. B.: Wer sagt dies: = N'ganni muambe ebuh bualuh? Wen hast du gesehen? = Uakabu mohna n'ganni? Was ist das? = Etschi in tschinih?

Besitzanzeigende Fürwörter.

Meinige = ijeinih**
deinige = ijehbe
sein, seinige, ihr, ihrige = iandi**
unser, unsrige = iehtu
euer, eurige = ijehbe
ihr, ihrige = iahbu.

Zwischen Mascul.- und Femininform ist kein Unterschied.

Beispiele.

Mein Koffer = muschete ueihnih
deine Hütte = subbo ijehbe
sein Fleisch = munini uandi
unsere Hütten = subbo iehtu.

Hinweisende Fürwörter.

Eu = dieser, diese, dieses.
uah-uah = jener, jene, jenes
ah ba = Plur. diese und jene.

Verhältnißwörter.

Nih = mit
paschi = außerhalb
pahkatsch = zwischen, in der Mitte
kuhmanda = unter
muhnda = innerhalb
kunihma = hinter
kuhmudihlu = vor; ja-kuhmudihlu = Vorwärts!
pehpi = bei
kuhlu = auf
muehschih = unter.

Bindewörter.

Nih = und
bihtscha biotzo = jedoch.

Das Zeitwort haben = besitzen.

Präsens.	Imperfectum.
Mehme indinahtscho = ich habe	Mehme inbadinahtscho = ich habe
uëh uëh udinahtscho = du hast	uëh uëh ubadinahtscho = du hattest
jeh jeh uodinahtscho = er, sie, es hat	jeh jeh uobadinahtscho = er, sie, es hatte
tuëh tuëh tudinahtscho = wir haben	tuëh tuëh tudadinahtscho = wir hatten
uëh uëh udinahtscho = ihr habt	
boh boh badinahtscho = sie haben.	

---

* Statt iëh-iëh hört man auch oft jeh-jeh und jeh-ja.

** Nach e und i wird aus ijenih und iandi des Wohllautes und der leichtern Aussprache wegen ueihnih und uandi.

uëh uëh ubadinahtscho = ihr hattet
boh boh babadinahtscho = sie hatten.

Perfectum u. Plusquamperfectum wie Imperfectum.

Futurum.

Mehme intakahtschimohna = ich werde haben
uëh uëh utakahtschimohna = du wirst haben
jeh jeh utakahtschimohna = er, sie, es wird haben
tuëh tuëh tutakahtschimohna = wir werden haben
uëh uëh utakahtschimohna = ihr werdet haben
boh boh batakahtschimohna = sie werden haben.

Futurum conditionale.

Mehme inbadi kuhtschimohna = ich würde haben
uëh uëh ubadi kuhtschimohna = du würdest haben
jeh ja uoubadi kuhtschimohna = er, sie, es würde haben
tuëh tuëh tubadi kuhtschimohna = wir würden haben
uëh uëh ubadi kuhtschimohna = ihr würdet haben

Tschilulu mehme indinahtscho
Zeug ich besitze.

Das Zeitwort sein.

Präsens.

Mehme idi = ich bin
uëh uëh udi = du bist
jeh jeh udi = er, sie, es ist
tuëh tuëh tudi = wir sind
uëh uëh udi = ihr seid (gebräuchlicher: nuëh nuëh nudi)
boh boh badi = sie sind.

Imperfectum.

Mehme inbadi = ich war
uëh uëh ubadi = du warst
jeh jeh ubadi = er, sie, es war
tuëh tuëh tubadi = wir waren
uëh uëh ubadi = ihr waret (gebräuchlicher: nuëh nuëh nubadi)
boh boh babadi = sie waren.

Perfectum.

Mehme idi muje = ich bin gewesen
uëh uëh udi muje = du bist gewesen
jeh jeh udi muje = er, sie, es ist gewesen
tuëh tuëh tudi baije = wir sind gewesen
nuëh nuëh nudi baije = ihr seid gewesen
boh boh badi baije = sie sind gewesen.

Plusquamperfectum.

Mehme inbadi muje = ich war gewesen
uëh uëh ubadi muje = du warst gewesen
jeh jeh ubadi muje = er, sie, es war gewesen
tuëh tuëh tubadi baije = wir waren gewesen
nuëh nuëh nubadi baije = ihr waret gewesen
boh boh babadi baije = sie waren gewesen.

Futurum.

Mehme intakuba = ich werde sein
uëh uëh uhtakuba = du wirst sein
jeh jeh uhtakuba = er, sie, es wird sein
tuëh tuëh tuhtakuba = wir werden sein
nuëh nuëh nuhtakuba = ihr werdet sein
boh boh bahtakuba = sie werden sein;

auch:

mehme intakikala = ich werde sein
uëh uëh uhtakikala = du wirst sein
jeh jeh uhtakikala = er, sie, es wird sein
tuëh tuëh tuhtakikala = wir werden sein
nuëh nuëh nuhtakikala = ihr werdet sein
boh boh bahtakikala = sie werden sein.

Perfectum
(ebenfalls gebräuchliche Form).

Mehme inbadikuba = ich bin gewesen
uëh uëh udi = du bist gewesen
jeh jeh udi = er, sie, es ist gewesen
tuëh tuëh tudi = wir sind gewesen
uëh uëh udi = ihr seid gewesen (gebräuchlicher: nuëh nuëh nudi)
boh boh badi = sie sind gewesen.

Plusquamperfectum.

Mehme intunikala = ich war gewesen
uëh uëh utunikala = du warst gewesen
jeh jeh utunikala = er, sie, es war gewesen

tuëh tuëh tutunikala = wir waren gewesen
nuëh nuëh nutunikala = ihr waret gewesen
boh boh bahtubikala = sie waren gewesen.

Beispiele: udi musubbo = er ist in der Hütte; „er" wird ausgelassen, das „in" wird ausgedrückt durch „mu" und der Hütte „subbo" vorgesetzt. Subbo udi muischila = die Hütte ist geschlossen. Munini udi muimpe = das Fleisch ist gut.

Eine Balubafabel, welche die Macht des Oberhäuptlings über den Unterhäuptling veranschaulichen soll.

Ein Vogel will sein Nest in der Krone einer Palme bauen, die auf einer Insel mitten im Lulua steht. Der Vogel hat es unterlassen, den Lulua um Erlaubniß zu bitten. Dieser wird darüber ärgerlich und fragt den Vogel: „Wer ist dein Hausherr?" und erhält als Antwort: „Die Palme!" Grollend über diese Vernachlässigung läßt nun der Lulua durch die Macht seiner Fluten die Palme niederreißen und mit dem Vogel, der ahnungslos in seinem Neste sitzt, in denselben begraben.

Dibue dibadi* munda mua Lulúa Kaniúnu kálua quela dissua
Palme war mitten im Lulua Vogel kam zu bauen Nest
kiakuléla bana. Lulúa uamuëbehscha: „Uamba, Kaniúnu, uakendela
zu machen Junge. Lulua fragte: „Sage, Vogel, Hausherr
n'ganni? Kaniúnu uamba: „Uakéndela dibue!" Lulúa uafakihschi,
wer? Vogel sagt: „Hausherr Palme!" Lulua wurde ärgerlich;
uatónkolla dibue; biaija mu meii biosso, ne Kaniúnu ne dibue.
stürzte um Palme; fielen ins Wasser alle, sowol Vogel als auch Palme.

Außer solchen, dem Naturleben entnommenen Erzählungen ist die Balubasprache auch reich an schönen Parabeln und inhaltsvollen Sprüchen, die uns gute Schlüsse auf die Volksmoral ziehen lassen:

„Dilohbo diakasabuhke mudimuhke, mupote uakalála pa meii!"

„Wenn der Schlechte in einem Hafen übersetzt, muß der Gute am Wasser übernachten!" d. h. der schlechte Mensch betrügt den Fährmann, läßt sich übersetzen, ohne dafür irgendetwas zu geben. Kommt dann als nächster ein guter Mensch, so läßt der nun argwöhnische Fährmann diesen warten und sich erst bezahlen, ehe er ihn übersetzt. Ferner:

„Kudia dilolo kuohna, kudia uahdia makelehle maihke!"

„In der Nacht essen ist Verschwendung, iß morgens, wenn die Augen offen sind!"

„Pahnta kamohna kaini pahnta kudia bulandua nihbakuëhtu!"

„Wenn ich reich sein werde, d. h. viel zu essen habe, werde ich auch viele Freunde haben."

Sehr erstaunlich ist es, von einem Volke, das noch in seiner jüngsten Vergangenheit so viele grausame Kriege und Gewaltthaten zu verzeichnen hat, sich sagen zu lassen:

„Tschilumbu tschitamba dikihma; moijo** mutambe lupehto!"

„Recht gilt mehr als Gewalt; Gesundheit mehr als Reichthum!"

---

* Statt ubadi hier des Wohllauts und der leichtern Aussprache wegen dibadi.

** moijo = moio, letzteres die gewöhnliche Aussprachsweise.

Anhang III.

(Hans Mueller.)

VIII. Verzeichniß der gesammelten und bisher bestimmten Insekten.

A. Coleoptera.

I. Carabicinen.

Manticora Livingstoni *de Castelnau*
Cicindela rufomarginata *Bohemann*
„ aegyptiaca *Klug*
Tefflus denticulatus *Quedenfeldt*
„ Megerlei *Dejean*
Anthia crudelis *Harold*
„ calida „
Galerita attelaboides *Gerstaecker*
Eudema carbonarium *Har.*
Eudema impictum *Boh.*
„ festivum *Klug*
Graphipterus senegalensis *Dej.*
Chlaenius ovalipennis *Quedf.*
Abacetus tenebrionis *Dej.*
Calleida analis *Chaudoir*
Hypolithus tomentosus *Dej.* (Angola.)
„ holosericeus *Dej.* (A.)
„ pulchellus *Dej.* (A.)

II. Lucaniden.

Nigidius laevigatus *Har.*
Passalus planiceps *Eschscholtz*
„ barbatus *Fabricius*
Passalus puncticeps *Kaup*
Cladognathus quadridens *F.* (Kamerun.)

III. Scarabaeiden.

Goliathus giganteus *Lamarck*
Mecynorrhina torquata *Westwood*
„ Polyphemus *Westw.*
„ Savagei *Harris*
Dicranorrhina micans *Drury* (A.)
Eccoptocnemis superba *Gerst.*
Eudicella tetraspilota *Har.* (A.)
„ Grallei *Buq.* var. Mechowi *Quedf.* (A.)
Pachnoda impressa *Goldfuss* (A.)
„ frontalis *Har.*
„ rufovirens *Quedf.*
„ flaviventris *Gory*
Diplognatha gagates *Foerster* (A.)
Diplognatha silicea *M'Leay* (A.)
Gnathocera cruda *Har.* (A.)
„ trivittata *Swederus* (A.)
Coelorrhina ruficeps *Kolbe*
„ glabrata „
Heterorrhina cincta *Olivier*
„ mutica *Har.* (A.)
„ subaenea *Har.* (A.)
Cetonia dominula *Har.* (A.)
Gametis balteata *Degeer* (A.)
Macroma scutellaris *Fabr.*
Cymophorus undatus *Kirby*
Leucocelis dysenterica *Boh.*
„ semicuprea *Kraatz* (A.)

Ateuchus paganus *Har.* (A.)
„ infernalis *Klug* (A.)
Heliocopris Antenor *Fabr.*
„ Hamadryas *Fabr.* (A.)
Catharsius dux *Har.*
Copris inhalatus *Quedf.* (A.)
„ Orion *Dej.* (A.)
Onitis Sphinx *Fabr.* (A.)
Oniticellus planatus *Boh.* (A.)
„ nasicornis *Fabr.* (A.)
Hybosorus arator *Fabr.* (A.)
Aphodius dorsalis *Klug* (A.)
„ parvulus *Har.* (A.)
Gymnopleurus virens *Fabr.* (A.)
„ olivaceus *Quedf.*
Anachalcos cupreus *Fabr.*
Onthophagus catta *Fabr.* (A.)
„ puellus *Reiche* (A.)
Cerhomalus Mechowi *Quedf.*
Phileurus Poggei *Har.*
„ senegalensis *Castl.*
Archon Centaurus *Fabr.*
Oryctes Boas *Fabr.* (A.)
„ monoceros *Ol.* (K.)
Schizonycha lutescens *Quedf.*
„ senegalensis *Dej.*
Ancylonycha iners *Boh.*
Atys diluta *Quedf.*
Adoretus hirtellus *Castl.*
Serica confinis *Burmeister*
Pseudotrochalus rufolineatus *Har.* (A.)
„ chrysomelinus *Gerst.* (A.)
„ superbus *Quedf.*
Popilia speculifera *Mus. Ber.*
„ dorsigera *Newman* (A.)
Bolax tarsatus *Klug* (A.)
Rhinoplia distinguenda *Dej.* (A.)

IV. Buprestiden und Elateriden.

Sternocera Feldspathica *White* (A.)
„ Iris *Har.*
Steraspis brevicornis *Klug*
„ calida *Har.*
Chrysaspis cuneata *Har.*
Chrysochroa lepida *Gory* (A.)
Psiloptera muata *Har.*
Psiloptera quadrioculata *Boh.* (A.)
Chrysobothris serrata *Fabr.* (A.)
Tetralobus rotundifrons *Guérin*
Tarsalgus tibialis *Har.*
Dicronychus serraticornis *Castl.*
Lycoreus bicarinatus *Quedf.*
Cardiophorus fulvescens *Quedf.*

V. Tenebrioniden.

Psammodes rufipes *Har.*
„ punctipennis *Har.*
Eupezus longipes *Fabr.*
„ natalensis *Linné*
Nyctobates iphtimoides *Quedf.*
„ punctatus *Fabr.*
Opatrinus atratus *Quedf.*
Hoplonyx monophthalmus *Thomson*
„ brunneus *Quedf.*
„ dentipes *Quedf.*
Tenebrio guineensis *Imhoff*
Heterotarsus tenebrioides *Guér.*
Metallonotus denticollis *Gray*
Chiroscelis passaloides *Westw.*
Pycnocerus exaratus *Har.* (A.)
Aspidosternum costatum *Har.*
Praogena viridescens *Gerst.*
„ rubripes *Castl.*
„ aurichalcea *Quedf.* (A.)
Opatrum inquinatum *Schönherr* (A.)
„ debile *Gerst.*
„ proxilum *Erichson*
Pogonobasis verrucosa *Er.* (A.)
Gnophota curta *Er.* (A.)
Pedionomus cavifrons *Haag.* (A.)
Macropoda variolaris *Sol.* (K.)
Peltoides senegalensis *Castl.* (A.)
Himatismus nigrosulcatus *Quedf.*
„ tesselatus *Mus. Ber.*
Heterophilus parallelus *Thomson*

VI. Curculioniden.

Dereodes alboscutellatus *Schönh.* (A.)
Anomaederus Gerstaeckeri *Faust.* (A.)

Lixus validus *Har.* (A.)
„ nebulosus *Kolbe*
„ rhomboidalis *Schönh.* (K.)
Ischnotrachelus humilis *Kolbe* (K.)
Cimbus umbratus *Faust.*
Cimbus puellus *Kolbe* (K.)
Polycleïs vittatus *Har.*
Alcides exilis *Schönh.* (A.)
Calandra Phoenicis *Boh.*
Arrhenodes vulneratus *Schönh.*

VII. Cerambyciden.

Macrotoma palmata *Fabr.*
Tithoës frontalis *Har.*
Omacantha gigas *Fabr.*
Batocera Albertiana *Thoms.*
Sternotomis regalis *Fabr.*
„ ferox *Har.*
„ lineata *Quedf.*
„ polyspila *Har.*
„ amabilis *Hope*
„ variabilis *Quedf.*
„ eremita *Westw.*
„ virescens *Westw.*
Pinacosterna Nachtigali *Har.*
„ Weymanni *Quedf.*
Ptycholaemus lativittis *Har.*
Plocederus viridiaeneus *Hope.*
Pachydissus elongatus *Har*
Monohammus pannulatus *Quedf.*
„ scabiosus *Quedf.*
Ancylonotus tribulus *Fabr.*
Tragocephala variegata *Bertoloni*
Euporus strangulatus *Serville*
Phrosyne brevicornis *Fabr.*
„ viridis *Serv.*
Rhopalizus Chevrolati *Thoms.*
Callichroma Poggei *Har.* (A.)
„ laetum *Hope*
Prosopocera Poggei *Par.*
Cymatura bizonata *Quedf.* (A.)
Philagathes Wahlbergi *Fåhraeus* (A.)
Callidium cupreovirens *Quedf.* (A.)
Inesida hecphora *Thoms.* (A.)
Acmocera undulata *Quedf.*
Ceroplesis quinquefasciata *Fabr.*
„ Poggei *Har.*
„ bicincta *Fabr.* (A.)
Moecha adusta *Har.*
Dichostates costiger *Quedf.*
„ collaris *Chevrolat*

VIII. Chrysomeliden und Coccinelliden.

Clythra trifasciata *Ol.*
Antipus mandibularis *Lacordaire* (A.)
Agelastica janthinipennis *Chevr.* (A.)
Pachytoma gigantea *Illiger*
Diacantha proxima *Boh.* (A.)
„ aperta *Har.* (A.)
Pseudocolaspis attelaboides *Dej.* (A.)
Colasposoma laticornis *Thoms.*
Syagrus calcaratus *Ol.*
Nisotra delecta *Dalman* (K.)
Ochralea fenestrina *Mus. Ber.* (K.)
Hispa spinulosa *Schönh.*
Cheilomenes lunata *Fabr.* (A.)
Epilachna Proteus *Gerst.* (A.)

IX. Arten aus diversen kleineren Familien.

Carpophilus biguttatus *Klug*
Hister cyanescens *Er.*
Saprinus rhitipterus *Marseul*
Tribalus agrestis *Mars.*
Brachypeplus mutillatus *Er.*
Notoxus Wissmanni *Quedf.*
„ Muelleri *Quedf.*
Lycus sinuatus *Dalm.*
„ harpago *Thoms.* (K.)
Lycus semilugubris *Bourg.* (K.)
Lagria Falkensteini *Kolbe* (K.)
„ apiata *Har.*
„ villosa *Fabr.*
Dichastops subaeneus *Gerst.*
Mylabris trifasciata *Ol.* (K.)
„ liquida *Er.* (A.)
„ holosericea *Dej.* (A.)
Lytta atrocoerulea *Har.*

Ceroctis interna *Har.* (A.)
Hapalochrus abyssinicus *Har.* (A.)
Dineutes aeneus *Er.* (A.)
Necrobia rufipes *Fabr.* (A.)
„ ruficollis *Fabr.* (A.)
Sinoxylon piceum *Ol.* (A.)
Platypus flavicornis *Fabr.* (A.)
Dermestes laniarius *Ill.*
„ cadaverinus *Fabr.* (A.)
Phloeotragus similis *Quedf.* (A.)
Mecocerus Mnisczechi *Thoms.*
Chirotenon adustum *Imhoff*
Orectochilus specularis *Aubé*
Paederus aestuans *Er.* (A.)
Allecula spadicea *Mus. Ber.* (K.)
Gymnocheila vestita *Klug*
Apate Francisca *Fabr.*
„ cornuta *Fabr.*
„ carmelita *Fabr.*
„ cephalotes *Ol.*
Episcapha interrupta *Lac.* (A
Megalodacne rufovittata *Har.*

B. Lepidoptera.

(Von Herrn Dr. Dewitz bestimmt.)

I. Arten von Kamerun.

Papilio Demoleus *L.*
Pieris mesenthina *Cramer*
Danais Chrysippus *L.*
Acraea Lydia *Fabr.*
„ Serena *Fabr.*
„ Cetis *Fabr.*
Precis Pelarga *Fabr.*
„ Sophia *Fabr.*
„ Terea *Drury*
Iphthima Asterope *Klug*
Terias floricola *Boisd.*
„ Rahel *Fabr.*
„ Hecabe *L.*
Pontia Alcesta *Cr.*
Pompostola Hipparchus *Cr.*
Margarodes sericeolatus *Guené*
Ismene Iphis *Drury*
Deilephila Eson *Cr.*
Phalanna Sperchius *Cr.*
15 unbestimmte Arten.

II. Arten von Malange.

Charaxes Ephyra *Godt*
„ Candiope *Godt*
Crenis Amulia *Cr.*
„ Benguele *Champman*
Zonidia Comma *Hopf*
Deilephila Osiris *Dalm.*
Danais Chrysippus *L.*
Philognoma Varanes *Cr.*
Acraea perenna *Doubleday*
Godartia ansellica *Buttler*
Canopus Daedalus *Fabr.*
Callidryas florella *Fabr.*
Mycallesis Eliasis *Hew.*
„ Safitza *Hew.*
Junonia Enone *L.*
6 unbestimmte Arten.

C. Libellulidae.

(Von Herrn Kolbe bestimmt.)

Pantala flavescens *Fabr.*
Tramea basilaris *Beauv.*
Palpopleura marginata *Fabr.*
Diplax sp.

D. Hymenoptera.

Dorylus nigricans *Illiger*
Xylocopa trepida *Fabr.*

E. Orthoptera.

(Von Herrn Dr. Karsch bestimmt.)

Catantops melanosticta *Schaum*
Acridium sp.
Poecilocerus sp.

F. Hemiptera.

(Von Herrn Dr. Karsch bestimmt.)

Oxypleura stridula *L.*
und 2 unbestimmte Arten.
Pyrops tenebrosa *Spinola*
Sphaerocoris tigrina *Stål.*
Callidea 12-punctata *Fabr.*
Coeloglossa furcifera *Fabr.*
Cryptocoris Lundii *Fabr.*
Petascelis remipes *Signoret*
Physomerus terminalis *Burmeister*
7 unbestimmte Arten.

Leider wurde während der heftigen mehrmonatlichen Krankheit Mueller's in Mukenge, die eine sorgfältige Pflege und Ueberwachung der Sammlungen nicht möglich machte, ein großer Theil derselben durch Schimmel und Fäulniß vernichtet. So verdarb der größte Theil der Vogelbälge und Schlangenhäute, ebenso eine Menge von Coleopteren, die gerade mit besonderm Fleiß und Interesse gesammelt waren. Von Lepidopteren befindet sich noch eine mehrere hundert Arten umfassende Collection, die jedoch bisher nicht gespannt und bestimmt ist, im Königl. Museum in Berlin.

Register.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

he

24 25

3

…ORSCHUNGSGEBIET

DER

…NN'SCHEN EXPEDITION

IM

…IGEBIET DES KASSAI

…6. Juni 1884 bis 17. Juli 1885.

…Originalaufnahmen der Mitglieder,

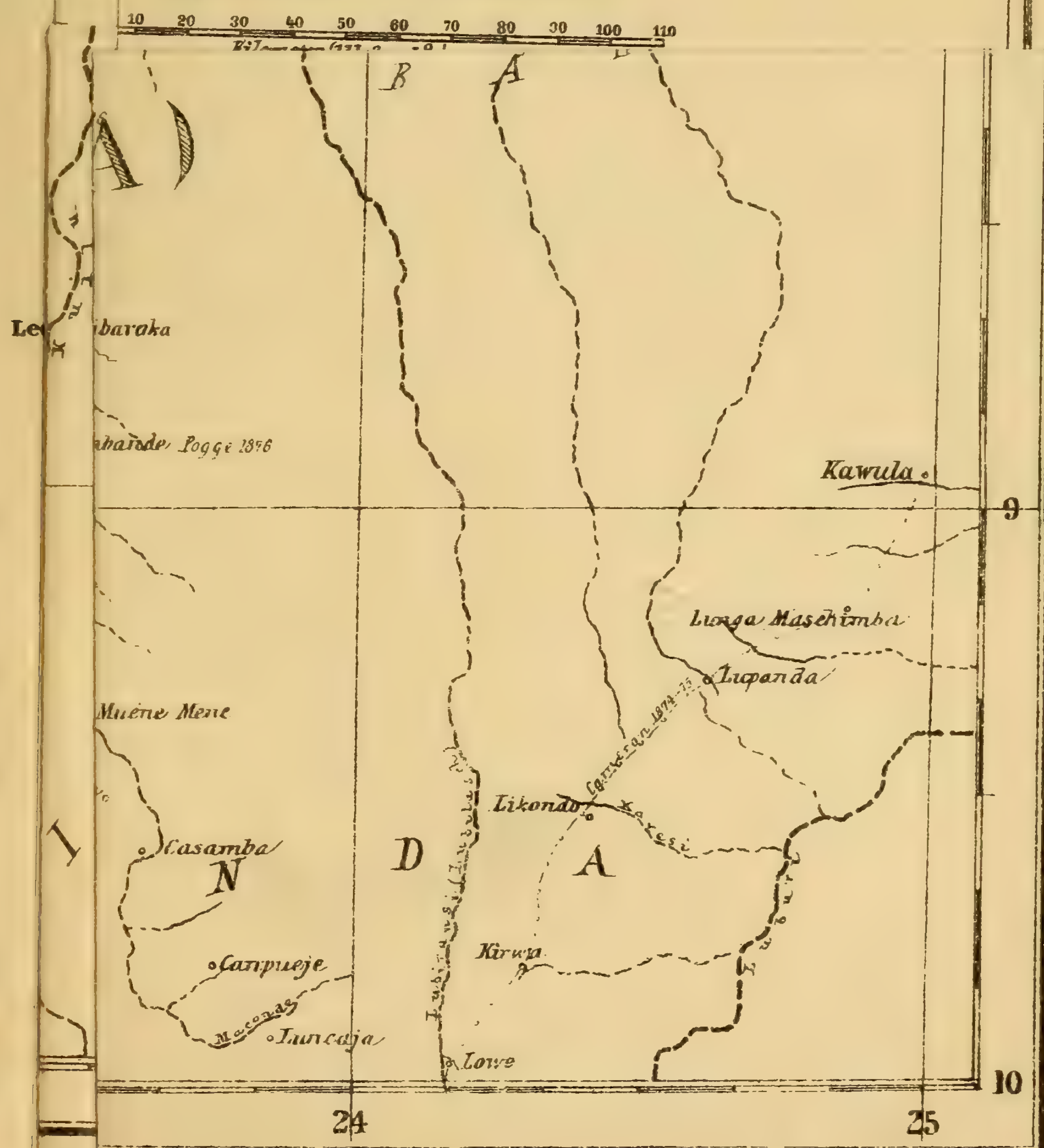
construirt von

…François, Geograph der Expedition,

reducirt auf den

Maßstab 1: 2000000.

10 20 30 40 50 60 70 80 90 100 110



FORSCHUNGSGEBIET DER WISSMANN'SCHEN EXPEDITION IM STROMGEBIET DES KASSAI

16. Juni 1884 bis 17. Juli 1885.

Nach den Originalaufnahmen der Mitglieder, construirt von **Curt von François**, Geograph der Expedition, reducirt auf den Maßstab 1:2000000.

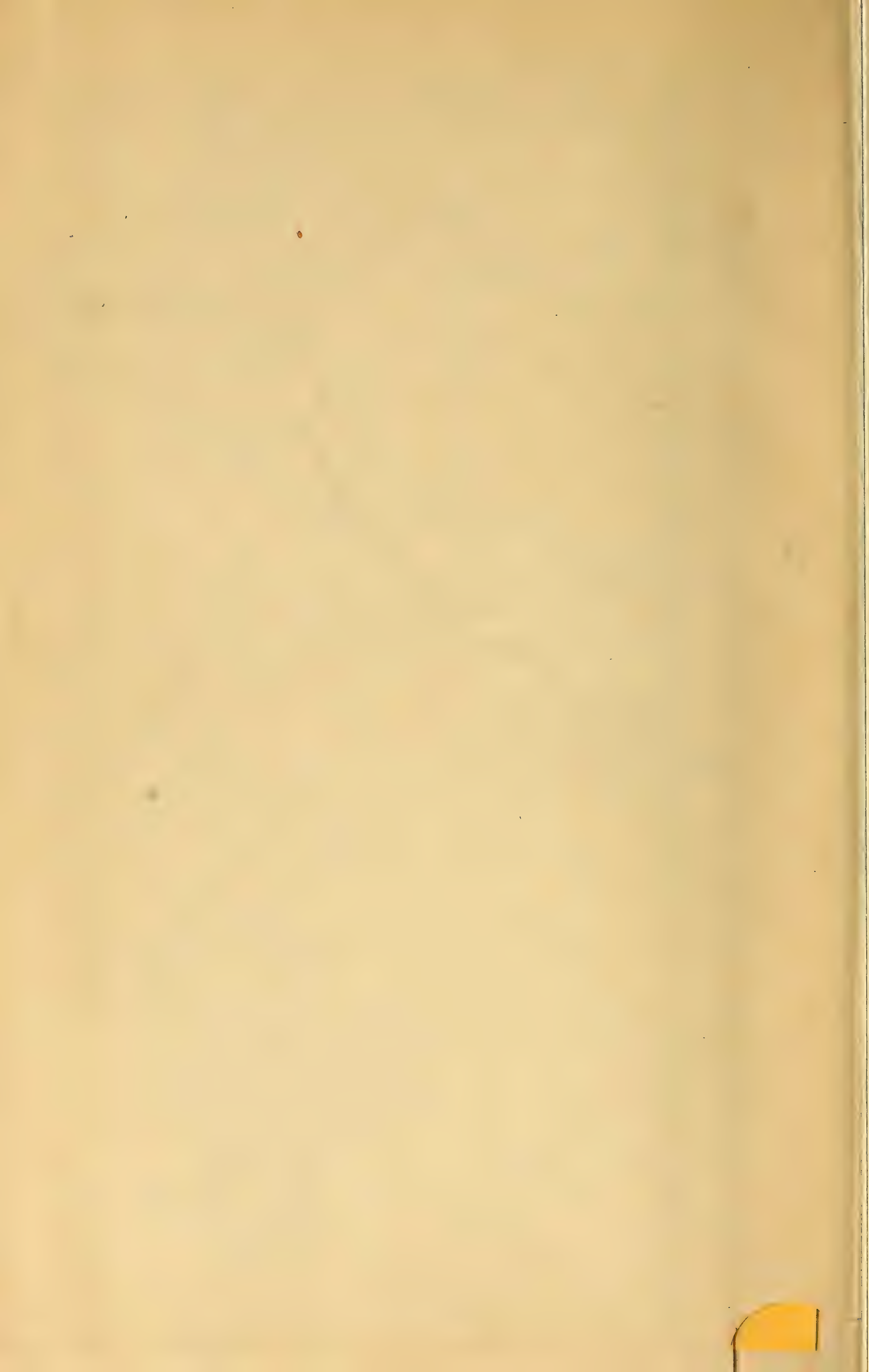
Östliche L. v. Greenwich

Erklärung:

- Hauptroute der Expedition unter Pr. Lt. Wißmann
- Stabsarzt Dr. Ludwig Wolf's Specialroute
- Premierlieut. Curt v. François' " "
- Lieutenant Mueller's II. " "

3 Juli. Lagerplätze (für den Abend d. Ankunft)
Höhen in Meter






Unerforschtes Gebiet
Unerforschtes Gebiet
Unerforschtes Gebiet
Kamerun Geb.
Kamerun
Biafra
Kl. Batanga
Gr. Batanga
Bata B.
Benito
Corisco B.
Corisco I.
Gabun
Libreville
C. Lopez
Sangatanga
Lambarene
Lope
Buoli
Obindschi
Gumbi
Sette Kama
Njanga
Majumba
ASCHANGO
BAKUMBO
Franceville
Sengui
Madembe
Kitabi
Beaudouinville
Rudolfstadt
Loango
Landana
Kabinda
Banana
KONGO
MUSORONGO
Boma
Vivi
Isangila
Kilolo
Yellala Fälle
Brazzaville
BABWENDE
Stanley Pool
Ntamo Leopoldville
Leopoldville
Zinga Fälle
Philippev.
Mukumbi
Manyanga
Stanley Niadi
Franktown
Ngampey
Kwa Mouth
Malelu
Tschumbiri
Bolobo
Lukolela
Leopold II. See
Ikengo
Ngondo
Aequator St.
Likona
UMBETE
BATEKE
UBANDJI
Malumba S.
Ikelemba
Buki
Bangala
Kongo
Mpesa
Upoto
Lavingstone
Rubunga
Urangi
Sankuru
Ikutu ya Kongo
Jambuga
Aruwimi St.
Yamembe
KORURU
JAMBARRI
Äquator
Stanley Fälle
Bakumu
WAKUNA
WATWA
BAKUBA
BASSONGE
BASCHILANGE
Mukenge
Tschidimbo
Kikassa
BASUBA
Kan
Nambanza
Mussumba
MOLUA
Mona Kissenge
Kabango
Kadinga
LUNDA
KIOKO
Muata Kabembo
Muata Yambana
Kimbundo
Dinonda
Bango
Nyambi
Kassai
Dilolo S. 1445
Katema
Lovale
(Lobale)
Luibanda
Schinde
Monakadze Geb.
Lumedschi
Luena
Lungebungo
Bamburi
Kissembo
Gangamba
LUSCHASE
KIOKO
AMBUELLA
Libonta
BANJRTI
Liahu
Katonga
MARUTSE u. MAM
Sioma
Marano
Cuando
Cubango
AMBOELLA
OVAMBUERE
ORUHEKE
Handa
Carimbo
Cubango
Bihe
Belmonte
Capella
MALEMBA
MINUNGO
BANGALA
Kassange
Malange
KAKAKALLA
MAJAKA
Kamalamba
BASESSE
Muene Putu Kassongo
FUTA
MATAMBA
Cambo
S. Salvador
KONGO
Ambrizette
Bembe
Quinzao
Ambrizette
Ambriz
Encoge
Dande
St. PAULO DE LOANDA
Duque de Braganza
Ambaca
ANGOLA
Pungo Andongo
Quanza
Longa
Novo Redondo
Cuvo
Egypto
Benguela
BENGUELA
Catumbella
Cuio
Caconda
AMBO
Quillengues
Menas
KALUKEME
Huilla
Mossamedes
MOSSAMEDES
Pinda
Chondo
Humbo
Cunene
Gr. Fisch B.
ATLANTISCHER OCEAN
10
15
20
5
0
5
10
15
1883.
Oestliche Länge

Stand der Forschungen IN CENTRALAFRIKA vor Beginn der WISSMANN'SCHEN Kassai-Expedition.

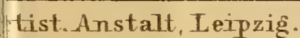
Maßstab 1: 15000.000.

200 0 200 400

Kilometer (111,3 - 1°)

Äquator

von Greenwich. 30 35 40





F. A. Brockhaus' Geogr. artist. Anstalt, Leipzig.



Stand der Forschungen in Centralafrika im Jahre 1890.

Erklärung.

- Kongo-Staat
- Deutsche Schutzgebiete
- Britischer Besitz
- Französ. "
- Portugies. "
- Spanischer "

Route der Wissmann'schen Kassai Expedition.

Maßstab 1: 10 000 000.

Kilometer. 111,3 = 1 Grad.



F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt. Leipzig.






SMITHSONIAN INSTITUTION LIBRARIES
3 9088 00080 8436

